



Leo Tolstoi

Religiöse Briefe

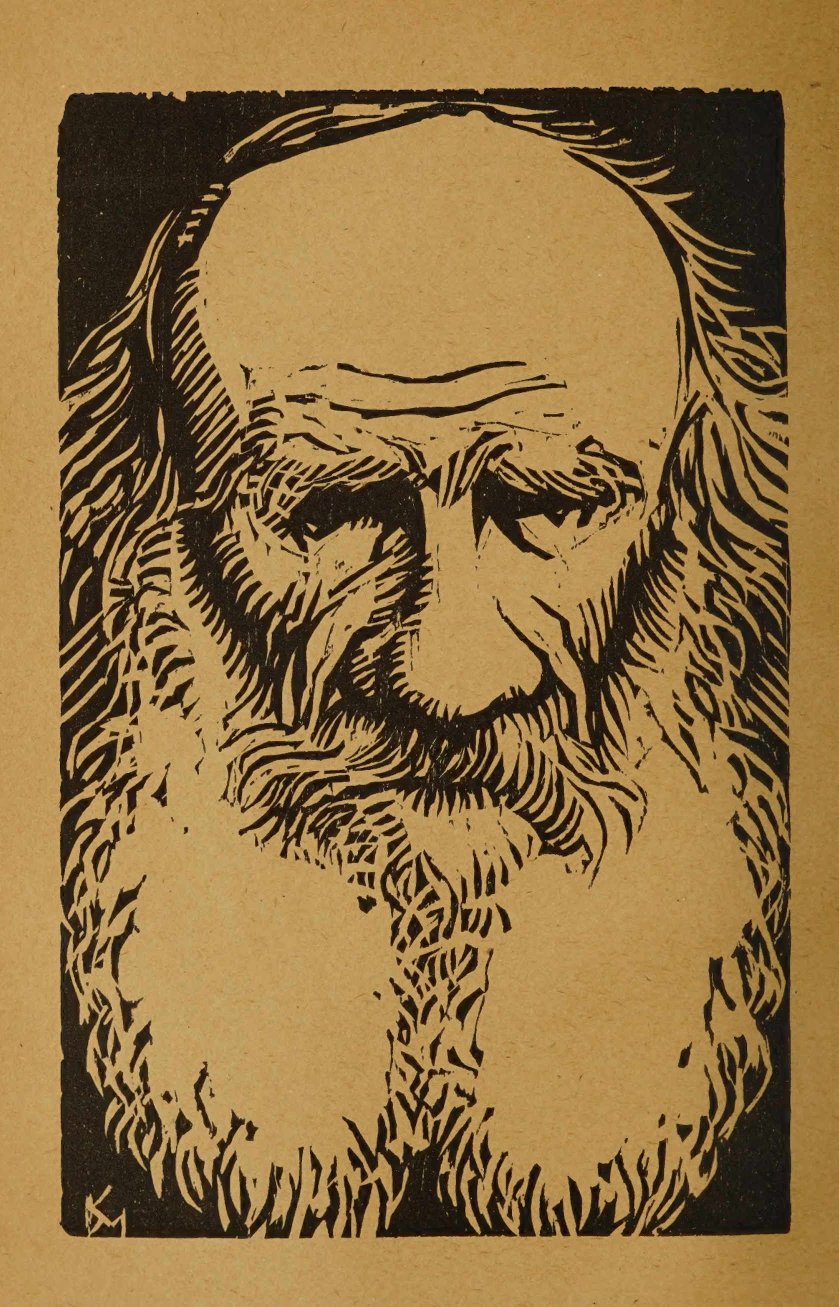
KM


ASSOCIATED MENNONITE BIBLICAL SEMINARIES
ELKHART
LIBRARY



LEO TOLSTOI

RELIGIÖSE BRIEFE



LEO TOLSTOI

RELIGIÖSE BRIEFE

ÜBERSETZT UND HERAUSGEGEBEN
VON
KARL NÖTZEL



Gemeinschafts-Verlag Eberhard Arnold, Sannerz u. Leipzig

In dieser Herausgabe erscheinen sämtliche in russischer Sprache veröffentlichten religiösen Briefe Leo Tolstois, von Karl Nötzel gesammelt, ausgesucht und übersetzt. Der Umschlag und der Tolstoi-Kopf des Titels ist von Karl Mahr. Fünfzig gezählte Exemplare sind auf holzfreiem Papier mit einem Originalabzug des Holzschnittes von Karl Mahr hergestellt, in Halbpergament gebunden. Ihren Umschlag entwarf der Offenbacher Schreiber Rudolf Koch. Das Buch wurde in der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg gedruckt. Es erscheint im Gemeinschaftsverlag Sannerz u. Leipzig.

VORWORT.

Die vorliegende Sammlung erhebt den Anspruch, nach dem bis heute — russisch — vorliegenden Gesamtbriefmaterial Tolstois (drei grosse Sammelbände, zwei Spezialkorrespondenzen, sowie in verschiedenen Erinnerungsbüchern an Tolstoi Zerstreutes), vollständig zu sein. Aus diesem Gesamtmaterial wurden alle Briefe religiösen Inhalts ausgesucht und den Jahreszahlen nach geordnet. Von einer ursprünglich beabsichtigten Anordnung nach den Inhalten musste abgesehen werden — weil einerseits diese stets wechselnde Behandlung erfahren — entsprechend der religiösen Entwicklung Tolstois, — und weil zudem auch die allermeisten Briefe eine ganze Reihe von Gegenständen berühren. Immerhin ward versucht, bei den Briefen innerhalb eines Jahres eine gewisse, den Inhalten nach gebotene Ordnung einzuhalten — wobei natürlich wechselnde Gesichtspunkte in Anwendung kamen.

Aus dieser allgemeinen Ordnung heraus fallen die in der Sammlung zunächst gebrachten Briefe an die Gräfin A. A. Tolstoi: sie beginnen freilich mit Tolstois frühesten religiösen Briefen, reichen aber bis in seine letzten Lebensjahre. Hier sollte — gleichsam als Einleitung — ein gedrängtes Gesamtbild der religiösen Entwicklung Tolstois gegeben werden. Daran schliessen sich die wenigen religiösen Briefe aus Tolstois religiöser Übergangszeit: Er hatte sich bekanntlich anfang der 70er Jahre wiederum der orthodoxen Kirche zugewandt. Der Bruch mit ihr und die Festigung des eigentlichen Bekenntnisses Tolstois fällt gegen das Jahr 1880. Die einzelnen — nicht gerade tiefgehenden — Wandlungen, die dann in den dreissig Jahren bis zu Tolstois Tode sein religiöses Weltbild noch erfuhr, ergeben sich aus den Briefen dieser Zeit.

Grosse Schwierigkeit bot die Übersetzung, da Tolstoi bei der ungeheuren Ausdehnung seiner religiösen Korrespondenz, von der wohl nur das Wenigste gerettet ist, (vornehmlich das, wovon er Abschriften zurückbehielt), und bei der Leidenschaft, zu der ihn der Gegenstand veranlasste, fast stets sehr eilte. Er selber bittet immer wieder die Adressaten um Nachsicht mit seiner unklaren Ausdrucksweise und spricht die Hoffnung aus, man werde ihn auch so verstehen. Der gleichen Hoffnung gibt sich der Übersetzer und Herausgeber hin: durch jahrzehntelanges Studium von Tolstois Originalwerken und umfang-

reiche Übersetzungen aus ihnen auf Tolstois Schreibweise vorbereitet, war er bestrebt, bis zur letzten Verdeutlichung vorzuschreiten und dabei doch nach Möglichkeit den seelischen Reiz des alle Ungeduld eines rastlosen Gottsuchers in sich tragenden Stils wenigstens ahnen zu lassen.

Ein reifer Leser dürfte hier stärkste religiöse Anregung erfahren. Freilich muss er prüfend bleiben, und darf er sich auch nicht durch Bewunderung und Ehrfurcht den Blick trüben lassen: denn hier handelt es sich um Heiligstes!

Bei der Verdeutlichung einzelner besonders flüchtig hingeworfener Stellen schulde ich tiefen Dank meiner lieben Frau, um deren Muttersprache es sich hier handelt.

Pasing, Weihnacht 1922. Karl Nötzel.

TOLSTOIS RELIGIÖSE BRIEFE AUS DEN JAHREN 1859—1910



[1.] An die Gräfin A. A. Tolstoi 3. Mai 1859.

Mein Gott! Wie haben Sie mich heruntergemacht! Bei Gott, ich kann noch gar nicht zu mir kommen! Aber Scherz beiseite, liebe Babuschka, ich bin ein übler, nichtsnutziger Bursche, ich habe Ihnen weh getan, aber war es denn nötig, mich so grausam zu bestrafen? Alles, was Sie da sagen, ist richtig und auch wiederum falsch. Die Überzeugungen eines Menschen — nicht diejenigen, die er kundgibt, vielmehr diejenigen, die er durch sein ganzes Leben erworben hat — kann schwerlich ein anderer verstehen, und Sie kennen auch nicht die meinigen. Würden Sie sie kennen, so wären Sie nicht so über mich hergefallen. Gleichwohl will ich versuchen, Ihnen mein Glaubensbekenntnis abzulegen. Als ich noch ein Kind war, glaubte ich feurig, sentimental und ohne mir irgend welche Gedanken zu machen. Später, ich war gegen 14 Jahre alt, begann ich über das Leben ganz im allgemeinen nachzudenken und stiess dabei auf die Religion. Sie fügte sich nicht meinen Theorien, und natürlich hielt ich es für ein Verdienst, sie zu verneinen. Ohne sie lebte ich 10 Jahre ganz ruhig: Alles lag mir klar, logisch und in Zusammenhang miteinander vor Augen — und für die Religion war dabei kein Platz. Es kam dann eine Zeit, wo mir alles offenbar zu sein schien, Geheimnisse gab es überhaupt nicht für mich im Leben, aber das Leben selber begann seinen Sinn zu verlieren. Zu dieser Zeit war ich einsam und unglücklich — ich lebte damals im Kaukasus. Ich fing an, so tief nachzudenken wie der Mensch nur einmal im Leben die Kraft findet. Ich besitze Aufzeichnungen aus jener Zeit, und wenn ich jetzt darin blättere, kann ich gar nicht begreifen, wie ein Mensch bis zu einem solchen Grad von geistiger Überspanntheit zu gelangen vermochte, wie ich damals. Diese Zeit war sowohl qualvoll wie schön. Niemals, weder vordem noch nachdem, erreichte ich eine solche Höhe des Gedankens wie in jener Zeit, die ungefähr zwei Jahre währte. Und alles, was ich damals fand, wird für immer meine Überzeugung bleiben. Anders kann ich nicht. In zweijähriger geistiger Anstrengung fand ich etwas ganz Einfaches und Uraltes, ich bin dessen aber so gewiss wie niemand gewisser sein kann — ich fand, dass es eine Unsterblichkeit gibt, dass es eine Liebe gibt, und dass man den Nächsten lieben muss, wenn man ewig glücklich sein will. Diese Entdeckungen setzten mich in Staunen durch ihre Ähnlichkeit mit der christlichen Religion. Aber statt ihr selber auf den Grund zu gehen, begann ich sie im Evangelium zu suchen; dort fand ich aber wenig. Ich fand weder Gott, noch den Erlöser noch die Sakramente, mit einem Wort gar nichts; ich suchte mit allen Kräften meiner Seele, ich weinte und quälte mich und hatte keinen anderen Wunsch als nach Wahrheit. Glauben Sie um Gotteswillen nicht, Sie könnten aus diesen, meinen Worten auch nur ein

ganz klein wenig die ganze Kraft und Insichgeschlossenheit meines damaligen Suchens begreifen. Das ist eines jener Geheimnisse der Seele, wie sie jeder von uns besitzt; ich kann aber wohl sagen, dass ich selten bei anderen eine solche Leidenschaft nach der Wahrheit fand, wie sie damals in mir lebte. So blieb ich denn bei meiner Religion und ich kam dabei gut aus im Leben. Ich muss zugeben auch jetzt noch.

(4. Mai):

Dieses hatte ich sogleich geschrieben, nachdem ich Ihren Brief empfangen hatte. Ich unterbrach mich, weil ich mich überzeugte, dass dies alles nur ein Geschwätz sei, das Ihnen nicht zum hundertsten Teil einen Begriff dessen geben werde, was eigentlich vorliegt, und es deshalb keinen Zweck hat, fortzufahren. Da ich mir aber ein für allemal das Wort gegeben habe, niemals die Briefe an Sie zu überarbeiten, so schicke ich Ihnen auch diesen. Die Sache ist die, ich liebe und achte die Religion, ich glaube, dass der Mensch ohne sie weder gut noch glücklich sein kann. Ich möchte sie lieber haben als alles andere auf der Welt, ich fühle, dass ohne sie mein Herz mit jedem Jahre trockener wird, ich hoffe noch, und in frommen Augenblicken scheint es mir so, als glaube ich, ich habe aber tatsächlich keine Religion, und ich glaube auch nicht — ausserdem macht bei mir das Leben die Religion, und nicht die Religion das Leben. Wenn ich gut lebe, bin ich, so scheint mir, ihr näher, es kommt mir dann so vor, als werde ich gerade im nächsten Augenblick in diese Welt des Glückes eingehen; lebe ich aber schlecht, so scheint es mir, als sei die Religion überhaupt nicht nötig. — Jetzt auf dem Lande bin ich mir so widerlich, fühle ich eine solche Trockenheit im Herzen, dass es mir furchtbar und eklig zumute ist, und ich die Notwendigkeit einer Religion stärker empfinde. Gott gebe, die Zeit wird kommen. — Sie lachen über die Natur und die Nachtigall, sie ist aber für mich — der Führer zur Religion. Jede Seele hat ihren Weg, und dieser Weg ist unbekannt und wird nur in der Tiefe des Herzens empfunden. Vielleicht liebe ich auch Sie bloss deswegen. — Ach mein lieber Freund, meine Babuschka! Schreiben Sie mir doch häufiger. Mir ist es jetzt so eklig und traurig zumute auf dem Lande. So trocken und kalt ist es mir in der Seele, dass es mir selber schrecklich vorkommt. Ich habe nichts, wofür ich leben könnte. Gestern kamen mir diese Gedanken mit solcher Kraft, dass ich mich gründlich zu fragen begann: Wem erweise ich eigentlich Gutes? Wen liebe ich? Niemand! Und ich kann mich sogar nicht einmal mehr über mich selber grämen und über mich weinen. Selbst meine Reue ist kalt. Das ist nur ein Räsonnieren. Einzig und allein die Arbeit bleibt mir. Aber was bedeutet sie eigentlich? Eine Kleinigkeit — man wühlt da herum, man macht sich Sorgen und Mühe, aber das Herz wird kalt, es trocknet aus und stirbt ab. Ich schreibe Ihnen das nicht deshalb, damit Sie mir sagen,

was das zu bedeuten hat, was man tun soll, und damit Sie mich trösten möchten, das ist ganz unmöglich. Ich schreibe Ihnen ganz einfach deshalb, weil ich Sie liebe, und Sie mich verstehen werden; öffnen Sie ein Fensterchen in Ihrem Herzen, lassen Sie da allen diesen Unsinn Ihres Enkels hinein, schliessen Sie dann das Fensterchen wieder zu — und damit gut! Bitte antworten Sie mir nicht einmal hierauf. Die Hauptsache ist, dass ich mich selber nicht belügen kann. Ich habe eine kranke Schwester, eine alte Tante, Leibeigene, denen ich nützlich sein, und die ich verwöhnen könnte, aber mein Herz schweigt, und absichtlich das Gute zu tun — schäme ich mich. Um so mehr, als ich das Glück empfand (wenn auch sehr selten) tatsächlich Gutes zu tun, ohne das zu wissen, ganz zufällig, nur aus meinem Herzen heraus. Es vertrocknet jetzt, es wird hölzern, es zieht sich zusammen, und ich kann gar nichts dagegen tun. Sie haben keinen Grund auf unsersgleichen böse zu sein und uns zu schelten, Sie sollten mich bedauern und freundlich behandeln. Sie haben es gut. Sie haben stets einen Ort, wo Sie Ihre Seele erwärmen können, bei uns aber vertrocknet die Seele, man fühlt das, man entsetzt sich darüber — und hat kein Mittel dagegen. Leben Sie wohl, grüssen Sie die Ihrigen und vergessen Sie mich nicht . . . . . Jetzt möchte ich lachen und Luftsprünge machen und nur deshalb, weil ich vor fünf Minuten weinen wollte und weil ich Ihnen schreibe. L. Tolstoi.

[2.] April 1876.

Nicht umsonst schrieb ich Ihnen, liebe Freundin Alexandrine, und forderte Sie auf zu einem Briefwechsel mit mir, und mein Irrtum war mir dabei noch förderlich — was für schöne Briefe habe ich von Ihnen erhalten, besonders den letzten!

Ich dachte gar nicht daran, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, dass Sie mich zu überzeugen oder zu bekehren suchten; ich schrieb Ihnen nur, indem ich Sie ein wenig aufzog: Suchen Sie mich nicht zu bekehren, denn in solchen Bemühungen finde ich häufig etwas Falsches; aus Ihrem letzten Brief ersehe ich aber, dass Sie selber dieses falsche Empfinden viel besser kennen als ich. Meine Warnung war also überflüssig; ich entschuldige mich deswegen. Ich gestehe indes, dass ich dies schrieb, um (wie ich bereits sagte) Sie zu möglichstem Eifer zu veranlassen in einer Frage, die mir jetzt sehr, sehr wichtig ist, und in welcher ich stets von Ihnen Hilfe verlangte.

Sehr erfreulich war es mir auch zu erfahren (wenn ich Sie richtig verstand), dass auch Sie der Meinung sind, plötzliche Bekehrungen kämen nicht vor, oder doch nur selten — (ich meine solche in einem Augenblick) und dass man durch Mühe und Qualen hindurchgehen muss. Dieser Gedanke erfreut mich, denn ich habe mich viel gequält, und mir viel Mühe gegeben, und in der Tiefe meiner Seele weiss ich, dass diese Mühe und diese Qualen das allerbeste sind von

dem, was ich auf der Welt habe. Auch muss diese Tätigkeit ihren Lohn haben: Wenn das auch nicht in der Beruhigung des Glaubens geschieht, so ist doch das Bewusstsein, sich gemüht zu haben, an sich schon ein Lohn, jene Theorie aber von der Gnade, die im Englischen Klub oder auf einer Versammlung von Aktionären auf den Menschen herabfällt, kam mir nicht nur stets dumm, vielmehr unsittlich vor.

Sie sagen, Sie wüssten nicht, woran ich glaube. Es ist mir seltsam und schrecklich es zu sagen: An gar nichts von dem, was uns die Religion lehrt; aber dabei hasse und verachte ich nicht nur den Unglauben, ich sehe auch gar keine Möglichkeit, ohne Glauben zu leben und noch weniger, ohne Glauben zu sterben. Und so baue ich mir denn allmählich meine Glaubenssätze auf, sie sind nur alle — zwar fest gegründet, aber sehr unbestimmt und wenig tröstlich. Wenn der Verstand fragt — antworten sie gut; tut aber das Herz weh und bittet es um Antwort, so gibt es keine Stütze und keinen Trost. Mit den Forderungen meines Verstandes und den Antworten, die mir die christliche Religion erteilt, befinde ich mich in der Lage, wie zwei Hände, die sich ineinander legen möchten, aber nur mit den Fingern aneinander stossen. Ich hege den Wunsch, sie in Einklang zu bringen, aber je mehr ich mich bemühe, um so schlechter geht es damit; und dabei weiss ich sehr wohl, dass dies möglich ist, dass eines für das andere geschaffen ward.

Ich wollte eigentlich gar nichts von mir erzählen, aber unwillkürlich liess ich mich fortreissen. Bitte, folgen Sie meinem Beispiel, d. h. sprechen Sie von sich selber und nicht von mir . . . Ich küsse Ihre Hand

Ihr L. Tolstoi.

[3.] Februar 1877.

Sie beleidigen mich, meine teure Freundin Alexandrine, wenn Sie bei mir eine falsche Scham annehmen in Fragen der Religion. Soeben habe ich Urussoff von ganzer Seele folgendes geschrieben, und ich wiederhole es ihnen: Für mich ist die Frage der Religion ganz die gleiche Frage wie für einen Ertrinkenden die Frage, woran er sich halten kann, um dem drohenden Verderben zu entgehen, das er bereits mit seinem ganzen Wesen empfindet. Und gerade die Religion offenbart sich mir schon zwei Jahre als dieser mögliche Weg zur Rettung. Deshalb kann von einer falschen Scham gar nicht die Rede sein. Die Sache ist aber die: sobald ich nur nach diesem Brett greife, fange ich mit ihm zusammen zu sinken an; und dabei halte ich mich noch irgendwie an der Oberfläche, solange ich nicht nach diesem Brett greife. Wenn Sie mich fragen, was mich eigentlich hindert, werde ich darauf nicht antworten, denn ich würde fürchten, Ihren Glauben zu erschüttern, und ich weiss, dass er das höchste Heil ist. Ich kann mir vorstellen, wie Sie darüber lächeln werden, dass meine Zweifel Sie erschüttern könnten. Es handelt sich hier aber gar nicht darum,

wer besser urteilt, vielmehr darum, nicht zu versinken, und deshalb werde ich Ihnen das nicht sagen, mich vielmehr für Sie freuen und für alle, die in diesem Boot fahren, das mich nicht trägt. Ich habe einen Freund, den Gelehrten Strachoff, einen von den besten Menschen, die ich kenne. Wir gleichen einander ausserordentlich in unseren religiösen Anschauungen. Wir sind beide überzeugt, dass die Philosophie gar nichts gibt, dass man ohne Religion nicht leben kann, und dabei können wir nicht glauben. In diesem Sommer wollen wir beide nach dem Kloster Optina wallfahrten, dort will ich den Mönchen alle Gründe angeben, derentwegen ich nicht glauben kann. Ich küsse Ihre Hand Ihr L. Tolstoi.

[4.] Ende März 1879.

Deshalb habe ich Ihnen solange nicht geantwortet, meine teure Freundin, weil ich dieser Tage in Moskau war und mich wie stets das schreckliche Stadttreiben sehr verdrossen hat.

Ich verstehe nicht, wie Sie das Wort „Kreuz“ auffassen, das wir tragen. Wenn es Gott gefällig sein wird, so werden Sie das, was ich im Sinne habe, herauslesen. Bei einer Unterhaltung kann man sich über einzelne Worte klar werden, schriftlich ist das nicht möglich. Ich möchte nur sagen, dass „nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach“ — ein einziges unteilbares Wort darstellt. „Nimm dein Kreuz“ — hat einzeln genommen, meiner Meinung nach, gar keinen Sinn, weil es durchaus nicht in unserem Willen liegt, das Kreuz zu nehmen oder nicht zu nehmen; es liegt auf uns, man darf nur nichts Überflüssiges tragen — nichts von dem, was nicht Kreuz ist. Auch darf man das Kreuz nicht irgend wohin tragen, man muss vielmehr damit Christus auf dem Fusse folgen, d. h. indem man sein Gesetz der Liebe zu Gott und dem Nächsten erfüllt. Ihr Kreuz — ist der Hof. Mein Kreuz — die Arbeit des Gedankens. — Das ist eine üble, hochmütigmachende Tätigkeit voller Verführungen . . . aber mag es nur so sein . . . . .

Möge Ihnen Gott alles Beste geben. Ich küsse Ihnen die Hand. Sonja dankt Ihnen für alle Liebe und vergilt Ihnen mit dem Gleichen.

Ihr L. Tolstoi.

[5.] Februar 1880.

Zwei Tage sind es her, seit ich Ihren Brief empfing, meine teure Freundin, und ich habe bereits mehrmals, während ich noch im Bett lag, meine Antwort an Sie überdacht; jetzt weiss ich aber selber nicht, wie ich sie schreiben werde. Die Hauptsache ist, dass Ihr Glaubensbekenntnis dasjenige unserer Kirche ist. Ich kenne es und teile es nicht. Ich habe aber kein einziges Wort gegen diejenigen zu sagen, die diesen Glauben haben. Besonders wenn sie hinzufügen, das Wesen dieser Lehre beruhe in der Bergpredigt. Deren Lehren verneine ich nicht nur keineswegs, im Gegenteil: würden Sie mir sagen:

Was ich lieber wünschte: dass meine Kinder ungläubig wären wie ich war, oder an das glaubten, was die Kirche lehrt, so würde ich, ohne einen Augenblick zu zögern, den Glauben der Kirche wählen. Ich weiss z. B., dass das ganze Volk nicht nur daran glaubt, was die Kirche lehrt, vielmehr auch noch eine Menge von Aberglauben hineinmischt, und ich (überzeugt, dass ich aufrichtig glaube) unterscheide mich nicht von einem Weibe, das glaubt, der Freitag bringe Unheil, und behaupte, dass dieses Weib und ich ganz genau in gleicher Weise (nicht mehr und nicht weniger) die Wahrheit wissen. Das kommt daher, weil jenes Weib und ich in gleicher Weise von ganzer Seele die Wahrheit lieben, sie zu erreichen streben und glauben. Ich unterstreiche das Wort „glauben" deshalb, weil man nur an das glauben kann, was wir nicht verstehen können, was wir aber auch nicht zu widerlegen imstande sind. Doch an das zu glauben, was mir wie eine Lüge vorkommt — das ist unmöglich. Nicht nur das; mir einzureden, ich glaubte an das, woran ich nicht glauben kann, und auch nicht zu glauben brauche, um meine Seele zu begreifen, um Gott zu verstehen, und die Beziehungen meiner Seele zu ihm — sich dieses einzureden, wäre etwas dem wirklichen Glauben durchaus Entgegengesetztes. Das ist Gotteslästerung — und ein Dienen dem Fürsten dieser Welt. Die erste Voraussetzung des Glaubens ist die Liebe zur Menschheit, zur Wahrheit, zu Gott und ein reines Herz ohne Lüge. Das alles sage ich in Hinsicht darauf, weil ich jenes an das Unheilbringen des Freitags glaubende Weib verstehe, und ihr einen wirklichen Glauben zuerkenne, weil ich weiss, dass sie nicht einzusehen vermag, dass der Begriff des Freitags mit dem Gottesbegriff gar nichts gemein hat, dass sie sich die grösste Mühe gibt zu erkennen und nicht imstande ist weiter zu sehen. Sie schaut dahin, wohin man schauen muss, sie sucht Gott, und Gott wird sie finden. Und zwischen mir und ihr besteht vor Gott gar kein Unterschied, denn meine Vorstellung von Gott, die mir so erhaben vorkommt, ist im Vergleich mit dem wirklichen Gott ebenso nichtssagend und missgestaltet, wie die Vorstellung jenes Weibes vom Freitag. Würde ich mich aber an Gott wenden vermittelst des Glaubens an den Freitag . . . . . würde ich an den Sonntag glauben und an dergleichen mehr, so würde ich lästern, lügen und das zum Erreichen irgendwelcher irdischer Ziele tun, wirklicher Glaube aber würde und könnte dabei gar nicht im Spiele sein.

Und wie ich mich in voller Eintracht weiss mit den aufrichtig Gläubigen aus dem Volke, ganz ebenso fühle ich mich auch in Eintracht mit dem Kirchenglauben und mit Ihnen, wenn der Glaube aufrichtig ist, und Sie Gott mit dem vollen Blick Ihrer Augen anschauen, nicht durch Brillen, und ohne die Augen zusammenzukneifen. Ob Sie aber auf Gott so hinschauen oder nicht, ob Sie eine Brille stört, die Sie aufsetzten oder nicht — das kann ich nicht wissen. Ein Mann mit Ihrer Bildung ist dazu nicht imstande, so denke ich wenigstens. Von

den Frauen weiss ich das aber nicht. Und deshalb staune ich über mich selber und tadle mich deswegen, dass ich alles das gesagt habe, was ich Ihnen sagte.

Vielleicht habe ich es aber nur deshalb gesagt, weil ich Sie liebe und fürchte, Sie möchten nicht feststehen, und wenn es Ihnen nötig wäre (es ist das aber stets nötig) würden Sie nicht Stütze und Halt dort finden, wo Sie solche zu finden hoffen. Ich sage aber „vielleicht"; wahrscheinlich habe ich aus Eitelkeit geschwätzt und Sie durch mein Geschwätz beleidigt und gekränkt. Dafür bitte ich Sie um Verzeihung. Ist dem so, und ich wünsche das von ganzem Herzen, so brauche ich Sie gar nicht zu belehren, Sie wissen alles selber. Wenn ich aber versuchte, Ihnen irgend etwas auseinanderzusetzen, so kann der Sinn meiner Worte nur der sein: „Schauen Sie zu, ob das Eis fest ist, über das Sie schreiten; wollen Sie nicht versuchen, es zu zerbrechen? Wenn es bricht, dann wäre es besser auf dem festen Lande zu gehen, hält es Sie aber, so ist das vortrefflich. Wir werden dann den ganzen Weg zusammengehen!"

Aber auch Sie sind gar nicht berechtigt mich zu belehren. Ich habe bereits bis zum festen Lande alles Eis, das sich als brüchig erwies, zerbrochen und jetzt fürchte ich schon gar nichts mehr, weil ich keine Kraft habe, das Eis zu zerbrechen, auf dem ich jetzt stehe — demnach ist das der richtige Boden. Leben Sie wohl. Zürnen Sie mir nicht und bemühen Sie sich, auf mich ebenso hinzublicken wie ich auf Sie hinschaue, und wünschen Sie mir das Gleiche, was ich mir selber, Ihnen und allen Menschen wünsche — nämlich nicht rückwärts zu gehen. (Ich werde schon nicht das von mir selber zerbrochene Eis betreten und werde nicht auf ihm leicht und lustig dahingleiten. Doch mein vorwärts gerichteter Weg führt nicht dazu, mit Worten meine Beziehungen zu Gott: durch die Erlösung usw. zu bestimmen, vielmehr im Leben voranzuschreiten, jeden Tag, jede Stunde, indem ich den mir offenbar gewordenen Willen Gottes erfülle. Das aber ist sehr schwer, sogar unmöglich, wenn man sich sagt, dies sei unmöglich, dagegen ist das nicht nur möglich, vielmehr wird es als Pflicht empfunden und als leicht auszuführen, wenn ich mir nicht selber die Augen zuhalte, vielmehr ohne sie niederzuschlagen, Gott ins Angesicht schaue.

Ich begann kaum eben vom gestrigen Tage an so zu tun, und schon ward mein ganzes Leben anders, und alles, was ich vordem wusste, scheint mir sich umgekehrt zu verhalten, und alles, was mir vordem auf dem Kopf zu stehen schien, steht jetzt mit dem Kopf nach oben.

Ihr Sie aufrichtig liebender L. Tolstoi.

Ob ich an den Mensch-Gott oder an den Gott-Menschen glaube, kann ich Ihnen nicht sagen, und könnte ich das, so würde ich es nicht tun. Hiervon erzählen diejenigen, die auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden, und diejenigen, die sie verbrannten: „Wir haben Dich doch ge-

rufen, indem wir Dich Gott nannten!" „Ich kenne Euch nicht, hebet Euch hinweg, Ihr, die Ihr Gesetzlosigkeit verübtet!"

Nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte, fiel mir ein, Sie könnten mir den Vorwurf machen: „Ich sagte ihm doch, woran ich glaube, er aber hat es mir nicht gesagt!" Man kann aber gar nicht seinen Glauben in Worte fassen. Sie konnten das nur deshalb tun, weil Sie das wiederholten, was die Kirche sagt. Aber gerade das darf man nicht, soll man nicht, geht gar nicht an und ist Sünde. Wie kann man denn das aussprechen, wovon man lebt? Trotzdem will ich Ihnen sagen — nicht woran ich glaube, vielmehr welche Bedeutung Christus und seine Lehre für mich haben. Mir scheint, das ist es auch, wonach Sie mich fragen.

Ich und wir alle leben wie das Vieh und verrecken auch ebenso. Um uns aus dieser furchtbaren Lage zu erretten, ward uns durch Christus die Rettung geboten.

Wer ist Christus eigentlich? Ein Gott oder ein Mensch? — Er ist das, was er selber von sich sagt. Er sagt, er sei Gottes Sohn, er sagt, er sei des Menschen Sohn, er sagt: „Ich bin das, was ich euch sage, ich bin der Weg und die Wahrheit!" Er ist demnach gerade das, was er von sich selber sagt. Wollten aber dies alle auf eine einzige Bedeutung bringen und sagen: Er und . . . . . ., so würde Gotteslästerung herauskommen, Lüge und Dummheit. Wäre er das gewesen, so hätte er das auch gesagt. Er gab uns Rettung. Wodurch? Dadurch, dass er uns lehrte, unserm Leben einen solchen Sinn zu geben, der nicht zunichte gemacht wird durch den Tod. Das lehrte er uns durch alle seine Worte, durch sein Leben und durch seinen Tod. Um sich zu erretten, muss man dieser Lehre folgen. Sie kennen sie. Sie ist nicht nur in der Bergpredigt beschlossen, vielmehr im ganzen Evangelium. Für mich beruht der Hauptgedanke dieser Lehre darin: Um uns zu erretten, müssen wir jede Stunde und jeden Tag unseres Lebens an Gott und an unsere Seele denken, und darum die Liebe zum Nächsten über unser tierisches Leben stellen. Dazu bedarf es keines Kunststücks, das ist vielmehr so einfach, wie dass man schmieden muss, um ein Schmied zu sein.

Und deshalb ist das auch die göttliche Wahrheit, weil sie so einfach ist, dass gar nichts einfacher sein kann, und dabei doch so wichtig und bedeutsam für das Heil des Menschen und aller Menschen zusammen, dass gar nichts über ihr zu stehen vermag.

[6.] Im Jahre 1886.

Sie haben mich durch Ihr Schreiben sehr erfreut, meine teure und liebe Alexandra Andrejeffna. Ich wollte Ihnen immer selber schreiben und mich nach Ihnen erkundigen, und ich habe Ihnen das alles sagen lassen durch diejenigen, die Sie sehen konnten.

Sie erkundigen sich nach mir. Wie seltsam es auch klingen mag, ich fühle mich sehr, sehr wohl. Von meinem Fusse sagt man, die

Knochenhaut sei entzündet, und es liege eine Rose vor usw., ich weiss aber sehr wohl, dass die Hauptsache darin liegt, dass ich „durch den Fuss sterbe“, wie die Bauern sagen, d. h. mich in einer dem Tode ein wenig näheren Lage befinde wie gewöhnlich, und gerade infolge meines Fusses, der sich als krank erweist. Und diese Lage (wie Sie sich so schön ausdrücken: „Man fühlt sich in der Hand Gottes“) ist sehr schön und ich habe den Wunsch, mich stets in solcher Lage zu befinden und ich wünsche nicht, jetzt eine andere anzunehmen.

In der Tat: Sehr starke und andauernde körperliche Leiden und danach der körperliche Tod, das ist eine so unerlässliche und ewige und allgemeine Lebensbedingung, dass es für einen Menschen, der die Kinderschuhe ausgetreten hat, eigentlich seltsam ist, wenn er das auch nur einen Augenblick vergisst. Um so mehr, als die Erinnerung hieran, die ständige Erwartung hiervon, nicht nur keineswegs das Leben vergiftet (wenn man vom Leben so sprechen kann), vielmehr ihm erst Festigkeit und Klarheit verleiht. Wenn ich auf mein Leben hinschaue wie auf mein Eigentum, das mir zu meinem eigenen Glück gegeben ward, so kann man durch keinerlei Listen und durch keinerlei Betrug erreichen, dass ich im Angesichte des Todes ruhig leben könnte. Nur dann kann man völlig gleichgültig sein zum körperlichen Tod, wenn einem das Leben lediglich als Verpflichtung erscheint — den Willen des Vaters zu erfüllen. Dann liegt das Interesse am Leben nicht darin, ob ich mich gut oder schlecht fühle, vielmehr darin, ob ich das gut erfülle, was mir befohlen ward. Dazu aber bin ich imstande bis zu meinem letzten Atemzuge, und bis zu meinem letzten Atemzug kann ich ruhig und froh sein. Ich sage nicht, dass ich bereits so ein Mensch bin — ich möchte nur ein solcher sein, und wünsche Ihnen das gleiche, und dabei hoffe ich, Sie werden mit einer solchen Fragestellung einverstanden sein. Damit Sie aber nicht glauben, ich verstehe unter der Erfüllung des göttlichen Willens etwas ganz Besonderes, möchte ich betonen, dass der Wille des Vaters einer und derselbe und allbekannt ist — die Liebe zu allen Menschen und die Vereinigung mit ihnen, angefangen von den uns am nächsten bis zu den uns am fernsten Stehenden. Nicht wahr, Sie sind einverstanden?

Von ganzer Seele küsse ich Sie und danke Ihnen für Ihren guten Willen.

[7.] August bis Sept. 1887.

Ich fürchte, ich werde nicht dazu kommen, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, meine liebe Freundin Alexandrine, aber mehr noch fürchte ich — Ihren schönen von Liebe erfüllten Brief unbeantwortet zu lassen. Freilich, Ihre Vorwürfe sind ungerecht, liebe Freundin. Sie sagen: „Suchen Sie nicht auf andere einzuwirken, denn Ihre Überzeugungen können ja Irrtümer und schädliche Irrtümer sein.“ Dieses Argument ist unrichtig, vor allem aber kann es auch gegen die Lehre

der Kirche angewandt werden, und mit bei weitem grösserem Recht: Wenn man die kirchliche Lehre für falsch hält, wie schmerzlich muss es einem dann sein, dieses fürchterliche Lügennetz der Propaganda (wie es einem dann scheint) mit anzusehen — in dem einfache, unschuldige Menschen und sogar kleine Kinder eingefangen werden. Bei Meinungsverschiedenheit kann man gar nicht von den Folgen sprechen, die falsche Anschauungen hervorbringen werden; man muss von den Anschauungen selber sprechen; die Lüge aber wird stets Lüge sein und stets Verderben bringen.

Zu meinen Gunsten sage ich nur das Eine, und ich bitte Sie gar sehr, in demselben Geiste der Liebe, in dem Sie mir schrieben, auch diese Worte aufzunehmen und zu erwägen: Ich behaupte gar nichts, was Sie nicht anerkennen, und deshalb habe ich die Freude, zu wissen, dass Sie mit mir in allem einverstanden sind, was mich am Leben erhält. Sie dagegen behaupten viele solche Dinge, die ich ausserstande bin anzuerkennen, und deshalb sind Sie in der bittern Lage, zu wissen, dass nicht nur ich, vielmehr Millionen anderer Leute das nicht anerkennen, was Sie behaupten. Wo liegt die Ursache dieser Unstimmigkeit? Sie sind nicht einverstanden mit den Mohammedanern, weil diese Vielweiberei anerkennen und anderes mehr, die Mohammedaner sind aber mit Ihnen darin einverstanden, dass das Gesetz Christi die Wahrheit ist. Wer ist an der Unstimmigkeit schuld? Aber ich wollte eigentlich nicht das sagen, vielmehr folgendes: „Ich wünsche Gutes zu tun und tue Schlechtes.“ Wenn ich wirklich in meinem Leben nichts als Böses tue und um kein Härchen besser werde, d. h. wenn ich nicht anfange, ein ganz klein wenig weniger Böses zu tun, so lüge ich unbedingt, wenn ich sage, ich wünschte das Gute zu tun. Wenn der Mensch wirklich nicht für die Menschen, vielmehr nur für Gott das Gute tun will, so schreitet er ständig auf dem Wege des Guten voran. Diese Bewegung ist aber — eine Annäherung an Gott (wie gering sie auch sein mag, wenn sie überhaupt nur vorhanden ist) und kräftigt auf dem Wege und gibt Hoffnung und Freude und die Erkenntnis dessen, dass man wenigstens ein klein wenig das tut, was Gott wünscht. Auf der Badewanne des Kaisers von China stand geschrieben: „Erneuere Dich jeden Tag, jede Stunde von Anfang an und immer wieder von Anfang an.“ Klopfet an, so wird euch aufgetan, bittet um den Geist und er wird euch gegeben — das bedeutet ganz dasselbe. Das ganze Leben ist nur eine einzige Fortbewegung auf diesem Wege — eine Annäherung an Gott (damit sind Sie doch einverstanden?). Und diese Bewegung erfüllt mit Freude, erstens deshalb, weil, je mehr man sich dem Lichte nähert, man sich um so besser fühlt; zweitens deshalb, weil man bei jedem Schritt voran ersieht, wie wenig man noch getan hat, und wie viel von diesem freudeerfüllten Weg einem noch bevorsteht. Sie aber sagen: Meine Sünden, meine Unvollkommenheit, meine Schwäche? Aber ich gehe doch gar nicht ins Kreisgericht,

vielmehr zum Gerichte Gottes. Gott ist aber die Liebe. Gott kann ich mir gar nicht anders vorstellen als allweise, allwissend und vor allem nicht nur als keineswegs nachtragend (wie auch ich mich zu sein bemühe), vielmehr als unendlich mitleidig. Wie sollte ich dann aber, vor einem solchen Richter, meine Schwächen und meine Sünden fürchten? Das ganze Evangelium ist angefüllt mit mittelbaren und unmittelbaren Hinweisen auf die Vergebung, auf das Nichtvorhandensein von Sünden vor Gott für den Menschen, der ihn liebt. — Sie sagen, Gott habe im voraus eine solche — ich weiss gar nicht wie ich mich ausdrücken soll — Verfügung getroffen oder einen solchen Einfall gehabt, mir meine Sünden zu verzeihen . . . . . (Ich kann gar nicht ruhig an solche Gotteslästerung denken. Verzeihen Sie mir um Christi willen!) Wäre es aber nicht einfacher für Gott, dem ich völlig angehöre, von dem ich ausging, der mich kennt und mich liebt, für Gott, der die Liebe und das Mitleid ist, — wäre es nicht einfacher für Gott, mir ohne weiteres meine Sünden zu verzeihen? Und ist es denn keine furchtbare Gotteslästerung zu sagen, Gott könne oder wolle nicht meine Sünden verzeihen, wenn ich glaube, dass er das will, und dass er es tut, und wenn es für mich ganz unmöglich ist, zu glauben, er habe die Menschen dafür gestraft, er strafe sie und werde sie dafür strafen, dass sie nicht daran glauben, dass er ihnen im Voraus verzieh . . . . . . (Ich kann gar nicht ohne Entsetzen diese gotteslästerlichen Worte wiederholen.) — Gott werde mich dafür strafen, dass ich nicht daran glaube, dass er ein unvernünftiger und böser Gott ist. Würden Sie dem habgierigsten Menschen sagen: Willst du eine Erbschaft erlangen, — so gebe zu, dass deine Mutter (von der dieser Mensch weiss, dass sie eine Heilige war) mit irgend einem sehr reichen Mann in sträflichen Beziehungen stand — so müsste jeder Mensch eingestehen, dass dies Lüge ist, und eine Beleidigung des Allerheiligsten, was es nur für ihn gibt.

Ich habe viel Unnötiges geschrieben, ich wollte aber eigentlich nur eines sagen: Wir alle leben, wenn wir als Menschen leben, indem wir zu Gott hinstreben, indem wir uns ihm annähern, durch seinen Vermittler zwischen ihm und den Menschen: Jesus Christus. Wenn wir uns auch aus dem tierischen, verdorbensten Zustand befreiten und die höchste Höhe der Heiligkeit erlangten, so fühlen wir gleichwohl, dass unser Leben voller Sünden ist. Wenn aber der Mensch dieses wirkliche Leben begann, so weiss er stets und vermag zu glauben, wenn er zurückblickt, dass er sich, wenn auch noch so langsam, dem Lichte nähert, die Richtung nach ihm erkennt und in der Hinbewegung in dieser Richtung den Sinn des Lebens begreift. Die Sünden und die Schwächen des Menschen sind gross, und in unendlicher Ferne liegt vor ihm die Vollkommenheit; aber gleichwohl strebt er ihr nach. Und hierbei stärkt gerade der Glaube an die Gnade Gottes, an sein Mitleid und seine Liebe zu uns die Kräfte des Menschen und beweist ihm, dass jede Befreiung

von *seinen* Sünden, die ihm aus eigener Kraft unmöglich erscheint, und das Erlangen der Vollkommenheit und der Seligkeit mit Gottes Hilfe möglich ist. Sie sagen, dieses Heil sei vor 1880 Jahren geschehen, ich aber glaube, dass Gott stets so war wie er jetzt ist, und dass er zu jeder Zeit den Menschen half, dass er von jeher mitleidig war und ihre Rettung will, d. h. das Heil der Menschen, und dass er stets denen, die ihn suchen, nahe ist.

Ich begreife, dass Ihnen jene Form der Vorstellung Gottes und seiner Liebe, an die Sie gewöhnt sind, teuer ist, eines aber kann ich nicht begreifen; weshalb wünschen Sie eigentlich, dass alle anderen genau die gleiche Anschauung haben sollen? Man könnte das noch verstehen, wenn es sich um etwas Neues, eben erst Entdecktes handeln würde, dies aber — ist eine längst, längst schon allen, nicht nur mir, sehr wohl bekannte Vorstellung und die tröstlichste, wie Sie selber zugeben. Weshalb sollen denn diejenigen Menschen, die Gott suchen und die Lehre Christi kennen, nicht diese Vorstellung annehmen? Ich begreife, dass diese Lehre auch den befriedigen kann, der niemals an Gott und an Christus dachte, und ich freue mich deswegen sehr für diejenigen, die diese Lehre annehmen. Weshalb soll man aber glauben, dass Menschen, die Gott suchen, so ohne jede Ursache diese Lehre verwerfen, die so viel Trost gewährt. Offenbar haben sie Gründe, nur kommen sie Ihnen ungenügend vor. Nun, was soll man da machen, lassen Sie sie schon in Ruhe, verzeihen Sie und lieben Sie sie, wie sie sind, wenn Sie aber mit jenen in Einklang stehen wollen, so denken Sie ernsthaft nach über diese Ursachen, und untersuchen Sie diese ganze Angelegenheit ganz von vorne an und nehmen Sie dabei an, dass vielleicht auch Ihr Glaube irrtümlich sein könnte. Sie werden das aber nicht tun, das weiss ich, Sie wollen das nicht und können es nicht. Ihnen ist es auch so wohl. So gehen Sie denn Ihren Weg. Alle, die zu einem Ziele schreiten, werden sich in ihm treffen. Von ganzer Seele liebe ich und küsse ich Sie. L. Tolstoi.

[8.] 31. März 1895.

Wie oft habe ich mich früher gefragt, und viele fragen so: Weshalb sterben Kinder? Und niemals fand ich eine Antwort. In der letzten Zeit aber, als ich schon überhaupt nicht mehr an die Kinder dachte, vielmehr nur an mein eigenes Leben und überhaupt an das Leben des Menschen, kam ich zu der Überzeugung, dass die einzige Aufgabe im Leben eines jeden Menschen — nur darin besteht, in sich selber die Liebe zu mehren, und indem man das tut, auch die andern anzustecken und auch in ihnen die Liebe zu mehren. Und da stellte mir nun das Leben selber diese Frage: Weshalb lebte dieser Knabe und starb er, noch bevor er den zehnten Teil des üblichen Menschenlebens erreicht hatte? Die für alle Menschen gültige Antwort, zu der ich gelangte, ohne überhaupt an Kinder zu denken, passt nicht nur auf

diesen Tod, vielmehr bestätigte sie durch das, was sich jetzt mit uns allen zutrug, die Richtigkeit dieser Antwort. Dieses Kind lebte dafür, um in sich die Liebe zu mehren, um in der Liebe zu wachsen, wie das Der wollte, Der es gesandt hatte, und zu dem Zweck, um uns alle, die wir das Kind umgaben, mit dieser Liebe anzustecken — und um, indem es das Leben verliess, und zu Dem zurückkehrte, Der die Liebe selber ist, in uns die ganze in ihm erwachsene Liebe zurückzulassen und uns durch sie nur fester aneinander zu schliessen. — Niemals waren wir einander so nahe wie jetzt, und niemals fühlte ich in Sonja und in mir ein solches Bedürfnis nach Liebe und einen solchen Widerwillen gegen jede Trennung und jedes Böse. Niemals habe ich noch Sonja so geliebt wie jetzt, und deshalb ist es mir wohl.

Leben Sie wohl, meine liebe, teure Freundin, verzeihen Sie mir, dass ich immer nur von mir und den Meinigen schreibe. Schreiben Sie mir auch über sich ein Wörtchen. Sonja, ich und alle Kinder küssen Sie.

L. Tolstoi.

[9.] Jassneija Poljana, 26. Januar 1903.

Verurteilen Sie mich nicht, meine liebe Freundin, deswegen, weil ich, mit dem einen Fuss schon im Grabe stehend, mich immer noch mit solchen Nichtigkeiten beschäftige. Diese Nichtigkeiten füllen meine freie Zeit aus und geben mir Erholung von allen wirklichen, ernsten Gedanken, die meine Seele erfüllen.

Ja, wahrscheinlich werden wir uns nicht mehr in dieser Welt wiedersehen; so ist es Gott gefällig, und demnach ist es gut so. Auch glaube ich nicht, dass wir uns dort so wiedersehen, wie wir uns ein Wiedersehen vorstellen, ich glaube aber und bin durchaus davon überzeugt, dass auch in jenem Leben alles das Gute, Liebevolle und Schöne, das Sie mir in diesem Leben sagten, mir bleiben wird und vielleicht auch ebensolche Krümchen, die ich Ihnen gab, Ihnen bleiben werden. Überhaupt, indem ich mich dem unvermeidlichen und guten Ausgang nähere, fühle ich, dass, je bestimmter meine Vorstellungen von dem sind, was dort sein wird, ich um so weniger an sie glaube, und umgekehrt: je unbestimmter sie sind, um so stärker und fester ist mein Glaube daran, dass das Leben hier nicht endet, vielmehr ein neues und besseres Leben dort beginnt. So, dass sich alles vereinigt im Glauben an die Gnade Gottes. — Alles, was bei Ihm ist und von Ihm ist, alles das ist Heil. Wie ich bei meiner Geburt von ihm ausging, so werde ich auch sterbend zu ihm zurückkehren, und hieraus kann nur Gutes erstehen. „In deine Hände befehle ich meinen Geist."

Leben Sie wohl, meine liebe, liebe Freundin. In brüderlicher Zärtlichkeit küsse ich Sie und danke Ihnen für alle Ihre Liebe.

[10.] An A. A. Fet Januar 1872.

.... Über Nirwana muss man nicht lachen und noch weniger sich erzürnen. Uns allen (wenigstens mir, das fühle ich) ist Nirwana

bei weitem interessanter als das Leben, ich bin aber darin mit Ihnen einverstanden, dass, wie sehr ich auch über es nachdenke, mir gar nichts anderes in den Kopf kommt, als dass dieses Nirwana — eben das Nichts ist. Ich stehe nur für eines ein — für eine religiöse Ehrfurcht, für einen religiösen Schauer vor diesem Nirwana.

Etwas Wichtigeres als es kann es ja gar nicht geben.

Was ich unter religiöser Ehrfurcht verstehe? — Das will ich Ihnen sagen: Unlängst fuhr ich zu meinem Bruder, er hatte ein kleines Kind verloren, und die Beisetzung sollte stattfinden. Die Popen kamen, der kleine rosafarbene Sarg stand da und alles wie es sich gehört. Unwillkürlich gestanden mein Bruder und ich uns einander ein, dass wir fast Widerwillen empfanden gegen diese Zeremonien. Später fiel mir aber ein: Nun, was hätte denn mein Bruder getan, um schliesslich den verwesenden Körper des Kindes aus dem Hause zu schaffen? Wie soll man überhaupt so etwas in anständiger Weise vollbringen? Da ist doch nichts besser (mir würde wenigstens nichts einfallen), als die Feier einer Totenmesse, Weihrauch usw. . . .

Wollte ich Ihnen ausführlich die Bedeutung, die Wichtigkeit, die Feierlichkeit und den religiösen Schauer vor diesem höchsten Ereignis im Leben jedes Menschen zum Ausdruck bringen, so könnte auch ich gar nichts ausdenken, was besser passen würde für alle Altersstufen, für alle Grade der Bildung, als die religiöse Zeremonie. Wenigstens in mir lösen diese kirchenslawischen Worte durchaus die gleiche metaphysische Begeisterung aus, die ich empfinde, wenn ich mich in Nirwana versenke. Die Religion verdient schon darum Ehrfurcht, weil sie im Laufe so vieler Jahrhunderte so vielen Millionen Menschen diesen Dienst erwies, und das ist doch der grösste, den bei dieser Gelegenheit der Mensch dem Menschen zu erweisen vermag. Wie soll sie denn bei einer solchen Aufgabe auch noch logisch sein? Trotzdem liegt etwas in ihr. Nur Ihnen erlaube ich mir solche Briefe zu schreiben. Ich hatte gerade Lust Ihnen zu schreiben und es ist mir etwas traurig zumute, besonders infolge Ihres Briefes. Schreiben Sie mir bitte bald von Ihrer Gesundheit.

Ihr Leo Tolstoi.

[11.] An T. A. Kusminskaja Mai 1873.

Meine liebe Freundin Tanja! Ich kann Dir gar nicht den Eindruck schildern, den die Nachricht vom Tode meiner prächtigen lieben (wie angenehm ist es mir jetzt, mich dessen zu erinnern) meiner geliebten Dascha auf mich ausübte. Den ganzen Tag kann ich gar nicht an sie und Euch denken, ohne dass mir die Tränen in die Augen kommen. Ich habe dabei jene Empfindung, die wahrscheinlich jetzt auch Euch quält: Man vergisst das, dann erinnert man sich und fragt sich mit Entsetzen, ob das denn auch wirklich wahr ist. Noch lange Zeit hindurch werdet Ihr Euch morgens beim Aufwachen fragen, ob es denn auch die Wahrheit ist, dass dieses Kind nicht mehr am Leben

ist . . . . . Lies bitte den 130. Psalm, lerne ihn auswendig und sage ihn Dir jeden Tag her . . . . . Ja, nur die Religion vermag zu trösten. Und ich bin überzeugt, Du hast zum erstenmal ihre ganze Bedeutung erfasst, — und ums Himmelswillen, um Gotteswillen vergiss sie nicht, bemühe Dich nicht, sie zu vergessen: Jene schweren Augenblicke, die Du durchlebtest, und halte sie Dir immer vor Augen. Du hast mir einmal gesagt, ich entsinne mich, der Tod sei Dir furchtbar. Doch in dem Tode eines nahestehenden Wesens, besonders wenn es sich um ein so prächtiges Geschöpf handelt wie ein Kind, liegt eine erstaunliche, wenn auch unwillkürliche Feierlichkeit. Wozu lebt und stirbt ein Kind? Das ist ein furchtbares Rätsel. Und für mich gibt es nur eine Erklärung: Dem Kinde ist es besser so, und wie banal auch diese Worte sein mögen, sie sind stets neu und tief, wenn man sich in ihren Sinn vertieft. Auch uns ist es besser so, und wir müssen alles besser machen nach solchem schweren Kummer. Ich bin durch das hindurchgegangen . . . . Du wirst es überstehen wie es sich gehört, vor allem ohne zu murren und in dem Gedanken, dass wir nicht zu erfassen vermögen, wer wir sind und wozu wir leben, und dass wir uns nur in Demut fügen sollen . . . . . .

[12.] An N. N. Strachoff — Jassnaja Poljana, Januar 1873.

Über das Suchen nach dem Glauben . . . . . . Sie schreiben, alle Kompromisse mit dem Gedanken seien Ihnen zuwider, mir gleichfalls. Sie schreiben aber noch, dem Gläubigen komme jede Sinnlosigkeit gelegen, wenn sie nur nach Ehrfurcht rieche. (Ich hätte gesagt: Wenn sie nur erfüllt ist von Glaube, Liebe und Hoffnung.) Der Gläubige fühle sich inmitten aller Sinnlosigkeiten wie der Fisch im Wasser, ihm sei das Klare und Bestimmte zuwider. Mir geht es gerade so. Ich begann hierüber zu schreiben und habe ziemlich viel geschrieben, jetzt habe ich es aber sein lassen, da mich andere Tätigkeiten davon abbrachten, indem ich aber auf Ihre (ungewöhnliche) Fähigkeit rechne, andere zu verstehen, will ich versuchen, in diesem Briefe zum Ausdruck zu bringen, weshalb ich der Ansicht bin, dass das, was Ihnen seltsam vorkommt, durchaus nicht seltsam ist. Die Vernunft antwortet mir gar nichts und kann auch gar nichts antworten auf drei Fragen, die man leicht in eine einzige zusammenfassen kann: Was bin ich eigentlich? Antworten auf diese Fragen gibt mir in der Tiefe meines Bewusstseins ein ganz bestimmtes Gefühl. Die Antworten, die mir dies Gefühl gibt, sind aber dunkel, unklar und nicht wiederzugeben mit Worten (den Werkzeugen des Gedankens); doch nicht ich allein suchte und suche Antworten auf diese Frage. Die ganze lebende Menschheit ward in jeder einzelnen Seele von ganz den gleichen Fragen gequält, und erhielt in ihrer Seele ganz dieselben dunklen Antworten. Milliarden gleichbedeutender dunkler Antworten gaben diesen Antworten Bestimmtheit. Diese Antworten heissen — die Religion.

Vom Standpunkt der Vernunft sind diese Antworten sinnlos. Sinnlos sogar schon aus dem einen Grunde, dass sie mit Worten ausgedrückt wurden, — aber gleichwohl antworten sie allein auf die Fragen des Herzens. Als Ausdruck, als Form, sind sie sinnlos, als Inhalt dagegen sind sie allein wahr. Wenn ich meinen ganzen Blick auf die Form richte — entschwindet der Inhalt; richte ich aber meinen vollen Blick auf den Inhalt — so habe ich nichts mehr mit der Form zu schaffen.

Ich erstrebe Antwort auf diese Fragen, meinem Wesen nach, im Namen der Vernunft und verlange dabei, dass diese Antworten sich durch das Wort, das Werkzeug der Vernunft, ausdrücken lassen, und deshalb wundere ich mich, dass die Form der Antworten die Vernunft nicht befriedigt. Sie werden aber sagen: Deshalb kann es auch gar keine Antworten geben. Nein, Sie werden das nicht sagen, denn Sie wissen, dass es Antworten gibt, dass nur durch diese Antworten alle Menschen und Sie selber leben und gelebt haben. Wollte man sagen, diese Antworten kann es gar nicht geben, so wäre das ebenso als würde man sagen, während man über das Eis geht: Die Flüsse können gar nicht zufrieren, weil sich die Körper von der Kälte zusammenziehen, nicht aber sich ausdehnen. Zu sagen, diese Antworten seien sinnlos — ist ebenso als wollte man sagen: „Ich bin ausserstande, etwas in ihnen zu verstehen.“ Und mir scheint, die Ursache, weswegen Sie diese Fragen nicht verstehen, ist folgende: Diese Antworten werden nicht auf Fragen der Vernunft verlangt, vielmehr auf Fragen ganz anderer Art. Ich nenne diese Fragen: Fragen des Herzens.

Auf diese Fragen antworten die Menschen, so lange das Menschengeschlecht besteht, nicht mit Worten, den Werkzeugen der Vernunft, und einem Teile der Offenbarung des Lebens, — vielmehr mit dem ganzen Leben, mit Taten, von denen das Wort wiederum nur einen Teil darstellt.

Alle die Glaubensinhalte, die ich habe, Sie und alles Volk — gründen sich nicht auf Worten und Überlegungen, vielmehr auf eine Reihe von Handlungen und auf der Lebensführung solcher Leute, die unmittelbar (wie ein Gähnen ansteckt) einer auf den anderen einwirken, angefangen von Abraham, Moses, Christus, den heiligen Vätern, ihrer Lebensführung und sogar ihren äusseren Handlungen — ihren Verneigungen, Fasten, Beobachtungen ganz bestimmter Vorschriften usw. Aus dieser ganzen Masse zahlloser Handlungen dieser Menschen hoben sich aus irgend einem Grunde gewisse Handlungen hervor und bildeten eine einzige Überlieferung, die zur einzigen Antwort auf die Fragen des Herzens dient. Und deshalb liegt für mich in dieser Überlieferung nicht nur durchaus nichts sinnloses, ich verstehe sogar nicht einmal, wie man an diesse Erscheinungen den Massstab des Sinnvollen oder Sinnlosen anlegen kann. Die einzige Nachprüfung, der ich diese Überlieferungen unterwerfe und stets unterwerfen werde, liegt darin, ob die

von ihr gegebenen Antworten übereinstimmen mit jener dunkeln, mir allein gewordenen Antwort, die in der Tiefe meines Bewusstseins eingegraben ist (und von der ich weiter oben sprach). Wenn mir daher diese Überlieferung sagt, ich solle einmal im Jahre einen Wein trinken, der Gottes Blut genannt wird, so führe ich das aus, indem ich diese Handlung in meiner Weise verstehe oder überhaupt nicht begreife. In ihr liegt aber gar nichts, was meinem dunkeln Bewusstsein widersprechen würde. Ebenso esse ich an bestimmten Tagen Kohl, und an anderen — Fleisch; wenn mir aber eine Überlieferung (die entstellt ward durch Missverständnisse im Kampf mit verschiedenen Auslegungen) sagt: „Lasst uns alle zusammen dafür beten, dass wir möglichst viel Türken totschlagen“, oder wenn sie mir auch nur sagt, derjenige, der nicht glaubt, dies sei wirkliches Blut usw., dann befrage ich zwar nicht meine Vernunft, wohl aber eine zwar dunkle, aber zweifellose Stimme meines Herzens und behaupte, diese Überlieferung sei falsch, — so dass ich also ganz so wie ein Fisch im Wasser in Sinnlosigkeiten schwimme und mich nur dann nicht füge, wenn mir die Überlieferung Handlungen vorschreibt, die nicht im Einklang stehen mit der grundlegenden Sinnlosigkeit meines dunklen Bewusstseins, die in meinem Herzen ruht. Wenn Sie ungeachtet der Ungenauigkeit meines Ausdrucks meinen Gedanken verstehen, so schreiben Sie mir bitte, ob Sie mit mir einverstanden sind oder nicht, und im letzteren Falle auch weshalb. Es ist mir peinlich, von diesen Dingen zu reden, aber ich spreche mich so aus, wie ich empfinde. Ich bin derart überzeugt von dem, was ich sage, und diese Überzeugung ist so erfreulich für mich, dass ich Ihr Urteil nicht in meinem Interesse wünsche, vielmehr in dem Ihrigen. Ich wünschte, Sie möchten ganz die gleiche Ruhe und geistige Freiheit empfinden, die ich jetzt erlebe. Ich weiss sehr wohl, die Wege, um auch nur zu den rein formalen, mathematischen Wahrheiten zu gelangen, sind für jeden Geist ganz besondere, um so mehr müssen sie in jedem Falle eigenartig sein, wo es sich um das Erfassen metaphysischer Wahrheiten handelt, — mir ist das aber so klar (wie ein Taschenspielerkunststück, das man mir erklärte), dass ich gar nicht zu begreifen vermag, worin dieser Zusammenhang für andere noch unverständlich sein kann. Auch weiss ich, dass, wenn ich nach Moskau in nördlicher Richtung fahren muss und ich mich in Tula in den Eisenbahnwagen setze, dies keineswegs zur allgemeinen Regel gelten kann für alle Menschen, die sich in den verschiedensten Gegenden der Welt befinden und nach Moskau zu fahren wünschen, — um so weniger für Sie, weil ich weiss, dass Sie viel Bagage mit sich führen (Ihr Wissen und alle Arbeiten, die hinter Ihnen liegen), ich aber mit leichtem Gepäck fahre — ich kann Sie indes versichern, dass ich in Moskau bin, sonst nirgendshin zu fahren wünschen kann, und dass es in Moskau sehr schön ist. L. Tolstoi.

[13.] An N. N. Strachoff Jassnaja Poljana, April 1878.

Ich habe heute gebeichtet und das Abendmahl genommen, ich las dann im Evangelium und darauf Renans „Leben Jesu“. Ich las es ganz durch, ich las ohne Unterbrechung und wunderte mich über Sie. Ich kann mir Ihre Voreingenommenheit für Renan bloss so erklären, dass Sie sehr jung waren, als Sie ihn lasen. Wenn Renan überhaupt eigene Gedanken hat, so sind das die zwei folgenden: 1. Dass Jesus nicht die Entwicklung und den Fortschritt kannte, und in dieser Hinsicht bemüht sich Renan, die Lehre Jesu zu verbessern und kritisiert ihn von der Höhe dieses Gedankens herab. Das ist furchtbar, wenigstens für mich; meiner Ansicht nach ist der Fortschritt der Logarithmus der Zeit, d. h. gar nichts, die Konstatierung der Tatsache, dass wir in der Zeit leben, — und plötzlich wird das zum Kriterium der höchsten Stufe, die wir kennen! Der Leichtsinn oder die Gewissenlosigkeit dieser Anschauungen sind wahrhaft erstaunlich. Die christliche Wahrheit, d. h. der höchste Ausdruck des absoluten Guten ist der Ausdruck des Wesens selber jenseits der Form, der Zeit usw.

Leute wie Renan verwechseln aber ihren (der christlichen Wahrheit) „absoluten“ Ausdruck mit ihrer Offenbarung in der Geschichte, und so führen sie die christliche Wahrheit auf eine zeitliche Erscheinung zurück und urteilen dann. Ist aber die christliche Wahrheit erhaben und tief, so nur deshalb, weil sie subjektiv absolut ist. Betrachtet man hingegen ihre objektive Offenbarung, so steht sie auf einer Stufe mit dem Code Napoléon usw. Der zweite neue Gedanke bei Renan ist folgender: Wenn diese Lehre die Lehre Christi ist, so gab es einen ganz bestimmten Menschen und dieser Mensch schwitzte zweifellos und ging umher ..... Für uns verschwanden aus dem Christentum alle rein menschlichen, erniedrigenden, realistischen Einzelheiten deshalb, weil wir gar keine Einzelheiten mehr kennen von allen Juden, die irgendwann lebten usw. Mit einem Worte deshalb, weil alles schliesslich verschwindet, weil es nicht ewig ist; d. h. der Sand, der nicht nötig ist, wird weggewaschen, es blieb nach einem unabänderlichen Gesetz nur das Gold zurück. Mir scheint, was sollen wir Menschen anders tun, als dieses Gold ergreifen? Nein! Renan sagt, wenn Gold da ist, so muss auch Sand dagewesen sein, und er bemüht sich nun herauszufinden, was das für ein Sand war. Und das alles mit tiefsinnigster Miene. Was aber noch amüsanter wäre, wenn es nicht so furchtbar dumm wäre, das ist, dass man keinerlei Sand findet und nur behauptet, er müsse dagewesen sein. Ich habe alles durchgelesen, lange gesucht und mich gefragt, was habe ich eigentlich aus diesen geschichtlichen Einzelheiten neues gelernt? Besinnen auch Sie sich hierauf und gestehen Sie, dass es gar nichts ist, rein gar nichts. Ich habe die Absicht, Renan zu ergänzen und Untersuchungen darüber anzustellen, was es für körperliche Vergiftungen gab, und worin sie bestehen. Alles ist Fortschritt, alles Evolution. Vielleicht muss man, wenn man eine

Pflanze kennen lernen will, ihre Umgebung kennen, und sogar um einen Menschen zu verstehen, sofern er ein staatliches Wesen ist, seine Umgebung, ihre Bewegung und ihre Entwicklung verstehen, — um aber das Wahre, Schöne und Gute zu begreifen, dazu verhilft einem keinerlei Erforschung der Umgebung. Ja, und sie hat auch gar nichts gemein mit dem, was da erforscht werden soll. Dort schreiten wir auf einer Ebene, hier dagegen herrscht eine ganz andere Richtung — in die Tiefe und in die Höhe. Die sittliche Wahrheit kann und muss man erforschen und darf nie damit aufhören, diese Erforschung geht aber in die Tiefe und so wird sie von religiösen Menschen betrieben, während hier bei Renan ein kindischer, banaler und niederträchtiger Unfug vorliegt.

[14.] An M. A. Engelhart August 1882

Mein teurer M. A.! Ich schreibe Ihnen „mein teurer" nicht deshalb, weil das üblich ist, vielmehr deshalb, weil ich seit Empfang Ihres ersten und besonders Ihres zweiten Briefes fühle, dass Sie mir sehr nahe stehen, und ich Sie liebe. In dem Gefühl, das ich zu Ihnen hege, liegt viel Egoistisches. Wahrscheinlich glauben Sie das nicht, Sie können sich aber gar nicht vorstellen, in welchem Masse ich einsam bin, bis zu welchem Grade das, was mein wirkliches „Ich" ist, von allen verachtet wird, die mich umgeben. Ich weiss, dass dem Menschen nur in Kleinigkeiten das Recht gegeben ward, die Früchte seiner Mühen zu nutzen oder wenigstens diese Frucht zu sehen, — dass aber da, wo es sich um Gottes Wahrheit handelt, die ewig ist, es dem Menschen nicht beschieden sein kann, die Frucht seiner Tätigkeit zu erschauen, und ganz besonders in einer kurzen Periode seines kurzen Lebens. Das weiss ich alles, und trotzdem bin ich häufig mutlos, und deshalb war die Bekanntschaft mit Ihnen und die Hoffnung, fast die Gewissheit, in Ihnen einen Menschen zu finden, der aufrichtig den gleichen Weg geht wie ich und nach dem gleichen Ziele hin, für mich sehr erfreulich.

Ich antworte Ihnen, dass ich nicht predige, und das auch gar nicht kann, obgleich ich es leidenschaftlich wünsche. Predigen kann ich nur durch die Tat, und meine Taten sind schlecht. Das aber, wovon ich spreche, ist keine Predigt, vielmehr nur die Widerlegung einer falschen Auffassung der christlichen Lehre und die Darlegung ihrer wirklichen Bedeutung.

Ihre Bedeutung liegt nicht darin, dass man in ihrem Namen mit Gewalt die Gesellschaft umbaut, ihre Bedeutung liegt darin: In dieser Welt den Sinn des Lebens zu finden . . Die Befolgung der fünf Gebote gibt diesen Sinn. Wollen Sie ein Christ sein, so müssen Sie diese Gebote erfüllen, wollen Sie das aber nicht, so sprechen Sie nicht von Christentum — jenseits der Erfüllung dieser Gebote. Man sagt mir aber: „Wenn Sie finden, dass es ausserhalb der Befolgung der christlichen Lehre kein vernünftiges Leben gibt, Sie aber dieses vernünftige Leben

lieben, weshalb erfüllen Sie dann nicht diese Gebote? Darauf antworte ich: „Ich bin schuldig und widerlich und verachtenswert deswegen, dass ich diese Gebote nicht erfülle.“ Hierbei füge ich aber hinzu, nicht so sehr zu meiner Rechtfertigung wie zur Erklärung meines Mangels an Folgerichtigkeit: „Blickt doch auf mein Leben, wie es früher war und wie es jetzt ist, dann werdet Ihr sehen, dass ich mich wenigstens bemühe, Gottes Gebote zu befolgen. Freilich, ich habe noch nicht den zehntausendsten Teil erfüllt, und das ist meine Schuld, ich habe das aber nicht deshalb getan, weil ich nicht wollte, vielmehr weil ich es nicht verstand. Lehrt mich, wie ich mich aus dem Netz der Verführungen, die mich umsponnen haben, befreien kann, helft mir, und ich werde die Gebote erfüllen; aber auch ohne Eure Hilfe will ich das und hoffe es zu können. Beschuldigt mich nur, das tue ich selber, beschuldigt aber nur mich, und nicht den Weg, auf dem ich schreite und den ich demjenigen zeige, der mich fragt, wo meiner Ansicht nach der Weg liegt. Wenn ich den Weg nach Hause weiss und ihn betrunken schreite, von einer Seite auf die andere schwankend, ist deshalb wirklich der Weg falsch, auf dem ich gehe? Ist er das, so weiset mir einen anderen Weg; irre ich aber vom Wege ab und schwanke ich, so helft mir, haltet mich aufrecht auf dem richtigen Wege — wie auch ich bereit bin, Euch zu tun; suchet mich aber nicht abzubringen von meinem Wege, und freut Euch nicht darüber, dass ich abirrte, und schreit nicht schadenfroh: „Da sagt er, er gehe nach Hause und dabei kriecht er in den Sumpf.“ Freut Euch nicht darüber, helft mir vielmehr und haltet mich aufrecht!

Ihr seid doch nicht dem Sumpfe entsprungene Teufel, vielmehr Menschen, die nach Hause gehen. Ich bin ja doch allein, und ich kann gar nicht den Wunsch hegen, in den Sumpf zu geraten. Helft mir: Das Herz tut mir weh in der Verzweiflung darüber, dass wir uns alle verirrt haben, und wenn ich mich mit allen Kräften frei zu machen suche, so zeigt Ihr bei jedem Abweichen, statt mich zu bedauern und Euch selber — mit Fingern auf mich und schreit triumphierend: „Seht nur, er liegt mit uns zusammen im Sumpf!“

Da haben Sie meine Anschauung von der Lehre und ihrer Erfüllung. Mit allen Kräften strebe ich nach letzterer, und in jedem Falle, wo ich das Gebot nicht erfüllte, gestehe ich das nicht nur ein, ich bitte auch um Hilfe, damit ich imstande wäre, Gottes Geboten zu folgen und begrüsse freudig einen jeden, der den Weg sucht, gleich wie ich, und ich höre auf ihn. L. Tolstoi.

[15.] An den Bauer T. M. Bondareff 1885.

In Ihrem Aufsatz unterstrich ich vieles, was für die Menschen nützlich ist, und in dem Buche, das ich jetzt über diesen Gegenstand schreibe, habe ich darauf hingewiesen, dass ich das nicht von den Gelehrten und Weisen dieser Welt habe, vielmehr von dem Bauer

Timophei Michailowitsch Bondareff. Was ich hierüber geschrieben habe, möchte ich Ihnen sehr gerne schicken. Es sind indes bereits fünf Jahre her, seit die Regierung alles, was ich hierüber schreibe — darüber, dass wir alle nicht nach dem Gesetze Gottes leben, — verbietet, dass meine Bücher beschlagnahmt und verbrannt werden. Gerade aus diesem Grunde schrieb ich Ihnen auch, dass es gar keinen Zweck habe, dass Sie dem Minister für Innere Angelegenheiten eine Bittschrift einreichen. Die Minister sind es, die das verbieten, sogar davon zu sprechen. Aus diesem Grunde fürchte ich auch, dass man gar nicht erlauben wird, Ihre Predigt zum Abdruck zu bringen, höchstens mit Auslassungen. Ihre grosse Arbeit möchte ich gerne lesen, — wenn das aber seine Schwierigkeiten hat, was soll man dann machen? Ich glaube, wenn ein Mensch die göttliche Wahrheit erfasste, sie aussprach oder niederschrieb, so wird sie nicht verloren gehen. Moses war es nicht beschieden, das Land der Verheissung zu erschauen, aber er hat doch das Volk dahin geführt. Ganz ebenso geht es allen andern Dienern Gottes. Das ist ein schlechter Pflüger, der sich umschaut: Ob er auch viel gepflügt habe. Von mir selber möchte ich nur das Eine sagen: Solange ich über Nichtigkeiten Bücher schrieb — nach dem Munde redete — lobte man alles, was aus meiner Feder kam, erlaubte es zu drucken, und sogar der Zar hat es gelesen und gelobt. Als ich aber erst einmal Gott zu dienen und den Menschen zu beweisen suchte, dass sie nicht nach dem Gesetze Gottes leben, da stürzten alle über mich her, meine Bücher lässt man nicht mehr durch die Zensur, man verbrennt sie, und die Regierung hält mich für ihren Feind. Freilich, ich will es Ihnen nicht verschweigen, das alles bereitet mir keineswegs Kummer, es freut mich sogar, weil ich weiss, dass jene meine Schriften nicht deshalb hassen, weil sie von mir stammen, vielmehr deshalb, weil sie jene entlarven, weil ich von dem Gesetze Gottes spreche, jene aber es von sich stiessen. und ich weiss, dass man das Gesetz Gottes nicht verbergen kann, es brennt nicht im Feuer und es versinkt nicht im Meere. Je mehr man es verfolgt, um so deutlicher tritt es denjenigen Menschen vor Augen, die zu Gott hinstreben. Das ist auch Ihr Fall. Grämen Sie sich nicht darüber, dass man Ihre Bittschrift nicht annehmen und keine Antwort auf sie geben wird. Sie selber sagen, Sie reichten demjenigen eine Bittschrift ein, über den Sie sich beklagen. Grämen Sie sich auch nicht darüber, dass Ihre Nächsten Sie nicht verstehen und nicht zu schätzen wissen. Was haben Sie damit zu schaffen! Sie arbeiten doch nicht und arbeiteten niemals, um vor den Menschen Ruhm zu erlangen. Wenn Sie sich aber für Gott bemühen, so wird Er, der das im Geheimen erschaut, es Ihnen offen und deutlich vergelten. Man muss nur wissen. dass man dem Sohne Gottes dient, Ihre Sache ist aber — eine göttliche. Sie brachte Früchte und wird auch weiter welche bringen. Sie werden nur nicht dazu kommen, diese Früchte zu erschauen und sie zu geniessen. Ich weiss aus eigener Erfahrung,

dass Ihre Schriften den Menschen viel nützten und nützen werden. Dass dies aber alles auf einmal eintritt — darf man doch gar nicht erwarten. Es geht durchaus nicht an, alle mit Gewalt zu zwingen, sich zu bemühen. Denn die Gewalt liegt ganz in den Händen derjenigen, die gar nicht arbeiten wollen. Die Menschen müssen erst selber begreifen, dass ein Leben in Arbeit dem Gesetze Gottes nach seliger ist, als nichts zu tun. Und es gibt Leute, die das begreifen und von selber das Nichtstun aufgeben und sich mit Freude an die bäuerliche Arbeit machen. Die Menschen aber, die in die Irre gerieten, begreifen das noch nicht und treten mit allen Kräften für ihr Nichtstun ein und werden nicht sobald ihren Irrtum einsehen. Bevor sie das aber nicht getan haben, kann man gar nichts mit ihnen anfangen. Doch gerade damit sie das begreifen, muss man ihnen das Gesetz Gottes erklären. Das tun Sie selber. Sie dienen damit Gott, und deshalb wissen Sie, dass Sie Sieger bleiben werden, — und nicht jene. Ob das bald sein wird? Das — hängt von Gott ab. So meine ich wenigstens. Leben Sie wohl, mein hochgeachteter Freund und Bruder Timophei Michailowitsch. Gott möge Ihnen helfen. Ihr Manuskript werde ich Ihnen zurücksenden, wenn man es nicht drucken wird.

[16.] An einen Franzosen 1885.

Teurer Bruder . . . . Sie fragen mich, weshalb mir die Handarbeit so vorkommt, wie eine von den unerlässlichen Vorbedingungen wahren Glückes? Sie fragen mich, ob Sie auf die geistige Tätigkeit im Gebiete der Kunst und Wissenschaft verzichten müssten, die Ihnen unvereinbar scheinen mit Handarbeit? Auf diese Frage habe ich, soweit das in meinen Kräften stand, in dem Buche geantwortet, das den Titel führt: „Was sollen wir demnach tun?“ Ich habe niemals in der Handarbeit einen grundlegenden Richtungssatz erblickt, vielmehr nur die einfachste und natürlichste Verwirklichung der sittlichen Grundlage, eine Verwirklichung, die jedem aufrichtigen Menschen zu allererst in den Sinn kommt. In unserer verdorbenen Gesellschaft (der sogenannten zivilisierten Welt) muss man nur deshalb zu allererst von der Handarbeit sprechen, weil der Hauptmangel unserer Gesellschaft in der Vergangenheit und auch jetzt noch in dem Streben beruht, sich von eigener Handarbeit zu befreien und, ohne Gleiches mit Gleichem zu vergelten, die Arbeit der ärmeren Klassen zu nutzen, die Arbeit von ungebildeten und besitzlosen Mitmenschen, die sich in ähnlicher Sklaverei befinden wie die Sklaven des Altertums. Das erste Anzeichen für die Aufrichtigkeit von Angehörigen unserer Klasse, wenn sie sich zu christlichen, philosophischen oder humanitären Grundsätzen bekennen, ist, ob sie bestrebt sind, sich soweit als möglich von dieser Ungerechtigkeit zu befreien. Das einfachste und immer zur Hand liegende Mittel, dies zu erreichen, ist die Handarbeit, die stets mit den Dienstleistungen beginnt, welche die eigene Person beansprucht.

Ich glaube niemals an die Aufrichtigkeit von philosophischen und sittlichen Grundsätzen bei einem Menschen, welcher das Dienstmädchen zwingt, sein . . . . für ihn herauszutragen.

Die einfachste und kürzeste Regel der Sittlichkeit besteht darin, möglichst wenig die Dienste anderer für sich zu beanspruchen und möglichst viel andern zu dienen. So wenig als möglich von andern zu verlangen und so viel als möglich andern zu geben.

Diese Regel, die unserm ganzen Dasein einen vernünftigen Sinn und Segen verleiht, löst mit ihren Folgen gleichzeitig alle Schwierigkeiten, und damit auch diejenige, die sich Ihnen bietet. Diese Regel weist auf den Platz hin, den die geistige Tätigkeit, die Wissenschaft und die Kunst einnehmen soll. Folge ich dieser Regel, so bin ich nur dann glücklich und zufrieden, wenn ich durchaus davon überzeugt sein kann, dass meine Tätigkeit andern nützlich ist. Dass diejenigen befriedigt werden, für die ich handle, das ist schon ein Überfluss von Glück, der Gipfel des Glückes, worauf ich nicht rechne, und der mich nicht beeinflussen kann bei der Wahl meiner Tätigkeit.

Meine feste Überzeugung, dass das, was ich tue, für andere nicht nutzlos und nicht schädlich, vielmehr gut ist — diese Überzeugung ist die Hauptbedingung meines Glückes. Und gerade dieses veranlasst auch einen sittlich gesinnten und aufrichtigen Menschen unwillkürlich dazu, die Handarbeit der wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit vorzuziehen.

Damit aus meiner schriftstellerischen Tätigkeit Nutzen erwachse, ist die Arbeit der Drucker erforderlich: Zur Aufführung meiner Symphonie bedarf ich die Arbeit der Musikanten — um Experimente vorzunehmen, bedarf ich die Arbeit derer, welche die Einrichtungen und Instrumente für unsere naturwissenschaftlichen Kabinette herstellen; wenn ich ein Bild male, brauche ich Menschen, welche die Farben und die Leinwand herstellen; dabei können aber diejenigen Arbeiten, die ich verrichte, zwar nützlich sein für die Menschen, sie können aber auch (und das wird in der Mehrzahl aller Fälle tatsächlich so sein) völlig unnütz und sogar schädlich sein. Wie kann ich mich aber mit solchen Dingen befassen, deren Nutzen durchaus zweifelhaft ist, und zu deren Vollbringung ich andere zur Arbeit zwingen muss, — wenn dabei vor mir, um mich herum, eine ganz zahllose Menge von Dingen liegt, die alle für andere zweifellos nützlich sind, und zu deren Vollbringung ich niemanden nötig habe, z. B.: Jemandem eine Last zu tragen, der selber ermüdet ist, das Feld zu pflügen, wenn der Landwirt selber krank ist, eine Wunde zu verbinden usw.; ich spreche schon gar nicht von jenen tausend Dingen, die uns umgeben, zu deren Hervorbringen keinerlei Hilfe von auswärts notwendig ist, und die uns darum unmittelbare Befriedigung gewähren, für wen wir sie auch verrichten mögen, — ausserdem gibt es noch eine Menge anderer Dinge. Z. B.: Einen Baum zu pflanzen, ein Kalb aus dem Stall zu führen, einen Brunnen zu reinigen. Das

alles sind zweifellos nützliche Dinge, und ein aufrichtiger Mensch kann gar nicht anders, als sie solchen Beschäftigungen vorzuziehen, welche die Arbeit anderer verlangen und dabei zweifelhaft sind in Hinsicht auf ihre Nützlichkeit.

Der Beruf eines Propheten, eines Lehrers ist ein hoher und vornehmer. Wir wissen indes, was die Geistlichen sind, die sich für die einzigen Lehrer halten, weil sie die Möglichkeit haben, andere zu zwingen, sie dafür zu halten. Doch nicht der ist ein Prophet, der die Erziehung und die Ausbildung zu einem Propheten erhält, vielmehr derjenige, in dem die innere Überzeugung lebt, dass er ein Prophet ist, dass er es sein muss, und gar nichts anderes sein kann.

Dieser Überzeugtheit begegnet man selten, und sie kann nur bewiesen werden durch die Opfer, die ein Mensch seinem Beruf bringt.

Ganz das Gleiche gilt auch für die wahre Wissenschaft und die wahre Kunst. Der Geiger Lulli läuft mit Gefahr für sein Leben aus der Küche in den Dachraum, um sich auf der Geige zu üben — und durch dieses Opfer beweist er die Tatsächlichkeit seiner Berufung.

Für einen Schüler des Konservatoriums und für einen Studenten, deren einzige Verpflichtung darin besteht, das, was ihnen aufgegeben wird, einzustudieren, ist es ganz unmöglich, zu beweisen, ob sie in Wahrheit berufen sind. Sie nutzen nur die Lage, die ihnen vorteilhaft vorkommt. Die Handarbeit ist Pflicht und Glück für alle; die Tätigkeit des Geistes und der Vorstellungskraft ist dagegen nur für einen beschränkten Kreis: Sie wird Pflicht und Glück nur für diejenigen, die zu ihr berufen sind. Die Berufung aber kann man erkennen und beweisen nur durch das Opfer, das der Lernende oder der Künstler an Ruhe und Wohlbefinden bringt, um sich seiner Berufung hinzugeben. Derjenige Mensch, der damit fortfährt, durch die Arbeit seiner Hände das zu vollbringen, was die Erhaltung seines Daseins von ihm verlangt, und dessenungeachtet die zum Schlaf und zum Ausruhen bestimmten Stunden dazu verwendet, um zu schaffen im Bereiche des Geistes und der Vorstellung, beweist dadurch seine Berufung und schafft auf seinem Gebiet solches, was den Menschen nützlich ist. Derjenige aber, der sich der allgemeinen, menschlichen, sittlichen Verpflichtung entzieht und unter dem Vorwand eines besonderen Berufenseins für Wissenschaft und Kunst das Leben eines Schmarotzers führt, ein solcher Mensch schafft nur falsches Wissen und falsche Kunst.

Die Früchte wahrer Wissenschaft und wahrer Kunst sind die Früchte von Opfern, nicht aber die Früchte ganz bestimmten materiellen Bevorzugtseins.

Aber was wird dann aus der Wissenschaft und aus der Kunst? Wie oft vernehme ich diese Frage von Leuten, die sich überhaupt weder für Wissenschaft noch für Kunst interessieren und nicht den geringsten Begriff davon haben, was eigentlich Wissenschaft und was Kunst ist. Man sollte meinen, solchen Menschen müsste das Heil der Menschheit

am meisten am Herzen liegen, das ihrer Überzeugung nach auf gar keine andere Weise erreicht werden kann, als nur durch die Entfaltung dessen, was sie Wissenschaft und Kunst nennen.

Wie ist das aber doch seltsam, dass die Leute den Nutzen von Nützlichem verteidigen zu müssen glauben? Kann es wirklich so törichte Menschen geben, welche die Nützlichkeit dessen, was nützlich ist, bestreiten würden, und gibt es wirklich lächerlichere Menschen, als diejenigen, die es für ihre Pflicht halten, für die Nützlichkeit des Nützlichen einzustehen?

Es gibt Arbeiter, die ein Handwerk verrichten, und solche, die sich mit Landarbeit beschäftigen. Niemand hat es jemals über sich gebracht, ihre Nützlichkeit zu bestreiten. Auch wird niemals ein Arbeiter die Nützlichkeit seiner Arbeit beweisen wollen. Er erzeugt, und sein Produkt ist notwendig, und ein Gut für andere. Man nutzt es, und niemand zweifelt an seiner Nützlichkeit. Und um so weniger wird sie irgendwer beweisen wollen. Die Arbeiter in Wissenschaft und Kunst sind genau in der gleichen Lage. Weshalb finden sich dann aber Leute, die sich alle Mühe geben, ihre Nützlichkeit zu beweisen? Der Grund ist der, dass diejenigen, die wirklich in Kunst und Wissenschaft arbeiten, überhaupt gar keine Sorge tragen um die Berechtigung ihrer Tätigkeit: Sie geben die Erzeugnisse ihrer Mühen, diese Erzeugnisse sind nützlich, und sie selber haben es gar nicht nötig, dass man ihr Recht dazu noch besonders bestätigt.

Dahingegen weist die gewaltige Mehrzahl derjenigen, die sich für Gelehrte und Künstler halten, sehr wohl, dass das, was sie erzeugen, nicht das wert ist, was sie verbrauchen. Und deshalb nehmen sie zu allen möglichen Mitteln ihre Zuflucht, wie die Zauberer aller Zeiten und Völker, um zu beweisen, dass ihre Tätigkeit zum Heile der Menschheit unerlässlich sei.

Wahre Wissenschaft und wahre Kunst haben immer bestanden und werden immer bestehen, wie auch alle anderen Zweige der menschlichen Tätigkeit, und es ist unmöglich und auch durchaus nutzlos, sie zu verneinen oder in Schutz zu nehmen.

Die falsche Lage, welche in unserer Gesellschaft Wissenschaft und Kunst einnehmen, beweisen nur, dass diejenigen Menschen, welche sich selber zivilisiert nennen, mit den Gelehrten und Künstlern an ihrer Spitze, lediglich eine Kaste bilden mit allen Lastern, die jeder Kaste eignen. Sie erniedrigen dabei und schädigen den Grundsatz, in dessen Namen diese Kaste sich bildet. Statt wahrer Religion predigen sie eine falsche, statt wahrer Wissenschaft bringen sie falsches Wissen zutage. Ganz das gleiche gilt auch für die Kunst. Diese Menschen liegen wie eine schwere Last auf dem Volke, und um das Mass voll zu machen, berauben sie es auch noch des Lichtes, wobei sie sich vergeblich bemühen, zu beweisen, sie verbreiteten es. Und was am

allerschlimmsten ist: Ihre Taten widersprechen stets den Grundsätzen, welche sie verkünden.

Wenn man nicht einmal an diejenigen denkt, die den unhaltbaren Grundsatz verfechten: Der Wissenschaft für die Wissenschaft und der Kunst für die Kunst — sind alle genötigt zu beweisen, dass die Kunst und die Wissenschaft unerlässlich nötig sind, weil sie dem Heil der Menschheit dienen.

Worin besteht aber dieses Heil? An welchen Merkmalen kann man es vom Übel unterscheiden? Die Anhänger der Wissenschaft und der Kunst umgehen diese Frage. Sie nehmen sogar an, die Bestimmung des Heiles sei unmöglich und stehe ausserhalb der Wissenschaft und ausserhalb der Kunst. Das Heil im allgemeinen, sagen sie, das Gute und das Schöne, könnten gar nicht bestimmt werden.

Sie lügen aber.

Zu allen Zeiten hat die Menschheit in ihrer Vorwärtsbewegung überhaupt gar nichts anderes getan als das Gute und das Schöne bestimmt. Das geschah bereits vor Tausenden von Jahren. Aber diese Bestimmung passt ihnen, diesen Weisen, nicht: Sie enthüllt ihnen die Nichtigkeit und sogar den Widerspruch zum Schönen und Guten in dem, was sie selber Wissenschaft und Kunst nennen. Die Brahmanen und die buddhistischen und chinesischen Weisen, die Hebräer, Ägypter und griechischen Stoiker haben das Heil auf die allergenaueste Weise umschrieben: Alles dasjenige, was Einigung unter den Menschen erzeugt, ist ein Heil und etwas Schönes; das, was die Menschen voneinander trennt — ist ein Übel und etwas Hässliches. Alle Menschen kennen diese Bestimmung, sie steht in unseren Herzen geschrieben.

Das Gute und das Schöne sind für die Menschheit das, was die Menschen vereinigt. Wenn demnach die Anhänger der Wissenschaft und der Kunst tatsächlich das Heil der Menschheit im Sinn haben, so müssen sie diejenigen Wissenschaften und Künste vorwärtstreiben, die zu diesem Ziele führen. Wäre dem aber so, so gäbe es keine Rechtswissenschaft, keine Kriegswissenschaften, keine Volkswirtschaftslehre und auch keine Finanzwissenschaft, deren Ziel lediglich auf das Heil ganz bestimmter Gesellschaftskreise und den Untergang aller anderen gerichtet ist. Wäre tatsächlich das Heil das Ziel der Wissenschaften und Künste, so würden niemals Entdeckungen der exakten Wissenschaften, die häufig durchaus keine Beziehung zum wahren Heil der Menschheit haben, eine solche, durch nichts begründete Wichtigkeit erlangen. Ganz das Gleiche kann man auch von den Erzeugnissen der Kunst sagen, die nur dazu taugen, verdorbene Greise aufzuregen und müssigen Menschen zum Zeitvertreib zu dienen.

Die menschliche Weisheit beruht durchaus nicht in der Menge des Wissens. Die ungeheure Mehrheit von allen Dingen können wir gar nicht kennen. Nicht darin beruht die Weisheit, möglichst viel zu wissen, die menschliche Weisheit besteht vielmehr darin, dass man die

Ordnung kennt, in der es nützlich ist, die Dinge zu verstehen. Die Weisheit besteht darin, dass man weiss, welche Erkenntnisse wichtiger und welche unwichtiger sind. Von allen Kenntnissen, die dem Menschen nötig sind, ist die wichtigste, zu wissen, wie man leben muss, um möglichst wenig Böses und möglichst viel Gutes zu tun. Und von allen Künsten ist die allerwichtigste diejenige, die uns lehrt, das Böse zu vermeiden und das Gute mit der geringsten Anstrengung zu verwirklichen.

Und dabei kam es so, dass unter allen Künsten und Wissenschaften, welche den Anspruch erheben, dem Heil der Menschheit zu dienen, die der Wichtigkeit nach ersten, — eine Kunst und eine Wissenschaft — nicht nur tatsächlich keineswegs vorhanden sind, vielmehr sogar ausgeschlossen wurden aus der Aufstellung der Künste und Wissenschaften.

Dasjenige, was man in unserer Gesellschaft Wissenschaft und Kunst nennt, ist nur eine gewaltig grosse Seifenblase, ein Aberglauben, in den wir gewöhnlich dann verfallen, wenn wir uns eben erst von dem Aberglauben der Kirche befreiten.

Um klar und bestimmt den Weg zu gehen, den man gehen muss, ist es nötig, zum Anfang zurückzukehren, muss man die Kapuze abnehmen, die zwar den Kopf erwärmt, aber geradeaus zu blicken verhindert. Die Versuchung ist gross.

Wenn wir nicht durch unsere Geburt in diese Lage versetzt wurden, suchen wir durch Arbeit oder durch List auf die höchsten Stufen der gesellschaftlichen Leiter zu gelangen — bis zu der privilegierten gesellschaftlichen Stellung von Priestern der Zivilisation; und wie die Priester des Brahmanismus und des Katholizismus bedürfen auch wir grosser Aufrichtigkeit und starker Liebe zur Wahrheit und zum Guten, um diejenigen Grundsätze in Zweifel zu ziehen, die uns eine so vorteilhafte Stellung gewährleisten.

Für einen ernsten Menschen, der, wie Sie, sich die Lebensfrage stellt, gibt es aber keine Wahl: will er klar zu sehen anfangen, so muss er sich vom Aberglauben befreien — ungeachtet dessen, dass er ihm vorteilhaft ist.

Das ist die Bedingung — sine qua non.

Nutzlos ist es, mit einem Menschen zu streiten, der noch irgend etwas als einen Glaubenssatz hinnimmt. Ist das Feld des Gedankens nicht völlig frei, so kann man lange streiten, lange räsonnieren, ohne sich auch nur um ein Jota in der Erkenntnis der Wahrheit vorwärts zu bewegen: Jedes vernünftige Urteil bricht sich sofort an Stellungnahmen, die im voraus als richtig anerkannt und einzig und allein auf dem Glauben gegründet sind.

Es gibt einen religiösen Glauben und es gibt einen Glauben an den Fortschritt der Zivilisation. Sie gleichen einander ganz und gar. Der Katholik sagt zu sich selber: „Ich kann überlegen, doch nur in den

Grenzen der heiligen Schrift und der Überlieferung, in denen die Wahrheit in ihrer ganzen unabänderlichen Fülle beschlossen ist.“

Der an die Zivilisation Glaubende sagt: „Meine Überlegung macht halt vor den zwei Grundlagen der Zivilisation: Der Wissenschaft und der Kunst.“

„Unsere Wissenschaft“, sagt er, „ist der Inbegriff des wahren Wissens des Menschen; ist die Wissenschaft auch jetzt noch nicht im Besitz der ganzen Wahrheit, so wird sie das doch in Zukunft sein. Unsere Kunst ist mit der klassischen Kunst die einzige wirkliche Kunst.“

Der religiöse Aberglauben sagt: Ausserhalb des Menschen gibt es „ein Ding an sich“ wie die Deutschen sagen. Das ist — die Kirche. Die Mitglieder unserer Gesellschaft sagen: Ausserhalb des Menschen besteht „an sich“ die Zivilisation.

Es ist uns leicht, den Mangel an Logik bei dem religiösen Aberglauben einzusehen, denn wir teilen ihn nicht. Der gläubige Katholik ist dagegen z. B. durchaus überzeugt, dass es keine andere Wahrheit gibt ausser der seinigen, und es scheint ihm sogar, die Richtigkeit dieser Wahrheit werde durch die Vernunft erwiesen.

Und ganz ebenso ist es uns, wenn wir selber eingesponnen sind in dem falschen Glauben an unsere Zivilisation, fast unmöglich, das Unlogische unserer Überlegungen einzusehen, die alle darauf gerichtet sind, zu beweisen, dass von allen Zeiten und Völkern nur unsere Zeit, und nur einige Millionen von Menschen, welche die Europa genannte Halbinsel bewohnen, die wahre Zivilisation besitzen, die aus der wahren Wissenschaft und der wahren Kunst besteht.

Um den wirklichen Sinn des Lebens zu begreifen, der doch so einfach ist, dazu bedarf es weder einer positiven Philosophie, noch tiefer Kenntnisse; man muss nur eine verneinende Eigenschaft besitzen, man darf keine Vorurteile haben. Man muss in den Zustand eines Kindes oder von Descartes gelangen, man muss sich sagen: Ich weiss gar nichts, ich glaube an gar nichts und ich will weiter gar nichts, als den wirklichen Sinn des Lebens erfassen, jenes Lebens, das ich durchleben muss. Und die Antwort darauf ward von den ältesten Zeiten an gegeben, und sie ist klar und einfach.

Mein inneres Gefühl sagt mir, dass ich das Heil wünsche, das Glück für mich, einzig und allein für mich. Die Vernunft sagt mir: Alle Menschen, alle Geschöpfe wollen ganz das gleiche. Alle Geschöpfe, die wie ich ihr persönliches Glück suchen, werden mich aber offenbar zerdrücken. Und deshalb kann ich gar nicht das Glück finden, in dessen Erstreben mein Leben beruht. Das Streben nach Glück macht mein Leben aus, die Vernunft beweist mir indes, dass dies Streben vergeblich ist, und dass ich deshalb gar nicht leben kann.

Die einfache Überlegung zeigt mir ja, dass bei einer solchen Weltordnung, wo alle Geschöpfe nur zu ihrem persönlichen Heil hinstreben, ich, ein einzelnes Geschöpf, das zu dem gleichen hinstrebt, dieses Heil

nicht erreichen kann. Ich kann gar nicht leben. Doch ungeachtet einer so klaren Überlegung leben wir und suchen Glück und Heil. Wir sagen uns: Ich kann nur in dem Fall das Heil erlangen und glücklich sein, wenn alle übrigen Wesen mich mehr lieben würden als sie sich selber lieben. Das ist unmöglich. Trotzdem leben wir alle und unsere ganze Tätigkeit, all unser Streben nach Reichtum, nach Familie, nach Ruhm, nach Macht — das alles ist nur ein einziger Versuch, die anderen zu veranlassen, uns mehr zu lieben als sie sich selber lieben.

Der Reichtum, der Ruhm, die Macht geben uns das Scheinbild eines solchen Zustands, und wir sind fast zufrieden. Wir vergessen zu Zeiten ganz, dass dies nur eine Illusion ist, keineswegs die Wirklichkeit. Alle Geschöpfe lieben sich selber mehr als uns — und das Glück ist darum unmöglich.

Es gibt Menschen (ihre Zahl nimmt von Tag zu Tag zu), die aus dieser Schwierigkeit nicht herauszukommen vermögen und sich schliesslich selber töten, indem sie sagen, das Leben sei eine leere und dumme Posse.

Dabei ist aber die Lösung dieser Aufgabe mehr als einfach und bietet sie sich ganz von selber.

Ich kann nur bei einer solchen Weltordnung glücklich sein, bei der alle Geschöpfe einander mehr lieben würden als sich selber. Die ganze Welt wäre glücklich, wenn die Geschöpfe sich nicht selber lieben würden, vielmehr ihresgleichen.

Ich — bin ein Geschöpf, ein Mensch, und die Vernunft gibt mir das Gesetz des allgemeinen Heils. Ich soll diesem Gesetz meiner Vernunft folgen, ich soll die anderen mehr lieben als mich selber.

Der Mensch braucht dabei nur einmal diese Überlegung anzustellen, dann erscheint ihm plötzlich das Leben unter einem andern Gesichtswinkel als vordem.

Die Geschöpfe vernichten einander, aber gleichzeitig lieben sie auch einander und helfen sich gegenseitig. Das Leben wird aufrecht erhalten nicht durch die Leidenschaft des Zerstörens, vielmehr durch das Gefühl der „Gegenseitigkeit", das in der Sprache unseres Herzens Liebe heisst.

Soweit ich die Entwicklung des Lebens in der Welt zu überschauen vermag, erkenne ich in ihr die Offenbarung nur dieses einen Grundsatzes der gegenseitigen Hilfe. Die ganze Geschichte ist gar nichts anderes als die immer klarer werdende Enthüllung dieses einzigen Grundsatzes der Eintracht aller Geschöpfe untereinander.

Diese Überlegung wird sowohl durch die geschichtliche wie durch die persönliche Erfahrung bestätigt. Doch neben dieser Erfahrung findet der Mensch den überzeugendsten Beweis für die Richtigkeit dieser Erwägung in seinem innern unmittelbaren Gefühl.

Das höchste Heil, das der Mensch kennt, der Zustand vollster Freiheit und reinsten Glückes, ist der Zustand der Selbstaufopferung und

der Liebe. Die Vernunft offenbart dem Menschen den einzig möglichen Weg zum Glück. Und das Gefühl lässt ihn nach diesem Wege hinstreben.

Sollten Ihnen die Gedanken, die ich Ihnen wiederzugeben bestrebt bin, unklar vorkommen, so urteilen Sie nicht allzu strenge. Ich hoffe, Sie werden das alles noch einmal klarer und einfacher dargelegt lesen.

Ich wollte Ihnen nur einen Begriff geben von meinem Hinblick auf das Leben.

[17.] An Frei 1886.

. . . . Das ganze Missverständnis beruht darin, dass, wenn Sie von Religion sprechen, Sie durchaus nicht dasjenige darunter verstehen, was Konfuzius, Laotse, Buddha und Christus meinten. Bei Ihnen muss man eine Religion ausdenken oder wenigstens ausfindig machen, — und eine solche, die auf die Menschen günstig einwirken, mit der Wissenschaft in Einklang stehen, alles umfassen und zusammenfassen und die Menschen, indem sie sie zum Guten anfeuert, erwärmen — aber keineswegs ihr Leben stören würde. Ich aber (und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass ich hier nicht allein stehe) verstehe durchaus nicht das unter Religion. Religion ist das Einsehen derjenigen Wahrheiten, die allen Menschen gemeinsam, allen verständlich und in allen Lagen, zu allen Zeiten zweifellos sind wie $2 \times 2 = 4$. Die Religion ist das Erfassen und der Ausdruck dieser Wahrheiten, und wenn diese Wahrheit geäussert ward, ändert sie unvermeidlich auch das Leben der Menschen. Und deshalb ist dasjenige, was Sie ein Schema nennen, durchaus nicht die willkürliche Behauptung von irgendwem, vielmehr der Ausdruck derjenigen Gesetze, die stets unveränderlich sind und von allen Menschen erfühlt werden. Die Sache der Religion gleicht derjenigen der Geometrie. Das Verhältnis der Katheden zur Hypotenuse bestand stets und die Menschen wussten, dass da irgend etwas vorliegt. Als aber Pytagoras darauf hinwies und den Beweis dafür erbrachte, ward dies zu einem Besitztum aller — und wenn man sagt, das Schema der Sittlichkeit sei deshalb anfechtbar, weil es alle anderen Schemata ausschliesse, so ist das ganz ebenso, wie wenn man sagen wollte: Die Theorie der Beziehung der Katheden zur Hypotenuse sei nicht gut, weil sie andere falsche Annahmen zerstöre. — Ein Schema bestreiten — wie Sie sich ausdrücken — die Wahrheit Christi in Abrede stellen (so nenne ich das), kann man durchaus nicht durch den Hinweis, sie passe nicht zu einer ausgedachten Religion der Menschheit und schliesse andere Schemata (so sagen Sie), andere Lügen (so sage ich) aus — man muss sie vielmehr widerlegen, man muss graden Weges beweisen, dass sie nicht wahr ist. Die Religion besteht keineswegs in einer Auswahl von Worten, die auf die Menschen gut einzuwirken vermag; die Religion besteht vielmehr aus einfachen, sehr offenbaren, klaren, zweifellosen, sittlichen Wahrheiten (die sich

abheben aus dem Chaos falscher und trügerischer Behauptungen), und das sind die Wahrheiten Christi. Würde ich solche Wahrheiten bei Katkoff finden, so würde ich sie unwillkürlich und auf der Stelle annehmen. Auf dieser Ihrer Vorstellung von dem, was ich, ja und auch alle anderen religiösen Menschen für Religion halten, und auf dem Wunsche, an ihre Stelle eine bekannte Form der Propaganda zu stellen, beruht das Missverständnis.

[18.] An einen Revolutionär. 1886.

Durch langjährige und schwere Erfahrung bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass es zwecklos ist, sich in einen Streit einzulassen mit Menschen, die das nicht sehen, was sie gar nicht nicht sehen können, weil solche Menschen in ihrem Urteilen nicht geleitet werden von dem Suchen nach Wahrheit, vielmehr von dem Wunsche, ihre Lage, ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart zu verteidigen. Mit solchen Menschen sich in einen Wortstreit einzulassen, ist ganz ebenso, als wenn man einem Baumeister, der ein Haus errichtete, in diesen Bau seinen ganzen Stolz und sein ganzes Leben hineinlegte, dabei fand, dass die Winkel seines Hauses nicht rechte Winkel sind, und nunmehr dieses nicht wissen und sehen will, — als wenn man einem solchen Baumeister beweisen wollte, dass ein rechter Winkel der halbe Winkel ist auf einer Seite einer geraden Linie.

Er hat es nötig, dass der Winkel, den er baute, indem er ihn für einen rechten hielt, auch ein rechter Winkel sei, und deshalb will er, sonst ein gescheiter und ernster Mann, die Eigenschaften des rechten Winkels nicht einsehen und kann das auch gar nicht. Ganz das gleiche gilt von denjenigen Entgegnungen, die ich ständig zu hören bekomme gegen eine ebenso zweifellose und offenbare sittliche Wahrheit — dass man sich der Gewalt nicht durch Gewalt widersetzen soll — aus den zwei einander feindlichen Lagern: Demjenigen der Regierung, der Konservativen, und demjenigen der Revolutionäre.

Die eine Seite begann einen stumpfen Winkel zu bauen, die andere auf diesen selben Winkel einen spitzen zu setzen. Beide Seiten zürnen einander, aber noch viel mehr dem Winkelmesser, der ihnen beweist, dass alle beide unrecht haben. Sie verteidigen entgegen der Offensichtlichkeit und gegen sich selber den Winkel, den sie aufführten und der nicht mit dem rechten Winkel übereinstimmt, den sie sehr wohl kennen. Und deshalb werde ich Ihnen gar nicht das beweisen, was Sie ebenso gut wissen wie ich; ich bitte Sie nur, auf eine kurze Weile einmal daran zu zweifeln, als sei alles, was Sie taten ganz das gleiche wie das, was man tun müsste, und als sei dasjenige, was Sie die Absicht haben zu tun, dasjenige, was man tun soll, — und von diesem abstrakten Gesichtspunkt aus wenigstens die Beweisgründe Ihres Tuns zu untersuchen, und ebenso ihr klares, direktes Ziel.

Ihre Beweisgründe kommen darauf hinaus, dass der Mensch im Namen der Liebe zu den Menschen Menschen töten dürfe und solle, weil es nämlich irgendwelche — für mich geheimnisvolle und durchaus unverständliche — Erwägungen geben soll, in deren Namen die Menschen stets einander töteten — ganz die gleichen, nach denen Kaiphas fand, es sei vorteilhafter Christus allein zu töten, als ein ganzes Volk ins Verderben zu stürzen. Der Zweck aller dieser Beweisgründe ist einzig und allein die Rechtfertigung des Mordes. Sie scheinen sogar darüber unwillig zu sein, dass es Leute gibt, die behaupten, man dürfe niemals morden, — ganz ebenso, wie ich Leuten begegnet bin, die auf diejenigen unwillig waren, die behaupten, man dürfe Frauen und Kinder nicht schlagen.

Die Menschheit lebt, das sittliche Bewusstsein wächst in ihr, und sie gelangt anfangs dazu, dass sie die sittliche Unmöglichkeit erkennt, die eigenen Eltern aufzuessen, dann überflüssige Kinder zu töten, dann Gefangene zu töten, dann Sklaven zu halten, dann durch Prügel die Familienangehörigen in Gehorsam zu halten und dann — und das ist einer von den Hauptgewinnen der Menschheit — die Unmöglichkeit, durch Mord und überhaupt durch Gewalt ihr allgemeines Heil zu erlangen. Es gibt Menschen, die bereits zu dieser Stufe sittlicher Erkenntnis gereift sind; andere gelangten noch nicht dahin.

Hierüber zu streiten und einer dem andern Beweise vorzubringen hat gar keinen Zweck. Wie überzeugend man mir auch beweisen würde: Ich würde für meine Kinder und für die ganze Menschheit ein grösseres Heil dadurch erreichen, wenn ich meinem Sohn mit der Rute meine Lehren einbläue, ich kann das durchaus nicht tun, ganz ebenso, wie ich ausserstande bin, jemanden zu töten. Ich weiss nur das eine: Ebensowenig, wie ich imstande bin zu raufen und meine Kinder zu schlagen, vermag ich zu morden. Darüber zu streiten hat gar keinen Zweck. Eines nur kann ich sagen: Dass diejenigen, welche die Gewalt und besonders den Mord verteidigen wollen, gar kein Recht haben, von der Liebe zu sprechen, ebensowenig wie Menschen, die beweisen wollen, der spitze Winkel ihres Bauwerks — sei ein rechter, ein Recht haben, von der Senkrechtheit der Seiten zu sprechen, weil, wenn sie das behaupten, sie sich selber widersprechen. Will man schon von der Liebe sprechen, so werden keinerlei Beispiele von Räubern die Notwendigkeit der Ermordung eines Mitmenschen zu beweisen imstande sein, vielmehr zu der einfachsten und unabweisbaren Schlussfolge aus der Liebe führen — die darin besteht, dass der Mensch den Mitmenschen durch seinen Körper schützen, dass er sein Leben für ihn hingeben soll, doch niemals einem andern das Leben nehmen darf.

Ich wollte eigentlich gar keine Beweise vorbringen, es kommt mir aber so vor, als beginne ich bereits zu beweisen. Mag dem so sein. Ihr Brief interessierte mich nicht nur, er rührte mich auch: Unter der dicken Rinde (verzeihen Sie mir) Ihrer abergläubischen Anschauungen

erkannte ich einen ernsthaften Geist und ein gutes Herz, und ich wollte Ihnen in brüderlicher Weise die Lebensauffassung mitteilen, die mir Heil gewährt.

Sie sagen sehr schön, das Grundgebot sei das Gebot der Liebe. Sie sagen aber durchaus mit Unrecht, alle Einzelgebote könnten es verletzen. Sie verwechseln dabei irrtümlicherweise zwei verschiedene Dinge: Das Gebot — nicht Schweinefleisch zu essen und beispielsweise das Gebot — nicht zu töten. Das erstere braucht nicht in Übereinstimmung zu stehen mit der Liebe, weil sein Gegenstand nichts mit ihr zu tun hat. Das zweite Gebot hingegen ist nur der Ausdruck für den Grad des Bewusstseins, welchen die Menschheit in der Bestimmung der Liebe erlangte. Liebe ist ein sehr gefährliches Wort. Sie wissen, dass im Namen der Liebe die schlechtesten Taten in der Familie vollbracht werden, im Namen der Liebe zum Vaterland — noch schlechtere, im Namen der Liebe zur Menschheit aber — die allerentsetzlichsten Scheusslichkeiten! Dass die Liebe allein dem Menschenleben Sinn gibt, ist längst bekannt. Worin besteht aber die Liebe? Diese Frage wird immer wieder von neuem gelöst durch die Weisheit der Menschheit und zwar stets auf verneinendem Wege: Es wird erwiesen, dass dasjenige, was mit Unrecht Liebe genannt wird und unter der Bezeichnung Liebe bekannt war, gar nicht Liebe ist. Die Menschen zu töten — ist nicht Liebe, sie zu quälen, sie zu schlagen, in wessen Namen das auch geschehen mag, die einen den andern vorzuziehen — ist gleichfalls nicht Liebe. Das Gebot „sich der Gewalt nicht mit Gewalt zu widersetzen" weist nur auf die Grenze hin, auf der die Tätigkeit der Liebe ein Ende nimmt. In ihr kann man aber nur vorwärts schreiten, keineswegs rückwärts, wie Sie das wollen.

Dabei kommt doch etwas ganz Erstaunliches heraus: Sie, ein Mensch, der anerkennt, dass der Sinn des Lebens darin besteht, dass man den andern dient im Namen der Liebe, Sie sind darüber unwillig, dass Ihnen ein zuverlässiger und zweifelloser Weg gewiesen ward für ein solches Dienen, — das ist ganz ebenso, wie wenn ein Mensch darüber ärgerlich werden sollte, dass ihm zwischen Sandbänken und Klippen ein zuverlässiger Weg zum Schwimmen angegeben ward. „Wozu diese Hemmung? Es kann doch sein, dass ich es nötig habe, mich auf einer Untiefe niederzulassen!" Sagen Sie nicht ganz das gleiche, wenn Sie sich darüber empören, dass man einen selber Mord verübenden, vorgestellten Räuber nicht töten dürfe. „Nun, aber wenn es anders nicht möglich ist?" Nun, aber wenn es anders nicht möglich ist, als sich auf einer Klippe auszuruhen? Vielleicht werde ich mich auch dort niederlassen. Ich kann aber daher nicht umhin, mich darüber zu freuen, dass ich einen Weg habe, und ich kann gar nicht anders, als mit allen Kräften der Seele danach zu streben, auf ihm vorwärts zu schreiten.

Sie führen zum Vergleich an, der Grundsatz „der Gewalt sich nicht mit Gewalt zu widersetzen", sei ganz so, wie der Grundsatz, Kinder

nicht zum Fenster hinauszuwerfen: Es könne doch der Fall eintreten, dass dies nötig sei, und hieraus ziehen Sie dann den Schluss, die Behauptung, man dürfe Kinder nicht aus dem Fenster herauswerfen, sei unrichtig. Aber das richtet sich doch unmittelbar gegen Sie selber! Diese Behauptung ist durchaus richtig und unabweisbar. Darauf zu bestehen, man dürfe nicht verbieten, Kinder zum Fenster hinauszuwerfen, weil, im Falle einer Feuersbrunst, dies notwendig sein könnte, darauf zu bestehen vermag doch nur derjenige, der es überhaupt nötig hat, Kinder zu quälen, derjenige, der sich mit einer solchen Tätigkeit befasst, bei der er immer wieder auf diese Notwendigkeit stösst. Verzeihen Sie mir, das stimmt aber auch gerade in Ihrem Falle. Und das ist eben entsetzlich! Sie, zweifellos ein gescheiter Mensch, Sie handeln unmittelbar gegen den gesunden Menschenverstand, und Sie, zweifellos ein guter und der Selbstaufopferung fähiger Mensch, Sie bestehen auf der Gewalt und auf dem Mord!

Die Gewalt und der Mord empörten Sie, und Sie liessen sich von einer natürlichen Empfindung hinreissen: Nehmen wir an, Sie begannen der Vergewaltigung und dem Morden mit ganz dem Gleichen entgegen zu arbeiten. Eine solche Tätigkeit, ob sie gleich dem Tierischen nahesteht und unvernünftig ist, hat nichts Sinnloses und Widerspruchsvolles in sich; sobald aber nur die Regierungen oder die Revolutionäre eine solche Tätigkeit mit vernünftigen Beweisgründen rechtfertigen wollen — dann offenbart sich eine entsetzenerregende Sinnlosigkeit, und ein ganzes Sophismengewebe erweist sich da als notwendig, damit nicht die ganze Sinnlosigkeit eines solchen Versuchs vor aller Augen liege. Derartige Rechtfertigungen gründen sich stets auf der Annahme jenes vorgestellten Räubers, der gar nichts Menschliches mehr an sich hat, der Unschuldige tötet und quält, und gerade dieses vorgestellte Ungetüm, das gleichsam ständig damit beschäftigt ist, Unschuldige zu ermorden, dient auch zur Grundlage für die Beweise aller Anhänger der Gewalt für ihre Unabweisbarkeit. Ein solcher Räuber ist aber doch der seltenste und sogar völlig unmögliche Ausnahmefall. Viele Menschen können hundert Jahre leben, wie ich 60 verlebte, ohne irgendwann jenem angenommenen Räuber bei der Vornahme seines Verbrechens begegnet zu sein. Wozu werde ich dann die Richtschnur meines Lebens auf dieser in der Luft schwebenden Vorstellung gründen?

Wenn wir indes vom wirklichen Leben ausgehen und nicht von einer Fiktion, so erschauen wir etwas ganz anderes: Wir sehen, dass die Menschen und sogar wir selber die grausamsten Taten erstens einmal nicht einzeln verrichten, wie jener vorgestellte Räuber, vielmehr stets in Vereinigung mit andern Menschen, — und auch nicht deshalb, weil wir wilde Tiere sind, die gar nichts Menschliches mehr an sich haben, vielmehr deshalb, weil wir in Irrtümern und Verführungen befangen sind. Nicht nur das: Besinnen wir uns auf das wirkliche Leben, so sehen wir im Gegenteil, dass die grausamsten Taten wie Menschen-

schlachtereien, Dynamitattentate, Guillotinen, Galgen, Einzelnhaft, persönliches Eigentum, Gerichte, Behörden und alle ihre Folgen, alle insgesamt, durchaus nicht ausgehen von jenem vorgestellten Räuber, vielmehr von jenen Leuten, die ihre Lebensregeln auf der albernen Fiktion jenes vorgestellten, viehischen Räubers gründen. Demnach kann ein Mensch, der von dem tatsächlichen Leben ausgeht, gar nicht übersehen, dass die Ursache des Übels der Menschen durchaus nicht in jenem vorgestellten Räuber liegt, vielmehr in ihren eigenen Irrtümern und den Irrungen anderer Menschen, von denen eine der allergrausamsten gerade darin beruht, im Namen eines vorgestellten Übels tatsächliches Übel zu tun; und deshalb wird ein Mensch, der seine Tätigkeit gegen die Ursache des Übels richtet, auf die Ausrottung der Irrtümer in sich selber und in allen anderen, und der alle seine Kräfte dem widmet, eine so gewaltige und fruchtbare Tätigkeit vor sich sehen, dass er gar nicht mehr verstehen wird, wozu bei seiner Tätigkeit ihm auch noch die in der Luft schwebende Vorstellung jenes Räubers dienen soll, den er aller Wahrscheinlichkeit nach niemals antreffen wird. Wird er aber auf ihn stossen, so wird er auch in Hinsicht auf diesen Räuber aller Wahrscheinlichkeit etwas ganz anderes tun, wie derjenige, der sein ganzes Leben hindurch auf diesen Räuber erzürnt ist, ohne ihn jemals gesehen zu haben.

Nunmehr bitte ich Sie, mir zu verzeihen, wenn ich mich irgendwie allzu scharf ausdrückte, und sich zu bemühen, mich da zu verstehen, wo ich mich nicht deutlich ausdrückte, vor allem aber — zu glauben, dass ich zum Schreiben dieses Briefes nur einen Anlass hatte — Liebe zu Ihnen und Achtung vor Ihnen und den Wunsch, Ihnen nützlich zu sein.

[19.] An E. J. Popoff — Moskau, im Winter 1887.

Ihr Brief bereitete mir grosse Freude. Sie schreiben: „Man muss die Wahrheit verfechten vor den Menschen, die über sie herfallen.“ Ja, wenn es die Wahrheit ist, was vermögen ihr dann die Angriffe der Lüge anzutun? Der Umstand aber, dass man über sie herfällt — ist ein Anzeichen dafür, dass es die Wahrheit ist. Und wenn man Sie verfolgt, so freuen Sie sich und seien Sie froh; so haben noch von jeher die Prediger der Lüge die Verkündiger der Wahrheit verfolgt, und so werden sie stets tun.

Es gibt eine Zeit (eine Stufe des Glaubens — seines Bewusstwerdens), in welcher die Verfolgung der Wahrheit viele zum Zweifel an ihr veranlasst, später folgt dann eine derartige Gewissheit, dass Gleichmut eintritt gegenüber der Verfolgung, noch später bereiten die Verfolgungen sogar Freude, denn sie beweisen bis zur Augenscheinlichkeit die Schwäche der Lüge, und dass sie selber ihrer bewusst ist. „Jesus, der Sohn Davids“, schreien jene (ungeachtet dessen, dass er sie gar nicht anrührt) „Weiche von uns, weshalb bist du gekommen uns zu quälen!“ Und wenn sie so gerufen haben, laufen sie davon — nicht

so rasch, wie wir das wünschten, sie laufen aber wirklich davon. Gewährt uns Gott, ein bis zwei Jahre in unserm Glauben zu beharren, so werden Sie sehen, wie alle diese Stadien vorübergehen, und Sie, während Sie sie durchlaufen, von allen Seiten mehr und mehr Bestätigungen der Wahrheit und Widerlegungen der Lüge und Absagungen von ihr erleben. Wenn Sie nur von dem Nicht-Widerstand-leisten gegen das Böse reden, werden Sie die Bestätigung der Lebendigkeit (so schreiben Sie) dieses Grundsatzes bei allen Bekenntnissen des Christentums finden, die mehr Wahrheit enthalten als das katholische, rechtgläubige und protestantische Bekenntnis, ich meine die sogenannten Sekten, beginnend von den Paulikanern und endigend mit den jetzt noch bestehenden Quäkern, von denen ich zu meiner Freude häufig Briefe und Schriften erhalte. Ich sende Ihnen übrigens beifolgend eine der letzteren. Wenn Sie nicht englisch verstehen, wird sie Ihnen irgendwer übersetzen.

Sie schreiben von der Beharrlichkeit im Glauben. Diese Stütze — liegt in uns selber, und in dem, was wir nicht begreifen können. „Niemand wird zu mir kommen, wenn ihn der Vater nicht zu mir hinführt", sprach Christus, und ich weiss aus Erfahrung, dass dem so ist. Unter den hierzu günstigsten Bedingungen erwacht bisweilen der Mensch nicht zum wahrhaften Leben und umgekehrt. Sie werden aber sagen — die Gemeinschaft mit Menschen gleichen Glaubens. O ja! Das ist ein grosses Heil, auch ich suche es und freue mich seiner und wünsche es Ihnen!

Das Problem des Geldes — ist tatsächlich sehr schwer zu lösen, aber so erscheint es uns ganz besonders dann, wenn wir es auf äussere Weise lösen wollen. Die Lösung liegt in uns selber: In unserer Beziehung zum Gelde. Sind wir hier im Klaren, so findet sich die äussere Lösung ganz von selber. Schlimm ist es nur, und davor müssen Sie sich hüten, eine äussere Lösung zu suchen, wenn innerlich noch Schwanken herrscht. Leben Sie vorderhand wohl, mein teurer Bruder. Gott helfe Ihnen.

Leo Tolstoi.

[20.] An N. E. Obolenski 1887.

Soeben erhielt ich Ihren Brief, lieber N. E. Sie haben die Frage vorzüglich gestellt und geben meiner Ansicht nach sehr wichtige und richtige Hinweise. Die Erhaltung und Vermehrung des Lebens kann nicht sein Ziel sein — das ist zweifellos. Hier machen sich aber zwei verschiedene Gesichtspunkte geltend: Einmal, dass das Wissen im Einzelmenschen, die Wissenschaft in der Menschheit, das Leben leitet, und dass deshalb der Zweck des Lebens, da es ja vom Wissen geleitet wird, diesem Wissen auch bekannt sein muss, und dann der andere Gesichtspunkt: Der Mensch sei ein Werkzeug der Vernunft zum Erreichen ihrer (der Vernunft) dem Menschen durchaus unbekannten Zwecke, und das Ziel seiner Vernunft könne ihm gar nicht bekannt sein, — bekannt sei

dem Menschen nur zum Teil die Bahn der Richtung, in der ihn die dem Menschen innewohnende Vernunft führt. (Das hat Christus gesagt, und ich kann mich nicht genug wundern über die Strenge seiner philosophischen Bestimmungen.) Und tatsächlich, kann es denn ein Ziel geben für das Leben der Welt und das Leben der Menschen, wenn letztere ihr Leben mit dem Leben der Welt vermengen? Der Begriff „Ziel" entstammt der Beschränktheit der menschlichen Vernunft, etwa so, wie die Begriffe Belohnung und Strafe, und deshalb ist dieser Begriff gar nicht anwendbar auf das Leben der Welt. Gibt es ein Ziel, so muss es erreichbar sein — und dann wäre das Ende da. Für die Welt im allgemeinen gibt es nur ein Leben, für die Teilhaber am Leben der Welt kann es aber nur eine Richtung geben, einen Weg. Hinzu kommt noch folgendes: Bei dem ersten Gesichtspunkt nimmt man an, die ganze Tätigkeit des Menschen bestehe im oder werde wenigstens geleitet durch das Wissen, und zum Erreichen dieses Zieles sei demnach vornehmlich (ausschliesslich, so denke ich oft) geistige Tätigkeit nötig. Bei dem zweiten Gesichtspunkt geht dagegen der Mensch, da er ja nur die Richtung kennt, in seiner Richtung ganz und gar, mit seinen Nerven, Muskeln und Nägeln, d. h. er unterwirft sich ganz dieser Richtung, die er allein kennt, und sieht neue Wegweiser auf dem Wege, er sieht aber niemals das Ziel und kann es gar nicht sehen. Und nur unter dieser Bedingung ist der Mensch imstande, völlig an die Richtung zu glauben, in der er schreitet, und nur dann erfüllt er das, was von ihm die Vernunft verlangt. Nur wenn er diese Bedingungen anerkennt — (sein Leben zu erhalten und zu vermehren), die mit der Vernunft in Einklang stehen, nur wenn er zu Beginn seines Weges mit seinem ganzen Wesen die einzig wahre Richtung erwählte — eben diesen Weg, — nur dann kann er mit voller Gewissheit vorwärts schreiten und sich in Einklang und Übereinstimmung wissen mit der Vernunft: Je näher man diesen Bedingungen ist, mit um so grösserer Gewissheit, je ferner man ihnen ist, mit um so grösserem Zweifel. Das alles sage ich indes durchaus nicht in der Absicht, die Wichtigkeit Ihrer Behauptung abzuschwächen: Das Leben könne nicht darin bestehen, es zu erhalten und zu vermehren, — ich sage das nicht, um Ihrer tiefen und wichtigen Frage auszuweichen. In meiner Schwäche, weil ich nämlich mein ganzes Leben nicht völlig der Vernunft unterordne, stelle und stellte ich mir diese Frage und bemühte ich mich, sie zu beantworten. Wäre ich aber völlig verschmolzen mit dem Leben der Vernunft, würde ich ganz im Einklang leben mit dem Gesetze der Welt, so würde ich gar nicht hieran denken. Ich muss indes gestehen, dass ich dem niemals Bedeutung beimass. Das ist eine Vorstellung, die einem ganz unwillkürlich in den Kopf kommt. Mir bot sich der Zusammenhang so dar: Das Gesetz des organischen Lebens ist der Kampf, das Gesetz des vernünftigen, bewussten Lebens ist Eintracht und Liebe. Aus dem organischen Leben — dem Leben des Kampfes — erwächst das ver-

nünftige Leben, und es ist mit jenem verbunden. Das Ziel liegt auf der Hand: Den Kampf zu vernichten und die Eintracht da herbeizuführen, wo Zwietracht herrschte. Zunächst unter den Menschen, dann zwischen Menschen und Tieren, dann endlich zwischen Tieren und Pflanzen. Dieses Endziel war schon längst bestimmt. Der jüdische Messias ist nichts anderes als die Vorstellung davon, wie man die Lanzen in Pflugscharen umschmiedet, und wie das Lamm sich dem Löwen nähert. Sehen Sie, ein ähnliches Ziel schwebt mir zuweilen vor Augen, ich mache mir aber nicht viel daraus, da ich weiss, dass es durchaus nicht alles erschöpft. Mir ist nur die Gewissheit der Wegrichtung teuer. Was aber die Richtigkeit des Weges selber anbetrifft, so weiss ich sehr wohl, dass die erste Bedingung die ist, dass man mit seinem ganzen Wesen auf ihm schreiten muss. Wie wundervoll haben Sie diese Frage gestellt! Und wie deutlich ergibt sich aus dieser Frage der Unterschied zwischen dem oberflächlichen Einzelwissen (der Wissenschaft, ihrer Methode und ihrem Gegenstande) — und dem grundlegenden Wissen, dem allgemeinen Wissen (der Religion und deren Methode). Sie aber wollen auf wissenschaftliche Methode eine Frage lösen, die ihrem Gegenstand nach nur dem religiösen Wissen unterliegt. Der Zweck des Lebens? Einen solchen gibt es nicht und kann es nicht geben, und kein Wissen vermag ihn aufzufinden. Das Gesetz, die Richtung, der Weg des Lebens? Ja! Hierauf antwortet die Religion, die Weisheit, wenn Sie so wollen. Sie antwortet dadurch, dass sie die Lügenhaftigkeit aller derjenigen Wege nachweist, die nicht mit dem einen wirklichen Weg zusammenfallen. Durch die Verneinung der falschen Richtungen weist sie auf den einzig wahren Weg hin und erhellt ihn. Auf diesem Wege ist eines oder das andere sichtbar, es gibt nächste Ziele, und diese wird die Wissenschaft aufzeigen, aber niemals wird sie diesen Weg selber weisen. Sie kann das gar nicht, ihren eigenen Aufgaben nach. Leo Tolstoi.

Ich danke Ihnen sehr für diesen Brief. Meine Liebe und Achtung vor Ihnen werden immer grösser. Ich habe diesen Brief nur so wie es mir gerade in den Kopf kam, hingeschrieben, Sie werden wahrscheinlich verstehen, was ich sagen wollte, wie unklar ich mich auch ausdrückte.

[21.] An E. J. Popoff Moskau, im März 1888.

Ich erhielt Ihren Brief mein teurer Jewgeni Jwanowitsch. Ich will gleich darauf antworten, weil mir Ihr Brief Freude machte. Mögen Sie auch an meiner Antwort Freude haben.

Sie fassen sehr viel auf einmal — Sie ziehen Ihre Furche auf einmal allzu tief. Auf die Fragen, die in Ihnen auftauchen, gibt es keine Antwort, die man sogleich niederschreiben könnte. Es handelt sich hier vielmehr um einen Seelenzustand, bei dem diese Fragen, ohne in Worte gefasst zu werden, im Herzen wohnen und ihm Ruhe gewähren. Das ist ein Seelenzustand, bei dem einem gar nichts mehr

furchtbar vorkommt, und alles klar und deutlich erscheint. Dieser Seelenzustand wird durch das Leben selber erworben. Soweit ich Sie begreife, beseelt Sie meistenteils dieser Zustand. Es gibt aber Augenblicke, wo wir Forderungen an uns selber erleben, starke Forderungen, Erklärungen auf dem Wege der Vernunft, und dann sucht man, arbeitet man, und wenn man zu einer ganz bestimmten Entscheidung gelangt ist, beruhigt man sich wieder. So glaube ich, steht es auch mit Ihnen. Die Hauptfrage — das ist die Frage über die Unsterblichkeit. Sie sagen, es gebe Augenblicke, wo Sie nicht an das Leben des Geistes glauben. Indes — das ist doch nicht Unglaube, das sind vielmehr nur Perioden des Glaubens an das Leben des Körpers. — Das kommt auch mit mir vor. Plötzlich beginne ich mich vor dem Tode zu fürchten, — das ist stets der Fall, wenn ich durch irgend etwas geistig umnebelt bin und wieder daran glaubte, das körperliche Leben sei das eigentliche Leben: Das ist genau so, wie man sich im Theater vergessen und glauben kann, das, was man da sieht, sei Wirklichkeit. Und man kann sich sogar erschrecken über das, was da auf der Bühne vor sich geht: Ganz das gleiche begegnet einem auch im Leben. Seitdem ich aber begriffen habe, dass mein Leben nicht auf der Szene vor sich geht, vielmehr im Parterre, d. h. in meiner Persönlichkeit, nicht ausserhalb ihrer, begegnet es mir, dass ich aus alter Gewohnheit wiederum der Verführung der Illusion erliege, und es mir unheimlich wird. Aber das kann mich gleichwohl nicht davon überzeugen, dass das, was sich vor mir ereignet (in meinem körperlichen Leben), in Wirklichkeit geschieht.

Sie sollten lieber auf dem Lande leben. Das ist bei weitem besser; auch das Rauchen habe ich aufgegeben, freilich erst seit zwei Wochen.

Arnolds Bestimmung Gottes ist richtig; er sagt: Gott ist ausserhalb unserer. Aber dieses „ausserhalb" schliesst nicht das „in uns" aus, im Gegenteil. Es liegt darin eine Anerkennung, dass in uns dasjenige vorhanden ist, was durch gerechtes Leben erlangt wird. Dieses „ausserhalb unserer" wird hier in dem Sinne angewandt: Man solle nicht annehmen, Gott sei nur dasjenige, was in uns ist. Deshalb sagt Arnold auch, Gott sei auch ausserhalb unserer da . . . . . Sie schreiben mir, Sie seien mutlos? Wahrscheinlich ist das jetzt schon wieder vorübergegangen, wenn aber nicht, so seien Sie eingedenk, dass man im Zustand der Mutlosigkeit mit sich selber so umgehen soll, wie mit einem Kranken, d. h. man soll sich nicht rühren. Damit auf Wiedersehen, lieber Freund! Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[22.] An J. B. Feinermann Jassnaja Poljana, Juli 1888.

Sehr habe ich mich über Ihren Brief gefreut, lieber Freund, und über das, was Sie von sich selber schreiben. Ich freue mich, dass Sie in der „Gemeinschaft der geistigen Bibelbrüderschaft" nicht einsam sind. Sagen Sie Ihrer Frau und allen Ihren Brüdern, dass ich sie liebe.

Wenn Sie mir auch bereits viel von ihnen geschrieben haben, so bitte ich doch noch um Einzelheiten, vor allem, ob jene glauben und durch ihre Lebensführung bezeugen, dass man den Baum an seinen Früchten erkennt, dass der einzige Massstab eines christlichen, d. h. eines liebeerfüllten Lebens in dem Verhältnis liegt zwischen dem, was der Mensch vom Menschen nimmt, und dem, was er ihm zurückgibt. Und dass, um ein solches Leben zu erreichen, folgendes nötig ist: 1. möglichst niedrig das einzuschätzen, was man selber gibt, und möglichst hoch dasjenige, was man empfängt, und 2. um sich hierin nicht zu irren — bemüht zu bleiben, den Menschen die einfachsten und deshalb für sie zweifellos nützlichen Gaben zu geben, und ferner solche, die die grösste Anspannung und Mühe erfordern, unter den ungünstigsten äusseren Bedingungen verwirklicht werden und deshalb der geringsten Zahl von Konkurrenten begegnen. Das wissen Sie übrigens genau so gut wie ich. Ich erinnere daran nur deshalb, weil mich in der letzten Zeit immer mehr die Überzeugung überkommt, dass nur hierin der Unterschied liegt zwischen den wirklichen, aufrichtigen Christen oder lebendigen Menschen und den Pharisäern der verschiedensten Art oder den wandelnden Leichnamen. Je einfacher eine Sache ist und je schwieriger und erniedrigender nach der Schätzung der Welt, mit um so grösserer Freude greift nach ihr der Christ, und um so eher erblickt er in dieser Sache gerade jenes tägliche Brot, um das er seinen Vater bittet, und mit um so grösserer Tücke und Vernünftelei wendet sich von einer solchen Sache der Pharisäer ab, indem er sich die leichteste, von den Anhängern dieser Welt am höchsten geschätzte Tätigkeit auswählt, die seiner Lüge und seinem Müssiggang Rechtfertigung verspricht. L. Tolstoi.

[23.] An L. E. Obolenski 1888.

Soeben erhielt ich Ihren guten, gescheiten — und schönen Brief. Er erweckte in mir, wie übrigens meistenteils Ihre Briefe, eine ganze Reihe von Gedanken. Ich bin durchaus in allem mit Ihnen einverstanden. Ich möchte nur noch über die Bedeutung der Wissenschaft einiges sagen, sofern sie den Aberglauben an falsche Begriffe beseitigt, gerade über die Bedeutung dieser . . . . . Wissenschaft. Sie vernichtet falsche Vorstellungen — das ist wahr, auf ihrem Wege kann man aber gar nicht auskommen, — ohne falsche Begriffe, ohne Aberglauben. Es wird kein Himmelsgewölbe geben, keine Teufel, keinen persönlichen Gott, dafür wird es aber einen unwägbaren, elastischen Äther geben, Atome werden sein und Kräfte, der Spiritismus, und vieles andere. Der Mensch, der anerkennt, dass es ein festes Himmelsgewölbe und Teufel gibt, und dass die Heiligen Wunder verrichteten, und der Mensch, der sich zu den Atomen und zu dem Spiritismus bekennt, unterscheiden sich nicht im geringsten in ihrer Empfindlichkeit und in ihrer Fähigkeit, die Wahrheit zu erkennen und sittlich zu handeln. Sie unterscheiden sich einzig und allein sozusagen durch

die Altersstufe ihres Verstandes. Der eine ist ein erwachsener Mensch, der andere nur ein Jüngling. Aber als Jüngling kann er einen prächtigen Mann abgeben. Und es ist gleich unrichtig, wenn man sagt, die jungen Menschen seien besser als die alten, wie umgekehrt. Und ebenso unrichtig ist es, die Behauptung aufzustellen, die Wissenschaft, eine hohe Stufe des Wissens, mache die Menschen besser, wie zu behaupten, sie mache die Menschen schlechter. Die Wissenschaft (eine hohe Stufe des Wissens) ist ebenso unvermeidbar wie das Altern. Man kann sie ebenso wenig verteidigen wie angreifen. Man mag anstellen was man will, sie wird sich ganz von selber einstellen, ebenso wie das Alter. Entsinnen Sie sich, wir sprachen einmal in Jassnaja von jener Fähigkeit, sich innerlich um das Gute und um die Wahrheit zu bemühen, von jener Fähigkeit, die in jedem Menschen liegt, und welche die Gläubigen Gnade nennen. Die Möglichkeit solcher inneren Anstrengung besteht, und sie kann nur auf das Gute und Wahre gerichtet sein, keineswegs aber auf die Wissenschaft. Die Entdeckungen der Wissenschaft vollziehen sich — wie alles übrige — ausser in dem Streben nach dem Wahren und Guten — nach den Gesetzen der Notwendigkeit. Und ein grosser Irrtum in der Richtung jenes kleinen Kreises von Leuten, die sich die Intelligenz nennen, besteht darin, dass sie glauben: Indem sie sich mit der Wissenschaft beschäftigten, täten sie ganz das gleiche wie das, was von einem Menschen verlangt wird, der imstande ist, fruchtbringende Anstrengung zu machen zum Erreichen des Guten und des Wahren. Die Beschäftigung mit der Wissenschaft ist eine ganz besondere Tätigkeit, welche die Musestunden des Menschen ausfüllt und andern Menschen genau ebensolchen Nutzen bringt, wie z. B. die Beschäftigung damit, Pasteten zu backen, Lampen zu fabrizieren, und was Sie sonst noch wollen. Unsere unselige Jugend legt aber dieser Beschäftigung die Bedeutung einer sittlichen Tätigkeit bei. Dem ist doch so? Und gerade darin liegt auch das Unglück.

Dabei erleichtert aber das Wissen an sich nicht um ein Haar die sittliche Betätigung. Sie selber erinnern an jenen bäuerlichen Sektierer und betonen, dass sich unter den Bauern feinfühlige, sittliche Persönlichkeiten finden. Und ihre wissenschaftliche Umbildung verhindert das keineswegs. Es gibt auch solche ohne Feingefühl, die roh sind — und die gehen nicht weiter wie ! . . . . Genau so ist es mit der Intelligenz. Die einen hindert höchstes Wissen durchaus nicht daran, zu erkennen, worin die wahre Tätigkeit des Menschen besteht. Andere dagegen verharren — mag man noch so sehr das Bereich des Wissens ausdehnen — bei Atomen und Kräften . . . . Wenn aber hier eine Frage besteht, kann sie nur so lauten: Brauchen die Menschen wirklich das zu wissen, was sie jetzt wissen? — Natürlich muss man das bejahen. Man muss doch ein Erwachsener sein und darf nicht so leben wie ein Kind. Die Wissenschaft aber zu predigen, das heisst gerade das, was man gewöhnlich bei uns tut — das ist

ebenso unnötig, wie zu predigen, dass den Menschen der Bart wachsen soll, wenn die Zeit dazu kam. Leo Tolstoi.

[24.] An E. J. Popoff Oktober 1888.

Viel, viel habe ich in Liebe an Sie gedacht und an Ihre Lage, sowohl in geistiger wie in materieller Hinsicht, welch letzteres gar nichts anderes ist als die Folge des Geistigen. Nicht gut scheint mir eines zu sein: Dass Sie nicht mit sich selber unzufrieden sind, vielmehr mit Ihrer Lage. Wer sind Sie denn, und was wollen Sie eigentlich? Sie sind der junge Gatte einer reichen, lieben, guten und liebenden Frau. In dieser Lage ist die Erkenntnis über Sie gekommen, dass es Hauptforderungen des wahrhaftigen Lebens gibt, und dass sie unvereinbar sind mit einem breiten Leben, d. h. mit einem Leben in Luxus, Reichtum und Selbstsucht, das auf Kosten des Lebens anderer geschieht. Was muss ein solcher Mensch tun? Mit kurzen Worten und etwas grob, aber im wesentlichen in der praktischen Anwendung richtig, kann man sagen: Er muss so viel als möglich seine Anforderungen an die seinem Vorteil dienende Arbeit anderer herabsetzen, d. h. er muss seine persönlichen Bedürfnisse vermindern und seine eigene Arbeit für andere Menschen erhöhen, oder wenn er solche bisher überhaupt unterliess, so muss er damit beginnen. Das alles aber soll er in Reinheit tun, d. h. indem er die Laster vermeidet, die Leib und Seele verunstalten (Trunksucht und Ausschweifung) und in Liebe, d. h. er darf bei diesem Tun denjenigen Menschen, die irgendwie in Beziehung zu ihm stehen, oder den Weg seiner Tätigkeit kreuzen, kein Leiden bereiten.

Nun wie denn? Soviel ich weiss, haben Sie das alles nicht getan. Sie taten aber in dieser Richtung, was Sie begriffen hatten. Haben Sie irgendworin gesündigt, so tun Sie Busse und bessern Sie sich. Beides ist aber deshalb leicht, weil Sie das, was Sie taten, nicht für sich selber taten. Haben Sie aber, wie Sie mir einstmals geschrieben haben, nach dem Ruhm vor den Menschen gestrebt, so haben Sie zwar gleichwohl nicht für sich selber gehandelt, — das ist aber gerade die Verführung, die dem Menschen bei jeder guten Tat droht.

Sehen Sie, mein lieber Freund: Prüfen Sie sich selber auf der Grundlage dieses Programms: Was Sie taten, was Sie wieder anders machten, und worin Sie sich irrten. Mir scheint, Sie irrten sich darin, worin wir alle zum Irrtum neigen, und wovon ich noch vorgestern mit N. und vielen anderen jungen Menschen sprach, die nach Gottes Willen zu leben wünschen. Ja, man muss sich befreien von dem Beherrschtwerden durch knechtende Bedürfnisse, d. h. vom Geld, vor allem von dem Bedürfnis nach Geld und von vielen sonstigen Bedürfnissen, und man muss die eigene Arbeit vermehren — und zwar die allereinfachste, verachtete Arbeit: Eine solche Arbeit — die Schwarzarbeit genannt wird. Das alles ist richtig, und das alles ist auch gut. Die Sache liegt aber nicht darin, dass man um jeden Preis pflügen, den Abort reinigen

und sein Hemd niemals wechseln soll, wenn man es nicht selber wäscht.

Das alles sind solche Dinge, nach denen selbstverständlich derjenige streben muss, der nicht nur mit Worten in seinen Mitmenschen Brüder anerkennt; indem man aber danach hinstrebt, darf man nicht abweichen von zwei anderen Forderungen des Gewissens — der seelischen Reinheit und der liebevollen Gesinnung. Man kann und soll sich vorwärts bewegen — ohne diese Forderungen zu verletzen.

Der Weltmensch glaubt, es sei gut, reich zu sein. Nach den Gesetzen der Welt ist es aber unmöglich, auf einmal reich zu werden, durch Diebstahl, d. h. indem man jene Gefahrlosigkeit des Reichtums aufhebt, ohne die er gar keinen Wert hat. Ganz ebenso steht es mit dem geistigen Reichtum — durchzusetzen, dass man nicht mehr von der Arbeit anderer lebt, vielmehr selber andern dient — das ist gut, man darf das aber nicht, wie das der Gottesmensch Alexei tat, so machen, dass man einfach davongeht und Gattin und Eltern der Qual und dem Leiden preisgibt.

Wenn man damit einverstanden ist, dass seelische Unreinheit oder Grausamkeit oder Lieblosigkeit angewendet werden dürfen, um eine gerechte Lage innerhalb der menschlichen Gemeinschaft durchzusetzen, so ist diese Lage schon dadurch ungerecht. Und sehen Sie, ich fürchte, Sie haben sich hierin geirrt. Sie hatten den Wunsch (daran leiden wir alle), eine solche Lage zu erreichen, in der Sie sagen könnten: „Seht nur, ich bin rein vor den Menschen!“ — Wenn Sie das aber erreicht hätten, hätten Sie gegen die Liebe gehandelt und den Mitmenschen Leiden bereitet. Gott möge Ihnen helfen, das wieder gut zu machen, worin Sie sündigten. Vor allem denken Sie gar nicht daran: Ob Ihre Lage so aussieht, wie das die Menschen bei Ihren Überzeugungen für richtig für Sie halten, denken Sie vielmehr nur an das eine: Nicht vom Wege abzuweichen in dem Streben nach dem Ziel, niemals aufzuhören ihm nachzujagen — nie abzulassen von der Reinheit und der Liebe. Was die Menschen anbetrifft, so muss man sich mit dem Gedanken versöhnen, dass sie Sie auf jeden Fall verurteilen werden, mögen Sie noch so sehr nach dem Gebot Christi handeln, da doch jene dies nicht tun.

Leo Tolstoi.

[25.] An N. N. Ge — Zu Beginn des Jahres 1889.

Die Nachrichten von Ihnen sind sehr gut und haben mich sehr erfreut. Schreiben Sie mir doch, wie Ihre jetzige Arbeit: „Die letzte Unterhaltung“ vorwärts schreitet. Auch ich möchte gerne noch in diesem Winter etwas auf meinem Fachgebiet leisten, offenbar lässt das Gott aber nicht zu. Ich möchte das wohl, aber auch ohne dies lebe ich in freudiger Stimmung. Häufig sage ich mir: Indem ich fortfahre zu leben, freue ich mich über so etwas, woran mich niemand jemals zu hindern vermag: Meine Freude beruht darin, Gottes Willen

zu erfüllen in Reinheit, Demut und Liebe. Und es kommt immer häufiger vor, dass ich diese Freude gerade bei — der Verrichtung einer solchen Tat zu empfinden vermag, zu der ich mich unabweisbar und zweifellos berufen fühle, wie Sie jetzt zu Ihrer jetzigen Arbeit — das begegnet mir am häufigsten. Wenn das nur geschieht in Reinheit, d. h. frei von jeder Versuchung — der Völlerei, des Weintrinkens, des Rauchens, der geschlechtlichen Begierde und des Strebens nach dem Ruhm vor den Menschen, in Demut, d. h. stets darauf gefasst, dass man auf meine Arbeit schimpft, mich schmäht, — und indem ich bei dem Gedanken hieran weder Zorn noch Verdruss empfinde und ganz im allgemeinen ohne jeden Wunsch bin, mich irgend einem menschlichen Wesen fern zu halten. Dann ist es einem sehr gut zumute. Und mir geht es oft so, und es scheint mir — übrigens ist das auch mein Herzenswunsch — dass auch Sie jetzt in solcher Stimmung sind.

Leo Tolstoi.

[26.] An N. N. Ge 24. April 1889.

Unaufhörlich denke ich an Sie und Ihren ältesten Sohn, und stets nur deshalb, weil ich in Furcht bin um Sie beide. Wohl deshalb, weil ich Sie liebe. Freilich, in der Liebe gibt es keine Furcht. Ich fürchte aber auch gar nicht, dass Sie mich beleidigen könnten, ich fürchte auch nicht, Sie könnten krank werden und sterben, ich fürchte vielmehr, Sie möchten nicht das tun, was Sie wollen, und würden dann leiden, und ich mit Ihnen. Ihre Lebensführung haben Sie sehr schön gestaltet, was die Hauptzüge anbetrifft. Ich weiss aber, dass es viele Kleinigkeiten gibt, die Kleinigkeiten für die Menschen sind, aber wichtig für Gott. Möge Ihnen Gott helfen — sich nicht in sie zu fügen, das ist nicht möglich, vielmehr täglich ihnen gerecht zu werden. Ihr Bild habe ich erwartet und mir angesehen. Es bietet ein erschütterndes Beispiel dafür, was die Kunst bedeutet, wenigstens auf unserer heutigen Ausstellung: Ihr Bild stellt dar, wie ein Mensch eine der erstaunlichsten und wichtigsten Taten verrichtet .... Sie haben zum Ausdruck gebracht, für mich und für einen einzigen unter einer Million Menschen, dass in der Seele Christi eine innere Arbeit vor sich geht, für alle anderen aber bedeutet dies Bild, dass Christus mit seinen Jüngern, abgesehen davon, dass er sich verklärte, nach Jerusalem zog, gekreuzigt ward, von den Toten auferstand — auch noch lebte, lebte, wie wir alle leben, dachte, fühlte und litt bei Nacht, am Morgen und den ganzen Tag über. Bei X. ist das, was er äussern wollte, so eng, so beschränkt ausgedrückt, dass man dies mit Worten genauer schildern könnte. Es ward ausgesprochen und weiter gar nichts ..... aber dann? Indes nicht nur das: Da der Inhalt nicht künstlerisch ist, nicht neu und dem Bildner gar nicht am Herzen liegt, so ist das sogar nicht einmal ausgesprochen. Das ganze Bild ist freilich ohne jede Künstelei ....., bei Ihnen aber ist das ausgeführt, was geschildert

sein muss. Ich kenne die Skizze, ich hatte von dem Bild gehört, als ich es aber sah, war ich ganz gerührt. Das Bild wirkt so, wie es wirken muss — es offenbart eine ganze Welt aus dem Leben Christi — ausserhalb der bekannten Momente und zeigt ihn uns so, wie jeder ihn sich vorstellen kann, entsprechend seiner geistigen Kraft. Der einzige Vorwurf — ist der, weshalb eigentlich Johannes, der in der Dunkelheit nach etwas sucht, so nahe vor Christus steht. Mir würde es mehr zusagen, wenn die Gestalt Christi von den anderen ganz getrennt wäre. Das ist ein wirkliches Bild. Es gibt das, was die Kunst geben soll, und es ist eine solche Freude, dass es alle packte, die sonst noch so sehr seinem Gedankeninhalt fern stehen . . . . Leo Tolstoi.

[27.] An E. J. Popoff Jassnaja Poljana, August 1889.

Mein lieber Freund E. J. Hiermit schreibe ich Ihnen und allen Ihren Kameraden. R., der hier war, hat mir viel von Ihrem Leben erzählt, und wir sprachen viel für und gegen die Gemeinschaft, d. h. über ganz dasselbe, worüber Sie in Ihrem Briefe schreiben. Ich denke hierüber so: Man kann gar nicht genug die Lage schätzen, in der Sie sich befinden, und den Versuch, der dort bei Ihnen vor sich geht. Wir anderen, die wir eines und das andere vom Weltleben aufgaben, die wir uns so oder so Mühe geben, unsern Anteil zu nehmen an der allgemeinen Arbeit, die das Leben der Menschen erhält, wir sind sehr geneigt anzunehmen, wir hätten alles getan, was man tun muss, wir seien jetzt rein vor den Menschen und könnten uns beruhigen, — und gerade deshalb kann man gar nicht hoch genug jenen strengen Versuch einschätzen, der in Ihrer Gemeinschaft vor sich geht und den Beweis liefert, ein wie hohes Mass strenger Lebensführung und angespannter Arbeit dazu erforderlich ist, um tatsächlich mehr oder minder rein zu sein von der „Menschenfresserei". (Mir gefällt sehr das Treffende dieses Ausdrucks.) Ich sage: „Mehr oder minder", weil das persönliche Eigentum an Grund und Boden und am Inventar der völligen Reinheit im Wege steht. Man kann eine solche Lage gar nicht genügend schätzen, bei der gar kein Platz mehr da ist für die Lüge einer scheinbar christlichen „Sentimentalität": „Ich liebe die Menschen, ich bedauere sie, und gebe ihnen das zurück, was ich besitze." — Ich besitze das aber doch wider jedes Recht und deshalb müsste ich das, was ich besitze, schon so abgeben — ohne jedes Mitleid. Diese Sentimentalität ist bei Ihnen unmöglich, wo jede Tat des Mitgefühls und des Bedauerns unausweichlich in Überstunden der Arbeit seinen Ausdruck findet, in weniger und schlechterer Speise oder in andern Unbequemlichkeiten. Eine solche Lage ist äusserst wertvoll, um sich selber nachzuprüfen, und man kann sie deshalb nicht hoch genug schätzen.

Bondareff hat aber unrecht, wenn er behauptet, die Feldarbeit schliesse zwar die Liebe in sich ein . . . . . ., die Liebe habe aber bis jetzt nicht die Feldarbeit zur Forderung erhoben. Die Liebe, nicht

nur zu Gott, vielmehr auch zum Nächsten, und das ist lediglich die Folge der Liebe zu Gott (hiervon werde ich später noch sprechen) — schliesst die Arbeit fürs tägliche Brot in sich, so dass diese Arbeit nur eine Einzeläusserung der Liebe zum Nächsten bedeutet, ganz zu schweigen von der Liebe zu Gott.

Die Liebe zum Nächsten verlangt ja, ausser dass man ihn nähren und kleiden soll, auch noch, dass man die Gefangenen und Kranken besuchen soll, und unter diesem Wort muss man alle diejenigen geistigen Tröstungen verstehen, die man einem Leidenden zu gewähren vermag. Die Liebe zum Nächsten verlangt, dass unser Licht vor den Menschen leuchte, d. h. dass man ihnen diejenige Wahrheit verkünde, die man erkannte. Alle diese Forderungen der Liebe zum Nächsten, und mir scheint auch noch viele andere, sind durchaus nicht einbeschlossen in der Forderung, dass man sein Brot selber erarbeiten soll. Die Forderungen aber der Liebe zu Gott sind darin noch weniger beschlossen. Das Gebot: „Liebe Gott deinen Herrn von ganzem Herzen usw.“, fasse ich auf als Gesetz der Liebe zu meinem Gott, zu dem, was in mir göttlich ist. Diese Liebe verpflichtet und veranlasst zu vielem, was keineswegs einbeschlossen liegt in der Arbeit ums tägliche Brot. Sie, diese Liebe veranlasst zur Herzensreinheit, dazu, das göttliche Wesen in sich selber zu hüten und zu pflegen . . . . Dieses, und mir scheint noch viel anderes, ist gar nicht eingeschlossen in der Arbeit ums tägliche Brot. Ja, der Mensch, der seinen Gott liebt, wird unbedingt auch den Nächsten lieben (so ist das auch bei Johannes gesagt), wenn er aber den Nächsten liebt, dann wird er sich selber unter strenger Aufsicht halten, und er wird nicht, sich hinter christliche Sentimentalität versteckend, seine Brüder ausbeuten, er wird vielmehr darauf Wert legen, dass er dies nachprüfen kann durch seine Arbeit für sein tägliches Brot. Dahingegen kann der Mensch, der sich die Arbeit ums tägliche Brot zum Ziel gesetzt hat, sehr leicht und in vieler Hinsicht sowohl die Liebe zum Nächsten verletzen (z. B. den Leidenden nicht trösten, den Unaufgeklärten nicht aufklären usw.), als auch die Liebe zu Gott. (Er kann ein Wüstling sein, er kann geistig stillstehen bleiben, nicht vorwärts schreiten und nicht im Geiste erstarken usw.) . . . . .

Leo Tolstoi.

[28.] An E. J. Popoff — April 1889.

In der körperlichen Arbeit liegt die Lösung der Frage des Lebens. — Natürlich ist das eine Albernheit, natürlich entscheidet diese Frage nicht die Art der Arbeit, sogar nicht einmal die Arbeit selber, vielmehr: In wessen Namen man sie verrichtet. Sie sagen: Im Namen des Mitleids und der Liebe. Aber dabei widersprechen Sie sich doch selber und erkennen die Möglichkeit einer solchen Lage an, in der niemand zu bemitleiden und zu lieben und niemand da ist, für den man sich bemüht, — oder aber, es ist jemand da zum Lieben und zum Bemit-

leiden, aber man kann sich gerade gar nicht bemühen. Demnach ist eine Lage möglich, in der das Leben sinnlos ist, und gibt es ein zweckloses Leiden, von dem sich zu befreien eine Forderung der Vernunft bedeutet, wie auch die Stoiker behaupteten. Das alles ist durchaus richtig, aber nur, wenn man den Sinn des Lebens in der Arbeit im Namen der Liebe begreift. Das ist indes keine ausreichende und auch keine christliche Bestimmung. Die christliche Bestimmung ist die Erfüllung des Willens des Vaters; und zwar die Erfüllung dieses Willens unter der Bedingung der Herzensreinheit, der Demut und der Liebe.

Worin beruht dieser Wille? Auf diese Frage gibt es bisweilen, — wenn der Mensch klar und deutlich die Rolle begreift, die er in seiner Mitwirkung bei der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden spielt, eine unmittelbare, zweifellose Antwort in der Seele; bisweilen aber, wenn man solche Antwort nicht hat, braucht man bloss die Gebote der Herzensreinheit, der Demut und der Liebe zu befolgen (d. h. sich nicht Listen irgend einer Art hinzugeben, nicht den Beifall der Menschen zu suchen und keinem Menschen gegenüber eine feindschaftliche Empfindung zu hegen)) und das Leben selber — das körperliche Leben in Arbeit oder in erzwungenem Müssiggang wird die Erfüllung des Willens Gottes sein. Und deshalb ist jede Befreiung von dem körperlichen Leben eine Tat, die unvereinbar bleibt mit der Lehre der Wahrheit. Ein Leben der Arbeit ist durchaus nichts unnützes, vielmehr eine von den Bedingungen der inneren Reinheit.

Leo Tolstoi.

[29.] An Frau L. Ph. Annenkoff Jassnaja Poljana, 23. August 1889.

Ich danke Ihnen sehr, teure Leonida Phominitschna, für Ihren Brief, für Ihr Schreiben an Mascha, und für die Socken. Bessere und angenehmere Socken kann man sich gar nicht wünschen. Ich trage sie und gedenke dabei Ihrer.

Wie seltsam, Ihr Brief, in dem Sie mir vorwerfen, ich wünsche den Tod, kam fast gleichzeitig mit einem Briefe von Tschertkoff, der die gleichen Vorwürfe enthält. Tschertkoff las das bei Stead, ich kann mich aber gar nicht entsinnen, wann ich das gesagt haben soll. Am seltsamsten ist es freilich, dass ich Ihren Brief zu einer Zeit erhielt, als ich tatsächlich oft hieran dachte, mir den Tod wünschte und mir deshalb Vorwürfe machte. Sie haben durchaus recht, und das, was Sie mir sagen, sage ich mir selber, und wenn ich das tue, überwinde ich diese Verführung. — Sie scheint das zu erstaunen; wundern Sie sich aber nicht, glauben Sie vielmehr, dass ich ein schwacher Mensch bin, voller Laster und solcher Sünden, um deren Vergebung ich den Vater bitte, damit sie mich nicht daran hindern sollen, Ihm zu dienen. Auch gibt es Augenblicke und gerade diejenigen, in denen man mit ganz klarem Bewusstsein seinen Schuldnern verzeiht, d. h. einen Seelenzustand er-

langt, wo man niemanden verurteilen kann, — und dann befreit man sich auch selber. Häufig drückt mich aber alles Vergangene zu Boden, alle meine Sünden. Halten Sie mich nur für einen sehr schlechten Menschen, der ein sehr guter Mensch werden will, dann werden Sie sich nicht mehr über mich wundern — und dies alles begreifen.

Ich freue mich über Ihre Briefe und über den Seelenzustand, der in ihnen zum Ausdruck gelangt. Was macht der liebe W.? Schreiben Sie mir ausführlicher von ihm, wenn Sie ihn sehen. Er macht Ihnen Sorge, — das ist ganz umsonst. Die Welt ward von Christus entflammt und brennt jetzt. Wenn jeder von uns sich dessen bewusst wird, dass er brennt, wenn er sich dem nicht widersetzt, sich vielmehr freut über sein inneres Brennen und es auf jede Weise fördert, so ist das alles — was nötig ist. Man braucht sich nicht darüber zu grämen, wenn es einem nicht gelingt, die Kerze oder die Hölzer zu entzünden, die neben einem liegen. Wenn die Welt in Flammen steht und ich selber brenne, so werden auch jene in Flammen aufgehen — nicht durch mich, vielmehr ganz von selber. Ich bemerkte sogar, dass schon der Zweifel darüber, ob ich selber brenne, eine ganz besondere Sorge über den Seelenbrand des Nächsten wachruft. Tue nur in Hinsicht auf Dich selber das, was Dir zukommt, liebe Deinen Gott von ganzem Herzen, mit allen Gedanken . . . . ., dann wirst Du auch den Nächsten lieben, und dann vollzieht sich Gottes Werk. Solcher Leute wie W. gibt es Legionen. Sie sind durchtränkt von einer ganz besonderen Substanz (dem Liberalismus), die sie verhindert, in Flammen aufzugehen. Wenn man das weiss, grämt man sich nicht um sie, beunruhigt man sie nicht, dient man ihnen vielmehr so, wie man Kindern dient. Ich wenigstens denke so. Ich sage mir, indem ich die Worte der Lehre der zwölf Apostel ein wenig abändere, folgendermassen: Den einen hilf körperlich (im Bereiche des tierischen Lebens), die andern entlarve, indem Du für sie betest, d. h. nicht vor den Menschen, nicht aus Eigenliebe, vielmehr vor Gott (im Bereiche der grossen Verführung), die dritten aber liebe mehr als Deine eigene Seele (im Bereiche des göttlichen Lebens). Natürlich muss man anfangs versuchen, sich zu W. und allen andern so zu verhalten, wie zu den an dritter Stelle Genannten, sieht man aber, dass das unmöglich ist, so verhalte man sich zu ihnen so, wie zu den an zweiter Stelle Genannten, sieht man aber, dass auch das nicht angeht, so verhalte man sich zu ihnen so, wie zu den an erster Stelle Genannten. Das ist stets möglich, man muss nur ständig bereit sein — zum Zweiten und Dritten überzugehen.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[30.] An M. A. Nowoseloff Im Jahre 1889.

Ich habe schon einmal einen Brief an Sie angefangen, teurer Michael Alexandrowitsch, ich habe nur nicht den Brief beendigt, ihn vielmehr zerrissen. Ich möchte Ihnen auf Ihren letzten Brief antworten und

Ihnen die Empfindung beschreiben, die er in mir auslöste, — doch ohne Sie zu kränken. Ihr Schreiben rief in mir eine äusserst verwickelte Empfindung hervor — zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm. Was Sie bewog, mir zu schreiben, war zwar gut — aber nicht gerade liebevoll. Ich mache diesen Unterschied zwischen beiden: Ein gutes Gefühl ist ein solches, das zu einem Menschen hinzieht, es kann dabei sowohl egoistisch wie unvernünftig sein, eine liebevolle Empfindung ist dagegen eine solche, bei der man sich in Gedanken in den andern Menschen hineinversetzt; diese Empfindung ist stets aufopfernd und vernünftig. Was mich an Ihrem Brief unangenehm berührte — war ein gewisser Mangel an Loskommenkönnen von sich selber, an Sichhineindenken in den Seelenzustand des andern, an Sich-mit-ihm-vereinigen in aufrichtigster, gütigster und wärmster Empfindung. Für alle Menschen, die der Wahrheit und dem Guten nachstreben, wozu ich mich selber rechne, gibt es nichts Wertvolleres, als wenn einen andere darauf hinweisen, dass man von dem einzig richtigen Weg abwich und Irrtümer und Sünden beging. Besonders in letzter Zeit dürste ich geradezu nach dergleichen Hinweisen. Sie müssen aber durch Liebe erhellt sein: Nicht durch diejenige Liebe, die sich in Freundlichkeit und zärtlichen Worten äussert, vielmehr durch diejenige Liebe, welche die Seele des andern durchdringt, sich in seine Lage versetzt.

Möge es dabei zu den gröbsten sogenannten „grausamen Ausdrücken" kommen, mögen sich sogar Spott und Verachtung geltend machen — wenn nur der Scharfblick der Liebe wirksam bleibt. Sonst ergibt sich eine Lage vergleichbar derjenigen, wie wenn ein Mensch bis zum Gürtel in einen Sumpf versank, und man ihm den gütigen Rat erteilt, sich herauszuziehen und möglichst rasch davonzulaufen, oder wenn man ihm erzählt, wie ein anderer Mensch den Sumpf umging, d. h. wenn man ihm etwas mitteilt, was nicht die geringste Beziehung zu seiner Lage hat. Obgleich ich, nach meinem letzten Briefe zu urteilen, fürchte, Sie werden mich wiederum nicht begreifen, will ich Ihnen gleichwohl sagen, was ich denke, und was ich Ihnen wünsche, und ich bitte Sie, mir dafür zu sagen, was Sie von meinen Sünden halten, und was Sie mir wünschen. Ich wünsche und rate Ihnen, sich Besonnenheit und durchdringenden Blick zu erarbeiten und nicht eine gewisse Weichheit und Empfindsamkeit im Umgang mit Menschen für Liebe anzusehen — was tatsächlich nur Güte ist! Die Liebe, das ist das Bestreben des Menschen, sein eigenes Bewusstsein zu erweitern, indem er das Bewusstsein des andern, aller andern in es einbezieht. Deswegen sagte auch Johannes: Gott ist die Liebe. Das Bewusstsein von allem, das ist ja gerade Gott. Wir lieben dann, wenn wir in die Seele eines anderen eingehen, für ihn fühlen und ganz ebenso genau wissen wie jener selber weiss, was ihm teuer ist, was ihn schmerzt, worunter er leidet, woran er sich freut, worin seine Kraft, und worin seine Schwäche beruht. Wenn man dies erreicht — und das ist mir

bisweilen gelungen — wie frei, wie stark, wie ruhig fühlt man sich dann! Schreiben Sie mir. Ihr Sie von ganzer Seele liebender

Leo Tolstoi.

[31.] An J. G. Jassnaja Poljana, 7. August 1889.

Ihr Gedanke ist mir nicht nur verständlich, er steht mir auch sehr nahe.

Die Gebote „Liebe Gott und Deinen Nächsten" scheinen stets anfangs unklar, ungenau, zu allgemein zu sein, und nur auf einer gewissen Stufe (die ich erst unlängst überschritt) erkennt man nicht nur den Zusammenhang, vielmehr die Einheit beider Gebote.

Anfangs scheint es, der Schwerpunkt liege — in der Liebe zum Nächsten, und die Liebe zu Gott sei nur eine retorische Figur. Alsdann aber erfolgt die Erleuchtung, d. h. man erhebt sich zu einem höheren Gesichtspunkt, von dem aus es sichtbarer und schon ganz klar ist, dass das Wesen dieses Gebotes, wie es auch gesagt ist, allein in der Liebe zu Gott, Deinem Herrn, beruht, und das andere Gebot nur einen Zusatz zu ihm bedeutet. (Ich würde sagen: Das Gleichnis, der Schatten dieses ersten Gebotes, seine unabweisbare Folge, die zur Nachprüfung dienen kann auf das erste Gebot. Wo ein Schatten ist — da ist auch ein Gegenstand.)

Die Liebe zu Gott — ist die Richtung, ihr äusserer Ausdruck ist die Liebe zum Nächsten.

Die Liebe zum Nächsten hat aber an und für sich keinen Sinn. Wozu soll ich den Nächsten lieben, wenn ich mich selber liebe?

Nur die Liebe zu „Deinem Gott" hat diesen Sinn, der durchaus befriedigt, und bei dem man nach gar nichts weiter zu fragen braucht. Ich liebe mich, und wenn ich in mir den in mir wohnenden „Meinen Gott" liebe, nur dann ist alles klar und findet jene Aufgabe ihre Lösung: Die Bedürfnisse der Selbstsucht und diejenigen der Selbstaufopferung miteinander in Einklang zu bringen, die in der Seele des zum Erwachen gelangten Menschen miteinander im Streite liegen.

Mein Gott liebt alle Menschen, und nur deshalb liebe ich die Menschen, weil ich Ihn liebe, und nur dann liebe ich Ihn in Wahrheit, wenn ich die Menschen liebe, weil Er die Menschen liebt und die ganze Welt.

Die Liebe zum Nächsten bietet, wie das auch im Briefe des Johannes gesagt ist, die Nachprüfung darauf, dass ich Gott kenne und liebe; dies aber, d. h. die Liebe zum Nächsten, schliesst keineswegs alles dasjenige in sich, was aus der Liebe zu unserm Gott hervorströmt. Vieles, sehr vieles entströmt ihr, was geringer ist als die Liebe zum Nächsten, und auch vieles, sehr vieles, was höher steht als sie. Das Geringere ist sichtbar und begreiflich, das Höhere wird nur empfunden, wenn es auch nicht klar ausgedrückt werden kann.

Das Geringere ist die Ehrung unseres Gottes, die Achtung vor Ihm, die Wahrung der inneren Reinheit, die Beobachtung der Gerechtigkeit

in Hinsicht auf den Nächsten (dass man nichts Böses tut), sein Offenbaren (ja, wir sollen unser Licht leuchten lassen), die Anerkennung ganz des gleichen Gottes in den anderen, und vieles andere, was aus dem Bewusstsein der eigenen Göttlichkeit entspringt.

Das, was höher steht als die Liebe zum Nächsten, ist jene Folgerung aus der Liebe zum eigenen Gott, die hier nicht zum Ausdruck gelangt in der Liebe zum Nächsten, sich aber dort ausdrücken muss, jenseits der Grenzen meines geistigen Gesichtsfeldes. Der Mensch, der einzig und allein um der Liebe zu seinem Gotte willen spurlos verloren ging, der seinen Gott kennt und liebt, er weiss, dass diese Liebe die einzig wahre Wirklichkeit ist — und wenn er darum auch gar nicht die Folgen der Wirkung dieser Wirklichkeit sehen würde, kann er auch dann nicht an dieser Wirkung zweifeln, — obgleich sie jenseits der Grenzen seines geistigen Gesichtsfeldes liegt.

Ich zweifle daran nicht. Das ganze Johannes-Evangelium handelt hiervon, davon, was gesagt ward (Kap. 6, Vers 38, 39, 40): „Meine Tat möge den Willen des Vaters verwirklichen, der Wille des Vaters beruht aber darin, dass ich nichts von dem verloren gehen lassen soll, was Er mir gab, dass ich vielmehr auferstehen lassen soll diese in uns gelegte göttliche Grundlage!“ Das gleiche ist gesagt in dem Gleichnis von den Talenten, und diese Bestimmung des Sinnes des Lebens, die darin besteht, dass man den Willen des Vaters erfüllt, nämlich den Willen: In sich selber jenen Funken Gottes zu pflegen, zu mehren und erstehen zu lassen, der in mich gelegt ward, — oder mit andern Worten darin, seinen Gott zu lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit aller Vernunft — diese Bestimmung des Sinnes des Lebens ist die allerweiteste und dabei für mich wenigstens die deutlichste und erfreulichste.

Der Unterschied zwischen dieser Anschauung und der früheren beruht für mich darin, dass die Aufrichtung des Reiches Gottes auf der Erde durch die Liebe zum Nächsten, die mir vordem fast wie ein Ziel vorkam, mir jetzt nur noch vorkommt wie eine aus der endlosen Reihe von Folgerungen, die sich aus der Liebe zu unserem Gott ergeben.

Diese Folgerungen in Hinsicht auf die Errichtung des Gottesreiches sind offenbar und uns gegeben als Nachprüfung und Richtschnur, gleichsam wie ein Kompass, aber durchaus nicht als Endziel.

Das ist ganz so, wie wenn ein Seefahrer sagen würde, sein Ziel sei, in ein bekanntes oder unbekanntes Land zu gelangen; ich würde sagen: Sein Ziel beruht darin, dass während der ganzen Zeit seiner Fahrt der Zeiger des Kompasses in einem ganz bestimmten Winkel zur Richtung nach Norden steht.

Meinem Gott sind zwar unbedingt diejenigen Bedingungen nötig, unter denen das Reich Gottes eintritt, aber diese Folgerungen aus der Liebe sind bei weitem nicht ausreichend für Ihn. Sie bilden nur einen

unendlich kleinen Teil derjenigen Folgerungen, die (wenn man im zeitlichen Sinne spricht) aus ihr hervorströmen.

[32.] An M. A. Nowoseloff Im Jahre 1889.

N. erzählte mir, Ihnen sei Ihre Lage innerhalb der Gemeinschaft peinlich geworden, und besonders deshalb, weil Sie — sozusagen der Hauptlandwirt seien und man Sie wie einen solchen behandle. Ich denke in dieser Hinsicht so: Dem persönlichen Eigentum zu entsagen und allem, was es gibt: Den Bequemlichkeiten, Vergnügungen und der Sicherstellung des Lebens — das ist ein Schritt, der den Menschen dieser Welt in ihrer seltsamen Verwirrung furchtbar schwer vorkommt, während er tatsächlich durchaus nicht sehr schwer ist; denn wenn man einen Begriff hat von dieser Schwere — dann legt sich unbemerkt auf die andere Wagschale das schwere Gewicht der Eitelkeit und des Ruhms vor den Menschen. „Seht einmal hin: „Was ich sage, das tue ich auch!" Auf diesen Schritt folgt aber ein anderer: Man muss das nächste schwere Gewicht aufheben — man muss dem Ruhm vor den Menschen entsagen. In diesem Fall kann man aber auf die andere Wagschale schon nichts Weltliches mehr legen, und deshalb kommt es so heraus, dass dasjenige, was den Menschen dieser Welt für durchaus nicht so schwer gilt wie das erste, sich in Wirklichkeit als bei weitem schwieriger erweist.

Nun sind Sie aber — Landwirt, vor den Menschen sind Sie Grundbesitzer, Sie bestehen auf Ihren Interessen. Nun und damit gut. Was geht es Sie denn eigentlich an, was jene denken und sagen werden? Besitzen Sie dasjenige, was man auf die Wagschale hier legen muss (Sie besitzen es aber tatsächlich), nämlich die Liebe zu Gott, zum Guten, den Wunsch und Willen ihm zu dienen, so legen Sie es nur auf die Wagschale und schauen Sie dann zu, was das Übergewicht haben wird. Sie wissen ja, und Gott weiss es, zu welchem Zweck Sie das Land kauften und ein solches Leben begannen, wie Sie es jetzt führen, — und wenn dies geschah, um Gott zu dienen, so kann schon dasjenige, was man über Sie sprechen und denken wird, dem kein Hindernis sein.

Es ist schön gesagt: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schelten. Ja, nur dann werden Sie in Ihrer Seele diejenige Kraft finden (und wenn Sie sie nicht finden, so werden Sie sie in sich erarbeiten), die weder persönlicher Freuden noch des Ruhms vor den Menschen bedarf. Gott möge Ihnen beistehen. Schreiben Sie mir. Leo Tolstoi.

[33.] An E. J. Popoff Am 17. September 1890.

Lieber Jewgeni Iwanowitsch! Stellen Sie sich einmal vor: Ich habe bereits acht Briefbogen vollgeschmiert, indem ich mich dreimal daran machte, Ihren Brief zu beantworten. Zu dem allen verführte mich der Umstand, dass ich weiss: Man liest meine Briefe und verbreitet sie in Abschriften. Ich wollte möglichst klar schreiben und

möglichst tief greifen, und dabei kam gar nichts heraus. Jetzt schreibe ich, ohne überhaupt daran zu denken, ob man meinen Brief lesen wird oder nicht, und was mir unter die Feder kommt, das schicke ich Ihnen auch. Ich schreibe Ihnen hauptsächlich in dem Wunsche und in dem Gedanken, ich könnte Ihnen wenigstens etwas nützlich sein.

Mir scheint es, die Ursache Ihrer schweren Stimmung und des inneren Kampfes, den Sie erleben, und den auch ich erlebe, stammt vornehmlich daher, dass wir uns noch nicht völlig frei machten von der Sorge um den Ruhm vor den Menschen, — um die Meinung der Menschen von uns. (Unter dem Wort „Menschen" muss man bisweilen einen einzigen Menschen verstehen . . . .) Bemühen Sie sich, Ihre Zweifel darüber, was Sie tun sollen, unabhängig von der Meinung der Welt zu lösen, indem Sie sich vorstellen, niemand werde jemals erfahren, wie Sie verfahren sind, oder, nachdem Sie so oder so gehandelt hätten, würden Sie gleich sterben — oder was am allerleichtesten ist, stellen Sie sich absichtlich vor den Menschen in der Wirklichkeit im allerhässlichsten, gemeinsten Lichte dar, so dass, wie Sie auch immer verfahren würden, Sie schon gar nicht mehr niedriger sinken könnten. „Ich bin ein Lügner, ich bin ein Schwein, ein Prahlhans, ich sage das eine, tue das andere, ich bin hartherzig und ein Gauner!" Wenn man die Kraft dazu hat, so soll man das in Wirklichkeit tun, findet man die Kraft dazu nicht, so tue man das wenigstens in der Vorstellung.

Nichts verwirrt uns so sehr in unseren Entschliessungen, schwächt uns so sehr in unseren Taten und ruft ein so qualvolles Bewusstsein des inneren Kämpfens wach, als das Verwechseln der zwei Beweggründe — einer Tätigkeit für Gott und einer Tätigkeit für den Ruhm vor den Menschen. Man weiss gar nicht, wo das eine endigt und das andere anfängt. Man weiss gar nicht, woran man eigentlich glaubt: ob man wirklich glaubt oder nur wünscht, die Menschen sollten so denken, wie man das glaubt. Bisweilen kommt es so, dass man der Meinung ist, man glaube an das, woran man überhaupt nicht glaubt — bisweilen aber ist man umgekehrt überzeugt, man glaube durchaus nicht an das, woran man tatsächlich sehr wohl glaubt. Es kann vorkommen, dass man wie ein Mönch das Gelübde der Keuschheit abgab, ohne daran zu glauben, dass die Keuschheit höher steht, als jede Lust, und dann quält man sich; es kann aber auch so sein, dass man glaubt, man werde keine Widerstandskraft gegen die Verführung haben; und dass man sich Vorwürfe macht über seine Schwäche und dabei tatsächlich stärker ist als die Verführung und ihr stand hält.

Und darum ist mein einer Rat folgender: Mit allen Kräften danach zu streben, die Sorge um die Meinung der Welt von sich zu weisen, um dann erst zu erfassen, woran man eigentlich glaubt. Hierzu ist das beste und stets zur Hand liegende Mittel — sich selber zu erniedrigen und dann schon im Einklang zu leben mit dem, woran

man glaubt. Ein solches Leben beruht meiner Ansicht nach in folgendem: Nehmen Sie einmal an: ein Mensch weiss bei sich selber, dass er daran glaubt, dass die Ausschweifung — wir meinen hier in Hinsicht auf geschlechtliche Beziehungen — ein Übel ist, und er fühlt sich deshalb ausserstande, sich mit mehreren Frauen abzugeben, er lebt vielmehr mit einer einzigen und hat zudem auch noch den Wunsch, daran zu glauben, dass völlige Enthaltsamkeit besser sei als Ausschweifung, und er strebt deshalb danach, seine Beziehungen auch mit dieser einzigen Frau aufzugeben, und er kann im Augenblick noch gar nicht sagen, er sei dazu nicht imstande. Und da pendelt nun dieser Mensch zwischen diesen beiden Begrenzungen hin und her, indem er sich immer mehr der zweiten Grenzlinie annähert, — und so ist es ihm eine Lust zu leben. Ganz das gleiche rate ich auch Ihnen, d. h. eine Grenze ausfindig zu machen und zu bestimmen für dasjenige, was Sie Ihrem Glauben nach nicht können, und eine Grenze für dasjenige, was Sie nicht können möchten, was Sie aber noch eben vermögen, und sich dann von der ersten Grenzlinie nach der zweiten hinzubewegen.

Sonst macht man in der Regel folgenden Fehler. Wir stellen uns eine Aufgabe, die über unsere Kraft hinaus geht. Wir sagen z. B. wir werden durchaus keusch leben, und dann, wenn wir diese allzu schwere Aufgabe nicht erfüllten, sagen wir uns gleich: Das ist ganz unmöglich, — und dann sagen wir uns von dem Guten los, zu dem wir hinstreben sollten.

Der Mensch sollte sich nicht die Aufgabe stellen, völlig keusch zu leben, vielmehr nur sich der völligen Keuschheit anzunähern. Streng genommen kann ein Mensch gar nicht völlig keusch sein, solange er lebt. Ein lebendiger Mensch vermag nur zur Keuschheit hinzustreben, und gerade deshalb, weil er nicht keusch ist, vielmehr von Lüsten geplagt wird. Wäre der Mensch aber nicht den Versuchungen unterworfen, so würde es für ihn gar keine Keuschheit geben, und sogar der Begriff davon würde fehlen. Der Fehler beruht darin, dass man sich völlige Keuschheit zur Aufgabe gibt (einen äusseren Zustand der Keuschheit), nicht aber das Streben nach Keuschheit, indem man innerlich anerkennt, dass stets unter allen Lebensbedingungen der Keuschheit der Vorrang gebührt vor der Ausschweifung, der grösseren Reinheit vor der geringeren.

Dieser Fehler ist sehr folgenreich. Für einen Menschen, der sich den äusseren Zustand der Keuschheit zur Aufgabe stellte, vernichtet jedes Abweichen von diesem äusseren Zustand, jeder Fall, alles, und nimmt ihm die Möglichkeit, weiter zu wirken und weiter zu leben; dagegen gibt es für einen Menschen, der sich das Streben nach Keuschheit zum Ziele setzte, überhaupt gar keinen Fall, gar kein Aufhören seiner Tätigkeit und auch der Versuchung, und ein tatsächlicher Fall vermag auch gar nicht dem Streben nach Keuschheit ein Ende zu bereiten — häufig verstärkt er es sogar nur noch.

Ich möchte nunmehr das, was ich hierüber denke, in ein paar Worte zusammenfassen:

1. Man soll danach streben, in sich selber möglichst die Sorge um den Ruhm vor den Menschen zu unterdrücken und diese Frage so entscheiden, als stehe man am Vorabend seines Todes. — Wie in jenem Drama von Renan, das in der Revolutionszeit spielt, und wo ein Priester und eine Gräfin, in die er verliebt war, die Nacht vor ihrer gemeinsamen Hinrichtung zusammen zubringen. Man muss sich darüber klar werden, wie man unter solchen Verhältnissen gehandelt hätte, und muss dann so handeln — auch ohne zum Tode verurteilt zu sein.

2. Man muss sich soviel als möglich in den Augen der Welt erniedrigen und besonders in Hinsicht auf das, was den Gegenstand der Versuchung ausmacht. Das Feldhuhn und der Truthahn suchen sich selber Mut zu machen, indem sie sich aufblasen, eine stolze Haltung annehmen und sich aufspielen, um das Weibchen zu verführen und sich selber in Erregung zu versetzen. Um das Gegenteil zu erreichen, muss man das Gegenteil tun — sich demütigen, sich vor den Menschen erniedrigen.

Man darf nicht vergessen, dass man weder jemals durchaus keusch war, noch jemals so sein wird, dass man sich dagegen auf einer bestimmten Stufe der Annäherung an die Keuschheit befindet und deshalb niemals bei dieser Annäherung den Mut verlieren darf: In den Augenblicken der Versuchung, ja sogar in den Augenblicken des Falles, darf man niemals aufhören das anzuerkennen, wonach man strebt, um sich selber zu sagen: Ich falle, aber ich hasse den Fall, und ich weiss, dass, wenn auch nicht in diesem Augenblick, so doch am Nachmittag, der Sieg nicht der Versuchung, wohl aber mir gehören wird.

Nun da habe ich denn so klar und so unklar wie ich das vermochte, das ausgesprochen, mein lieber Freund, was mir im Kopf herumging, was mir immer noch im Kopf herumgeht, was ich durchfühlte und immer wieder durchfühle. Vielleicht wird Ihnen das irgendwie nützlich sein, ich zweifle sogar gar nicht daran, denn schliesslich gehen wir doch alle nur einen und denselben Weg. Leo Tolstoi.

[34.] An E. J. Popoff Am 21. September 1890.

Das, wovon ich Ihnen schrieb, beschäftigt mich innerlich nach wie vor. Das ist für uns alle, für alle Menschen, von grosser Wichtigkeit. Und bei dieser einzigen Arbeit, die uns allen not tut, ist auch die geringste Hilfe teuer. Ich dachte darüber nach, und mir scheint, ich habe Ihnen das Folgende nicht bis zu Ende geschrieben:

Im Kampf mit der Versuchung schwächt uns der Umstand, dass wir uns im Voraus dem Gedanken an den Sieg hingeben, dass wir uns eine Aufgabe stellen über unsere Kräfte hinaus, eine Aufgabe, deren Erfüllung

oder Nichterfüllung gar nicht in unserer Macht steht. Wie ein Mönch sagen wir uns im Voraus: Ich tue das Gelübde keusch zu sein, indem ich hierunter die äussere Keuschheit verstehe. Und das ist erstens einmal unmöglich, weil wir gar nicht imstande sind, uns alle diejenigen Umstände vorzustellen, in denen wir uns befinden könnten, und in denen wir der Versuchung nicht standhalten werden. Und ausserdem ist das schlecht: Deshalb, weil das nicht das Erreichen des Zieles fördert, d. h. die Annäherung an die grösstmögliche Keuschheit, vielmehr im Gegenteil.

Wenn man zu der Anschauung gelangt ist, dass die Aufgabe darin beruht, die äussere Keuschheit zu bewahren, dann verlässt man entweder die Welt, läuft vor den Frauen davon, wie die Mönche auf dem Berg Athos, oder man entmannt sich und lässt das ausser acht, was am allerwichtigsten ist, den inneren Kampf mit den Anfechtungen, innerhalb der Welt, inmitten aller Verführungen. Das ist ganz ebenso, wie wenn ein Soldat sich sagen würde, er gehe in den Krieg, aber nur unter der Bedingung, dass er zweifellos den Sieg davon trage. Ein solcher Soldat muss den wirklichen Feinden aus dem Wege gehen und mit vorgestellten Feinden kämpfen. Ein solcher Soldat lernt gar nicht zu kämpfen, und wird stets ein schlechter Soldat sein.

Ausserdem ist der Fall, dass man sich äussere Keuschheit zur Aufgabe stellt, und dabei hofft, bisweilen sogar sicher ist, sie zu verwirklichen, auch noch aus dem Grunde unvorteilhaft, weil, wenn man sich diesem Streben hingibt, jede Versuchung, welcher der Mensch ausgesetzt ist, und um so mehr, wenn er dabei fällt, auf einmal alles vernichtet, ihn veranlasst, an der Möglichkeit, ja sogar an der Richtigkeit des Kampfes zu zweifeln: „Demnach ist es also unmöglich, keusch zu sein, und ich stellte mir eine falsche Aufgabe.“ Und natürlich wird dann der Mensch sich ganz der Begierde hingeben und im Schmutze versinken. Das ist ebenso, wie wenn ein Kriegsmann ein Amulett trägt, das ihn in seiner Vorstellung davor sichert, getötet oder verwundet zu werden. Ein solcher Kriegsmann verliert die letzte Männlichkeit und läuft bei der geringsten Verwundung davon.

Die Aufgabe kann immer nur die eine sein: Die meinem Charakter, meinem Temperament und den Bedingungen der Vergangenheit und Gegenwart nach höchste Keuschheit zu erreichen — nicht vor den Menschen, die gar nicht wissen, womit ich kämpfen muss, vielmehr vor mir selber und vor Gott. Dann nur hemmt niemand mehr das Vorwärtsschreiten, noch bringt er es zum Stillstand, dann wird die Versuchung, sogar der Fall immer nur zu dem einen ewigen Ziele hinführen — sich von dem Tierischen zu entfernen und sich Gott anzunähern.

Und gerade dies bringt mich auf das Hauptsächlichste, wovon ich gleichfalls bereits schrieb, aber nicht zu Ende gekommen bin.

Alle Taten, die ein Mensch verrichtet, kann man in drei Kategorien einteilen: 1. solche, die wir verrichten ohne uns zu fragen, ob sie gut oder schlecht sind, wir verrichten sie vielmehr, ohne ihnen überhaupt Beachtung zu schenken; 2. solche Taten, die wir wie der Apostel Paulus sagt, zwar für schlecht halten, aber gleichwohl tun: solche Taten, die wir zu tun wünschen, aber nicht immer tun, oder nicht zu tun wünschen, aber gleichwohl bisweilen tun, und 3. solche Taten, die wir zu tun wünschen und stets tun, oder nicht zu tun wünschen, und niemals tun. In die erste Kategorie fallen diejenigen Taten, die noch nicht dem Richterstuhl des Gewissens unterliegen, von welchen aber, in dem Masse, wie unser Leben voranschreitet, ein immer grösserer Teil diesem Richterstuhl verfällt, und in die zweite Kategorie von Taten übergeht. Die dritte Kategorie von Taten, das sind solche, die schon vor dem Richterstuhl des Gewissens gestanden haben, die wir bereits einteilten in gute und schlechte, in wünschenswerte und nicht wünschenswerte, und die auf diese Weise unserer sittlichen Natur angepasst wurden — das bedeutet unser eigentliches Lebensalter, unseren einzigen und unveräusserlichen Reichtum, den wir durch unser Leben erwarben. (Das ist das, dass ich vordem Raufen, Trinken und Ausschweifung usw. zu treiben vermochte, jetzt aber das nicht nur nicht will, vielmehr schon gar nicht mehr dazu imstande bin.) Demnach ist die erste Kategorie das Material zur Verarbeitung durch das Leben; die dritte Kategorie umfasst dasjenige, was bereits vom Leben fertig gemacht und vollendet ward und jetzt in der Vorratskammer liegt. — Die zweite Kategorie umfasst dagegen das, was gerade jetzt in Arbeit ist.

Und wie erstaunlich glücklich und freudevoll ist die Lage der Menschen: ob man es will oder nicht will, diese dritte Kategorie wird im Leben erarbeitet: der Mensch wird zum Mann — er wird weise durch Vernunft und Erfahrung, er wird alt, er wird ein Greis — seine Leidenschaften nehmen ab, und die Aufgabe des Lebens findet ihre Erfüllung. Wenn man in diesem Werdegang den ganzen Sinn, den ganzen Zweck des Lebens verlegt, so erlebt man die ununterbrochene Freude eines ununterbrochenen Fortschreitens.

Nun, aber dies zu begreifen und einzusehen, welche Taten zu dieser, und welche zu jener Kategorie gehören, und die ganze Aufmerksamkeit auf die zweite Kategorie in Spannung zu halten — das hilft im Kampfe.

Leo Tolstoi.

[35.] An E. J. Popoff 30. April 1890.

Lange habe ich Ihnen nicht geantwortet, mein teurer Jergeni Iwanowitsch. Verzeihen Sie mir. Ich habe wirklich keine Zeit gehabt.

Ihre Gedanken über Gott habe ich verstanden, indes nicht ganz klar, wie sie übrigens auch ausgedrückt waren. Sie schreiben: Weshalb soll man Bestimmungen Gottes niederschreiben? Ich stimme Ihnen

darin völlig bei. Ich habe das damals geschrieben, weil mich Tschertkoff bat, mich hierüber, sei es auch ganz unbestimmt, zu äussern. „Ich kann Sie nach einem halben Wort verstehen und begreife, was Sie denken, wenn Sie das Wort „Gott“ aussprechen.“ So wollte ich es machen, nämlich nicht Gott bestimmen, wie in der Theologie, vielmehr so, wie das Arnold meint, indem er äussert, was er unter dem Wort „Gott“ versteht, wenn er es anwendet. Eine solche Bestimmung ist nicht gefährlich, wenn es auch besser ist, sie zu unterlassen.

Heute kam der liebe Solotareff hieher und erzählte lauter schöne Dinge von Ihnen, nämlich, dass Sie eine geistige Stütze in dem Bewusstsein finden, dass das Leben nur in der Wirklichkeit liegt.

Stellen Sie sich vor: in der letzten Zeit rufe ich ganz das Gleiche in mir wach. Ich bete so ausser dem Vaterunser, in dem doch gerade dieses selbe gesagt ist. Ich sage mir so: „Dein Leben und Dein Heil beruht nicht darin, einen geistigen Zustand in einem gewissen Menschen hervorzurufen, vielmehr darin, gut und deutlich dieses und jenes zu schreiben, nicht darin, zu pflügen, zu säen und irgend jemandem materielle und geistige Hilfe zu bringen (daran, dass das Leben nicht im persönlichen Genuss beruht — an das Bewusstsein hiervon habe ich mich längst schon gewöhnt, wenn ich auch noch schrecklich weit davon entfernt bin, es in die Praxis umzusetzen); dein Leben beruht darin, sofort, noch in diesem Augenblick, deine ganze Aufmerksamkeit darauf zu richten, auf die beste Weise zu handeln, nach Gottes Willen, noch in diesem Augenblick, ohne an das zu denken, was daraus hervorgehen wird; vor allem, ohne darauf zu rechnen, dass überhaupt etwas daraus hervorgehen werde, im voraus gewiss, dass, wenn wir etwas tun, wir gar nicht wissen können, was dabei herauskommt, gewiss, dass keinerlei Vollkommenheit — weder des Geistes, noch der Seelenkraft, noch der Güte — dem Menschen erreichbar ist, vielmehr nur das eine: dass ich so, wie ich nun einmal bin, mit den Forderungen des gegenwärtigen Augenblicks in Übereinstimmung stehe, dazu ist aber gar nichts nötig, weder Gesundheit, noch Verstand, noch Ruhe, und es gibt auch keine Lage, in der ich eine solche Übereinstimmung nicht erzielen könnte: Ich kann das, auch wenn ich krank und dumm bin — und bei stärkster Zerstreuung. Glauben Sie das auch? Ich küsse Sie. Was schreibt Ihre Frau? Wie lebt sie? Mir geht es gut, mein Leben ist ausgefüllt und freudig — soweit ich jene Übereinstimmung erziele. Leo Tolstoi.

[36.] An W. W. Rachmanoff Herbst 1890.

Ich danke Ihnen, dass Sie W. geschrieben haben. Ich denke Ihrer stets mit einem freudigen Lächeln in der Seele.

Es ist furchtbar, auch nur auszusprechen, dass das Leben in endloser Vervollkommnung beruht. Es scheint eine solche Bestimmung

sehr weit zu gehen, aber dabei kann sie wiederum in beschränktem Sinne aufgefasst werden.

Ich will Ihnen das sagen, was mir in der letzten Zeit in den Sinn kam: Es entspricht teilweise dem obigen.

Man sagt: Glaube, Liebe und Hoffnung. Weshalb Glaube? und Glaube voran? Weshalb Hoffnung? Die Hoffnung hat doch hier eigentlich gar nichts zu suchen. — Die Hoffnung ist eine von den Folgen des Glaubens. Man sagt: Alles liegt im Glauben: Man muss an die Bibel glauben, an die Kirche, an Mohammed, an Buddha und an jeden Unsinn — und wenn wir das alles angehört haben, erfasst uns ein Widerwillen gegen dieses Wort und gegen den Begriff Glauben, und wir weisen ihn von uns. Das ist aber falsch. Der Glaube ist die unerlässliche Vorbedingung einer religiösen Weltanschauung oder — einfacher — eines vernünftigen Hinblicks auf das Leben. Ohne Glauben kann man keine vernünftige Weltanschauung haben, ohne Glauben kann man nur in unvernünftiger Weise auf die Welt hinblicken, indem man sich vorstellt, sie habe irgendwie nach mechanischen Gesetzen ihren Anfang genommen und werde niemals endigen. Eine solche Anschauung ist hauptsächlich deshalb albern, weil davon gesprochen wird, wie die Welt entstand, wie sie sich entwickelte usw., aber gar nicht von dem Einzigen, was ich wissen muss: was ich tun soll? Und bei einer solchen albernen Anschauung ist der Glaube nicht nötig; sobald aber nur der Hinblick auf die Welt seine Sinnlosigkeit verliert, schliesst er auch schon die Antwort auf die Frage in sich: Was soll ich tun? Weil man eben ohne Glauben gar nicht leben kann.

Die Antwort auf die Frage: Was soll ich tun? — ist klar und deutlich für jeden aufrichtigen Menschen: — über alles die Wahrheit lieben, das Gute, Gott und infolgedessen den Nächsten und den Fernsten, das Huhn und das Holz (alles seiner Ordnung nach) und so zu leben, dass man sich von dieser Liebe leiten lässt. Aus dieser Frage geht aber eine andere Frage hervor, und auf sie gibt es keine Antwort, kann es auch gar keine Antwort geben: Weshalb hat Gott oder jene Kraft, die mich hierhersandte und mich geschaffen hat, weshalb hat sie es nötig, dass durch mich das Gute verwirklicht werde? Dass sie es nötig hat, dass durch mich das Gute geschehe, ist zweifellos, aber weshalb hat sie es eigentlich nötig? Was geht aus dem hervor, was durch mich geschieht, was ist die Folge davon für mich selber? Das zu wissen ward mir nicht gegeben, und hier setzt der Glaube ein, doch nicht der Glaube an die Dreieinigkeit, nicht an Mohammed, nicht an Christus, sogar nicht einmal an Gott, vielmehr der Glaube an jenen Ursprung, der mich hierhersandte. Ich glaube deshalb an ihn, weil er vernünftig und gut ist, und weil mir somit nichts Schlimmes geschehen kann. Gerade dieser Glaube ist unerlässlich notwendig; für ihn war in unserer Seele geradezu eine Stelle vorbereitet, und ohne den Glauben ist es uns ruhelos und unheimlich zu Mute. Und dieser Glaube lebt

sowohl in Ihnen, wie in mir, und um so stärker, je mehr wir den Willen dessen erfüllen, der uns gesandt hat. Je mehr wir seinen Willen erfüllen, um so mehr glauben wir — nicht deshalb, weil, wenn man einmal auf den Glauben verfiel, man schon glauben muss, vielmehr deshalb, weil, je mehr wir Gottes Willen erfüllen, sich um so mehr der Sinn des Glaubens nicht mit Worten, vielmehr durch das ganze Leben aufhellt — und wir darum um so fester an Ihn glauben, an Seine Vernünftigkeit und Güte — sogar daran, dass das, was ich nicht weiss, ich gar nicht zu wissen brauche, dass es anders gar nicht sein kann. Es handelt sich demnach nicht um endlose Vervollkommnung des Lebens — hier kann es Niederlagen geben, und dadurch Enttäuschungen, Zweifel, — vielmehr darum handelt es sich: „Nehmt mein Joch auf Euch und lernet von mir: denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet Ihr Ruhe finden für Eure Seelen."

Ich kann Ihnen gar nicht mit Worten die Gefühle beschreiben, die diese Worte stets in mir erregten und noch erregen, und wie sehr sie für mich auf alles antworten. Nicht darum handelt es sich, dass ich Stolzer, ich Heidnischer, mich vervollkommne, vielmehr darum, diese Lage anzunehmen, diesen Körper, diese Gesundheit, diese Sitte, diese Vergangenheit, diese Sünden, und mit Sanftmut und Demut im Herzen stets, jede Minute, danach zu trachten, die Ihm nötigen Werke zu erfüllen. Tauge ich nicht dazu, irgend ein Loch zuzustopfen? Irgend etwas durch meine Person abzuwischen? Durch meine Beispiele der Niedertracht, des Lasters und der Sünde kann ich freilich nicht taugen; ganz einfach mit meinem Körper zu düngen? Und wenn es mir gelingt, mich so zu empfinden, dann ist alles wunderbar leicht und fest in mir.

Man wird sagen: „Das vernichtet doch den Anreiz zur Selbstvervollkommnung". Seid darum ohne Sorge: das Bedürfnis besser zu werden ist durchaus das gleiche, wie das Bedürfnis glücklicher zu sein; man braucht es nicht anzufeuern, das muss ganz von selber so kommen, und es ist durchaus nicht gut, wenn man sich das zum Ziele setzt.

Sie müssen wissen, den Verstand muss man wie ein Fernglas bis zu einem gewissen Grade durch Drehen an der Schraube einstellen, weiter zu drehen ist aber schlecht. So steht es auch mit den Fragen über das Leben, und wozu es dient. Gott möge barmherzig sein. Die Antworten auf diese Fragen liegen im Glauben an Ihn — ein Glaube, vergleichbar demjenigen, der in der Zelle des Körpers lebt, die für ihn arbeitet — ein solcher Glaube wird einem, je mehr man in Demut bereit ist, Seinen Willen zu erfüllen . . . . . Leo Tolstoi.

[37.] An L. Ph. Annenkoff Jassnaja Poljana, Juli 1890.

Ich erhielt Ihren Brief, teure Leonida Phominitschna, und ich muss Ihnen aufrichtig sagen: vieles in ihm habe ich durchaus nicht verstanden, z. B. was Sie eigentlich im verflossenen September so Be-

sonderes an mir fanden, und was Sie so erbitterte. Das ist mir sehr interessant, Sie werden ja wahrscheinlich auf Sünden von mir hinweisen, die ich bis jetzt noch übersehen habe.

Sie fragen mich nach Ihren Sünden und Schwächen? Es ist durchaus richtig, dass wir nichts nötiger haben, als dass wir einander aufmerksam machen auf unsere Schwächen und Sünden. Und vor allem darin soll sich unsere Liebe erweisen. Ihre Schwäche, die ich bemerkte, das ist der Wunsch, sich von den sündigen Menschen dieser Welt durch Ihre Tugend abzusondern, und darum auch ein Verurteilen dieser Menschen, das bei Ihnen als Mitleid mit ihnen zum Ausdruck gelangt. Das Allerbeste, das Wünschenswerteste, das Ideal würde darin bestehen, nicht nur keinen Menschen schlecht zu finden, d. h. schlechter als sich selber, nicht nur sich selber nicht für besser zu halten als andere, sich sogar nicht einmal für besser zu halten, wie man früher war, keinerlei Fortschritte in sich wahrzunehmen, vielmehr in einem solchen Masse mit der Selbstvervollkommnung beschäftigt zu sein, dass man sie gar nicht mehr bemerkt. Schreiben Sie mir nichts mehr über diese Eigenschaft von Ihnen: darüber, ob ich Sie richtig beurteile oder nicht, schreiben Sie mir vielmehr in Antwort auf meinen Brief von denjenigen Fehlern von mir, die Ihnen in die Augen fallen.

Meine Gesundheit ist mehr wie gut. Indes wie seltsam das auch klingen mag, ich habe mich besser gefühlt, als ich krank war.

Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen über das Gericht über die Stundisten. Das ist sehr interessant. Kennen Sie ihre Lehren über die Taufe und das Abendmahl. Schreiben Sie uns doch. Ich grüsse Ihre Schwester und Ihren Mann. Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

Sie fragen, ob ich im Geiste ruhig bin. Ich danke Gott, dass dem nicht so ist. Wenn Sie in dem Sinne fragen, ob ich keinerlei Zweifel hege an dem Wege, auf dem ich schreite, und ob ich nicht verzweifelt oder wenigstens unzufrieden bin über den Gang der Welt und ihrer Einrichtungen, ob ich keine Furcht vor dem Tode oder vor dem Leben habe, so werde ich das ohne weiteres verneinen, und in diesem Sinne bin ich ruhig, unruhig bin ich aber, sofern ich deutlich wahrnehme, wie meine Taten von dem Wege abweichen, den ich gehen will, — und deshalb bin ich auch unruhig.

[38.] An E. J. Popoff Jassnaja Poljana, August 1890.

. . . . Die Worte: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ habe ich niemals geliebt. Peter der Grosse pflegte sie zu sagen.

Man soll nicht sagen: „Ich glaube nicht, ich will aber glauben“, (das ist das gleiche, nur umgekehrt) vielmehr soll man, wenn man nur ein klein wenig nicht glaubt, sogleich mit allen Kräften der Seele, d. h. des Verstandes, der Aufmerksamkeit und der Energie diesem sich so offenbarendem Wege des Unglaubens nachgehen. Wenn man schon Hilfe von aussen sucht, würde ich solche für den Unglauben

suchen. Und ich würde sagen: „Ich glaube nicht, helft meinem Unglauben!"

Man muss kühn den unbekannten Weg gehen, der sich eröffnet, man lernt ihn erst dann kennen, wenn man auf ihm schreitet. „Nun, ich glaube nicht, nun, das alles sind Worte, die Menschen ausgedacht haben. Es gibt gar nichts Vernünftiges und Vollkommenes ausserhalb meiner! Berufen bin ich zu gar nichts! Sowohl meine Taten, wie mein Leben sind gleichgültig, und niemand hat nötig, dass sie so oder anders wären. — Nun gut so. Lass mich nur weiterleben mit diesen Anschauungen, lass mich handeln. Wenn es mir aber langweilig und schon völlig klar sein wird, dass dies alles einerlei ist, so erlaube mir mich zu erschiessen. Wo ist die Pistole, wo Pulver und Kugel?"

Ich will damit sagen, dass zur Erkenntnis der Wahrheit der Verstand und der Wunsch nicht ausreichen. Es gehört Tatkraft dazu, Folgerichtigkeit, hartnäckiges Nachdenken: um die Wahrheit zu erkennen, muss man Gitter einreissen, ganze Mauern von Lügen einbrechen. Um das aber zu können, muss man kühn in ihnen gegen sie angehen.

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben", das ist eine Behauptung, die etwas dem Glauben Ähnliches festhalten will, die auf der Wage den Wagebalken anhält, der herunterfallen muss. Das ist ein solcher Glaube, der selber erst gemacht wird, nicht aber der richtige Glauben, durch den alles andere geschieht.

Den Ausruf: „Gott sei mir Sünder gnädig!" liebe ich gleichfalls nicht ganz, weil das ein egoistisches Gebet ist, ein Gebet persönlicher Schwäche, und deshalb nutzlos.

Wiederum wird niemand der Schwäche der Persönlichkeit helfen. Wo Persönlichkeit ist, da ist auch Schwäche. Um sich vor ihr zu retten, muss man ausserhalb seiner eine Stütze finden — muss man sich vergessen in der Arbeit (wie wir uns vergessen im Flicken von Schuhen und beim Pflügen), in der Arbeit des ganzen Lebens. Die Persönlichkeit zu beruhigen, ist aber ganz unmöglich. Wo Persönlichkeit ist, da ist auch Träumen und Leiden. Den Ausspruch: „Ich glaube, Gott hilf meinem Unglauben" liebe ich aber durchaus nicht, denn das ist schon ganz offen schlecht. Wenn dem schon so ist, sollte man sich lieber sagen: „Ich glaube nicht, wie schön, dass ich nicht glaube. Ich will jetzt den ganzen Unsinn in mir vernichten, den ich Glauben nannte, und werde lustig und frei leben!" Nur auf diesem Weg kann man gehen. Nur auf diesem Weg kann man gehen oder nicht gehen und seinen Glauben erkennen und deuten. Man kann damit aufhören, wie jener Knabe, der in den Brunnen fiel, aufhörte, sich an dem Brunnenrand zu halten — und hinunter springen — in den Abgrund.

Was die Arbeit anbetrifft: ich denke und dachte von jeher: die Arbeit, die nicht ausschliesslich zur Befriedigung der elementarsten

Lebensbedürfnisse für die eigene Person und für andere geschieht — ist Sünde. Das Ideal Christi besteht, wie auch in der Frage der Ehe, darin, nicht zu säen und nicht zu ernten, die Arbeit dagegen als Tugend „le travail", wofür sie in Europa und bei uns von arbeitssamen Bauern gehalten wird, ist die grösste und schlimmste Verführung.

Dies, lieber Freund E. J., ist eine gewichtige Frage. Ich weiss nicht, ob ich sie heute beantworten kann, ich will es aber versuchen und damit diesen Brief endigen.

Als ich über die Arbeit zu schreiben begann, war ich bestrebt, mir selber diese Frage zu klären, da es mir scheint, sie bedürfe der Lösung (es scheint mir sogar, als besitze ich Gegebenheiten zu ihrer Entscheidung), — es gelang mir aber nicht. Ich muss noch länger leben und noch länger nachdenken.

Das wäre aber eine Arbeit, die ich Ihnen beiden vorschlagen würde: Ein kleines Glaubensbekenntnis zu schreiben, wobei Sie die verschiedenen Symbole des Kirchenglaubens zur Grundlage nehmen würden, und zu sagen, an welche von diesen Dogmen wir mit allen zusammen glauben (z. B. an Gott Vater und noch einiges andere), und woran wir nicht glauben. Nur darauf kann man hinweisen, wie z. B.: Wir glauben nicht an den Opfertod Christi, wir glauben nicht an die Anna Lee der Quäker, an die Unfehlbarkeit des Papstes usw. Das würde am allerbesten beweisen, dass wir mit allen in Eintracht sind, und unsererseits kein einziges Dogma aufstellen, an das irgend welche christlichen Bekenntnisse nicht glauben, dass aber jene mit uns nicht in Übereinstimmung zu sein wünschen, und das nicht deshalb, weil sie nicht übereinstimmen mit den anderen Bekenntnissen, z. B. die Orthodoxen mit den Papisten, nicht deshalb, weil die einen Dogmen aufstellen, an die die andern nicht glauben, vielmehr deshalb, weil jene, jeder von sich aus, verlangen, wir sollten an ihre verschiedenen Dogmen glauben, hinsichtlich derer unter ihnen gar keine Übereinstimmung besteht. — Bemühen Sie sich das zu tun.

Schreiben Sie mir öfter. Ich küsse Sie.

Wir sind gesund. Ich trinke Kumis und warte, bis das aufhört, sonst bin ich nur allzu gesund. Bei uns ist furchtbar viel los. Gäste, Gäste ohne Ende. Wir leben aber nicht schlecht, mir scheint es so, als sei mehr Liebe unter allen, wie vordem. Leo Tolstoi.

[39.] An L. Ph. Annenkoff Oktober 1890.

Ich erhielt Ihren schönen Brief, teure L. Ph. Die Sache, die Ihnen bevorsteht und Sie verwirrt, gehört zu denjenigen, die ich für Angelegenheiten des wirklichen Lebens halte. Gerade in dieser Enge, auf jenem schmalen Pfade, wo man der Sünde verfällt, ob man nach rechts oder nach links ausgleitet, gerade dort vollzieht sich das wahrhafte Gotteswerk. Eines nur kann ich Ihnen aus Erfahrung raten: Befreien Sie sich bei der Erfüllung dieser Aufgabe nur ja völlig von

der Sorge darum, was die Menschen sagen werden. Wie man getan hätte, wenn man gewusst hätte, dass man am Abend sterben werde! — So muss man handeln. Das ist mein einer Rat, mein anderer aber: Handeln Sie, wenn man Sie vor das Gericht führt so, wie das Christus befahl, — und sorgen Sie sich nicht um das, was Sie da sagen werden, der Geist Gottes wird für Sie reden. Man muss nicht das tun, wovon man glaubt, es werde gut sein, vielmehr das, was einem mit seinem ganzen Wesen unmöglich ist zu unterlassen. Gott möge Ihnen helfen. Ihr Sie liebender Tolstoi.

[40.] An X. 1890.

Ich las zweimal aufmerksam Ihre beiden Briefe durch und verstehe alles im Einzelnen, ich erfasse nur nicht den allgemeinen Geist des Ganzen, ich begreife nicht den Beweggrund Ihrer Unzufriedenheit. Sie sagen: Die Einigung, aber sie ist doch nur in der Wahrheit möglich. Um Einigung mit den Menschen zu finden, braucht gar nicht einer dem andern entgegenzugehen, braucht man nicht den Menschen entgegenzukommen, es müssen vielmehr alle zu Gott hinschreiten oder zur Wahrheit. Nur dort besteht Einheit und nicht mit denjenigen, mit denen ich möchte oder annehme, dass ich in Einheit stehe, vielmehr mit denjenigen, die eben dahin gelangt sind, wohin ich gelangte. Ich stelle mir die Welt vor wie einen gewaltigen Tempel, in dem das Licht von oben fällt, gerade in der Mitte. Wenn sich alle vereinigen wollen, so müssen alle auf dieses Licht zugehen, und dort werden wir alle, die wir aus verschiedenen Richtungen kommen, uns treffen und zwar mit ganz unerwarteten Menschen. Und gerade darin beruht auch die Freude.

Und gerade diese Einheit und auf diesem Wege können und sollen wir suchen, aber wir können hierbei einander nicht helfen. Das, was Sie über die Notwendigkeit einer Lebensform sagen, ist durchaus richtig, „Notwendigkeit" ist aber ein zu schwacher Ausdruck, man muss sagen — die Unvermeidlichkeit der Form. Wenn jemand für sich allein lebt, oder wenn Menschen materiell zusammenleben, oder auch nur geistig (wie ich glaube, dass ich mit allen, und Sie mit andern zusammenleben), so ist zweifellos eine Form dieses Lebens vorhanden. Auf sie aber hinzuschauen, sie zu bestimmen, ist sehr unbequem, ja und auch schädlich. Mögen andere diejenige Form, in der ich lebe, genau betrachten und bestimmen. Ich aber muss nur leben.

Desgleichen sagen Sie zu Unrecht: wenn ein Bettler sich an uns wende, sollten wir niemals danach fragen, ob die Liebe sich dadurch mehre usw. Sie wissen doch, dass ich dies nicht deshalb sagte, damit, wenn man Zweifel hegt an der eigenen Tätigkeit, man sie nach diesem Massstab messe, und deshalb will ich sagen, indem ich Ihr eigenes Beispiel anwende: wenn jemand eine Schöpfkelle ungern an-

füllt, oder derjenige, für den er das tut, nicht dieses Mass, vielmehr einen ganzen Eimer erwartet, so ist diese Handlung unrichtig.

Ich begreife nicht, weshalb Sie mit sich selber und mit den andern unzufrieden sind, und was Sie eigentlich wollen. Die Unzufriedenheit mit sich selber — nicht mit andern, muss wohl sein, so scheint mir, und ich tröste mich oft darüber, dass ich noch nicht völlig zugrunde ging, indem ich mir sage, dass ich beständig mit mir unzufrieden bin: Ich weiss aber, womit ich unzufrieden bin — mit meinen ganz bestimmten Niederträchtigkeiten, bei deren Überwindung mir niemand zu helfen vermag. Die Arbeit hieran macht mein ganzes Leben aus. Über die Umgebung hingegen, in der ich lebe, über die äusseren Umstände meines Lebens, mache ich mir gar keine Sorgen, weil ich aus Erfahrung weiss, dass diese oder jene Umgebung, diese oder jene Umstände einzig und allein hervorströmen aus meiner grösseren oder geringeren Nähe an Christus, an die Wahrheit.

Ich lebe nicht deshalb so, wie ich lebe, weil die Erleuchtung über mich kam unter schwierigen Lebensbedingungen (wie ich vordem dachte), vielmehr deshalb, weil ich schlecht bin. Je besser ich sein werde und bin, um so mehr werden sich auch meine Umgebung und meine äusseren Bedingungen bessern. Wäre ich ein Heiliger, so wären meine Umgebung und die äusseren Bedingungen ideal, ich würde so leben, wie ich mir das Leben eines Schülers Christi vorstelle — bettelarm, frei umherschweifend, allen zu Diensten, — und ich habe auch jetzt noch nicht die Hoffnung aufgegeben, dies zu erreichen, weil das gleichwohl in meiner Macht steht. Besser zu werden, der Wahrheit näher zu kommen, ist vermittelst äusserer Bedingungen ebenso unmöglich, wie sich selber hochzuheben, wenn man sich auf einen Stock setzte und ihn mit beiden Händen ergriff. Die äusseren Bedingungen, die Lebensform, die Einheit — das alles ist die Folge der inneren Selbstvervollkommnung, der Annäherung an Christus: „Trachtet am ersten, nach dem Reich Gottes, das in Euch ist, und nach seiner Wahrheit, und alles andere wird Euch von selber zufallen!“

Vielleicht irre ich mich und antworte Ihnen gar nicht auf das, wonach Sie mich fragen. In diesem Fall verzeihen Sie mir. Ich schrieb in Liebe zu Ihnen, im Gedanken an Sie und in dem Wunsche, Ihnen nützlich zu sein, wenn ich das könnte.

[41.] An J. B. Feinermann März 1891.

Ich freue mich sehr, Nachrichten über Sie zu erhalten, teurer Isaak. Noch bevor ich Ihren Brief erhielt, hatte ich Nachrichten über Sie von Alechyn erhalten, der auf der Reise nach Kursk und Charkoff einen Abstecher zu mir machte.

Sie sind allzu streng in Hinsicht auf Ihre gemachten Erfahrungen, oder Sie sind sich nicht völlig darüber klar, was sich dabei als Fehler erwies. Grundsätze, wenn man darunter dasjenige versteht, was das

ganze Leben leiten soll, tragen an gar nichts schuld, und ohne Grundsätze ist es schlecht zu leben. Der Fehler liegt nur darin, dass auch solches zum Grundsatz erhoben wird, was gar nicht Grundsatz sein kann — wie z. B. ein starkes Dampfbad zu nehmen usw. Ein Grundsatz kann nicht einmal darin bestehen, landwirtschaftliche Arbeit zu verrichten, wie das Bondareff behauptet.

Wir haben einen einzigen Grundsatz, der uns allen gemein ist, und allem zugrunde liegt — das ist die Liebe nicht nur mit Worten und mit dem Munde, vielmehr durch die Tat und die Wahrheit, d. h. indem man sein Leben verwendet und opfert für Gott und den Nächsten.

Aus diesem allgemeinen Grundsatz geht der besondere Grundsatz der Demut, Sanftmut und des dem Übel Nichtswiderstehens hervor. Die Folge dieses besonderen Grundsatzes wird aller Wahrscheinlichkeit nach (ich sage aller Wahrscheinlichkeit nach, aber nicht immer: denn der Mensch kann ja im Gefängnis sitzen oder in einer ähnlichen Lage sein), die landwirtschaftliche, handwerkliche oder sogar industrielle Arbeit sein, doch nur in jedem Falle eine solche Arbeit, bei der es möglichst wenig Konkurrenten und möglichst geringen Lohn gibt.

Aus allen Sphären, wo die Konkurrenz gross ist, wird ein Mensch, der nicht mit Worten, vielmehr mit Taten sich an die Lehre Christi hält, stets hinausgedrängt werden, und unwillkürlich wird er inmitten der Arbeiter landen. Demnach wird der Umstand, dass der Christ sich in der Regel in der Lage eines Arbeiters befinden wird, die Folge der Anwendung des Grundsatzes, nicht aber der Grundsatz selber sein, und wenn die Menschen es zum Hauptgrundsatz erheben, Arbeiter zu sein, und dabei nicht das erfüllen, was dazu hinführt, so wird offenbar eine grosse Verwirrung daraus hervorgehen.

Das fiel mir beim Lesen Ihres Briefes ein, obgleich ich durchaus verstehe, was Sie in ihm sagen wollen, und ich auch in allem der gleichen Meinung bin.

Gott helfe Ihnen. Schreiben Sie mir. Leo Tolstoi.

[42.] An W. W. Rachmanoff März 1891.

Schon längst habe ich keine solche Freude mehr empfunden, teurer W., als diejenige, die mir Ihr Brief bereitete. Die Gedanken und Gefühle, die Sie erregen, jene neuen Horizonte, die sich Ihnen eröffnen, das ist ganz das Gleiche, was mich erregt, wovon ich lebe, wovon G. lebte und lebt, wenigstens in der letzten Zeit — wovon Ch. lebt, mit dem ich in der letzten Zeit einen einzigartigen Briefwechsel führe, und was jetzt auch vor Birjukoff aufschiesst, der mir dieser Tage schrieb.

Diese Einheit wird nicht erreicht durch äusseres, vielmehr nur durch inneres Sich-miteinander-Vereinigen.

Die einzige wahrhafte Einigkeit ist diejenige, die man nicht als Folge davon erreicht, dass man nach Einheit strebt, vielmehr als

Folge dessen, dass die Wahrheit eine einzige ist, und alle, die in der Wahrheit oder ihr nahe sind, beisammen sind, und deshalb erfreut mich diese unsere Einigkeit besonders. Bei mir weilt jetzt J. J. Gorbunoff, und wir haben Ihren Brief miteinander gelesen, und als wir an die Stelle kamen, wo Sie sagen, dass sich bei Christus kein Gesetz findet, (Sie hätten richtiger sagen sollen: Seine Lehre beruht nicht in Gesetzen) und dass Christus gelehrt hat, wie man das Reich Gottes erreicht, das die Nichtbefolgung der Gebote unmöglich macht, als ich dies las, erinnerte ich ihn an das, was ich ihm gleichfalls gestern gesagt hatte. Nämlich, dass die Lehre Christi in der Aufstellung eines Ideals vom Reiche Gottes besteht, zu dessen Erreichen man vollendet sein muss wie der Vater, d. h. ein Ideal der äusseren und inneren Vollkommenheit, und dass die Gebote, jene fünf Gebote, nur Merkmale sind auf jenem unendlichen Wege von Orten solcher Beschaffenheit, dass die Menschheit in der gegenwärtigen Periode ihres Lebens nicht tiefer sinken soll und das nicht wünschenswert ist.

Die Vollkommenheit besteht 1. darin, dass man alle — Zulukaffern, Idioten, Missetäter, rohe Menscen — sic selber gleichachten wie Brüder und sie so lieben soll, wie man die einem liebsten Menschen liebt. Das Gebot weist nun darauf hin, dass man seinem Bruder nicht zürnen darf und kann; 2. darin, völlig seelenrein zu sein, das Gebot bestimmt — Lass dich nicht gelüsten usw.; 3. darin, völlig frei zu sein, durch nichts gebunden, — das Gebot bestimmt — nicht zu schwören; 4. darin, niemals Gewalt anzuwenden — weder zum Schutze eines anderen, noch zum Eigenschutz, und auch nicht gegen Tiere. Das Gebot bestimmt: man soll das Übel nicht mit Gewalt ausrotten; 5. keine Feinde zu haben, das Gebot bestimmt — seinen Feinden wohl zu tun.

Glauben Sie nicht, ich stehe noch auf meinem früheren Standpunkt wie in meiner Schrift „Worin besteht mein Glaube?“.

Ich verteidige diese Schrift nicht nur keineswegs, ich freue mich sogar, dass wir über sie hinaus sind. Wenn man einen neuen Weg betrat, kann man gar nicht umhin, sich über das zu freuen, was man zuerst vor sich sah, und es ist verzeihlich, dasjenige, was anfangs auf dem Wege lag, für das Ziel des Weges zu halten.

Wenn man aber näher kommt, und nur dank dem, was man anfangs gesehen hatte, so kann man gar nicht umhin, sich darüber zu freuen, dass man eine unendliche, lichte Weite vor sich erschaut. — Ihre Erklärung des schwachen Punktes in der Gemeinschaft ist durchaus richtig.

Nunmehr vom Staat und unserem Verhalten zu ihm. Wiederum haben Sie durchaus recht oder besser: Sie glauben dasselbe wie ich, — man muss hier nur eine Begrenzung vornehmen. Den Staat, d. h. die Vergewaltigung nicht zu verneinen, sind wir ebenso ausserstande,

wie wir, ausserstande sind, die Wollust nicht zu verneinen, ganz unabhängig davon, ob wir Nutzen ziehen aus diesem und jenem.

Und selbstverständlich kann sich für völlig frei vom Staate ganz ebenso wie für völlig frei von jeder Fleischeslust nur der Heilige halten, und ist der Widerwille gegen diese und jenen nur ein Anreiz zum wahrhaftigen Leben — zum Streben nach Heiligkeit. Es ist aber gefährlich, in den gegenteiligen Fehler zu verfallen, wie das Sutajeff tut; darauf schliesse ich wenigstens aus Ihrem Brief, und auch nach seinen Anschauungen, soweit ich mich ihrer entsinne. — Nämlich sich zu sagen, ich kann mich nicht ganz rein halten von der Vergewaltigung (weil ich Nutzen aus ihr ziehe), und deshalb kann ich innerhalb gewisser Grenzen auch an ihr teilnehmen. Ich kann z. B. der Polizei eine Anzeige machen, dass mir ein Pferd gestohlen ward usw. — das ist ganz ebenso, als wollte man sich sagen: . . . .

Das ist jener selbe schreckliche Weg, der genannt wird: Kompromiss, Handel.

Die Lehre Christi unterscheidet sich ja gerade darin von allen anderen, dass sie nicht in Geboten besteht, vielmehr in dem Hinweis auf ein Ideal restloser Vollkommenheit und auf einen zu ihm führenden Weg, und das Streben nach ihm ersetzt für den Jünger Christi alle Gebote, und weist ihn auch hin auf alle Verführungen. Wenn der Schüler Christi von dem Wege abweicht, den ihm sein Meister zeigte, so tut er das nicht in bewusster Absicht, vielmehr aus Schwäche, oder vielmehr aus dem Verhältnis der Kräfte in ihm, die zu dem Ideal hinstreben und ihm entgegenarbeiten. Und deshalb kann man niemals ein Sich-die-Wagehalten dieser beiden Kräfte bestimmen — wie das die Anhänger von Kompromissen zu tun versuchen —. Dieses Gleichgewicht ändert sich stets, es ist für jeden Menschen ein anderes, und sogar für denselben Menschen zu verschiedenen Zeiten.

Stets, in jedem Augenblick, strebt jeder Weg zu der ganzen Wahrheit, zur restlosen Befreiung von der Begierde, zu vollem Freisein von Vergewaltigung, vom Teilnehmen an ihr und Nutzen ziehen aus ihr — was aber dabei herauskommt, weiss niemand. Möge er, der Weg, nur niemals die Ausschweifung, die Vergewaltigung, fördern, und in lichten Augenblicken (nicht in den Augenblicken der Leidenschaft) auch keinen Nutzen aus ihnen ziehen.

In dem früheren Glauben und überhaupt bei den nicht-christlichen Glaubensbekenntnissen stehen die Gebote voran. (Das taten sie auch für uns, wenn auch in „Worin besteht mein Glaube“ nur noch teilweise). Im Christentum dagegen stehen die Gebote zurück, d. h. zu einer bestimmten Periode der Entwicklung der Menschheit sagt dem Menschen sein Bewusstsein: Strebe nach voller Vollkommenheit, während du aber vorwärts strebst, sorge dafür, dass du niemals herabsinkst unter eine gewisse Stufe. Christus sagte: „Zürne nicht, treibe nicht Ausschweifung, schwöre nicht, kämpfe nicht mit Gewalt, führe

nicht Krieg!“ Das sagte Christus vor 1800 Jahren. Ich glaube aber, vor 6000 Jahren ward gesagt: Töte nicht, fresse keinen Menschen usw.

Das Christentum ist gerade dadurch erhaben, dass es nicht von Christus ausgedacht ward, dass es vielmehr ein ewiges Gesetz bedeutet, dem die Menschheit schon bei weitem früher folgte, als dieses Gesetz ausgedrückt ward, und dem sie stets folgen wird und auch jetzt folgt, sogar in der Person derjenigen, die das Christentum gar nicht kennen und nicht kennen wollen. Der Unterschied ist nur der, dass für diejenigen, die den Sinn des Christentums kennen, das Leben voll ist von Sinn und Freude.

Das christliche Leben besteht nicht im Gehorsam an die Gebote, sogar nicht darin, dass man die Lehre befolgt, vielmehr in der Hinbewegung zur Vollkommenheit, in einem stets zunehmenden Klarwerden über sie, und einer stets weitergehenden Annäherung an sie. Auch beruht die Kraft des christlichen Lebens nicht in der verschiedenen Stufe der erreichten Vollkommenheit (alle Stufen sind gleich, denn das ist ein unendlicher Weg), vielmehr in der Beschleunigung der Hinbewegung zu ihr, je rascher sich die Annäherung an die Vollkommenheit vollzieht, um so stärker ist das Leben. Und gerade diese Lebensanschauung gibt eine besondere Freude, indem sie uns mit allen denjenigen Menschen vereinigt, die auf den allerverschiedensten Stufen der Vollkommenheit stehen, statt uns von den Menschen zu trennen, wie das das Gesetz bewirkt. Der Räuber am Kreuze und Zachäus leben ein christlicheres Leben als die Apostel.

Was Sie über die Beziehung zum Staate sagen, wenn man ihn verneint, und dabei Nutzen aus ihm zieht, ist durchaus richtig. Hieraus folgt indes durchaus nicht, dass man ihn anerkennen und sich mit ihm versöhnen dürfe, es folgt daraus nur die Erkenntnis der eigenen Schwäche, der Untauglichkeit (wie Sie ganz richtig sagen), es folgt die Demütigung und jene Fügsamkeit, die der Liebe näherbringt. Ich küsse Sie und liebe Sie von ganzem Herzen Ihr L. Tolstoi.

[43.] An E. J. Popoff Im Jahre 1891.

Ihr Brief, teurer Jewgeni Iwanowitsch, rührte mich sehr. Es ward mir sehr leid um Sie, und ganz besonders deshalb, weil Ihre Leiden mir nahe stehen.

Wir alle leiden an dem Gleichen — wir alle tragen die Sünden unserer Vergangenheit, unserer noch lebenden und schon verstorbenen Brüder. Und wir sollen Gott danken, dass wir leiden, d. h. dass wir dies Leiden empfinden.

Leiden ist immer auch Sühne. Ist es denn überhaupt möglich, dass wir, bis ins Mark verdorben durch Erziehung, Gewohnheit, Müssiggang und unsere Ausnahmestellung, die wir teils aus Schwäche, teils aus anderen Ursachen nicht aufgeben können; — ist es denn möglich,

dass wir nicht leiden? Wir Alle besudeln uns auf diese oder jene Weise in Tat oder Vorstellung und leiden deswegen.

Wenn man nicht leiden will, so darf man seine Sünden gar nicht kennen — man muss dann Geliebte haben oder auch eine gesetzliche Gattin, man muss verliebt sein und das alles für gut und ehrenhaft halten, wie wir das früher taten; aber Gott sei Dank sind wir jetzt nicht mehr dazu imstande. Und es bleibt uns nur das Eine — immer wieder zu fallen, bis wir endgültig stark geworden sind, und dann zu leiden, immer ebenso zu leiden, ohne auch nur einen Augenblick die Forderungen an uns selber einzustellen.

Sie schreiben, Sie seien beherrscht von Apathie und Trägheit. Mir geht es ebenso. Das alles hat immer die gleiche Ursache. Man darf nur nicht aufhören, sich selber widerlich zu sein.

Sie zu trösten verstehe ich weder, noch bin ich dazu imstande: Das eine nur wünsche ich Ihnen, was ich auch mir selber wünsche — nicht aufzuhören zu leiden.

Jetzt von etwas anderem, wenn es auch in Beziehung hierzu steht. Wissen Sie eigentlich, dass ich in der letzten Zeit bemerke: Unser Weg (der Weg von uns allen, die wir ihn beschreiten) wird ganz besonders schwer, oder besser gesagt, das beginnt uns so vorzukommen. Die Begeisterung, der Reiz der Neuheit, die Freude an innerer Erleuchtung sind dahin. Die Möglichkeit der Verwirklichung erscheint mit immer grösseren Schwierigkeiten verbunden, die Enttäuschung in Hinsicht auf die Möglichkeit der Verwirklichung — befällt uns immer häufiger. Das Übelwollen der Menschen und ihre Schadenfreude, wenn sie unsere Irrtümer wahrnehmen, erreichen einen immer höheren Grad. Immer grösser wird die Zahl derer, die von uns abfallen.

Mir scheint, das liegt in der heutigen Zeit. Und ich bin froh, dass ich das weiss. Alle diese Erscheinungen verbittern mich keineswegs. Vor allem bin ich ja darüber froh, dass das innere Gefühl — die Erkenntnis des Lebensweges und der Wahrheit — nicht um ein Haar schwächer wird. Im Gegenteil — es nimmt immer zu.

Eine einzige Schwäche empfinde ich — das Verlangen nach Prüfung, die Sehnsucht nach dem Opfer. Ich weiss, das ist Sünde, aber gleichwohl lässt mich der Wunsch nicht los. Wie steht es darin mit Ihnen? Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[44.] An E. J. Popoff April 1891.

Es kam mir in den Sinn, Ihnen diesen Brief abschreiben zu lassen, teurer Jewgeni Iwanowitsch, weil er an und für sich gut ist, und in ihm auch noch in schöner Weise Ihrer gedacht wird. Mascha und A. N. haben ihn mir abgeschrieben. Da stehen wir nun alle fünf in geistiger Gemeinschaft miteinander.

Was macht es für eine Freude, wenn sich die Menschen einander lieben, und wie gering scheint doch der Unterschied, ob man ein gutes liebevolles Wort über einen Menschen spricht oder ein böses, und dabei kann man hier kaum von einem Unterschied sprechen, es handelt sich vielmehr um unmittelbare Gegensätze: das eine dient der Liebe — Gott, das andere dem Hass — dem Teufel. Es kommt einem sogar seltsam vor, wenn man darüber nachdenkt, wie leicht wir bei der Hand sind, etwas Böses zu sagen . . . . Leben Sie wohl, geben Sie Nachricht von sich.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[45.] An E. J. Popoff 9. April 1891.

Teurer Jewgeni Iwanowitsch! Ich erhielt Ihren Brief, und es schmerzte mich furchtbar, dass es möglich ist, dass zwei solche Menschen aufhören konnten, einander zu lieben. Wozu nützt denn der Glaube, wozu Gott, Christus, und die Lehre der Wahrheit, wenn es möglich bleibt, nicht zu lieben? Möge doch alles verloren gehen: nicht nur mein Stolz, meine Selbstliebe, meine Gewohnheiten, meine Anschauungen, vielmehr mein ganzes Erdenleben, wenn ich mich von der Liebe trennen soll. — N. hat mir darüber nicht geschrieben. Ich beziehe aber auf ihn ganz das Gleiche, was ich Ihnen schreibe.

Auch muss man sich gar nicht auf Erklärungen einlassen und sich äusserlich aussöhnen, vielmehr ganz einfach — das wissen Sie ja selber — von Ihm lernen, von Herzen sanft und demütig zu sein. Helfe Ihnen, helfe Ihnen Gott. Ich suche in solchen Fällen die Einsamkeit und das Gebet. Alsdann versöhne ich mich, und wenn ich dabei noch nicht völlig seelenrein war, dann suche ich wiederum die Einsamkeit auf und bete.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[46.] An W. Rachmanoff April 1891.

Teurer W. W.! Auf Ihren letzten Brief wollte ich sogleich antworten, ich verschob das aber, weil es mir vorkam, als sei ich zu beschäftigt, das Schreiben von L. P. veranlasste mich indes, nunmehr zu antworten. Dabei schwankte ich erst, weil Ihre Frage mir nicht ganz deutlich war. Mir kommt es so vor, als verbänden Sie das Bewusstsein, dass Sie aus der Vergewaltigung Nutzen ziehen, mit dem Mitleid mit den gequälten und sich quälenden Menschen. Ich sehe hierin keinen Zusammenhang. Dies erstens. Zweitens kann ich nicht zugeben, dass Sie von der Vergewaltigung anderer leben. Ich urteile nach mir selber: ich lebe unter bei weiten schlechteren Bedingungen als Sie, und gleichwohl glaube ich nicht, dass ich von der Vergewaltigung anderer lebe. Ja und überhaupt begreife ich nicht so recht, was Sie unter diesen Worten verstehen. Ich lebe nicht von der Vergewaltigung anderer in dem Sinne, dass ich weiss: Jedesmal, wenn sich mir die Frage bietet, ob ich Vergewaltigung anwenden soll oder

nicht, wünsche ich die Vergewaltigung nicht und wende sie niemals mit Bewusstsein an. (Ich halte mir dabei stets folgendes Beispiel vor: Würde man mir sagen, Pugatscheff nahe sich, und er töte und vergewaltige alle, so werde ich nicht nur keineswegs Flinte und Pulver in Bereitschaft halten, vielmehr beides ins Wasser werfen, um der Versuchung zu entgehen). Zu sagen aber, ich gebrauche niemals die Gewalt, oder ich ziehe nicht, — mir selber unbemerkt — bisweilen Nutzen aus ihr — dazu bin ich nicht imstande. Denn dies zu behaupten wäre gleichbedeutend mit der Behauptung, ich sei ein Heiliger. Auch zu schwanken und im Zweifel zu sein, ob ich nicht tatsächlich doch an der Gewalt mitwirke, auch dazu bin ich nicht imstande, weil ich sehr wohl weiss, was damals war, als ich noch teilnahm an ihr: ich weiss, dass meine ganze Weltanschauung und mein ganzes Leben damals anders waren, und dass ich keineswegs mich selber betrüge, wenn ich annehme, ich hasse die Vergewaltigung und strebe mit allen Kräften meiner Seele danach, ohne sie auszukommen, d. h. zu leben nach dem Gesetze Gottes — durch die Liebe! Nunmehr zur Frage über diejenigen Leiden der Menschen, die in der Vergewaltigung ihren Ursprung haben. Ich weiss, es gibt solche. Ich hasse die Vergewaltigung und sage mich nur deshalb von ihr los, weil ich weiss, dass sie solche Leiden hervorruft. Ich weiss dabei sehr wohl: Wenn ich mich von der Gewalt lossage, so rettet das noch durchaus nicht die andern Menschen von dem Leiden unter ihr. Ich habe das aber auch gar nicht erwartet. Rettung von allen Leiden finden die Menschen erst dann, wenn das Reich Gottes eintritt, — es wird aber auch durch mich herbeigeführt. Die Mittel zu seiner Herbeiführung liegen einzig und allein in der Liebe. Die Liebe leitet auch diejenigen Taten, die man hierzu vollbringen muss. Was das aber für Taten sind, die man aus Liebe nicht umhin kann zu verrichten, — das weiss jeder, der so handeln muss. Ob man in das Bergwerk gehen, um mit den Arbeitern zusammen zu arbeiten oder Bergwerksbesitzer überreden soll, die Lage der Arbeiter zu verändern, oder selber ein neues Leben zu beginnen, so dass jene nicht mehr in das Bergwerk zu gehen bräuchten, oder noch etwas anderes, — das weiss jeder in seiner Lage. Und wenn er auf die Stimme der Liebe hört und nicht auf die der Selbstsucht, wird er das tun, was er tun soll, und wenn er das getan hat oder tut, so wird er zwar nicht völlig ruhig werden, er wird aber auch nicht mehr unruhig sein. Christi Lehre wird ihm zeigen, was man tun muss: — andere nicht zu erzürnen, selber nicht zornig zu werden, und die Menschen nicht zu entzweien. Die Hauptsache aber, gerade das, was mir jetzt so sehr klar ward, dass ich den dringenden Wunsch hege, es mit der gleichen Klarheit anderen mitzuteilen, ist folgendes: Wie das Ideal der inneren Vollkommenheit in grenzenloser Ferne liegt, oder vielmehr nur erreicht werden kann durch endloses Sichannähern (wie ein Vieleck im Kreise), so ist auch das Ideal der äusseren Verwirklichung des Gottesreiches

(wenn der Löwe mit dem Lamm geht, usw. . . . .) nur in unendlicher Ferne erreichbar, und deshalb soll der Mensch die Nachprüfung seiner Handlungen nicht darin suchen, dass er sich und seine Vorzüge mit dem Ideal innerer Vollkommenheit vergleicht (Seid vollkommen wie euer Vater), und auch nicht mit dem äussern Ideal des Reiches Gottes, vielmehr in dem innern Bewusstsein, dass er dazu bereit ist, dem Willen dessen, der ihn auf die Erde sandte, die möglichste Verwirklichung zu geben innerhalb der Lage, in der er sich gerade befindet. Wie ein Arbeiter, der von seinem Herrn Befehl erhielt, mit dem Hammer etwas klein zu schlagen, gar keinen Grund hat, sich darum zu sorgen, dass von seinen Schlägen nicht alles auf einmal kleingeschlagen wird, was er klein schlägt — und auch nicht darum, dass die Fabrik, in der er arbeitet, die ganze Arbeit bis zum Feierabend fertig macht, er vielmehr nur das tun muss, wozu er an seinen Platz gestellt wurde, und er dabei gar nichts anderes kann, als den festen Glauben zu hegen, dass das, was er tut, nötig und vernünftig ist.

Nein, das ist mir nicht geglückt: Man soll nicht daran denken, wie man handeln soll, wie man eine möglichst wichtige Handlung verrichtet, wie man sich auszeichnet — und auch nicht daran, was aus dem hervorgeht, was ich tue, vielmehr einzig und allein daran, dass ich nicht nur den Mund aufsperre und offenen Auges schlafe an der Stelle, auf die ich gestellt ward. Das Werk aber geschieht und vollzieht sich auch ohne mich, ich habe nur das Glück, an ihm mitwirken zu können. Es handelt sich demnach nur darum, wie ich dieses Glück völlig ausnutze, und dass ich es mir nicht verderbe . . . . Schreiben Sie mir, ich werde Ihnen antworten. Was treiben Sie, und was haben Sie vor zu tun? Leo Tolstoi.

[47.] An J. B. Feinermann April 1891.

In meiner Antwort habe ich nicht völlig das ausgedrückt, was ich über den Gedanken Ihres ersten Briefes sagen wollte, mit dem ich einverstanden und auch wiederum auch nicht einverstanden bin. Ich bin durchaus damit einverstanden, dass nur nach Grundsätzen zu leben verderblich ist. Ich kann aber auch nicht zugeben, dass man ganz ohne sie auskommt, d. h. ohne eine Gedankentätigkeit, die das Leben bestimmt. Einzig allein von dem Glauben zu leben, ist ebenso verderblich, wie einzig und allein nach Grundsätzen zu leben. Das Eine ist nicht nur mit dem anderen verbunden, es ist vielmehr ein Teil eines und desselben Ganzen — des sittlichen Fortschreitens, d. h. des Lebens. Wollte man sagen, es sei nutzlos und verderblich, sich Bestimmungen des Lebens auszudenken, und dann zu versuchen, die Wirklichkeit mit ihnen in Einklang zu bringen, — so wäre das ganz das Gleiche, wie wenn man sagen wollte, es sei nutzlos und verderblich, einen Fuss vorzustellen, ohne dass man die Schwere des ganzen Körpers auf ihn überträgt. Ebenso wie es unmöglich ist zu gehen, ohne die Füsse

auseinanderzustellen, indem man vielmehr auf einem einzigen hüpft, ebenso unmöglich ist es, im Leben vorwärts zu schreiten, ohne dass man mit Hilfe der Vernunft den Weg bestimmt, — ohne dass man sich auf Grundsätze besinnt und mit ihnen das Leben in Einklang zu bringen sucht. Dieses und jenes, d. h. sowohl die vorherige Bestimmung des Grundsatzes als auch, dass man dem Glauben unbedingt im Leben folgsam ist, sind gleich wichtig für die Vorwärtsbewegung. Und es ist sogar schwer, eines von dem andern zu trennen, zu sagen, wo das Eine anfängt, und das Andere aufhört. Ganz ebenso wie während des Gehens zu sagen, auf welchen Fuss ich mich im gegebenen Augenblick stütze, und welcher mich vorwärts bewegt. Sie werden mich verstehen, und ich hoffe, Sie stimmen mir bei. Ich schreibe nicht gerade das, was ich schreiben wollte, ich habe aber sehr viel hierüber nachgedacht. Schreiben Sie mir häufiger und schildern Sie mir in allen Einzelheiten, wie Sie in das Gouvernement von Jekatarinoslaw umziehen werden . . . .

L. Tolstoi.

[48.] An N. Ge   Jassnaja Poljana, 21. Juli 1891.

Sie sind immer noch mit Kopieren beschäftigt und werden wahrscheinlich vor dem Herbst kein neues Bild beginnen. Es ist aber nötig, es ist durchaus nötig, dass man bis zum Tode alles tut, was man zu tun vermag. Ich arbeite langsam, doch nicht ganz ohne Erfolg. Ihre Portraits sind ausgezeichnet — ich danke Ihnen. Ihre Themata gefallen mir. Eins missfällt mir nur, dass so viel Zeit nötig ist für ein Bild. Uns beiden ist nicht viel Zeit mehr zum Leben geblieben. Im Bemalen von Leinwand gibt es viele Meister, aber diejenigen Momente der Wahrheiten des Evangeliums zum Ausdruck zu bringen, die Ihnen so klar vor Augen schweben, das vermag, soviel ich weiss, niemand als Sie. — Das ist das Eine . . . . Zweitens von den suchenden Menschen. Sie haben es schwer, ich weiss, dass Sie es schwer haben, ohne dass ich mich auf Einzelheiten einzulassen brauche. Man wird mir aber sagen: Da ist ein Mensch, der will sein Leben ändern, er will hinfort nach Gottes Gebot leben, und er will Sie deshalb besuchen und mit Ihnen sprechen. Die erste Empfindung dabei ist stets unangenehm. Bisweilen hat man die Vorstellung, das sei doch etwas, was jedem offenbar sei, und ich könnte gar nicht irgendwie dabei helfen, später aber sage ich mir dann: das ist dir unangenehm, um so mehr solltest du das tun, was ihm vielleicht nötig ist. Was ich aber dabei tun soll, weiss ich nicht. Und meistenteils ist das mir sehr peinlich . . . . In diesem Jahre fühle ich mich körperlich sehr schwach, ich bin mit einer Schrift beschäftigt, die nicht abgeschlossen ist, doch vorwärts schreitet, und ausserdem bin ich überlastet von Besuchern jeder Art. Und Sie können sich gar nicht vorstellen, wie widerlich es mir ist, wie ich mich schäme, und wie ich mich gräme, gerade jetzt in der Erntezeit in den niederträchtigen und nichtswürdigen Lebensbedingungen

zu leben, in denen ich mich befinde. Besonders freilich, wenn ich mich an die früheren Jahre erinnere . . . . L. Tolstoi.

[49.] An N. N. Ge 21. August 1891.

Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich spreche gar nicht von der Skizze und den Änderungen an ihr, vielmehr davon, dass mir der Gedanke furchtbar ist, und ich Leid dabei empfinde, Sie könnten heute oder morgen sterben, und alles das, was Sie in künstlerischen Bildern über die Geschichte des Evangeliums durchdachten und durchfühlten, bleibe ungesagt. Ja sogar das ist mir nicht eigentlich schrecklich und leid — das wäre noch kein Unglück — ich denke ganz ebenso in Hinsicht auf mich selber —, wenn es ungesagt bleibt. Sollte es nötig sein, so wird Gott das einem andern in die Seele legen, und der wird es dann aussprechen; was ich aber, wie mir scheint, Ihnen sagen will, ist folgendes: Sie würden dann noch voller Freude leben, d. h. Sie würden ein noch gewisseres Bewusstsein dessen haben, dass Sie ein Werk Gottes verrichten. Ich denke dabei an diejenigen Bilder, die Sie damals zu zeichnen begannen. Das wollte ich eigentlich sagen, aber jetzt sage ich mich auch davon los, indem ich hinzufüge, dass Sie gleichwohl besser wie jeder andere wissen, was Sie tun müssen. Mich beunruhigt nur die lange Zeitdauer, die ein grosses Bild erfordert, und das veranlasst mich Bilder kleineren Formates zu wünschen, wovon Sie ja bereits vieles fast fertig, wenigstens komponiert und ausgedacht haben. Nun, auch das wissen Sie besser . . . . Bei uns sind viele Leute zu Besuch, und in Hinsicht auf sie bemühe ich mich, mich stets an Ihren Wahlspruch zu halten: „Ein Mensch sei mehr wert als ein Stück Leinwand". Das fällt mir bisweilen schwer, es gibt viel Langeweile dabei, man wird aber auch bisweilen belohnt. Sich davon zu befreien, dafür gibt es nur ein Mittel — die Arbeit, wenn man ihr lebt und noch andere zu ernähren hat, unsereiner darf sich aber solchen Besuchen nicht nur keineswegs entziehen, er muss vielmehr noch froh sein, dass er zu irgend etwas taugt. Besser ist es natürlich, wenn man auch bei der Arbeit Zeit erübrigen kann für einen Menschen, um mit ihm zu schwätzen. Die grössten Gegensätze nähern sich immer einander an: Das Geschwätz ist — die allernichtigste und dabei auch die allerwichtigste Tätigkeit. Leo Tolstoi.

[50.] An E. J. Popoff 1891.

Ihren Brief habe ich erhalten, teurer Jewgeni Iwanowitsch, und ich muss um Entschuldigung bitten, dass ich bis jetzt noch nicht antwortete. Ich bin sehr vertieft in meine Arbeit, die ihrem Ende entgegengeht. Morgens schreibe ich, am Abend habe ich aber keine Lust zu denken. Es tut mir leid, dass Sie nicht imstande waren, gegenseitig ihre Mängel zu ertragen. — Ich weiss aus eigener Erfahrung, wie schwer das ist — bei einem ständigen Zusammenleben. Dies ist die einfachste, gewöhnlichste und schwerste Nachprüfung — nicht nur auf die Güte, viel-

mehr auch auf die Fähigkeit zu entsagen und darauf, ob man wirklich keine Selbstliebe mehr besitzt. Die Briefe über Sie von T. und besonders von G. sind die allerschönsten; ihm ist es wahrscheinlich ebenso schmerzlich wie Ihnen, dass er diese Prüfung nicht bestand, und er glaubt ebenso wie Sie, dass Sie sich gleichwohl in Liebe voneinander trennten. — Aber nicht das ist jetzt die Hauptsache in Ihrem Leben, vielmehr dasjenige, was Sie mir von Ihrem Wunsch und von Ihrer Hoffnung schrieben, sich mit der N. zu vereinigen. Gerade hierüber wollte ich Ihnen auch schreiben; nichts besonderes, vielmehr nur, dass ich von ganzer Seele mit Ihnen mitfühle, weil ich verstehe, wie qualvoll schwer das ist: Nicht begehren wollen und dabei doch zu begehren. — Ich kann nur Eines sagen, womit ich mich selber in solchen Augenblicken des Kampfes tröstete und stärkte: das ist der Gedanke daran: je schwieriger der Kampf, um so offenbarer setzt Gott Hoffnungen auf mich, da er mir ja eine so schwere Aufgabe stellte. Ich werde eingedenk sein, dass ich nach seinem Willen kämpfte. Leben Sie vorderhand wohl, geben Sie Nachricht von sich. Ich küsse Sie

Leo Tolstoi.

[51.] An J. B. Feinermann April 1891.

Ich habe mich sehr gefreut, Nachricht von Ihnen zu erhalten, teurer Isaak Borisowitsch. Der Brief, den ich letzthin von Ihnen erhielt, handelt von den Grundsätzen. Ich antwortete nicht, weil ich eigentlich gar nichts zu erwidern hatte. Teilweise bin ich mit Ihnen einverstanden, wenn ich auch finde, dass hier eine allzufeine Einteilung vorliegt, alles allzu Feine ist aber gefährlich, nicht deshalb, weil es unrichtig wäre, vielmehr deshalb, weil es in blosses Spiel mit Worten übergehen kann.

Richtig ist, dass man einen Unterschied machen muss zwischen den Taten, die von der Vernunft geleitet werden, und denjenigen, zu denen uns der Glaube antreibt, aber beide sind dem Menschen eigentümlich, und er schreitet voran, indem er beide verrichtet.

Wir sind übrigens hierin im wesentlichen einer Meinung, und wir werden schriftlich hierüber nicht weiter verhandeln. Ich hoffe mich hierüber mit Ihnen zu unterhalten bei einem persönlichen Wiedersehen, wenn Gott das zulässt. Für einen Brief gibt es aber Inhalte, die uns beiden interessanter sind.

Ihr Brief erschütterte mich durch die gegen seinen Schluss zu darin enthaltene Mitteilung, dass unter unsern Freunden ständiges Schwanken vor sich gehe.

Sie schreiben: „Ich halte das für eine Strafe Gottes und glaube, schliesslich wird das zur Freude und zur Erhöhung des Geistes führen!“ . . . . . Mich hat dies deshalb verblüfft, weil ich gerade an demselben Tage Popoff, der mit Tschertkoff im Gouvernement von Woronesch lebt, geschrieben hatte: wie mir scheine, sei in unserem Leben — unter

„unser“ verstehe ich diejenigen Menschen, die den gleichen Weg schreiten wie wir — eine schwere Zeit eingetreten, oder richtiger gesagt eine Zeit, die uns schwer vorkommt, die Anspannung und Festigkeit verlangt und jener früheren Freudigkeit, Begeisterung und sogar Erleuchtung entbehrt. Es kam eine Zeit der Enttäuschung infolge der bei dem Versuche einer raschen und restlosen Verwirklichung unserer Pläne gemachten Erfahrungen, eine Zeit des Abfalls, der Gleichgültigkeit, der Verachtung und sogar der Verfolgungen (die im Gegenteil den Mut erhöhen sollten).

Ich empfinde diesen Umschwung und sehe zu meiner Freude, dass diese Sachlage, weit entfernt jene Lebensauffassung, die zu der meinigen ward, zu erschüttern, sie im Gegenteil von allem Hochmütigen, ihr Fremden reinigt, und mich in ihr bekräftigt. Sie werden mich wahrscheinlich verstehen, wie schlecht ich mich auch ausdrücke, denn der Sinn Ihrer Bemerkung am Schlusse Ihres Briefes ist ganz der gleiche . .

Mag dieses Schwanken nur andauern. Wenn nur jeder das tut, was ihm Gott befiehlt, ohne sich um die Menschen zu kümmern (ich meine: um ihre Meinung), so wird es schon zu dem kommen, was kommen muss, und was wir wahrscheinlich weder erraten noch uns vorstellen können.

[52.] An L. W. A. Juni 1892.

Heute erhielt ich Ihren Brief, teurer M. W., vorgestern erhielt ich über den gleichen Gegenstand ein Schreiben von Feinermann. Ich schreibe ihm meine Anschauung in Hinsicht auf Ihren Vorschlag von der einen Seite aus, Ihnen werde ich noch anderes schreiben, was mir hierbei in Betracht zu kommen scheint.

Wenn wir einander weder materiell noch geistig unterstützen, wenn wir einzeln umherschweifen, wenn wir einer den andern verlassen, und vor allem, wenn wir kein gemeinsames, uns alle vereinigendes Ziel haben, so machen wir das nicht gut durch eine künstliche Vereinigung, und auch nicht durch Worte, die wir einer dem anderen sagen. Vereinigung ist nur möglich in der Wahrheit, um sie aber zu erreichen, bedarf es eines einzigen: Ihr nachzugehen in ständiger, unaufhörlicher geistiger Spannung, und dann noch eines: Demütig zu sein, von sich zu weisen den Stolz und die Einbildung auf seine besondere Meinung, vor allem aber, alle derartigen Erwägungen, wie z. B.: Wenn ich so glaube, werde ich mit dem Volk sein, oder: wenn ich so glaube, kann ich gerechtfertigt dastehen vor den Menschen und vor mir selber, oder: wie angenehm ist es, so zu glauben. Das alles muss man von sich weisen und im voraus darauf gefasst sein, dass das Erfassen der Wahrheit für uns unvorteilhaft sein kann — uns erniedrigen wird.

Sich mit andern zu vereinigen, wird aber keineswegs die Erkenntnis der Wahrheit fördern.

Ferner: ja, wer soll sich denn mit wem vereinigen, um die innere Einigkeit zu erzielen? Und ferner: wer soll eigentlich wem materiell und geistig helfen? Wo ist denn jenes Siegel, an dem wir die unsrigen erkennen?

Ist es denn keine Sünde, sich von den andern abzusondern, und bedeutet denn nicht die Vereinigung mit einigen Dutzenden Mitmenschen — die Trennung von Tausenden und Millionen?

Und ferner; jene Vereinigung, welche Sie erstreben, die Einigkeit in Gott, vollzieht sich in einer solchen Tiefe, wohin häufig nicht einmal unser eigener Blick mehr hingelangt. Ich bin überzeugt: Wird man einen alten Mann, z. B. mich, auf dem Totenbette fragen: Mit wem ich in allerengster Vereinigung stand, so würde ich kaum diejenigen nennen, welche ich jetzt nennen würde. Häufig ist die Einigkeit mit Verstorbenen stärker als mit Lebenden.

Lasst uns das tun, was zur Vereinigung hinführt — uns Gott nähern, über die Vereinigung aber als solche wollen wir uns keine Sorge machen. Sie wird sich vollziehen nach dem Masse unserer Vollkommenheit, unserer Liebe. Sie sagen, dies sei leichter, wenn man miteinander Gedanken austauscht. Was ist leichter? Zu pflügen, zu mähen, Pfähle einzuschlagen — ja, sich Gott anzunähern, vermag man aber doch nur vereinzelt. Nur durch Gott, wie durch das Herz, vollzieht sich die Verbindung zwischen allen Teilen des Körpers. Jede unmittelbare, nicht durch Gott geschehene Verbindung ist nur Schein. Wahrscheinlich haben Sie das bereits erlebt. Auch ich erfuhr das und erfahre es immer noch. Was einem aber seltsam vorkommen kann, darüber lohnt es sich gar nicht, mit solchen Menschen zu sprechen, mit denen man durch Gott in wirklicher Verbindung steht, das hat gar keinen Zweck, und man hegt auch gar nicht den Wunsch danach. Nur mit denjenigen wünscht man zu sprechen, nur ihnen etwas zu beweisen und zu bestimmen, mit denen man noch nicht in göttlicher Gemeinschaft steht — mit solchen Menschen bemühen wir uns eine Verbindung herzustellen — mit Umgehung unseres Herzens, aber das geht gar nicht und ist nutzlose Mühe.

Man muss das tun, was Gott befiehlt; führt er uns zusammen — so ist das schön, wirft er uns nach verschiedenen Richtungen auseinander — so ist auch das gut. Man muss das Gegenteil von dem tun, was Sie wollen — man darf sich nicht absondern und aussuchen lassen, vielmehr muss man die wirksamsten Mittel ausfindig machen, um in Verbindung zu treten mit der ganzen grossen Gemeinschaft aller Menschen, um eine solche Vereinigung ausfindig zu machen, bei der man in nichts davon abzuweichen braucht zu lieben und geliebt zu werden.

[53.] An J. B. Feinermann — Jassnaja Poljana, Juli 1892.

. . . . Den Brief von Mitrophan A. übergab mir Bodjanski, der heute mit Skorochodoff hier war und wieder abgereist ist.

Die Unterhaltung mit beiden, besonders mit dem lieben Bodjanski, den ich erst jetzt kennen lernte, bestärkten mich noch mehr, wenn dies nötig gewesen wäre, in meinem Hinblick auf Ihren Vorschlag.

Ich habe bereits oftmals den Gedanken ausgesprochen, dass man Einigkeit unter den Menschen nur dann erzielen kann, wenn man Vereinigung mit der Wahrheit, mit Gott erstrebt. Die Versuche hingegen, Einigkeit mit ganz bestimmten, auserwählten Menschen herbeizuführen, beweisen entweder, dass diese Menschen es nicht verstehen, Vereinigung mit Gott zu erstreben, das nicht wollen oder müde wurden dabei, oder dass sie nicht glauben, dass die Vereinigung mit Gott auch die Einigkeit mit den Menschen geben werde. — Solche Versuche schwächen auch das Streben nach Einigkeit mit Gott selber, und deshalb sind sie nicht wünschenswert. Ausserdem: Woher kann ich denn wissen, mit wem mir eigentlich bevorsteht, engste Vereinigung zu haben? An welchen Merkmalen kann ich ersehen, dass es mir beschieden ist, mit Iwan einig zu sein, nicht aber mit Peter, mit dem Mönch Antoni, nicht aber mit einem Pferdedieb von Krapiwa oder mit dem Gouverneur von Tschernigoff.

Schon der Gedanke, der Plan einer so äusseren Vereinigung, wie diejenige, die Sie vorschlagen, bedeutet in Wirklichkeit den Plan zu einer Trennung. Wir müssen dann zugeben, dass es in dem weiten Raum zwischen Charkoff und Tula nur zwei bis drei Menschen gibt, die imstande sind uns zu begreifen, — das ist aber Sünde, ja, und auch nicht richtig und nicht nötig.

Verzeihen Sie, lieber Freund, dass ich Ihren Plan so verurteile, ich bin aber alt, und deshalb sehe ich gewisse Dinge deutlicher.

Es vereinigt uns und kann uns immer mehr vereinigen einzig und allein unsere Annäherung an die Vollkommenheit des Vaters, der nachzustreben uns ins Herz gelegt ward, und ich bin überzeugt, dass sowohl Sie, wie auch ich, und wir alle solche Perioden in dem Erlebnis unserer Liebe erfuhren, in denen uns alle Menschen nahe schienen, und sich in unserm Innern die Vereinigung mit ihnen leicht und freudig vollzog. Eine solche äussere Vereinigung dagegen, wie Sie vorschlagen, wird aller Wahrscheinlichkeit nach nur diejenigen voneinander trennen, die sich auf diese Weise miteinander zu vereinigen streben. Was für eine Einigkeit kann denn entstehen zwischen Leuten, die sich, wie heute B. oder wie A. oder M., an eine bestimmte Erklärung von Dogmen halten, ja, und dazu auch noch an eine solche, die nicht üblich ist, und jeder ganz nach seiner Art.

Eine Vereinigung kann nur dann eintreten, wenn wir alles, was uns trennt, was Anlass geben kann zur Versuchung, von uns werfen, wie man z. B. um eine Festung zu schützen die Vororte in Brand steckt — und nur das zurückbehalten, was ewig, allen gemeinsam und vor allem uns selber nötig ist. Das kennen wir aber alle. Und je aufrichtiger wir leben werden, um dies zu erfüllen, um so näher werden wir

nicht nur einem bestimmten Dutzend Leuten stehen, vielmehr allen Menschen der Welt.

Ich werde hierüber noch Mitrophan schreiben.

PS. Sie und alle diejenigen, die das Gesetz Christi für verpflichtend halten für sich, die sich dieses Joch auferlegten, wie Sie, Alechin und andere, wiederzusehen, ist mir stets eine Freude, und ich werde jede Gelegenheit benutzen, ein solches Wiedersehen herbeizuführen, und es wird mir eine besondere Freude sein, solche Menschen bei mir zu sehen, sich aber auf besonders dazu festgesetzten Versammlungen zu treffen, halte ich nicht nur für überflüssig, vielmehr sogar für schädlich.

[54.] An L. E. Obolenski Moskau, Dezember 1892.

Längst schon liegt Ihr letzter Brief, Leonid Jegorowitsch, bei denjenigen, auf die ich die Absicht habe zu antworten. Es ist aber jetzt schon mehr als ein Monat vergangen, und ich bin immer noch nicht dazu gekommen, und werde Ihnen jetzt kaum das mitteilen, was ich Ihnen eigentlich antworten wollte. Es gibt drei Stufen im Leben: 1. das Leben für das eigene Tierische, 2. für den Ruhm vor den Menschen, 3. für Gott — und man steht stets auf allen dreien. Es ist dabei häufig schwer, herauszubekommen, was man für das Tierische in einem selber tut, und was für die Menschen . . . . . und noch schwerer ist es, sich auf den zwei höchsten Stufen zurecht zu finden: Was man für die Menschen, und was man für Gott tut. Häufig vermischt sich beides, und man kann nicht mehr herausbekommen, was vorherrscht. Wichtig ist es vor allem, zu wissen, welche Stufe niedriger, und welche höher liegt, und stets zu wünschen, auf der höchsten zu stehen, oder besser gesagt, nach ihr hinzustreben. Gut sind hierfür folgende Lagen — grösstenteils gelten sie für die allerschrecklichsten Unglücksfälle — wie z. B.: man verliert seine Nase, oder man wird zu Zuchthaus verurteilt — beides sind Anzeichen eines Schuftes. Nichts kann dabei so behilflich sein, sich von der Sorge um das, was die Menschen von einem sagen werden, zu befreien, als gerade solche Lagen.

[55.] An N. N. Ge 22. September 1892.

. . . . . Mir hat sich der Gedanke gar fest in den Kopf gesetzt, Sie müssten in Ihrem „Zum Tode verurteilt" unbedingt Christus anders malen: Ihm ein einfaches, gutes Gesicht geben mit dem Ausdruck des Mitleids, so, wie das auf dem Gesicht eines guten Menschen zum Ausdruck gelangt, wenn er einen ihm bekannten guten, alten Menschen tödlich betrunken sieht, oder etwas in der Art. Mir kommt es so vor: Würde der Gesichtsausdruck Christi einfach, gut und mitleidig sein, so würden alle alles begreifen. Sie zürnen mir nicht, dass ich Ihnen einen Rat gebe, obgleich Sie das doch sicherlich alles bedacht und tausendmal überdacht haben. Ich möchte nur gar zu sehr, dass alle

das begreifen könnten, was in dem Bild ausgedrückt ist: Was vor den Menschen gross ist — ist klein vor Gott — und vieles andere noch.

Leo Tolstoi.

[56.] An E. J. Popoff Jassnaja Poljana, 2. Juli 1893.

.... Ich habe vieles angefangen, nichts hat mich aber gefesselt, und jetzt bin ich mit der Ernte beschäftigt. Das erfrischt mich stets in hohem Grade geistig. Ich bin dann in der allerbesten Laune.

Es tut mir leid, dass Sie die Vorbereitung zur landwirtschaftlichen Handarbeit aufgeben wollen. Ich fürchte, was Sie über die Unmöglichkeit schreiben, Ihre Kräfte einer einigermassen dauernden Sache hinzugeben, ist nur eine Verführung, ich fürchte, da hat sich wiederum er, der Teufel, als guter Ratgeber eingeschlichen. Weshalb soll man denn eigentlich seine Wunden nicht ganze Monate hindurch pflegen und ausheilen? Weshalb soll man sich nicht körperlich erziehen — wenn man ein Kind vor sich hat, tut man das doch Jahre hindurch, — wenn ich in solchen Bedingungen bin, dass ich das tun kann, und mich niemand davon ablenkt? Mir scheint es sogar, dass die ganz bestimmten äusseren Bedingungen, in denen wir uns befinden, und die wir nicht ändern, im Interesse von uns selber, zu unserem Vorteil, zu unserer Bequemlichkeit — uns geradezu verpflichten zu einer ganz bestimmten dauernden Tätigkeit. Ich bin ein alter Mann, ich lebe auf dem Lande, man gibt mir meinen Unterhalt, da ich aber zu lesen und zu schreiben verstehe, werde ich die Kinder unterrichten, mit ihnen einen ganzen Lehrgang durchnehmen und Pläne aufstellen für ihren Unterricht. Mich verpflichtet dazu meine Lage — zwar nicht vor jenen, vielmehr vor meinem Gewissen und vor Gott. Ganz von selber versteht es sich, dass meine Pläne sofort beiseite gelegt werden, wenn andere, höhere und bestimmte Forderungen an mich herantreten ... Leben Sie wohl. Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[57.] An N. J. Grot November 1893.

Ich habe mich sehr gefreut, teurer Nikolai Jakowlewitsch, als ich Ihren Brief erhielt. Ich wünschte sehr, Sie möchten das durchlesen, was ich über Religion schreibe, und noch lieber wäre es mir: dasjenige, was ich in meinem Buch „Das Reich Gottes“ geschrieben habe. Dort bemühe ich mich zu beweisen, dass ausser dem Gesichtspunkte, demzufolge jeder Mensch zunächst sich selber liebt, sein Tierisches, dann seine Familie im tierischen Sinne, dann sein Vaterland und die Menschheit, es noch einen andern Gesichtspunkt gibt, einen ganz andern, bei dem diese Stufenfolge völlige Änderung erfährt. Wenn wir uns wiedersehen, wollen wir über Vieles sprechen, vorderhand muss ich mich eilen, damit der Brief noch zur Post gelangt. Ich drücke Ihnen freundschaftlich die Hand. Ihr Leo Tolstoi.

[58.] An N. N. Ge Am 24. Dezember 1893.

Heute erhielt ich Ihren Brief an Mascha, lieber Freund, und wir freuten uns, dass bei Ihnen alles gut steht. Ich erwarte Sie mit Ihrem Bilde. Ich tue eigentlich nichts Vernünftiges. Ich quäle mich mit einem Aufsatz über „Toulon". Mir scheint es immer, „das Ende dieser Welt" nähere sich, und es trete eine neue Zeit ein, und das stehe damit im Zusammenhang, dass auch meine Lebenszeit hier ihr Ende nimmt, und ein neues Leben für mich beginnt. Und da lässt mir der Wunsch keine Ruhe, den Eintritt dieser neuen Zeit zu beschleunigen, wenigstens alles, was von mir abhängt, für ihren baldigen Eintritt zu tun — und für uns alle, für alle Menschen, die auf der Erde leben, ist dies allein die richtige Tätigkeit. Und dabei ist es auch noch tröstlich und aufmunternd, dies zu tun: Man tut, was man kann, und dabei weiss niemand, ob du oder ein anderer die Ursache ist, dass es vorangeht. Auch ist niemand imstande, sich hierbei irgend ein Verdienst zuzuschreiben, und jeder kann dabei glauben, dass gerade durch seine Anstrengungen alles voran geht. Leo Tolstoi.

[59.] An J. B. Feinermann Oktober 1893.

Sehr erfreulich sind mir meine Beziehungen zu den Quäkern, die sich immer enger knüpfen. Heute werde ich dem 82 jährigen Evans antworten, der mir soeben seine Autobiographie und andere Schriften sandte. Wäre nicht der Spiritismus und die Geistlichkeit, so würde ich dies für die höchste bis jetzt offenbarte Verwirklichung der Lehre Christi halten: 1. Nicht Widerstand leisten gegen die Gewalt, 2. dem persönlichen Eigentum zu entsagen, 3. die Verneinung der Geistlichkeit, 4. die Gleichheit der Geschlechter, 5. Streben nach Reinheit in geschlechtlicher Beziehung.

Auf meine Frage, wie jene ihre Gütergemeinschaft aufrecht erhalten, antwortete er, sie seien in dieser Beziehung noch recht fern vom Ideal, sie bemühten sich aber, ihm möglichst nahe zu kommen. Ich werde unbedingt einige seiner Schilderungen übersetzen. Es findet sich spiritistischer Aberglauben darunter, das Ganze ist aber von erhabenster Geisteshaltung.

Ich bin sehr beschäftigt mit meiner Arbeit: „Das Reich Gottes ist in uns". Sie geht recht langsam voran, ich arbeite angespannt, diese Arbeit verschlingt aber alle die schwachen Kräfte, über die ich noch verfüge. Wie ist Ihr Leben? Was machen Ihre Kinder? Schreiben Sie mir alles, was Ihnen nicht peinlich ist, mir mitzuteilen. Alles, was Sie nahe berührt, ist auch mir wichtig. Und somit leben Sie wohl, ich küsse Sie. L. Tolstoi.

[60.] An Herrn N. N. Jassnaja Poljana, Juli 1894.

Ich erhielt Ihren Brief und freue mich sehr, dass ich imstande bin, Ihre Frage zu beantworten. Nicht auf dem Wege des Nachdenkens, vielmehr durch die Erfahrung eines langen Lebens kam ich zu der

Überzeugung, dass das Leben des Menschen geistig ist . . . der Mensch ist Geist, ein Teilchen der Gottheit, das in gewisse Schranken eingeschlossen ward, die wir kennen, wie wir unsere Mutter kennen. Das Leben des Geistes unterliegt keiner Entstellung, noch weniger dem Leiden. Es wächst stets gleichmässig, indem es die Schranken erweitert, innerhalb deren es eingeschlossen ward. Gleichwohl ist es den Menschen eigen, in Verwirrung zu geraten und zu glauben, das Wesen des Lebens liege gerade in den Schranken, die es begrenzen, d. h. in der Materie. Unter dem Einfluss solcher Verwirrung schauen wir auf die materiellen Leiden, und besonders auf Krankheit und Tod wie auf Unglücksfälle hin, während in Wirklichkeit die Leiden (die stets unausweichlich sind wie der Tod selber) nur die Grenzen erweitern, die unsere Seele einengen, und, indem sie die Verführung des Materiellen vernichten, den Menschen zu dem ihm eigenen Begreifen seines Lebens zurückführen, — sofern er ein geistiges, nicht aber ein materielles Geschöpf ist. Je stärker das materielle Leiden, je näher jenes Leiden, das uns als das grösste vorkommt — der Tod ist, um so leichter, um so unausweichlicher befreit sich der Mensch von der Verführung des materiellen Lebens, und um so richtiger erkennt er sich selber im Geiste. Freilich, wenn der Mensch sich im Geiste erfasst, erlangt er dadurch nicht jene scharfen Vergnügungen, welche das tierische, materielle Leben gewährt, dafür empfindet er aber volle Freiheit, Unabhängigkeit, Unerschütterlichkeit, — er fühlt seine Einheit mit Gott — als die Grundlage und das Wesen von allem. Dann besteht der Tod schon nicht mehr für ihn, oder er stellt ihn sich vor als Befreiung und Wiedergeburt; wer einmal einen solchen Zustand erlebte, der wird kein materielles Vergnügen dagegen in Tausch nehmen. Ich sage das deshalb, weil ich das selber mit ungewöhnlicher Stärke erlebte — während meiner Krankheit.

Als ich genesen war, empfand ich zwei entgegengesetzte Gefühle: Eines — die Freude des tierischen Wesens, das zum Leben zurückkehrt, das andere — das Bedauern des geistigen Wesens und den Verlust der Klarheit des geistigen Bewusstseins, die mir während meiner Krankheit geeignet hatte. Indes, ungeachtet aller Versuchungen des zeitlichen Lebens, die bei meiner Genesung mit neuer Kraft ihr Haupt erhoben, glaube und weiss ich, dass die Krankheit für mich das höchste Heil war. Sie gab mir das, was mir weder meine eigenen Besinnungen, noch die Überlegungen anderer geben konnten, und das, was sie mir gab, werde ich schon niemals mehr verlieren, und es mit mir nehmen. Aber auch ganz abgesehen von der Krankheit, wenn ich mich an mein Leben erinnere, erkenne ich deutlich, dass vieles, was mir Qual verursacht hatte, für mich deshalb ein wahres Heil war, weil es mich davon abhielt, materiellem Wohl nachzujagen und mein Streben auf richtete, wirkliches Heil zu erlangen — geistiges. Nicht ohne Grund spricht die Weisheit des Volkes in Hinsicht auf Krankheiten, Brände

und alles das, was unabhängig ist vom Menschenwille: „Gott hat uns aufgesucht!"

In Hinsicht auf das Erwerben des wahren Heiles ist nichts schlechter, als das, was die Menschen einander wünschen: Gesundheit, Reichtum, Ruhm.

Gott gebe, dass wir die ganze Heilwirkung der Leiden empfinden und der Annäherung an den unvermeidlichen, materiellen Tod.

Freilich, hierzu ist unerlässlich, dass man an sein eigenes geistiges Wesen glaubt — an jenes Teilchen Gottes, das weder der Veränderung unterliegt, noch der Verminderung, noch viel weniger dem Leiden oder der Vernichtung. Nach Ihrem Briefe zu urteilen habe ich aber Anlass zu glauben, dass Sie daran glauben, und wenn Sie noch nicht glauben, so werden Sie gleichwohl dahin gelangen.

Dazu verhelfe Ihnen der Herr, und vor allem Jener, welcher in Ihnen selber ist. Leo Tolstoi.

[61.] An E. J. Popoff Moskau, Oktober 1894.

Soeben erhielt ich Ihre Sendung, teurer E. J. Zunächst las ich Ihren Brief an mich, und er schreckte mich, als ich an die Bemerkung kam, dies sei mir vielleicht unangenehm. Ich überlas noch einmal das Ganze und suchte beständig nach dem, was mir unangenehm sein könnte, aber ausser Angenehmen fand ich gar nichts . . . . Schade, dass Sie jenen Leidenden nicht gleich unterbringen konnten. Ich war dieser Tage bei ihm und war gerührt und erschüttert über seine Einfachheit, Ruhe und Gutherzigkeit. Bei ihm geht die richtige innere Umwälzung vor sich, er fühlt sich überall wohl. Alles, was Sie in dem Brief an mich und in dem Brief an Chilkoff schreiben, entspricht durchaus meiner Auffassung. Auch der Brief Chilkoffs. Mir lag dies deshalb besonders nahe, weil ich jetzt bereits zwei Wochen mit allen Kräften meiner Seele mit ganz dem Gleichen beschäftigt bin: möglichst einfach und unanfechtbar unsere Weltauffassung zum Ausdruck zu bringen. Ihre Einteilung in drei Fragen bestreite ich nicht, ich liebe aber überhaupt nicht Einteilungen. Wenn man solche vornehmen muss, bedeutet das, dass man noch nicht völlig den Gegenstand beherrscht. Wir werden uns bemühen, das zu sagen, wovon wir wissen, dass es uns nötig, erfreulich und zweifellos ist, und Gott (derselbe Gott, von dem Sie glauben, man müsse ihn umgehen) wird uns helfen. Indem ich Ihn nenne, bekenne ich meine eigene Ungenügendheit, bemühe ich mich, ich, ein schwaches Geschöpf, ein teilweiser Behälter von Ihm, mir selber jenen Teil in mir offenbar zu machen, der Ih nbeherbergt, damit Er in mich eingeht, soweit ich imstande und tauglich bin, Ihn aufzunehmen. Vor allem aber ist Er mir dazu nötig, um zum Ausdruck zu bringen, wohin ich gehe, und zu wem ich kommen werde. In diesem eintönigen, irdischen Leben, kann ich Ihn auch nicht empfinden, kann ich auskommen ohne diese Form des Gedankens und des Ausspruchs, aber

bei meinem Übergang aus dem früheren Leben in dieses, und aus diesem in ein anderes kann ich nicht umhin, Ihm das zu nennen, von wo ich kam, und wohin ich gehe, denn das ist diejenige Ausdrucksweise, die dem wahren Gedanken am nächsten ist: Von Gott zu Gott: Von dem Ausserzeitlichen und Ausserräumlichen in ein Ebensolches. Ich streite nicht mit Ihnen, ich begreife Sie und billige Sie durchaus, und ich bin sogar überzeugt, dass diese Ihre Vorsicht, Ihr eigenes Erzeugnis nicht für das Wesentliche zu halten, Ihnen nur Festigkeit verleiht, und dass Sie nur vordringen bis zu dem Festland, auf das man sich stützen kann, und das daher nicht nachgeben wird.

Der politische Brief wirkt sehr stark, aber wie leid ist es mir um den Verfasser, dass er keinen wirklichen Stützpunkt hat. Hier liegt das Entsetzliche, nicht im Kerker, vielmehr in der Seele . . . .

Wie schön und richtig sagen Sie, es sei nicht nötig, zu enthüllen, vielmehr aufzuklären.

In Ihren Gedanken über den Traum und das unbewusste Leben ist viel Schönes, es liegt aber die Gefahr darin, das Verneinende zu Bejahendem zu erheben und an das Bejahende den Massstab des Verneinenden anzulegen. Das, was ich darüber denke, will ich ein andermal und an einer anderen Stelle sagen.

[62.] An L. Th. Annenkowa Jassnaja Poljana, Juli 1894.

Zur Beantwortung der Frage Ihres Mannes, wie ich über die ihm gewordene Berufung denke, habe ich Folgendes zu sagen. Konstantin Nikarorowitsch arbeitet beständig auf juristischem Gebiet, und deshalb hält er wahrscheinlich diese Tätigkeit für fruchtbringend. Er wird nunmehr berufen zu einer Arbeit auf ganz demselben Gebiete, die aber nicht mehr theoretisch ist, vielmehr lebendige Gesetzgebung, die auf das Leben übertragen werden soll, zum Inhalt hat. Ich glaube, diese zweite Tätigkeit kann viel fruchtbarer sein. Die geplanten Änderungen wird man vornehmen, ob K. N. dabei Anteil nimmt oder nicht. Seine Anteilnahme kann aber diesen Änderungen einen nützlicheren oder wenigstens weniger schädlichen Charakter verleihen. Ich glaube, in der Jurisprudenz wie in der Medizin besteht der Fortschritt, die Vervollkommnung in Selbstvernichtung, in dem Verzicht darauf, zu heilen und zu richten. Und in dieser Richtung glaube ich, kann K. N. sehr nützlich sein durch den ihm eigenen humanen Liberalismus, den er wahrscheinlich in seine Beschäftigungen überträgt, und der stets dahin führt, dass das Gericht sich weniger einmischt in das Leben der Menschen . . . Jetzt möchte ich Ihnen, L. Th., die Gefühle schildern, die Ihr Brief in mir hervorrief. — Sie wissen wahrscheinlich schon, dass unser Freund N. N. Ge gestorben ist . . . . Ich kann mich nicht entsinnen, dass irgend jemandes Tod so heftig auf mich einwirkte. Wie stets, wenn ein uns teurer Mensch dem Tode nahe ist, ward das Leben sehr ernst, wurden einem die eigenen Schwächen deutlicher, die eigenen Sünden,

der eigene Leichtsinn, bewusster und auch der Mangel an Liebe, des einzigen, was nicht stirbt. Und es ward mir einfach leid darum, dass ich nunmehr in dieser Welt einen Freund, Gehilfen und Mitarbeiter weniger habe . . . . Und da klingt auch aus Ihrem Briefe so etwas wie Müdigkeit und Verdrossenheit. Geben Sie sich diesem Gefühl nicht hin, teure Freundin. Sie besitzen das, womit man gegen solche Empfindungen ankämpft: Einen klaren Verstand und vor allem ein liebendes Herz. Ich schäme mich eigentlich ein wenig, Ihnen das zu schreiben, was Sie wahrscheinlich genau so gut wissen wie ich. Ich will es aber nur deshalb schreiben, weil ich in der letzten Zeit beständig davon durchdrungen bin: Um fest zu bleiben und nicht den Mut sinken zu lassen, muss man vor allem den einzig vernünftigen und freudigen Sinn des Lebens begreifen und sich vor Augen halten, der darin besteht, dass man jenen Funken der göttlichen Liebe, der in uns gelegt ward und unsere Seele ausmacht, nicht nur durch das Leben hindurchträgt, ohne dass er erlischt, dass man ihn vielmehr, soweit das in unseren Kräften steht, immer mehr entzündet, auf dass man schon nicht mehr einen Funken, vielmehr eine leuchtende Flamme mitbringt in jenes Leben. Leben Sie vorderhand wohl. Ihr Sie liebender L. T.

[63.] An E. J. Popoff Jassnaja Poljana, 20. Juni 1894.

Von ganzer Seele war ich mit Ihnen, Jewgeni Iwanowitsch in beiden Fällen der Prüfung, die Ihnen auferlegt ward. Iwan Iwanowitsch hat mir so schön berichtet über Ihr Verhalten bei der Haussuchung, dass es gerade so ist, als sei ich dabei gewesen. Da ich Sie kenne, kann ich mir lebhaft Ihren Seelenzustand und Ihr Verhalten zu diesen Menschen vorstellen, und so weit ich das ersehe, war beides einwandfrei. Mich hat besonders freudig dasjenige berührt, was Sie dabei sprachen. Alles, worauf Sie sich vorbereiteten (auch ich bereite mich bisweilen vor), kam nicht so heraus und umgekehrt. Sie haben recht daran getan, dass Sie sich weigerten, an der Haussuchung Anteil zu nehmen. Nichts bekräftigt mehr diejenigen, die sich im Irrtum befinden, in ihrer Verirrung, als wenn man ihnen dabei auch noch hilft. Die Lage verschlechtern kann das auch nicht. Ja und möge es das auch nur, Gott gebe Ihnen Kraft, so wollte ich eben noch sagen, jene Verfolgung zu ertragen — wenn es dabei auch zum Gefängnis kommt, worauf man wohl gefasst sein muss — dann habe ich mich aber besonnen, dass man Gott nicht weniger um Kraft dazu bitten muss, jene Bedingungen des Lebens in Freiheit zu ertragen, die wir alle immer und überall ertragen müssen. Ich denke beständig und hauptsächlich, wenn ich auch gerade eben nicht über die Auslegung des Evangeliums schreibe, über die eigentliche Lebenslehre nach, über das wirklich Wesentliche in ihr, und, ich bin sehr froh, dass ich mich damit befasste: Mir wird jetzt immer klarer, dass einzig und allein not tut — in sich selber sein göttliches Ich zu pflegen, und es gedeihen zu lassen zu dem Zweck, um es

in jenes andere Leben in voller Entfaltung zurückzubringen — und die Spur, die es in diesem Leben zurücklässt, ist nur die Folge dieser Entfaltung, der Selbstvervollkommnung. Ich fürchte, das alles wird Ihnen so vorkommen wie lauter Worte: Für mich ist das aber etwas Wesentliches, und nicht nur das, sogar das einzige, was mich mit dem Leben verbindet. Nur wenn man es vor Augen hat, kann man mutig und tatenfroh leben, nachdem man, wenigstens mit Bewusstsein, auf alle irdischen Freuden als Lebensziele verzichtete. Wenn man die irdischen Freuden sich nicht zum Ziele macht, so nehmen sie einen ganz anderen Sinn an, werden Sie mir das glauben? Mir scheint, das ist wirklich so. Ihre der Zeit nach erste Prüfung mit Ch. habe ich gleichfalls mit Ihnen durchlebt. Und mir scheint, ich habe Ihren Zustand aus Ihren Briefen begriffen. Ich glaube, man kann diese Frage nur auf der Grundlage dessen lösen, was für die Pflege und Entfaltung der Seele notwendig ist. Vielleicht muss man verzichten, vielleicht muss man seine Zustimmung geben, Sie allein können wissen: was man tun muss, um in Hinsicht auf Ch. und sich selber so zu verfahren, wie das Gott wünscht für Ch. und für Ihr Heil. Mit Worten auszudrücken, wie und weshalb das so oder anders entschieden ward, ist wohl unmöglich. Sich zu entscheiden, vermag man aber durchaus, weil derjenige, der die Entscheidung fällt, in uns selber lebt: Das ist jenes Teilchen von Gott, das unser Leben ausmacht. Man darf es nur nicht betäuben, man muss es reinigen von allem, was es verdunkeln will — und dann wird die Entscheidung schon richtig sein. Ich küsse und liebe Sie. Ihr

Leo Tolstoi.

[64.] An E. J. Popoff — Jassnaja Poljana, 22. Okt. 1894.

Teurer Jewgeni Iwanowitsch! Ich vernahm von P. von Ihrer Versuchung durch N. und hatte grosses Mitleid mit Ihnen.

Ich bin sehr froh darüber, dass Sie, es kommt mir so vor, sich so entschieden haben, wie es Gott befiehlt, — zu nichts, was unter, aber auch zu nichts, was über dem steht, was Ihr Gewissen verlangt. Sie kennen so gut meine Gedanken, der Quell, aus dem wir schöpfen, ist derart der gleiche bei uns beiden, dass ich geradezu Furcht habe, Ihnen Dinge zu sagen, die Ihnen längst schon bekannt sind; ich will nämlich gerade aussprechen, dass es im Seelenleben, vor dem eigenen Gewissen vornehmlich darauf ankommt, sich nicht vor seiner eigenen Seele anzustellen, nicht das Übel für ein Gut zu erklären, vielmehr das Übel, das man selber verübt, nicht nur ebenso zu hassen, wie das Übel, das ein anderer tat, vielmehr tausendmal mehr. Hierin, in dem Bereiche des Geistigen, d. h. der Freiheit, ist alles wesentlich, — was man dagegen unter dem Druck der Verführung tut, das kann man niemals voraussehen. Das Eine weiss man — dass man das Übel hasst, und dass man sich an alles anklammert und alles zu opfern bereit ist, um das Übel nicht zu verwirklichen.

Gestern kam Z. hierher. Das ist gleichfalls eine Versuchung. Er ist geisteskrank, d. h. sehr nahe der Grenze des Wahnsinns, und man kann ihm nicht helfen, ich wenigstens fühle, dass das nicht in meinen Kräften steht. Ihn aber im Stich lassen, mich von ihm abwenden, das liegt noch viel weniger in meinen Kräften. Er wollte fortreisen, er ist aber immer noch hier. Ich flehte ihn an, er möchte zu seinem Vater zurückkehren, und er möchte sich bemühen, wenn er in körperlich ruhigem Zustande sei, die liebevollen Beziehungen zu den Menschen wieder herzustellen, die er sämtlich verlor — und gerade deshalb ist er auch so furchtbar unglücklich . . . .

Ich kann sogar nicht einmal sagen, dass ich meine Arbeit fortführe. Schon drei Tage schreibe ich gar nichts, und empfinde es als notwendig, alles abzuändern und ganz von neuem anzufangen. Bei dieser Arbeit habe ich erfahren, wie gefährlich es ist, sich abstrakten Gedanken hinzugeben. Kaum hat man sich umgeschaut, so ist man schon in schreckliche Wirrnis geraten. Mir scheint, ich habe zur Zeit Einhalt getan. Es gibt dafür bloss eine Nachprüfung — ob das, was ich geschrieben habe, Kindern und einfachen Leuten verständlich ist: Wanitschka und der Hausknecht müssen es verstehen. Ist das nicht der Fall, so muss man herauszubringen suchen, wo man in die Irre geriet.

Nun so leben Sie denn vorderhand wohl. Schreiben Sie mir, was aus Ihnen werden wird. Gott möge Ihnen helfen, Ihm treu zu bleiben, d. h. der Wahrheit nicht untreu zu werden. Das scheint etwas so Geringes zu sein, im praktischen Leben ist das aber so bedeutsam und so wichtig . . . .

[65.] An N. J. Grot — Jassnaja Poljana, im Jahre 1894.

Erst eben erhielt ich Ihren eingeschriebenen Brief aus Tula, teurer Nikolai Jakowlewitsch. Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Verbesserung, die Sie da vornehmen: der Gedanke bleibt der gleiche, sein Ausdruck ist nur massvoller — und das ist stets vorzuziehen.

Sie haben mich beim Wort genommen: Ich kenne nicht Aristoteles in dem Sinne, dass ich seine Werke im Original gelesen hätte, Darlegungen seiner Anschauungen habe ich indes viele gelesen und oft, und das hat mich niemals dazu gereizt, das Original zu lesen. Nicht nur das; da ich aufs Sorgfältigste in den Sinn und den Zusammenhang seiner Lehre eindrang (übrigens in die Mehrzahl aller theoretischen philosophischen Lehren), bin ich imstande, höchstens eine Woche nach dem Durchlesen, ein Examen darüber abzulegen, — dann aber vergesse ich das vollends (und ich gestehe, dafür bin ich Gott dankbar). Doch geht es mir nicht so in Hinsicht auf diejenigen, die mir nicht wie Theoretiker vorkommen, vielmehr wie Weise: Sie kann ich gar nicht vergessen, und dafür bin ich Gott noch mehr dankbar. Sehr wahrscheinlich ist das eine Eigentümlichkeit von mir, die mit der Systemlosigkeit meiner Gedanken zusammenhängt: So geht es aber uns allen,

die wir keine berufliche Beziehung zur Philosophie haben. Mir scheint, bei diesem Unterschied zwischen uns beiden — liegen auf seiten eines jeden von uns sowohl Vorteile wie Nachteile. Wir verlieren jenen allgemeinen Zusammenhang im Gedanken der Menschheit aus den Augen, der Ihnen, der Sie so viel wissen, stets klar vor dem Blick liegt, dafür sind Sie aber geneigt, zufällige Nebenströmungen des Gedankens mit dem eigentlichen Hauptstrom zu verwechseln. Deshalb ist aber gerade der Verkehr solcher Leute wie Sie und ich — und Sie sind ja so gerne dazu bereit — äusserst nützlich für beide Teile. Und ich danke Ihnen vielmals für Ihre Arbeit und für Ihre durchaus richtigen Bemerkungen.

Ich bin dieser Tage unwohl, und deshalb habe ich mich nur mit Lesen beschäftigt und las zum erstenmal die Kritik der praktischen Vernunft von Kant — und ich geriet dabei in freudige Begeisterung. Mir scheint, Sie haben unrecht daran getan, dass Sie in Ihrer Arbeit über die Freiheit des Willens, als Sie auf die törichten Bestimmungen der Freiheit bei den neuesten Philosophen hinwiesen, die Erklärung Kants ausliessen. Man kann sie doch gar nicht übersehen! Das Herausnehmen der Freiheit des Willens als des Einzigen, was uns in uns selber greifbar ist, aus der Kritik des ganzen übrigen Bewusstseinsinhaltes, ist die Krone der ganzen philosophischen Tätigkeit Kants, wie er auch selber sagt. Ist seine Bestimmung der Freiheit falsch, so ist das auch seine ganze übrige Erkenntniskritik, auf der die ganze neue Philosophie beruht. Man kann durchaus nicht sagen: Wir haben das alles umgeändert. Und deshalb scheint mir, wenn man die Bestimmungen der Willensfreiheit von neuem darlegen will, so muss man unbedingt entweder beweisen, dass die Kantsche Erklärung unbefriedigend ist, oder Sie müssen sie anerkennen. Aus Ihrem letzten Brief, den Sie mir noch vom Lande aus schrieben, darüber, dass der Beweis der Willensfreiheit auf den Beweisen der Unrichtigkeit aller ihrer Verneinungen aufgebaut sein muss, schliesse ich, dass Sie im wesentlichen die Erklärung Kants anerkennen, wenn Sie auch nicht die Notwendigkeit empfinden, sie von neuem darzulegen entsprechend den Entgegnungen und Missverständnissen, die nach Kant aufgekommen sind . . . . Nochmals vielen Dank. Alle Unsrigen lassen Sie grüssen. Ihr L. Tolstoi.

[66.] An den Herausgeber einer Englischen Zeitung 15. Dezember 1894.

Seit mein Buch „Das Reich Gottes ist in uns“ und mein Aufsatz „Christentum und Patriotismus“ erschienen sind, muss ich häufig in Briefen und Zeitungsartikeln Entgegnungen lesen, die streng genommen gar nicht gegen meine Gedanken gerichtet sind, vielmehr nur gegen eine falsche Auslegung von ihnen. Das geschieht bisweilen bewusst, bisweilen aber auch unbewusst — nur aus dem Unverständnis für den Geist der christlichen Lehre heraus.

„Gut“, sagt man mir, „der Despotismus, die Todesstrafe, die Kriegsrüstung von ganz Europa, die gedrückte Stellung der Arbeiter und die

Kriege, das alles sind grosse Übelstände, und Sie tun durchaus recht daran, wenn Sie die bestehende Ordnung verurteilen, aber wie soll es eigentlich sonst sein? . . . . Wir Menschen mit beschränktem Verstand und beschränkter Vernunft, was haben wir eigentlich für ein Recht, nur deshalb, weil es uns als das Beste scheint, diese bestehende Ordnung der Dinge, vermittelst deren unsere Vorfahren die gegenwärtige hohe Stufe der Zivilisation und aller ihrer Güter erreichten, zu vernichten? Wenn wir den Staat beseitigen, müssen wir doch irgend etwas an seine Stelle setzen? Wenn nicht, wie soll man denn das Wagnis auf sich nehmen auf die furchtbaren Übelstände, die unbedingt eintreten müssen, wenn der Staat beseitigt wäre?"

Die Sache ist aber die, dass die christliche Lehre, in ihrer wirklichen Bedeutung, niemals den Vorschlag machte und ihn auch niemals machen wird, irgend etwas zu zerstören, und auch niemals irgend eine besondere Einrichtung, welche die frühere ersetzen soll, vorschlug und vorschlagen wird. Die christliche Lehre unterscheidet sich ja gerade darin von allen anderen religiösen und sozialen Lehren, dass sie den Menschen Heil gewährt nicht vermittelst allgemeiner Gesetze für das Leben aller Menschen, vielmehr dadurch, dass das Christentum jedem einzelnen Menschen den Sinn seines Lebens erklärt und ihm darlegt, worin das Übel, und worin das wahrhafte Heil im Leben beruht. Und dieser Sinn des Lebens, der den Menschen durch die christliche Lehre offenbart ward, ist derart klar, überzeugend und zweifellos, dass, wenn der Mensch ihn einmal begriffen hat und demnach erkannte, worin das Übel, und worin das Heil seines Lebens besteht, er schon ebenso innerlich gezwungen ist, das zu tun, worin er das wahre Heil seines Lebens erblickt, wie das Wasser hinabfliessen muss, oder die Pflanze zum Lichte strebt.

Der Sinn des Lebens aber, der durch das Christentum dem Menschen offenbart wird, besteht darin, dass man den Willen dessen erfüllt, der uns in diese Welt sandte, und zu dem wir zurückkehren werden, wenn wir die Welt wieder verlassen. Demnach besteht das Übel unseres Lebens nur in dem Abweichen von diesem Willen, und das Heil des Lebens einzig und allein in der Erfüllung der Forderungen dieses Willens, und sie sind so einfach und so klar, dass es ganz ebenso unmöglich ist, sie nicht zu begreifen wie sie falsch auszulegen. Bist du aber nicht imstande, einem anderen das zu tun, was du wünschest, dass er dir tun soll, so tue wenigstens ihm nicht das, was du nicht wünschest, das man dir tun soll: Willst du nicht, dass man dich zwingen soll in der Fabrik oder im Bergwerk zehn Stunden hintereinander zu arbeiten, willst du nicht, dass deine Kinder hungrig sind, dass sie frieren, dass sie ungebildet bleiben, willst du nicht, dass man dir die Erde entreisst, auf der du dich ernähren könntest, willst du nicht, dass man dich ins Gefängnis sperrt, dass man dich deswegen hängt, weil du aus Altersschwäche, aus Verführung oder aus Unbildung eine ungesetzliche Tat

verübtest: Willst du nicht, dass man dich im Kriege verwundet oder tötet — so tue ganz das Gleiche auch niemandem anderen an.

Das alles ist so einfach, so klar und zweifellos, dass jedes kleine Kind das begreifen muss, und keine Sophistik dagegen aufkommt.

Nehmen wir einmal an, einem Arbeiter, der sich ganz in der Gewalt seines Arbeitgebers befindet, sei eine ihm begreifliche und von ihm geliebte Arbeit übertragen. Und plötzlich kommen zu diesem Arbeiter, der sich durchaus in der Gewalt seines Arbeitgebers befindet, Leute, die, wie er weiss, ebenso abhängig von seinem Herrn sind, wie er, und denen eine ebenso bestimmte Arbeit übertragen ward — und diese Leute verlangen von diesem Arbeiter, ohne dass sie selber die ihnen von ihrem Herrn übertragene Arbeit erfüllen, er solle durchaus das Entgegengesetzte von dem tun, was ihm sein Herr in zweifelloser Klarheit und ohne alle Ausnahmen auftrug. Was muss jeder vernünftige Arbeiter auf eine solche Forderung entgegnen? . . . .

Wie die Frage für einen Christen durchaus nicht die ist, die ihn unabsichtlich, bisweilen aber auch durchaus mit Absicht, die Anhänger des Staates stellen, ob nämlich der Mensch das Recht habe, die bestehende Ordnung zu zerstören — so denkt auch der wahre Christ gar nicht an die allgemeine Ordnung der Dinge, er überlässt die Einführung solcher Ordnungen Gott, und ist dabei fest überzeugt, dass Gott sein Gesetz nicht dazu in unsern Verstand und in unser Herz legte, damit wir Unordnung, vielmehr damit wir Ordnung schaffen, und dass, wenn wir den uns von Gott offenbarten zweifellosen Gesetzen folgen, dabei gar nichts anderes als Gutes die Folge sein kann . . . .

Darin besteht ja auch die Stärke der christlichen Lehre, dass sie Fragen des Lebens aus dem Bereich der ewigen Zweifel und des ewigen Erratenmüssens heraus auf die Grundlage der Zweifellosigkeit stellt.

Man wird indes sagen: „Wir verneinen gleichfalls nicht die Notwendigkeit, die bestehende Ordnung zu ändern, auch wir wünschen sie in das Normale überzuführen, wir wollen das aber nicht dadurch tun, dass wir uns weigern, an der Regierung teilzunehmen, mitzumachen beim Gericht, Kriegsdienst zu leisten, mit einem Worte durch die Vernichtung des Staates, vielmehr ganz im Gegenteil, indem wir an der Regierung teilnehmen, und dahin streben, Freiheiten durchzusetzen, Rechte, die Wahl von aufrichtigen Freunden des Volkes und Feinden des Krieges und jeder Gewalt zu Vertretern der Gesamtheit."

Das alles wäre schön und gut, wenn die Mitwirkung bei der Verbesserung der Formen der Regierung zusammenfiele mit dem Zweck des Menschenlebens. Unglücklicherweise besteht aber hier keine Übereinstimmung, vielmehr offener Gegensatz. Wenn das Leben des Menschen auf diese Welt beschränkt bleibt, so liegt sein Ziel bei weitem näher als in der allmählichen Vervollkommnung der Regierung: es beruht in seinem persönlichen Heil. Endigt das Leben aber nicht in dieser Welt, so liegt sein Zweck bei weitem ferner: im Erfüllen des Willen Gottes.



Beruht der Lebenszweck in meinem persönlichen Heil, und endigt mein Leben hier, was habe ich denn dann mit der sich erst in Zukunft vollendenden, allmählich eintretenden Vollkommenheit des Staates zu schaffen, die irgendwann und irgendwo eintreten wird, und aller Wahrscheinlichkeit erst dann, wenn ich nicht mehr am Leben sein werde? Ist aber mein Leben unsterblich, so bedeutet die Wohleinrichtung des englischen, deutschen, russischen oder irgend eines anderen Reiches im zwanzigsten Jahrhundert für mich ein Ziel, das allzugering wäre, und auf keine Weise den Forderungen meiner unsterblichen Seele Genüge tun kann. Ein mir genügender Lebenszweck kann für mich nur entweder bestehen in meinem sofortigen Heil, das durchaus nicht zusammenfällt mit der staatlichen Tätigkeit, Steuer zu entrichten, am Gericht und am Krieg teilzunehmen — oder in der ewigen Rettung meiner Seele, die nur erzielt werden kann durch Erfüllung des Willens Gottes, — aber dieser Wille fällt ganz ebensowenig zusammen mit den Forderungen der Vergewaltigung, der Todesstrafe, des Krieges, der bestehenden Ordnung.

Und deshalb wiederhole ich: Die Frage nicht nur für den Christen, vielmehr auch für jeden anderen Menschen unserer Zeit . . . . kann immer nur die eine sein, und man kann ihr gar nicht aus dem Wege gehen: Willst du, ein vernünftiges und gutes Wesen, das heute ins Leben eintrat und morgen bereits wieder aus ihm verschwinden kann, — willst du, wenn du Gott anerkennst, seinem Gesetz und Willen entgegenhandeln, obgleich du weisst, dass du jeden Augenblick zu ihm zurückkehren kannst, oder, wenn du Gott nicht anerkennst — willst du dann in Widerspruch handeln zu denjenigen Eigenarten der Vernunft und der Liebe, von denen du dich allein in diesem Leben leiten lassen kannst, obgleich du weisst, dass, wenn du dich hierin irrst, du schon niemals mehr imstande sein wirst, deinen Fehler wieder gut zu machen?

Und die Antwort auf diese Frage für diejenigen Menschen, für die sie erhoben ward, kann nur die eine sein: „Nein, das kann ich nicht, und das will ich nicht!"

Man sagt, dies sei . . . . Vernichtung der bestehenden Ordnung. Wenn aber die Erfüllung des Willen Gottes die bestehende Ordnung zerstört, ist das dann nicht ein zweifelloser Beweis dafür, dass die bestehende Ordnung im Widerspruch steht zu dem Willen Gottes . . .

L. Tolstoi.

[67.] An D. P. Makowizki Jassnaja Poljana, 10. Febr. 1895.

Gestern erhielt ich Ihren Brief, teurer Duschan Petrowitsch, und ich war sehr gerührt und erschüttert durch die Nachricht, die Sie mir von der Tat unseres gemeinsamen Freundes Schkarwan gaben (der den Kriegsdienst verweigerte). Erhalte ich von einer derartigen Handlung Kunde, so empfinde ich stets ein sehr heftiges und gemischtes Ge-

fühl: von Feierlichkeit, Mitleid und Freude. In allen Handlungen dieser Art spielt zweifellos eines von beiden die entscheidende Rolle: entweder ist das ein Offenbarwerden des allmächtigen Gottes in einem Menschen, und dann ist das Triumph, Freude und zweifelloser Sieg, möge auch der Mensch verbrannt werden, in dem Gott sich offenbarte, — oder das ist die Tat eines rein persönlichen Antriebs — Ruhmliebe, Gereiztheit, Leidenschaft, und dann wird dieses Offenbarwerden nur zur Leidensquelle für den, in dem es geschieht, und es fördert nicht nur keineswegs das Gottesreich, es schadet ihm vielmehr nur. Das Anzeichen aber dafür, dass hier etwas Göttliches, und nicht etwas Menschliches wirkt, liegt darin, dass, wenn der Mensch diese Tat vollbringt, er nicht das tut, was er will, vielmehr das, was er gar nicht nicht wollen kann.

Ich hoffe und glaube, unser teurer Schkarwan verfuhr so, wie er verfuhr, d. h. er konnte gar nicht anders handeln, und dann wird dieses Gotteswerk durch ihn vollbracht, und was man ihm auch antun wird, er wird nicht leiden, sich vielmehr mit uns freuen. Schreiben Sie mir bitte alles, was Sie von ihm wissen. Können wir ihm nicht irgendwelche Dienste erweisen? Sagen Sie ihm das, mein sehr Lieber.

Die Broschüre über mich ist schlecht. Der Verfasser schreibt der Kunst eine falsche Bedeutung zu, er stellt sie über alles, und deshalb kann er durchaus nicht begreifen, worin die Religion überhaupt, und das Christentum im besonderen besteht. Auch die Broschüre über die Nazarener hat mich interessiert.

Offenbar herrscht auch unter unserer Geistlichkeit eine furchtbare Gewissenlosigkeit und ein Voranstellen der menschlichen, staatlichen Interessen gegenüber denjenigen Gottes. Erschütternd ist die Furcht der Geistlichkeit vor der Wahrheit, die sich teilweise in der Lehre der Nazarener offenbarte, und das Bewusstsein ihrer Ohnmacht. Verfolgen darf man hier nicht — das wäre blamabel, man muss liberal sein, aber die Auslegung der Lehre enthüllt nur, wie recht die Nazarener haben, und wie unrecht die Kirchen. Was soll man dabei machen? Man muss lavieren. Und das tun jene auch, in dem Bestreben, wenigstens für eine bestimmte Zeit, solange sie leben, ihre Lage zu sichern. Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Schreiben Sie mir bitte.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[68.] An L. Th. Annenkowa August 1895.

Semjonoff wird Sie besuchen, und wenn er Ihnen auch alles von uns erzählen und berichten wird, wie sehr wir, vor allem ich (das weiss ich von mir) Sie lieben, so möchte ich darüber doch noch Ihnen persönlich schreiben. Mir tut Ihr Unwohlsein leid, weil ich ein schwacher Mensch bin, ich weiss aber, dass Sie Ihre Krankheit nicht nur in Festigkeit ertragen, vielmehr auch noch imstande sein werden, Nutzen für Ihre Seele aus ihr zu ziehen.

Von mir selber möchte ich nur sagen, dass meine Annäherung an den körperlichen Tod, die ich immer mehr empfinde, mir nur Kraft verleiht in diesem Leben und mich bisweilen sogar durchaus freut — nicht deshalb, weil ich dieses Leben verlassen werde, vielmehr nur deshalb, weil ich grössere Festigkeit in diesem Leben empfinde. Ich küsse Sie brüderlich. Meinen Gruss Konstantin Nikanorowitsch.

Ihr Sie aufrichtig liebender L. Tolstoi.

[69.] An D. P. Makowizki 11. September 1895.

. . . . Was macht der teure Schkarwan? Sehen Sie ihn, oder sehen ihn seine Freunde oder seine Mutter? In welcher geistigen Verfassung ist er? Es muss ihm furchtbar schwer zu Mute sein, wenn er sich nicht völlig dem Leben des Geistes hingab. Schwer muss ihm das auch noch deshalb fallen, weil er jung und kräftig ist, und weil er als Arzt seine ganze Jugend hindurch seine Aufmerksamkeit auf den Körper richtete. Teilen Sie mir bitte alles mit, was Sie von ihm wissen. Was über ihn in den Zeitungen stand, habe ich erfahren. Anfangs berührt es einen schmerzlich, wenn man die Verleumdung bester Menschen vernimmt, es kömmt einem dann so vor, als werde diese Verleumdung den Erfolg des Gotteswerkes in Frage stellen, auch scheint es mir, die Menschen würden rascher ihre Verirrungen einsehen, wenn sie an die Reinheit und Tadellosigkeit solcher Leute glauben würden, die, wie Schkarwan, ihnen den Weg zeigen. Bei solchen Gedanken tröste ich mich aber damit, dass es nur meine persönliche Ansicht ist, für das Werk Gottes sei guter Ruf seiner Diener nötig. Vielleicht ist im Gegenteil nicht guter, vielmehr schlechter Ruf nötig. Christus starb verleumdet und unbekannt. Das möchte ich Schkarwan sagen; ich wünschte, dass ihn beim Erdulden seiner Leiden nicht der Gedanke an den Ruhm vor den Menschen aufrecht erhalte, dass er vielmehr diese künstlichen Stützen selber zerbreche, um sich auf die unerschütterliche Grundlage der Erkenntnis des Lebens im Geiste, in Gott zu stützen.

Was macht er eigentlich im Gefängnis, wie verhält man sich zu ihm dort? Liest er? Arbeitet er? — Ich möchte ihm auch noch sagen, er möchte sich im Gefängnis eine möglichst regelmässige und gesunde Lebensführung zur Regel machen, bei der geistige und körperliche Arbeit miteinander abwechseln: er möchte eine Sprache erlernen, die er noch nicht kennt, und sich dabei körperlich mit irgend einem Handwerk beschäftigen. Können wir, seine Freunde, ihm nicht irgendwie behilflich sein? Wir sind unserer zwar nicht viele, wir lieben ihn aber aufrichtig. Ist das durchaus nicht nötig? Schreiben Sie mir darüber. L. Tolstoi.

[70.] An D. P. Makowizki 25. Oktober 1895

Ich habe mich sehr gefreut über die gute Nachrichten von Schkarwan. Ich erhielt einen Brief von ihm, dem ich eine der besten Freuden meines Lebens verdanke. Nichts überzeugt uns so handgreiflich und

so zweifellos davon, dass es einen Gott gibt, und dass der Geist, der in mir lebt, ein Teilchen von Ihm ist, dass ich Gottes Sohn bin nach dem Ausdruck Christi, wie wenn dieser Geist sich ganz als der gleiche in allen seinen Eigenarten und Bestrebungen in einem andern Menschen offenbart, der unter materiellen Lebensbedingungen lebt, die mir durchaus fremd sind. Diesen Eindruck rief der Brief von Schkarwan in mir hervor. Ich will ihm noch heute antworten. Sollte ich nicht dazu kommen, so sagen Sie ihm, dass ich ihn liebe. L. Tolstoi.

[71.] An den Polen Ursin Jassnaja Poljana, 10. Sept. 1895.

Ihren Brief habe ich erhalten, und ich beeilte mich, Ihren Aufsatz im „Nordboten“ zu lesen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie mich auf ihn hinwiesen. Der Aufsatz ist vortrefflich, und ich erfuhr aus ihm vieles, was mir neu und erfreulich war. Ich wusste bereits von Mizkewitsch und Towianski. Ich schrieb aber ihre religiöse Stimmung der ausschliesslichen Eigenart dieser zwei Einzelpersönlichkeiten zu. Aus ihrem Aufsatz erfuhr ich indes, dass jene nur die Wortführer einer durch die Vaterlandsliebe hervorgerufenen, in ihrer Erhabenheit und Aufrichtigkeit tiefrührenden, wahrhaft christlichen Bewegung waren, die bis jetzt noch andauert.

Mein Aufsatz „Patriotismus und Christentum“ rief sehr viel Entgegnungen hervor. Es entgegneten mir Philosophen und Publizisten: russische, französische, deutsche und österreichische. Auch Sie entgegneten mir. Alle Entgegnungen, darunter auch die Ihrige, kommen aber darauf hinaus, dass meine Verurteilung des Patriotismus nur berechtigt sei in Hinsicht auf einen schlechten Patriotismus, indes jeder Begründung entbehre, wenn man sie auf den guten und nützlichen Patriotismus beziehe. Darüber aber, worin eigentlich dieser gute und nützliche Patriotismus besteht, und wodurch er sich von dem schlechten unterscheidet, mich darüber aufzuklären — hat sich bis jetzt noch niemand bemüht.

Sie schreiben in Ihrem Brief, „ausser dem eroberungssüchtigen, von Menschenhass beseeltem Patriotismus mächtiger Völker gebe es auch noch einen durchaus entgegengesetzten Patriotismus geknechteter Völker, der gar nichts anderes erstrebe, als den vaterländischen Glauben und die Muttersprache vor den Feinden zu schützen.“ Und durch diese Lage der Knechtung bestimmen Sie den guten Patriotismus.

Aber Knechttum oder Machtfülle der Völker bewirkt doch keinen Unterschied im Wesen dessen, was Patriotismus genannt wird. Das Feuer bleibt stets ebenso brennend und gefährlich, ob es auf einem Scheiterhaufen flammt oder an einem Streichholz.

Unter Patriotismus versteht man gewöhnlich eine Liebe zu dem eigenen Volk, die es vor anderen Völkern bevorzugt, ganz ebenso, wie man unter Egoismus eine, die eigene Person andern Menschen gegenüber bevorzugende Liebe zu sich selber versteht. Man kann sich

schwerlich vorstellen, auf welche Weise eine solche Bevorzugung eines Volkes vor den anderen für eine gute und darum wünschenswerte Eigenschaft gelten kann. Wenn Sie sagen würden, der Patriotismus sei verzeihlicher bei einem Geknechteten als bei einem Knechtenden — ebenso wie das Auftreten der Selbstsucht verzeihlicher ist bei einem Menschen, den man würgt, als bei einem Menschen, der durch gar nichts beunruhigt wird, so muss man Ihnen beistimmen, seine Eigenart kann aber der Patriotismus nicht dadurch ändern, ob er von einem Geknechteten oder von Knechtenden erlebt wird. Diese Eigenschaft — das Bevorzugen eines Volkes vor allen andern Völkern, kann ebensowenig irgendwie gut sein wie die persönliche Selbstsucht. Aber nicht nur das, der Patriotismus ist nicht nur keine gute Eigenschaft, er ist auch eine unvernünftige Lehre.

Unter dem Wort Patriotismus versteht man ja gar nicht nur die unmittelbare, unwillkürliche Liebe zum eigenen Volke und seine Bevorzugung vor allen anderen, vielmehr auch noch die Lehre, dass eine solche Liebe und eine solche Bevorzugung gut und nützlich sei. Eine solche Lehre ist aber ganz besonders unvernünftig unter christlichen Völkern. Unvernünftig nicht nur deshalb, weil sie dem Grundgedanken der Lehre Christi widerspricht, vielmehr auch noch deshalb, weil das Christentum, indem es auf seinem Wege alles dasjenige erreicht, wonach der Patriotismus strebt, ihn überflüssig macht, unnötig, und störend — wie die Lampe bei Tageslicht.

Wenn ein Mensch, wie Krasinski, daran glaubt, dass „die Kirche Gottes nicht dieser oder jener Ort sei, nicht diese oder jene Zeremonie, vielmehr der ganze Planet und alle Beziehungen der einzelnen Persönkeiten und Völker zueinander, die nur bestehen können“, so kann er schon kein Patriot mehr sein, weil er ja im Namen des Christentums alle die gleichen Dinge vollzieht, die von ihm der Patriotismus verlangen kann. Der Patriotismus verlangt z. B. von seinem Anhänger, er solle sein Leben opfern zum Heile seiner Landsleute, das Christentum aber verlangt ganz das gleiche Opfer zum Heil aller Menschen, und um so natürlicher ist auch ein solches Opfer für die eigenen Landsleute.

Jene schrecklichen Vergewaltigungen, die von den Regierungen an dem Glauben und der Sprache der Polen verübt werden, kommen Ihnen vor wie ein Anlass zu patriotischer Tätigkeit. Ich kann das aber nicht einsehen. Um über diese Vergewaltigungen empört zu sein und mit allen Kräften ihnen entgegenzuarbeiten, braucht man weder Pole noch Patriot zu sein, es genügt, dass man Christ ist.

In vorliegendem Fall will ich es z. B. ohne Pole zu sein mit jedem Polen aufnehmen, was den Grad der Empörung anbetrifft über diejenigen Massnahmen, die gegen den Glauben und die Sprache der Polen angewendet werden; ich will es auch aufnehmen mit jedem Polen in dem Wunsche, diesen Massnahmen entgegenzuhandeln — und nicht deshalb, weil ich den Katholizismus mehr liebe als die anderen Glaubens-

bekenntnisse, oder die polnische Sprache mehr als die anderen Sprachen, vielmehr deshalb, weil ich mich bemühe, ein Christ zu sein. Und deshalb bedarf es dazu, damit nichts dergleichen mehr weder in Polen noch im Elsass, noch in Böhmen geschehe, keineswegs der Verbreitung des Patriotismus, vielmehr der Verbreitung des wahren Christentums.

Man kann sagen: „Wir wollen gar nicht das Christentum kennen!“ Und dann ist es in der Tat möglich, den Patriotismus zu loben. Sobald wir aber das Christentum anerkennen, oder sei es auch nur das aus ihm hervorgehende Bewusstsein der Gleichheit der Menschen und der Achtung vor der menschlichen Würde, ist für keinen Patriotismus mehr Platz da. Hierbei erstaunt mich vor allem, weshalb eigentlich die Verteidiger des Patriotismus der geknechteten Völker (wie vervollkommnet und verfeinert sie ihn auch darstellen) gar nicht einsehen, wie schädlich der Patriotismus gerade für ihre Zwecke ist. In wessen Namen werden denn eigentlich alle Vergewaltigungen in Hinsicht auf die Sprache und den Glauben verübt in Polen, in den Ostseeprovinzen, im Elsass, in Böhmen, auf die Juden in Russland — mit einem Wort überall, wo derartige Vergewaltigungen geschahen und noch geschehen? Doch gerade nur im Namen jenes selben Patriotismus, den Sie verteidigen.

Fragen Sie doch nur unsere wilden Russifizierer in Polen, in den Ostseeprovinzen und in Finnland, fragen Sie doch nur die Verfolger der Juden, weshalb sie eigentlich das tun, was sie tun! Sie werden Ihnen sagen, dies geschehe zum Schutze des Glaubens und der Sprache der Heimat; sie werden Ihnen sagen, wenn sie nicht das tun würden, was sie tun, würde der Glaube und die Sprache der Heimat leiden: Die Russen würden polonisiert, verdeutscht und verjudet werden.

Würde es nicht als ausgemacht gelten, dass der Patriotismus etwas Schönes ist, so würden sich nicht so niederträchtige Menschen finden, die sich noch am Ende des 19. Jahrhunderts dazu entschliessen, die Niedertrachten zu verüben, welche sie jetzt verrichten.

Jetzt aber finden die Gelehrten — bei uns ist der wildeste Verfolger des Glaubens ein ehemaliger Professor — ihren Stützpunkt im Patriotismus. Sie kennen die Geschichte, Sie wissen, dass alle die entsetzlichen Verfolgungen der Sprache und des Glaubens völlig zwecklos waren; aber dank der Lehre des Patriotismus haben jene eine Rechtfertigung. Der Patriotismus verleiht ihnen einen Stützpunkt, das Christentum hingegen zieht ihnen den Boden unter den Füssen hinweg. Und deshalb müssten die unterworfenen Völker, die unter der Knechtung anderer leiden, den Patriotismus vernichten, seine theoretischen Grundlagen widerlegen, nicht aber sie auch noch loben.

Zur Verteidigung des Patriotismus spricht man auch noch von der Individualität der Völker; davon, dass der Patriotismus die Erhaltung der Individualität des betreffenden Volkes zum Ziel hat; die Individualität der Völker gilt dabei als unerlässliche Vorbedingung des Fortschritts.

Aber wer sagte denn erstens, dass die Individualität die unerlässliche Vorbedingung des Fortschritts sei? Das ist durch gar nichts bewiesen, und wir haben durchaus kein Recht, diese willkürliche Annahme für ein feststehendes Axiom zu halten.

Zweitens: Wenn man sogar annimmt, dem sei so, so würde das Mittel für ein Volk, seine Individualität zu offenbaren, keineswegs darin bestehen, sich zu bemühen, sie geltend zu machen, vielmehr im Gegenteil darin, die eigene Individualität zu vergessen, und mit allen Kräften das zu tun, wozu sich das betreffende Volk am fähigsten und deshalb am berufensten fühlt; ganz ebenso wie ein einzelner Mensch seine Individualität nicht dann erweist, wenn er um sie besorgt ist, vielmehr dann, wenn er sie völlig vergessen und nach Massgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten das tun wird, wozu ihn sein Naturell antreibt. (Das ist ganz ebenso wie die Sorge darüber, dass Menschen, die für die Erhaltung ihrer Lebensgemeinschaft tätig sind, verschiedenartige Arbeit an verschiedenen Stellen verrichten. Wenn nur ein jeder nach Massgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten dasjenige tut, was für die Lebensgemeinschaft am allernotwendigsten ist, und alle seine Kräfte hierauf verwendet, dann werden schon alle ganz von selber verschiedene Arbeiten verrichten — mit verschiedenen Werkzeugen und zu verschiedenen Zeiten).

Einer der gewöhnlichsten Sophismen, die zum Schutz einer unsittlichen Tätigkeit herangezogen werden, besteht darin, dass man absichtlich dasjenige, was ist, mit dem verwechselt, was sein soll, und trotzdem man anfing, von einem zu sprechen, das andere unterschiebt. Und dieser selbe Sophismus wird am allerhäufigsten in Hinsicht auf den Patriotismus angewandt. Tatsache ist, dass jedem Polen der Pole am nächsten steht und am teuersten ist, dem Deutschen — der Deutsche, dem Juden — der Jude, dem Russen — der Russe. Auch das ist sogar Tatsache, dass infolge geschichtlicher Ursachen und schlechter Erziehung die Mitglieder eines Volkes einen unbewussten Widerwillen und ein unbewusstes Übelwollen gegen die Angehörigen eines anderen Volkes empfinden. Das Alles ist Tatsache, aber die Anerkennung dessen, dass dies ist, ganz ebenso wie die Anerkennung dessen, dass jeder Mensch seine eigene Person mehr liebt als andere Menschen, vermag doch durchaus nicht zu beweisen, dass dies auch so sein muss. Im Gegenteil, die ganze Aufgabe sowohl der ganzen Menschheit wie jedes einzelnen Menschen besteht nur darin, diese Bevorzugungen und dieses Übelwollen zu unterdrücken, gegen es anzukämpfen und sich bewusst in Hinsicht auf die andern Völker und ihre einzelnen Mitglieder ganz genau so zu verhalten, wie man sich zu dem eigenen Volk und zu seinen Landsleuten verhält. Den Patriotismus zu pflegen, als eine Empfindung, die in jedem Menschen zu erziehen wünschenswert wäre, ist etwas durchaus Überflüssiges. Gott oder die Natur haben schon ohne uns derart Sorge getragen für diese Empfindung, dass

sie jedem Menschen und jedem Volke eignet, so dass wir uns gar nicht zu sorgen brauchen, sie in uns oder in andern zu entwickeln. Zu sorgen brauchen wir uns nicht um den Patriotismus, vielmehr darüber, dass, jeder das Licht in das Leben bringt, das in uns lebt, es somit umändert und es dem Ideal annähert, das uns vor Augen steht. Das Ideal aber, das in unserer Zeit jedem Menschen, der erleuchtet ward von dem wahren Licht Christi, vor dem geistigen Auge steht, besteht nicht darin, dass man Polen, Böhmen, Irland und Armenien wiederherstellt, und auch nicht darin, dass man die Einheit und Grösse von Russland, England, Deutschland und Österreich aufrecht erhält, vielmehr in der Vernichtung dieser Einheit und Grösse von Russland, England, Deutschland und den anderen Reichen, in der Vernichtung dieser auf gewaltsame Weise bewirkten antichristlichen Vereinigungen, die man Reiche nennt, die jedem wahren Fortschritt im Wege stehen und nur das Leiden der unterdrückten und unterjochten Völker zur Folge haben und alles das Übel, an dem die heutige Menschheit leidet. Diese Vernichtung ist aber nur möglich durch wahre Erleuchtung: durch die Anerkennung, dass, bevor wir Russen, Polen und Deutsche sind — wir Menschen sind, Schüler ein- und desselben Lehrers, des Sohnes eines und desselben Vaters, und untereinander Brüder. Und dies begriffen und begreifen die besten Vertreter des polnischen Volkes, wie Sie das so schön in Ihrem Aufsatz äusserten. Und ganz das gleiche begreift eine mit jedem Tage wachsende Anzahl Menschen auf der ganzen Welt — so dass die Tage der Vergewaltigung schon gezählt sind, und die Befreiung, nicht nur der unterworfenen Völker, vielmehr auch der unterdrückten Arbeiter schon nahe bevorsteht, wenn wir nur selber nicht den Zeitpunkt dieser Befreiung dadurch in die Ferne rücken, dass wir mit Wort und Tat teilnehmen an den Gewalthandlungen der Regierungen. Die Anerkennung des Patriotismus als einer irgendwie guten Eigenschaft, und seine Erweckung im Volke bedeutet eines der Haupthemmnisse zum Erreichen der uns vor Augen stehenden Ideale.

Ich danke Ihnen noch einmal für Ihren schönen Brief, für Ihren schönen Aufsatz, und dafür, dass Sie mir hiermit die Gelegenheit gaben, noch einmal meine Gedanken über den Patriotismus nachzuprüfen, zu überdenken und zu äussern. Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung.

[72.] An E. J. Popoff — Moskau, 5. November 1895.

Soeben erhielt ich Ihren Brief, teurer E. J. Ich werde ihn P. zeigen und sonst niemandem. Einen Rat kann ich nicht geben, ich kann aber gerade nicht sagen, ich hätte mich sehr gefreut über diesen Vorschlag. Das ist eine solche Arbeit, wie sie jedem von uns bevorsteht, wenn wir geduldig, demütig und fügsam warten werden.

Bisweilen kann man sagen, wie das bei Athleten vorkommt, man sei nicht vorbereitet — man wolle die Sache auf ein nächstesmal ver-

schieben. Das ist aber etwas anderes, eine innere und persönliche Frage: Ob man bereit oder nicht bereit ist. Glauben Sie auch nicht, ich erwarte äussern Erfolg von Ihrer Reise. Weit eher erwarte ich Misserfolg und Enttäuschung — ich erwarte, dass, wenn Sie in nahe Gemeinschaft zu jenen treten, Sie und wir durch Sie erkennen werden, dass wir einander nicht so nahe stehen, wie wir dachten — das werden wir erkennen und werden viele schwache Seiten (es wird auch starke geben) erblicken, wie das so sein muss, wenn sich eine ganze Masse bekehrt unter dem Einfluss der Begeisterung und des Vertrauens zu ihren Führern, und wenn die Masse wenig gebildet und ausserstande ist, sich kritisch zu verhalten zu den ihr von Kindheit an beigebrachten Glaubenssätzen. Die Wahrheit zu erfahren, mag sie auch eine Enttäuschung für uns bedeuten, ist aber stets notwendig. Nötig ist auch eine um so engere Gemeinschaft, durch die wir jenen vieles entnehmen: indem wir auf sie hinschauen, erkennen wir unsere eigenen Schwächen, jene aber werden auch eines und das andere uns absehen. Für eine solche Gemeinschaft weiss ich aber keinen von unseren Freunden, der dazu fähiger wäre als Sie. Sie haben das Bedürfnis nach Analyse, nach Skeptizismus und ernsthaftem Verhalten, und das alles ist so notwendig für eine solche Sache. Vor allem die Kritik, nach der Sie ein solches Bedürfnis empfinden, wird dort nicht nur angebracht, vielmehr sogar wertvoll sein. Ich fühle, zwischen uns und jenen besteht ein Unterschied: Gründe zu einer Verschiedenheit, die wir einander verbergen, da wir einer den andern in Liebe hoch schätzen und Furcht hegen vor einem Bruch. In solchem Verbergen liegt aber auch eine Unwahrheit, und sie muss man, wenn sie wirklich vorhanden ist, beseitigen, und das wiederum versteht niemand besser als Sie. Ist aber nichts vorhanden, was uns trennt, oder vermag das, was vorhanden ist, leicht ausgeglichen und aufgeklärt zu werden, so wird die Freude darüber um so grösser sein. Die Frage ist nur die, ob Sie — forschen Sie sich selber darüber ordentlich aus, mein teurer Freund — volle Bereitschaft und Freude empfinden dahin zu gehen, und wenn das der Fall ist, so gehen Sie nur, besteht aber ein Zweifel, ein Schwanken in Ihnen — so sehen Sie davon ab. Ich habe Sie sehr bedauert um dessentwillen, was Sie in Hinsicht auf die Ch. empfanden, als Sie ihre Krankheit erfuhren. Soll ich nicht zu ihr gehen? Ich küsse Sie beide. Ihr Sie ebenso liebender L. Tolstoi.

[73.] An A. Schkarwan 14. November 1895.

Es ist schon lange her, dass ich Ihren so erfreulichen Brief erhielt, mein teurer Freund, und ich habe nur deshalb nicht längst schon geantwortet, weil ich diese ganze Zeit über krank war. Ihr Brief war mir deshalb so ganz besonders erfreulich, weil ich nach allen den Empfindungen und Gedanken, die Sie dort ausdrückten, einen Bruder im Geiste in Ihnen erkannte. Das war mir so erfreulich, wie es erfreulich

ist (wie Sie sich ausdrücken) einen neuen Weggefährten zu finden. Erfreulich war es mir aber auch um Ihretwillen in dem Sinne, dass, als ich Ihren Brief durchlas, ich aufhörte, Angst für Sie zu empfinden. Jetzt fürchte ich schon nicht mehr das, was ich vorher fürchtete: Sie möchten im Geiste erschlaffen oder infolge der Schwere der Verfolgung, oder im Gegenteil deshalb, weil die Verfolgung ihr Ende nimmt: nachdem die Leute, die, wenn auch unfreiwillig, das Gotteswerk für sie verrichteten, indem sie Sie verfolgten, damit aufhörten, und sie es nun selber weiterführen müssten. Das fürchte ich jetzt nicht mehr, weil ich aus Ihrem Briefe ersehe, dass Sie eine Widerstandsstellung besitzen, auf die Sie unbedingt vertrauen können — den Glauben an das geistige Leben: daran, dass das Wesen des Lebens nicht an dieser materiellen Welt liegt, die wir durch unsere Sinne erkennen, vielmehr in dem, was wir Gott nennen, und was wir in uns selber anerkennen. — Sehr häufig begegne ich Menschen, die mir scheinbar sehr nahe stehen, ihren Anschauungen nach dasjenige für gut und dasjenige für schlecht halten, was auch wir so anerkennen, die aber durchaus kein anderes Leben kennen, die sogar nicht einmal die Möglichkeit eines anderen Lebens zulassen, als desjenigen, das sie durch ihre Sinne erfassen, und dabei erweist es sich stets, dass die Annäherung an diese Menschen nur eine zufällige ist, dass wir ihnen nur deshalb nahe kamen, weil unsere Wege sich kreuzten, dass wir aber nicht mit ihnen gehen, uns vielmehr bei unserem Fortschreiten auf der Lebensbahn von ihnen trennen werden. Das ist aber ausgeschlossen bei solchen Menschen, welche das eigentliche Leben nur im Geiste erblicken. Die Vorstellung von der materiellen Welt kann unendlich verschieden sein, das Bewusstsein der eigenen Seele und Gottes ist hingegen bei allen ein und dasselbe. Sie gehören zu diesen Menschen, und deshalb bin ich überzeugt, dass Sie auch ohne jene Aufmunterung, welche Verfolgungen zu geben pflegen, das Werk Gottes fortführen werden. Glauben Sie nicht, ich verstehe unter den Worten: „Das Werk Gottes zu vollbringen“ irgend eine besondere äussere Tätigkeit. Darunter verstehe ich nur die innere, geistige Tätigkeit, die bisweilen durch gar nichts Äusseres zum Ausdruck gelangt, und sogar häufig erstickt wird durch die Versuche einer beabsichtigten, äusseren Tätigkeit. Und wie unangenehm das auch den Revolutionären und Sozialisten sein mag: die wahrhaft christliche und einzig fruchtbringende Tätigkeit im Leben beruht nur in Unterlassungen — wie auch Ihre Tat — darin, dass man das nicht tut, was gegen Gott und das Gewissen ist. Viele wollen durchaus nicht verstehen, dass das Leben selber, die Bewegung im Leben, dasjenige, was Schopenhauer den Willen zum Leben nennt, die Liebe ist — und sie glauben, dass einzig und allein verneinende Handlungen ohne bejahende die Kraft der Liebe und die Fruchtbarkeit der Tätigkeit vermindern können. Diese Annahme ist aber ganz ebenso, wie wenn man glauben wollte, die Schleussen bei einer Mühle und der Wassersturz auf die Räder verminderten die Kraft des Wassers und den Nutzen

seiner Bewegung. O, wenn nur ein Tausendstel derjenigen Energie, welche die Menschen aufwenden, um alle möglichen Dummheiten und Gemeinheiten unter dem Vorwand des Allgemeinwohles zu begehen, darauf verwendet würde, das zu unterlassen, was unmittelbar unserer Vernunft und unserem Gewissen widerspricht, wie fruchtbar würde dann die Tätigkeit der Menschen werden! Ich schreibe ebenso wie Sie, indem ich mich dem Strom meiner Gedanken überlasse, ich habe dabei aber Sie im Sinn, Ihre jetzige Lage, und ich möchte Ihnen dasjenige raten, was Sie wahrscheinlich auch ohne mich wissen, nämlich: Sie möchten nicht unter Ihrer Untätigkeit leiden, wenn solche eintreten wird, vielmehr lediglich das nicht tun, was gegen Ihr Gewissen ist, und sich sonst in Liebe den Forderungen (natürlich nur sofern sie mit Ihrem Gewissen in Einklang stehen) hingeben, welche die Sie umgebenden Menschen und ihre eigene Person an Sie stellen.

Noch von drei Punkten möchte ich mit Ihnen sprechen:

1. Was halten Sie von Eugen Schmidt und seiner Tätigkeit? Trotz der grossen Heftigkeit, Übereilung und deshalb häufigen Gekünsteltheit und Vielrederei in seinen Schriften erblicke ich in ihm einen aufrichtigen, sehr begabten Menschen und vor allem einen solchen, der zu den nichtmaterialistischen Menschen gehört, die an das geistige Leben glauben und deshalb in der Hauptsache mit uns übereinstimmen. Was halten Sie von ihm? Haben Sie von ihm gehört? Wie ist die allgemeine Anschauung über ihn, und wie ist sein Einfluss?

2. Werden Sie es übernehmen, meine noch nicht übersetzten Sachen ins Deutsche zu übertragen? Wenn ja, so schreiben Sie hierüber Tschertkoff (Gouvernement von Woronesch, Station Rossoscha, an Wladimir Grigorjewitsch Tschertkoff). Er wird Ihnen diejenigen Manuskripte schicken, die er ins Englische übersetzt. Werde ich aber eine neue Arbeit endigen — und Sie sind damit einverstanden, so werde ich sie Ihnen schicken, damit sie gleichzeitig in England und in Deutschland erscheint.

3. Mich interessierten sehr Ihre Beziehungen zu jener Wienerin. Wenn es Ihnen nicht peinlich ist, so erzählen Sie mir davon. Überhaupt alles, was Ihr Privatleben anbetrifft, Ihre Beziehungen zu Ihrer Mutter, zu Ihren Verwandten, zu Ihren Freunden, und wie Sie in materieller Hinsicht Ihr Leben eingerichtet haben. Das alles geht mich sehr nahe an, weil ich Sie sehr lieb gewann. Leo Tolstoi.

[74.] An T. W. Werigin Moskau, 21. November 1895.

Teurer Bruder! J. M. Ireguboff hat mir Ihren Brief an ihn übersandt, und ich habe mich sehr gefreut, als ich ihn las, darüber, dass ich von Ihnen hörte und gleichsam Ihre Stimme vernahm, und ich erkannte, woran Sie denken, wie Sie denken, und wodurch Sie leben. Ich ersehe aus Ihrem Schreiben, dass Sie in der geistigen Welt zu Hause und mit geistigen Fragen beschäftigt sind. Für das Heil des Menschen ist das

aber die Hauptsache, weil der Mensch nur im Geiste frei ist, nur im Geiste das Werk Gottes verrichtet, und der Mensch sich auch nur im Geiste in Gemeinschaft mit Gott fühlt — da Gott ja Geist ist. Die Gedanken, die Sie in Ihrem Briefe darüber zum Ausdruck brachten, dass die lebendige Beziehung den Vorzug habe vor dem toten Buche, haben mir sehr gefallen, und ich teile sie durchaus. Ich schreibe Bücher und deshalb kenne ich den ganzen Schaden, den sie anrichten, ich weiss, wie Menschen, die nicht den Wunsch haben, die Wahrheit aufzunehmen, es fertig bringen, das nicht zu lesen oder nicht zu verstehen, was ihnen gegen den Strich geht und sie entlarvt, — wie sie Geschriebenes falsch auslegen und den Sinn entstellen, wie sie das ja auch mit dem Evangelium taten. Das alles weiss ich, aber gleichwohl halte ich in unserer Zeit das Buch für unentbehrlich. Ich sage: „zu unserer Zeit", im Gegensatz zu den evangelischen Zeiten, als es noch keinen Buchdruck und keine Bücher gab, und die Gedanken nur von Mund zu Munde verbreitet wurden. Damals konnte man ohne Bücher auskommen, weil auch die Feinde der Wahrheit keine Bücher hatten; jetzt aber geht es nicht mehr an, einzig und allein ihren Feinden dieses mächtige Mittel zum Betrug zu überlassen, und es nicht auch für die Wahrheit zu verwenden. Wollte man keinen Gebrauch machen von dem Buch oder dem Brief, um seine eigenen Gedanken andern zu vermitteln oder die Gedanken anderer in sich aufzunehmen, so wäre das ganz ebenso, als wollte man nicht die Kraft seiner Stimme anwenden, um auf einmal vielen Menschen das mitzuteilen, was man zu sagen hat, und als wolle man nicht sein Gehör anwenden, um das zu verstehen, was ein anderer Mensch laut spricht, vielmehr nur die Möglichkeit einer Übermittlung und Aufnahme der Gedanken von Mund zu Mund oder im Flüstertone zugeben. Die Schrift und der Druck haben nur um das tausend- ja hunderttausendfache die Zahl derjenigen Menschen vermehrt, denen derjenige, der seine Gedanken ausdrückt, vernehmbar ist, die Beziehung aber zwischen dem, der sich äussert, und dem, der seine Äusserungen aufnimmt, bleibt die gleiche: Wie bei einer mündlichen Unterhaltung der Hörende das, was man ihm sagt, aufmerksam aufnehmen und verstehen oder ebenso an seinen Ohren vorbeigehen lassen kann, ganz so ist das dem gedruckten Worte gegenüber möglich, und wie derjenige, der ein Buch liest, es durchaus falsch auszulegen vermag, so kann das auch derjenige, der mit seinen Ohren hört; wie man in Büchern — und das sehen wir ja — völlig Überflüssiges und Leeres schreiben kann, ganz genau ebenso kann man solches auch aussprechen. Ein Unterschied besteht freilich, er ist aber bisweilen zugunsten der Mitteilung durch das Wort, bisweilen zugunsten der Mitteilung durch den Druck. Der Vorteil bei der mündlichen Überlieferung besteht darin, dass der Hörer die Seele des Sprechenden erfühlt, dagegen besteht der Nachteil dabei darin, dass sehr häufig ganz leere Schwätzer, wie z. B. Advokaten, denen nur die Gabe des Wortes

ward, die Menschen mit sich fortreissen — nicht durch die Vernünftigkeit ihrer Rede, vielmehr durch die Meisterschaft ihrer Redekunst, und die kommt doch bei dem Buche gar nicht zur Geltung. Ein anderer Vorteil bei der mündlichen Überlieferung besteht darin, dass derjenige, der das Vorgetragene nicht verstand, den Redenden fragen kann, dafür ist aber der Nachteil der, dass solche, die nicht verstehen und sehr häufig absichtlich nicht verstehen, solche Fragen stellen können, die gar nicht nötig sind, — und dadurch unterbrechen sie den Lauf der Gedanken, was gleichfalls beim Buche nicht der Fall ist. Die Nachteile beim Buch bestehen darin, dass erstens das Papier alles erträgt, man jeden Unsinn drucken kann, und das dann so gewaltige Anstrengungen von seiten der Arbeiter in den Papierfabriken und den Druckereien erfordert, was ausgeschlossen ist bei der mündlichen Überlieferung, weil man Unsinn gar nicht anhören wird; zweitens darin, dass die Bücher in gewaltiger Menge gedruckt werden, und die guten Bücher sich im Meere der dummen, leeren und schädlichen Bücher verlieren. Dafür sind aber auch die Vorteile des Druckes ganz gewaltige, und sie bestehen hauptsächlich darin, dass der Kreis der Zuhörer sich um das hundert- ja tausendfache erweitert gegenüber dem Zuhörerkreis bei einer gesprochenen Rede. Und diese Erweiterung des Leserkreises ist nicht deshalb wichtig, weil es der Leser viele werden, vielmehr deshalb, weil unter den Millionen Menschen von verschiedenem Volkstum und verschiedener gesellschaftlicher Lage, denen das Buch zugänglich ist, sich ganz von selber die Gleichgesinnten zusammenfinden und dank dem Buche sich zu einem Einzigen vereinigen, wenn sie auch um tausende von Kilometer voneinander entfernt leben und einander gar nicht kennen, — und dann leben sie durch eine einzige Seele und empfangen geistige Freude und Ermunterung in der Erkenntnis dessen, dass sie nicht allein sind. In einer solchen Gemeinschaft stehe ich jetzt mit Ihnen und mit vielen, sehr vielen Menschen anderer Nationen, die mich niemals gesehen haben, mir dabei aber näher stehen als meine eigenen Söhne und meine Brüder der Blutsverwandtschaft nach. Doch die Haupterwägung zugunsten des Buches besteht darin, dass auf einer gewissen Stufe der Entwicklung der äusseren Lebensbedingungen das Buch, überhaupt der Druck zu einem Mittel der Gemeinschaft der Menschen untereinander ward, und man dieses Mittel deshalb gar nicht verachten darf. Es wurden bereits derartig viel schädliche Bücher geschrieben und verbreitet, dass man diesem Übel nur durch das Buch selber entgegentreten kann. Ein Klotz wird durch einen andern Klotz herausgeschlagen. Christus sagte: „Was ich euch ins Ohr sage, das werdet ihr vom Dach herabschreien.“ Gerade ein solches vom Dach-herab-Schreien ist auch das gedruckte Wort. Das gedruckte Wort bedeutet den Ausdruck ganz der gleichen Zunge, nur dass sie sehr weit reicht, und deshalb bezieht sich auf das gedruckte Wort alles das, was über die Zunge gesagt ward: Mit ihr segnen wir Gott und mit ihr

verfluchen wir die Menschen, die nach Gottes Vorbild geschaffen wurden; und deshalb kann man gar nicht achtsam genug sein auf das, was man spricht und hört, genau ebenso wie auf das, was man druckt und liest. Das alles schreibe ich nicht deshalb, weil ich glaube, Sie dächten anders (aus Ihrem Brief ersehe ich, dass Sie ganz die gleiche Vorstellung hiervon haben), vielmehr deshalb, weil diese Gedanken mir grade in den Kopf kamen, und mich der Wunsch überkam, sie mit Ihnen zu teilen. Ganz besonders gefiel mir in Ihrem Briefe jene Stelle, wo Sie sagen: „Würden wir uns alles dasjenige bewahren, was uns von oben gegeben ward, so wären wir restlos glücklich. Dasjenige aber, was unentbehrlich und berechtigt ist, muss unbedingt in jedem Menschen vorhanden sein und wird unmittelbar von oben herab oder aus sich selber heraus empfangen.“ — Das ist durchaus richtig, und ich habe ganz die gleiche Auffassung vom Menschen. Jeder Mensch würde zweifellos die ganze Wahrheit Gottes wissen, alles das, was er wissen muss, um in diesem Leben das zu erfüllen, was Gott von ihm will, wenn nur diese dem Menschen offenbarte Wahrheit nicht immer wieder verdunkelt würde durch die falschen Auslegungen der Menschen. Und deshalb muss der Mensch, wenn er die göttliche Wahrheit erfassen will, zunächst alle falschen Auslegungen von sich weisen und alle irdischen Verführungen, die ihn zu der Annahme solcher Auslegungen veranlassen. Dann wird nichts bleiben als diese Wahrheit, die sogar kleinen Kindern zugänglich ist, weil sie der Menschenseele entspricht. Die Hauptschwierigkeit beruht aber darin: Wenn man die Lüge von sich weist, darf man nicht zugleich damit auch einen Teil der Wahrheit aufgeben — und ferner darin: Wenn man die Wahrheit darlegt, muss man sich hüten, neue Verirrungen in sie hineinzutragen.

Ich danke Ihnen, lieber Bruder, für den Gruss, den Sie mir sandten. Schreiben Sie mir, wenn Sie nichts daran hindert, nach Moskau. Kann ich Ihnen irgendwie dienstbar sein? Sie werden mich sehr freuen, wenn Sie mir einen Auftrag geben werden. Ich umarme Sie brüderlich. Leo Tolstoi.

[75.] An A. Schkarwan 16. Dezember 1895.

Mein lieber Schkarwan! Ich muss mich sehr vor Ihnen entschuldigen, weil ich so lange nicht auf Ihren Brief und auf Ihre kurzen Schreiben antworte. Mein hohes Alter verursacht — nicht so sehr infolge von Schwäche, wie infolge meiner äusserst schwierig gewordenen Lebensverhältnisse (und das empfinde ich besonders in der Stadt), dass ich immer weniger Zeit habe. Verzeihen Sie mir bitte.

Ihre Schreiben sind in höchstem Grade interessant und bedeutsam. Ich las sie mit Rührung und mit grosser geistiger Freude. Den gleichen Eindruck machen Ihre Briefe auch auf andere. Das deutsche Tagebuch eines Arztes (es ist sehr interessant) ward ins Russische übersetzt, Ihre sonstigen Aufzeichnungen werden vervielfältigt. Tschertkoff

ist hier, und ich übergab ihm alles. Das einzige, was zwar im höchsten Grade beachtenswert, aber zugleich damit nicht ganz verständlich ist, sind Ihre Beziehungen zur Gräfin M. Was hat sie zu Ihnen hingezogen, und was hat sie abgestossen? Schreiben Sie darüber aber nicht, wenn Ihnen das irgend ein Gefühl verbietet. Ihre Aufzeichnungen haben mich deshalb ganz besonders gerührt, weil jetzt in Moskau, im Militärhospital, in der Abteilung für Geisteskranke, unser junger Freund Sullerschizki sitzt, dem Beruf nach Künstler, der ebenso wie Sie sich weigerte, Kriegsdienst zu leisten. Es ist dabei bemerkenswert, dass sich die Behörden zu ihm fast genau so verhalten, wie zu Ihnen in Österreich. Er schrieb Tagebücher während seiner Haft. Ich werde meine Freunde um ein Exemplar davon bitten und sie Ihnen senden. Verblüffend ist bei der Verschiedenheit der äusseren Umstände und der Charaktere die Übereinstimmung des inneren Zustands: der seelischen Bewegungen. Die Nachricht, dass man Sie nicht völlig freiliess, dass Ihnen vielmehr wiederum Dienst oder Kampf bevorsteht, hat mich sehr erschüttert und betrübt. Verzeihen Sie mir bitte, wenn das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, Sie peinlich berührt, ich muss Ihnen das aber sagen: Nämlich, wenn Sie bei der Ihnen bevorstehenden Entscheidung, den Militärdienst anzutreten oder zu verweigern, sich für ersteres entscheiden würden, würde dadurch meine und aller unserer Freunde Achtung und Liebe für Sie nicht um ein Haar geringer werden. In mir persönlich würde eine Seite meiner Seele, diejenige, die Sie ganz einfach in menschlicher Weise liebt wie einen Bruder, sich sehr freuen, wenn sie erfahren würde, dass es ihr nicht bevorsteht für Sie zu leiden, wenn man Sie wiederum quälen wird. Ich bin überzeugt, alle diese Erwägungen haben ein sehr leichtes Gewicht für Menschen, die in ihrem Bewusstsein solche Fragen entscheiden, wie diejenigen, die Sie jetzt entscheiden müssen. Ich wollte aber von der Wagschale auch noch die geringen Gewichtsteile wegnehmen, die in solchen Augenblicken, wenn die Wagschalen hin und her schwanken, durch menschliche Erwägungen und Verführungen die göttliche Entscheidung verhindern können. So leben Sie denn wohl. Ihr Sie brüderlich liebender

Leo Tolstoi.

[76.] An den Amerikaner Crosbee — 12. Januar 1896.

Mein lieber Crosbee! Ich freue mich sehr, von Ihrer Tätigkeit zu erfahren und davon, dass diese Tätigkeit Aufmerksamkeit zu erregen beginnt. Vor 50 Jahren hatte der Aufruf Harrisons über das Nichtwiderstandleisten gegen die Gewalt nur Abkühlung gegen seine Person zur Folge, und die ganze 50jährige Tätigkeit Balloos in derselben Richtung begegnete nur hartnäckigem Schweigen. Mit grosser Freude las ich in der „Voice" die schönen Gedanken amerikanischer Schriftsteller in Hinsicht auf das Problem des Nichtwiderstandleistens gegen die Gewalt. Ich mache hierbei nur eine Ausnahme in Hinsicht

auf die sehr alte, auf nichts begründete und Christus verleumdende Anschauung des Herrn Bemis, der der Ansicht ist, die Vertreibung der Händler aus dem Tempel durch Christus bedeute, dass er mit der Peitsche schlug und seinen Schülern ganz ebenso zu verfahren riet.

Die Gedanken, welche diese Schriftsteller zum Ausdruck brachten, insbesondere H. Newton und G. Herron, sind an sich schön. Man muss aber bedauern, dass diese Gedanken gar nicht auf die Frage antworten, die Christus den Menschen stellte, vielmehr auf die Frage, die an seiner Stelle sogenannte rechtgläubige Kirchenlehrer stellten, die dabei die hauptsächlichsten und gefährlichsten Gegner des Christentums sind. Mr. Higginson sagt, das Gesetz des Nichtwiderstehens gegen die Gewalt sei nicht zulässig als allgemeine Regel. H. Newton sagt, die praktische Folge der Anwendung dieser Lehre Christi werde abhängen von dem Grade des Glaubens, den die Menschen dieser Lehre gegenüber einnehmen werden. Herr S. Martyn behauptet, der Zeitpunkt, in dem wir uns jetzt befinden, sei noch nicht geeignet, um die Lehre vom Nichtwiderstandleisten gegen die Gewalt in Anwendung zu bringen. G. Herrons sagt, um das Gesetz des Nichtwiderstandleistens zu erfüllen, müsse man erst lernen, es im Leben anzuwenden. Das Gleiche sagt Frau Livermore, indem sie annimmt, die Erfüllung des Gesetzes des Nichtwiderstandleistens sei erst in der Zukunft möglich.

Alle diese Anschauungen handeln davon, was für die Menschen die Folge davon sein werde, wenn alle in die Notwendigkeit versetzt wären, das Gesetz des Nichtwiderstandleistens zu erfüllen. Indes, 1. einmal, ist es durchaus unmöglich, alle Menschen zu zwingen, das Gesetz des Nichtwiderstandleistens anzunehmen, 2. aber, wenn dies auch möglich wäre, wäre das die allerschärfste Verneinung ganz des gleichen Grundsatzes, der da aufgestellt wird. Alle Menschen zu zwingen, andern keine Gewalt anzutun! Wer wird denn die Menschen dazu zwingen?

3. Und vor allem — die Frage, die Christus aufstellte, beruht durchaus nicht darin, ob das Nichtwiderstandleisten ein allgemeines Gesetz für die ganze Menschheit sein könne, vielmehr darin, was jeder einzelne Mensch tun muss, um seine Berufung zu erfüllen, — zur Rettung seiner Seele und zum Verrichten des Gotteswerkes, was auf ein- und dasselbe herauskommt.

Die Lehre des Christentums schreibt keinerlei Gesetze allen Menschen vor, es sagt ihnen nicht: „Befolgt Ihr alle, wenn Ihr Strafen vermeiden wollt, diese oder jene Regeln, und Ihr werdet alle glücklich sein“, — das Christentum erklärt vielmehr jedem einzelnen Menschen seine Lage in der Welt und zeigt ihm, was für ihn persönlich unabweisbar daraus folgt. Die Christenlehre sagt jedem einzelnen Menschen, dass, wenn er sein Leben als Selbstzweck und als Ziel seines Lebens das irdische Wohl seiner Persönlichkeit oder der Persönlichkeit anderer Menschen anerkennt, dass dann sein Leben gar keinen vernünftigen

Sinn haben kann, weil dieses Heil, das hier zum Lebensziel gesetzt wird, niemals erreicht werden kann, weil 1. alle Geschöpfe nach den Gütern des irdischen Lebens streben, und diese Güter stets von den einen Geschöpfen auf Kosten anderer erworben werden, so dass jeder einzelne Mensch das erstrebte Heil nicht empfangen kann, vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach er sogar im Kampfe um dies unerreichbare Heil noch viel unnötige Leiden erdulden muss; 2. deshalb, weil, wenn der Mensch auch die irdischen Güter erlangt, sie ihn um so weniger befriedigen werden, je mehr er von ihnen erwirbt, und er um so mehr neue hinzuzugewinnen wünschen wird; 3. aber und vor allem deshalb, weil, je länger der Mensch lebt, um so unausweichlicher ihm Alter, Krankheiten und endlich der Tod nahen, welche die Möglichkeit irgend welchen irdischen Heiles vernichten.

Wenn demnach der Mensch sein Leben als sein Eigentum, und als Ziel seines Lebens irdisches Heil erfasst, das eigene, oder dasjenige anderer, so kann dieses Leben keinerlei vernünftigen Sinn für ihn haben. Den erlangt das Leben nur dann, wenn der Mensch begreift, dass die Anerkennung des eigenen Lebens als persönliches Eigentum und des Lebenszweckes im irdischen Heil der Persönlichkeit, der eigenen oder anderer, dass dies ein Irrtum ist, und dass das Leben des Menschen nicht ihm gehört, der es von irgendwem erhielt, vielmehr Demjenigen, Der dieses Leben erzeugte, und deshalb auch sein Ziel nicht darin liegen kann, dass man das eigene Wohl oder das Wohl anderer verwirklicht, vielmehr nur darin, dass man den Willen Dessen erfüllt, Der es schuf. Nur bei einer solchen Auffassung des Lebens erlangt es vernünftigen Sinn, und wird sein Ziel, das dann im Erfüllen des Willen Gottes besteht, erreichbar, und vor allem: nur bei einer solchen Auffassung wird die Tätigkeit des Menschen deutlich bestimmt, und unterliegt er nicht mehr der bei der früheren Lebensauffassung unvermeidlichen Verzweiflung und dem damit verbundenem Leiden.

„Die Welt und ich in ihr“ sagt ein solcher Mensch zu sich selber, „wir sind da nach dem Willen Gottes. Die ganze Welt und meine Beziehungen zu ihr vermag ich nicht zu begreifen, dasjenige aber, was Gott von mir will, der mich in diese, der Zeit und dem Raume nach unbegrenzte und deshalb meinem Verstande unzugängliche Welt sandte, das kann ich wohl wissen, denn das ward mir offenbar: sowohl in der Überlieferung, d. h. in dem Inbegriff alles dessen, was die besten Menschen der Welt, die vor mir lebten, als vernünftig ansahen, als auch in meiner Vernunft und in meinem Herzen, d. h. in dem Hinstreben meines ganzen Lebens.

„In der Überlieferung alles dessen, was den Inbegriff der Weisheit der besten Menschen ausmacht, die vor mir lebten, ward mir gesagt, dass ich mich zu den anderen Menschen so verhalten müsse, wie ich wünschte, dass die andern sich zu mir verhielten; die Vernunft sagt mir,

das höchste Heil der Menschen sei nur dann möglich, wenn alle Menschen ganz ebenso verfahren würden.

„Mein Herz ist nur dann ruhig und freudig, wenn ich mich dem Gefühl der Liebe zu den Menschen hingebe, das ganz das Gleiche von mir verlangt. Und ich vermag dann nicht nur zu erkennen, was ich tun muss, ich vermag vielmehr auch die Aufgabe zu erkennen und zu erfüllen, zu der meine Tätigkeit nötig und vorherbestimmt ist.

„Das ganze Gotteswerk, das, wofür die Welt da ist und lebt, kann ich nicht erfassen, dasjenige Gotteswerk aber, das in dieser Welt vollendet wird, und an dem ich teilnehme mit meinem Leben, ist mir wohl zugänglich. Dieses Werk ist die Vernichtung der Zwietracht und des Kampfes zwischen den Menschen und den andern Wesen, und die Herstellung der höchstmöglichen Einheit, Eintracht und Liebe zwischen ihnen; dieses Werk ist die Verwirklichung dessen, was die jüdischen Propheten versprachen, indem sie sagten, es werde eine Zeit kommen, wo alle Menschen die Wahrheit erkennen, die Lanzen in Sicheln und die Schwerter in Pflugscharen umarbeiten, und der Löwe neben dem Lämmchen liegen werde.“

Demnach weiss ein Mensch von christlicher Weltauffassung nicht nur, wie er im Leben handeln muss, er weiss vielmehr auch, was er im Leben zu tun hat.

Er hat das zu tun, was die Errichtung des Gottesreiches in dieser Welt fördert. Um dies aber zu tun, muss der Mensch die inneren Forderungen des Willen Gottes erfüllen, d. h. sich in Liebe zu den andern so verhalten, wie er wünschte, dass sie sich zu ihm verhielten. Demnach stehen die inneren Forderungen der Seele des Menschen in voller Eintracht mit demjenigen äussern Ziel des Lebens, das vor ihm steht.

Und dabei, während doch für einen Menschen von christlicher Weltauffassung so klar und zweifellos von beiden Seiten aus der Hinweis darauf vorliegt, worin der Sinn und das Ziel des Menschenlebens besteht, und wie der Mensch verfahren soll, was er tun muss, und was er nicht tun darf, — treten noch Leute auf, die sich Christen nennen und dabei behaupten, unter den und den Umständen müsse der Mensch von dem ihm gegebenen Gesetze Gottes und dem Hinweis der allgemeinen Aufgabe des Lebens abweichen und entgegenhandeln sowohl dem ihm gegebenen Gesetze, wie der allgemeinen Lebensaufgabe, weil, nach ihren sophistischen Schlüssen, die Folgen der Taten, die nach dem von Gott gegebenen Gesetze geschähen, unvorteilhaft oder unbequem für die Menschen sein könnten.

Nach christlicher Lehre ist der Mensch ein Arbeiter Gottes. Der Arbeiter kennt nicht das ganze Werk seines Arbeitgebers, ihm ist aber jenes nächste Ziel offenbar, das durch seine eigenen Bemühungen erreicht wird, und es wurden ihm auch ganz bestimmte Hinweise darüber gegeben, was er nicht tun darf, — insbesondere ward ihm klar gemacht, was er deshalb nicht tun darf, um nicht demjenigen

Ziele entgegenzuhandeln, zu dessen Verwirklichung er an die Arbeit geschickt ward. In allem übrigen hingegen ward ihm volle Freiheit gelassen, und deshalb ist für einen Menschen, der sich die christliche Lebensauffassung zu eigen machte, der Sinn seines Lebens durchaus klar und vernünftig, und er kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wie er im Leben verfahren muss, und was er zu tun hat, um die Berufung seines Lebens zu erfüllen.

Nach dem sowohl in der Überlieferung als in der Vernunft, als auch im Herzen dem Menschen gegebenen Gesetze soll er sich stets zu den andern so verhalten, wie er wünscht, dass man sich zu ihm verhalte; er soll die Verwirklichung der Liebe und Eintracht zwischen den Geschöpfen fördern; dagegen soll nach der Behauptung jener weitsichtigen Menschen der Welt der Mensch, bevor es ihrer Meinung nach noch nicht an der Zeit ist, das Gesetz zu erfüllen, ruhig seinen Mitmenschen vergewaltigen, der Freiheit berauben, ermorden, und dadurch nicht die Vereinigung der Menschen in Liebe fördern, vielmehr ihre Gereiztheit und Erbitterung gegeneinander. Das ist ebenso, wie wenn ein Maurer, dem eine ganz bestimmte Arbeit übertragen ward, und der weiss, dass er mit andern zusammen an dem Bau eines Hauses beschäftigt ist, und der dabei von seinem Arbeitgeber die ganz klare und zweifellose Anordnung erhielt, eine Mauer zu errichten — von ebensolchen Arbeitern, wie er selber einer ist, die mit dem Bau nach dem allgemeinen Plan beschäftigt sind, mit dem, was für die gemeinsame Sache nützlich ist, den Befehl erhalten würde, mit dem Bau der Mauer aufzuhören und die Arbeit der anderen zu zerstören.

Ein erstaunlicher Irrtum! Ein Geschöpf, das heute atmet und morgen dahin ist, und dem ein einziges, ganz bestimmtes und zweifelloses Gesetz darüber gegeben ward, wie es seine kurze Lebenszeit zubringen soll, dieses Geschöpf bildet sich ein, es wisse das, was zu gleicher Zeit allen Menschen und der ganzen Welt nötig und nützlich sei, jener Welt, die sich unaufhörlich bewegt und entfaltet. Und im Namen dieses Nutzens, den sich jeder in seiner Art vorstellt, schreibt er sich selber und den andern vor, zeitweilig von dem ihm und allen Menschen gegebenem Gesetz abzuweichen und nicht mit allen so zu verfahren, wie er wünschen würde, dass man sich zu ihm selber verhalte, nicht die Liebe in diese Welt zu tragen, vielmehr Mitmenschen zu vergewaltigen, der Freiheit zu berauben, zu strafen, zu ermorden und Streit und Verbitterung dann in die Welt zu tragen, wenn wir der Ansicht sind, dass dies nützlich sei. Und die Vorschrift, so zu verfahren, geschieht, trotzdem man weiss, dass die entsetzlichsten Grausamkeiten, Quälereien und Ermordungen von Menschen, von der Inquisition, der Todesstrafe und den entsetzlichen Taten aller Revolutionen bis zu den jetzigen Viehischkeiten der Anarchisten und ihrer Ermordung, nur deshalb erfolgten und erfolgen, weil die Menschen annehmen, sie wüssten das, was allen Menschen und der Welt nötig ist;

— das alles geschieht, trotzdem man weiss, dass in jedem gegebenen Augenblick es stets zwei einander entgegengesetzte Parteien gibt, von denen jede behauptet, man müsse der andern gegenüber Gewalt anwenden: Die Anhänger des Staates gegen die Anarchisten, die Anarchisten gegen die Anhänger des Staates, die Engländer gegen die Amerikaner, die Amerikaner gegen die Engländer, die Engländer gegen die Deutschen usw. In allen möglichen Veränderungen und Umsetzungen.

Aber nicht nur, dass ein Mensch von christlicher Lebensauffassung bei einiger Überlegung klar einsieht, dass für ihn keinerlei Veranlassung vorliegt, von dem ihm deutlich gewiesenen Gebote Gottes deshalb abzuweichen, um zufälligen, schwankenden, häufig widerspruchsvollen menschlichen Forderungen Gehorsam zu leisten — ein solcher Mensch kann vielmehr, wenn er bereits einige Zeit ein christliches Leben führt und in sich die sittliche Empfindlichkeit eines Christen entwickelte, schon nicht mehr einzig und allein seiner Überlegung, vielmehr buchstäblich seiner Empfindung nach nicht so handeln, wie das die Menschen von ihm verlangen.

Wie es für viele Menschen unserer Welt ganz unmöglich ist, ein Kind zu foltern oder zu töten — könnte auch eine solche Folterung hunderte anderer Menschen retten, ganz ebenso wird es für einen Menschen, der in sich die Empfindlichkeit eines christlichen Herzens grosszog, ganz unmöglich, eine ganze Reihe von Taten zu verüben. Wenn z. B. ein Christ zur Teilnahme an einem Gericht genötigt wird, wo ein Mensch zum Tode verurteilt werden kann, zur Teilnahme bei Prozessen, wo es sich um gewaltsame Abnahme von Eigentum handelt, bei Unterhandlungen über eine Kriegserklärung oder bei der Vorbereitung zu einem Kriege — schon ganz zu schweigen von dem Krieg selber —, so befindet er sich in ganz der gleichen Lage, in der sich ein guter Mensch befinden würde, wenn man ihn nötigen würde, ein Kind zu martern oder zu morden. Er urteilt nicht aus Vernunftsgründen, dass er das nicht darf, er vermag ganz einfach gar nicht das zu tun, was man von ihm verlangt. Denn für einen Menschen besteht ganz ebenso eine sittliche Unmöglichkeit, gewisse Taten zu verüben, wie es eine physische Unmöglichkeit für ihn gibt. Ebenso wie es einem Menschen unmöglich ist, einen Berg aufzuheben, ebenso wie es einem guten Menschen unmöglich ist, ein Kind zu töten, so ist es auch einem Menschen, der ein christliches Leben führt, ganz unmöglich, an irgend einer Gewalttat Anteil zu nehmen. Was für eine Bedeutung vermag aber für einen solchen Menschen der Gedanke daran zu haben, dass er für irgend ein nur vorgestelltes Heil das tun soll, was für ihn bereits sittlich unmöglich war?

Wie soll aber denn ein Mensch handeln, wenn es für ihn offensichtlich ist, dass ein Schaden daraus hervorgeht, wenn er dem Gesetz der Liebe folgt und dem aus ihm hervorgehenden Gesetze des Nichtwiderstandleistens? Wie soll ein Mensch verfahren, — das ist das

stets angeführte Beispiel — wenn vor seinen Augen ein Räuber ein Kind mordet oder vergewaltigt, und er das Kind nicht anders zu retten vermag, als wenn er den Räuber tötet?

Augenscheinlich wird angenommen, dass, wenn man ein solches Beispiel aufstellt, die Antwort auf diese Frage keine andere sein kann als die, man müsse den Räuber töten, um das Kind zu retten. Diese Antwort wird aber doch nur deshalb mit solcher Entschiedenheit und in solcher Eile erteilt, weil wir nicht nur alle daran gewöhnt sind, derart vorzugehen im Falle der Verteidigung eines Kindes, vielmehr auch daran, so zu verfahren, wenn das Nachbarreich auf Kosten unseres Reiches seine Grenzen erweitert, oder wenn über die Grenze Spitzen eingeführt werden, oder sogar falls es sich nur um den Schutz der Früchte unseres Gartens handelt, vor dem Diebstahl durch Vorübergehende.

Es wird angenommen, man müsse unbedingt einen Räuber töten, um ein Kind zu retten; man braucht aber doch nur darüber nachzudenken, auf welcher Grundlage ein Mensch so verfahren darf, sei er Christ oder Nichtchrist, um sich zu überzeugen, dass dieses Vorgehen keinerlei vernünftige Grundlagen hat, und nur deshalb als unerlässlich gilt, weil vor 2000 Jahren eine solche Tat für gerecht galt, oder die Menschen gewöhnt waren, so zu verfahren. Wozu aber wird ein Nichtchrist, der Gott nicht anerkennt und den Sinn des Lebens demnach nicht in der Erfüllung Seines Willens erblickt, bei der Beschützung eines Kindes einen Räuber töten? Schon ganz zu schweigen davon, dass, wenn er den Räuber tötet, er ganz bestimmt einen Mord verübt, während er bis zur letzten Minute noch gar nicht mit Bestimmtheit zu wissen vermag, ob der Räuber das Kind getötet hätte oder nicht, ich spreche schon gar nicht von der Unrichtigkeit, die darin liegt: dass niemand entscheiden kann, dass das Leben dieses Kindes nötiger ist als das Leben dieses Räubers.

Wenn ja ein Mensch nicht christlich gesinnt ist, Gott nicht anerkennt und den Sinn seines Lebens nicht in der Erfüllung Seines Willens erblickt, so kann ihn bei der Wahl seiner Taten einzig und allein Berechnung leiten, d. h. Vorstellungen davon, was vorteilhafter sei für ihn oder für alle Menschen: Dass das Leben des Räubers fortdauere oder das Leben des Kindes. Um dies aber zu entscheiden, muss er wissen, was aus dem Kinde werden wird, das er rettet, und was aus dem Räuber werden würde, den er tötet, wenn er ihn nicht töten würde. Das kann er aber gar nicht wissen, und deshalb, wenn dieser Mensch kein Christ ist, hat er keinerlei vernünftige Rechtfertigung dafür, um durch den Tod des Räubers ein Kind zu retten. Ist aber dieser Mensch ein Christ und erkennt er deshalb Gott an, und erblickt er den Sinn seines Lebens im Erfüllen Seines Willens, so könnte ein noch so schrecklicher Räuber über ein noch so unschuldiges und noch so schönes Kind herfallen, er hätte noch weniger Veranlassung, von dem Gesetz abzu-

weichen, das ihm von Gott gegeben ward, und dem Räuber das zu tun, was der Räuber dem Kinde tun will; er kann den Räuber anflehen, er kann seinen Leib stellen zwischen den Räuber und sein Opfer, eines aber kann er durchaus nicht: Bewusst abweichen von dem ihm von Gott gegebenen Gesetze, dessen Erfüllung den Sinn seines Lebens ausmacht. Es kann sehr leicht sein, dass er seiner schlechten Erziehung, seiner menschlichen Tierischheit nach, ob er nun ein Heide oder ein Christ ist, den Räuber töten wird nicht nur zum Schutze des Kindes, vielmehr sogar zum Schutze seiner eigenen Person oder selbst zum Schutze seines Geldbeutels, das wird aber auf keine Weise bedeuten, dass man dies tun muss, dass man sich selber und die anderen lehren darf anzunehmen, dies sei so nötig.

Das wird vielmehr nur das Eine zum Ausdruck bringen, dass, ungeachtet aller äusseren Bildung und des Christentums, die Gewohnheiten der Steinzeit noch so mächtig im Menschen leben, dass er imstande ist, Taten zu verrichten, die er bereits mit Bewusstsein verneint.

Der Räuber tötet vor meinen Augen ein Kind, und ich vermag es zu retten, wenn ich den Räuber töte — demnach muss man sich bei ganz bestimmten Fällen dem Übel mit Gewalt widersetzen. Ein Mensch befindet sich in Lebensgefahr und kann nur durch meine Lüge gerettet werden — demnach muss man in gewissen Fällen auch lügen. Ein Mensch stirbt vor Hunger und ich kann ihn nicht anders retten, als wenn ich einen Diebstahl verübe — demnach muss man in gewissen Fällen auch stehlen!

Unlängst las ich eine Erzählung von Coppet, wo ein Bursche seinen Offizier tötet, der sein Leben versichert hatte, und damit rettet er, der Bursche, die Ehre des Offiziers und das Leben seiner Familie. Demnach muss man in gewissen Fällen töten.

Derartige ausgedachte Fälle und die aus ihnen abgeleiteten Schlussfolgerungen beweisen nur das eine, dass es Menschen gibt, die zwar sehr wohl wissen, dass es böse ist, zu stehlen, zu lügen und zu morden, die aber eine solche Unlust empfinden, damit aufzuhören, dass sie alle Kräfte ihres Verstandes darauf richten, solche Taten zu rechtfertigen. Es gibt keine einzige sittliche Vorschrift, der gegenüber man nicht imstande wäre, eine solche Lage auszudenken, bei der es schwer ist, zu entscheiden, was sittlicher ist: von der Regel abzuweichen oder sie zu erfüllen. Das Gleiche gilt auch von der Frage des Nichtwiderstandleistens der Gewalt durch Gewalt: die Menschen wissen, dass das schlecht ist, sie hegen aber einen so heftigen Wunsch auf der Grundlage von Vergewaltigung zu leben, dass sie alle Kräfte ihres Verstandes nicht dazu verwenden, jenes ganze Übel, welches die Anerkennung des Rechtes für einen Menschen, über einen andern Gewalt auszuüben, mit sich bringt und mit sich brachte, aufzuklären, vielmehr dazu, dieses Recht zu schützen. Derartige ausgedachte Fälle beweisen indes keines-

wegs, dass die Gebote, man dürfe nicht lügen, nicht stehlen und nicht morden, unrichtig sind.

„Tue, was du musst, und möge daraus werden, was da will." Das ist der Ausdruck einer tiefen Weisheit. Was ein jeder von uns tun muss, das weiss ein jeder ganz gewiss, was sich aber ereignen wird, das kann niemand von uns wissen, und weiss auch niemand. Und deshalb werden wir schon nicht nur dadurch, dass wir unsere Pflicht tun müssen, dazu hingeführt, vielmehr auch dadurch, dass wir wissen, was wir sollen, aber durchaus nicht wissen, was geschehen und aus unseren Taten hervorgehen wird.

Die Christenlehre ist die Lehre davon, was der Mensch tun muss, um den Willen Dessen zu erfüllen, Der ihn ins Leben sandte. Die Überlegung aber, welche Folgen wir bei diesen oder jenen Taten der Menschen annehmen, hat nicht nur gar nichts mit dem Christentum gemein, das ist vielmehr gerade jene Verirrung, die durch das Christentum beseitigt wird.

Jenen vorgestellten Räuber mit jenem vorgestellten Kinde hat noch niemand jemals gesehen, aber alle Entsetzlichkeiten, welche die Geschichte und die Gegenwart erfüllen, wurden nur deshalb verübt, und geschehen nur deshalb, weil die Menschen glauben, sie seien imstande, die Folgen, die aus ihren Taten hervorgehen können, vorauszusehen.

Woran liegt denn eigentlich die Sache? Die Menschen lebten vordem ein tierisches Leben und vergewaltigten und mordeten alle diejenigen, die zu morden und zu vergewaltigen ihnen vorteilhaft vorkam, sie frassen sogar einander auf und glaubten, dies sei gut so. Dann kam eine Zeit, da erstand in den Menschen, schon vor Jahrtausenden, schon zu Moses Zeiten, das Bewusstsein, dass es schlecht sei, einander Gewalt anzutun und einander zu morden. Es gab aber Leute, denen die Vergewaltigung vorteilhaft schien, und sie erkannten das nicht an und redeten sich selber und ihren Mitmenschen ein: zu vergewaltigen und zu töten sei nicht stets schlecht, es gebe vielmehr Fälle, in denen dies nötig, nützlich und sogar gut sei. Und Vergewaltigungen und Mordtaten, wenn auch nicht mehr so oft und mit solcher Grausamkeit, geschehen immer noch — nur mit dem Unterschied, dass diejenigen, welche sie verübten, sie zu rechtfertigen suchten durch den Nutzen für die Allgemeinheit. Gerade diese verlogene Rechtfertigung der Gewalt hat auch Christus entlarvt: Er bewies: Da ja jede Gewalttat gerechtfertigt werden könne, wie das auch vorkommt, wenn zwei Feinde einander Gewalt antun und beide ihre Gewalttat für gerechtfertigt halten, und da es keinerlei Möglichkeit gibt, nachzuprüfen, ob dieser oder jener Recht habe, so dürfe man keinerlei Rechtfertigungen der Gewalttat Glauben schenken und unter keinem Vorwand, wie das schon von Anfang an von der Menschheit erkannt worden war, jemals Gewalt ausüben.

Man sollte meinen, Menschen, die das Christentum verkünden, müssten allen Eifer daran setzen, diesen Betrug zu entlarven, weil in der Entlarvung dieses Betruges eine der hauptsächlichsten Offenbarungen des Christentums beruht. Es kam aber ganz anders: Menschen, denen Gewalttaten zu verüben vorteilhaft war, und die keine Lust hatten, hierauf zu verzichten, nahmen für sich das ausschliessliche Recht in Anspruch, das Christentum zu predigen, und bei dieser Predigt behaupteten sie: da es ja Fälle gebe, bei denen die Nichtanwendung der Gewalt grösseres Übel bewirke, als ihre Anwendung (der vorgestellte Räuber, der das vorgestellte Kind tötet), so brauche man der Lehre Christi von dem Nichtwiderstandleisten der Gewalt durch Gewalt nicht durchaus zu folgen, man dürfe vielmehr von dieser Lehre abweichen, wenn es sich um den Schutz des eigenen Lebens handle oder des Lebens anderer, um den Schutz des Vaterlandes, um die Verteidigung der Gesellschaft gegen Verrückte und Übeltäter und noch in vielen andern Fällen. Die Entscheidung aber darüber, in welchen Fällen man eigentlich die Lehre Christi abändern müsse, ward jenen selben Menschen überlassen, welche die Gewalt anwendeten. Demnach erwies sich die Lehre Christi: Man dürfe sich der Gewalt nicht mit Gewalt widersetzen, als völlig beseitigt. Und was am allerschlechtesten war: gerade dieselben, welche Christus entlarvt hatte, begannen sich für die einzigen Verkündiger und Ausleger seiner Lehre hinzustellen. Das Licht leuchtet aber im Finstern, und die falschen Propheten des Christentums wurden wiederum entlarvt — durch seine Lehre.

Man kann daran denken, die Welt nach unserem Geschmack auszugestalten, niemand kann dem ein Hindernis in den Weg legen. Man kann das tun, was einem vorteilhaft und angenehm ist, und dazu Gewalt über Menschen ausüben unter dem Vorwand, es handle sich um das Heil der Menschheit. Man kann aber durchaus nicht behaupten, dass, wenn wir so tun, wir die Lehre Christi verkündigen — denn Christus hat gerade diesen selben Betrug entlarvt. Die Wahrheit wird früher oder später an den Tag kommen und die Betrüger entlarven, wie das ja auch jetzt schon vorkommt.

Wird nur die Frage über das Menschenleben richtig gestellt, so, wie sie Christus stellte, und nicht so, wie sie durch die Lehren der Kirchen entstellt ward, — dann brechen schon ganz von selber alle die Truggebilde ein, womit die Kirchen die Lehre Christi belasteten. Die Frage ist ja nicht die, ob es für die menschliche Gesellschaft gut oder schlecht sein werde, wenn die Menschen dem Gesetze der Liebe folgen und dem aus ihm hervorgehenden Gesetze des Nichtwiderstandleistens, — vielmehr darum handelt es sich: Willst du — ein Geschöpf, das heute noch lebt, morgen aber und jeden Augenblick mehr und mehr abstirbt — willst du sogleich, noch in diesem Augenblick, den Willen Dessen erfüllen, Der dich hierher gesandt hat, und ihn deutlich ausdrückte, sowohl in der Überlieferung, wie in deiner Ver-

nunft und in deinem Herzen, oder willst du das tun, was diesem Willen entgegengesetzt ist? Und sobald nur diese Frage so gestellt ist, kann es nur eine einzige Antwort auf sie geben: ich will sogleich, noch in diesem Augenblick, ohne irgendwie zu zögern, oder irgend etwas zu erwarten, und ohne mit den Folgen zu rechnen, die mir daraus hervorzugehen scheinen, nach Massgabe meiner Kräfte das erfüllen, was mir einzig und allein zweifellos von Demjenigen befohlen ward, Der mich in die Welt sandte, und in keinem Fall, unter keinen Umständen will und kann ich das tun, was dem entgegengesetzt ist: denn nur hierin beruht die einzige Möglichkeit eines vernünftigen, dem Unglück nicht unterliegenden Lebens für mich.

[77.] An den Redakteur einer Deutschen Zeitschrift 12. Oktober 1896.

Sie schreiben, die Menschen könnten auf keine Weise begreifen, dass die Ausübung eines Staatsdienstes unvereinbar sei mit dem Christentum.

Ganz ebenso vermochten die Menschen lange Zeit hindurch nicht zu verstehen, dass die Unduldsamkeit, die Inquisition, die Sklaverei unvereinbar sind mit dem Christentum; es kam aber die Zeit, und auch dies ward begreiflich, und so wird auch die Zeit kommen, da wird man begreifen: zunächst, dass der Kriegsdienst unvereinbar ist mit dem Christentum (das hat schon begonnen), und dann, dass überhaupt auch der Staatsdienst nicht in Einklang zu bringen ist mit der christlichen Lehre.

Schon vor 50 Jahren hat der sehr wenig bekannte aber äusserst bedeutende amerikanische Schriftsteller Thoreau ganz klar nicht nur in seinem schönen Aufsatz „Über die Pflicht des Menschen, der Regierung nicht zu gehorchen", diese Unmöglichkeit zum Ausdruck gebracht, er hat auch durch die Tat ein Beispiel solches Sichnichtfügens gegeben. Er weigerte sich, die von ihm verlangten Steuern zu zahlen, da er nicht wünschte, Helfer und Mitwirkender an einem Staatswesen zu sein, das die Sklaverei zu einer gesetzlichen Einrichtung gemacht hatte. Und dafür ward Thoreau ins Gefängnis geworfen.

Er hatte sich geweigert, dem Staat die Steuern zu zahlen. Es versteht sich von selber, dass auf derselben Grundlage der Mensch auch nicht dem Staate dienen kann, wie Sie das so schön ausgedrückt haben in Ihrem Brief an den Minister: Sie hielten es für unvereinbar mit der sittlichen Würde eines Menschen, Ihre Arbeit einer solchen Einrichtung zu widmen, die das Vorbild gesetzlichen Menschenmordes und Raubes gibt.

Thoreau sagte dies, soweit ich mich entsinne, als erster, vor 50 Jahren. Damals gab niemand acht auf seine Weigerung und auf seinen Aufsatz — so seltsam schien dies. Man erklärte das durch Überspanntheit. Ihre Weigerung hat aber bereits Aufsehen erregt, und wie stets, wenn neue Wahrheiten zum Ausdruck gelangen, wunderte

man sich in doppelter Hinsicht: 1. darüber, dass ein Mensch so seltsame Dinge spricht, und dann darüber, dass man selber nicht längst schon ganz das Gleiche erriet, was dieser Mensch aussprach — so offensichtlich und zweifellos ist es.

Solche Wahrheiten, wie diejenige, dass ein Christ nicht Soldat sein kann, d. h. nicht Mörder, und dass er auch nicht Diener sein kann einer solchen Einrichtung, die sich durch Gewalt und Mord aufrechterhält, sind so zweifellos, so einfach und so unabweisbar, dass, damit die Menschen sich solches aneignen, es durchaus nicht irgendwelcher Überlegungen noch Beweise, noch schöner Reden bedarf, man muss vielmehr nur unaufhörlich diese Dinge wiederholen, damit die Mehrheit der Menschen sie zu Ohren bekommt und begreift.

Die Wahrheiten, dass ein Christ nicht Teilhaber sein kann am Morden, oder dass er nicht dienen und keinen Gehalt in Empfang nehmen darf, der mit Gewalt bei den Armen eingetrieben wird, von den Vorgesetzten von Mördern eingesammelt ward, sind so einfach und unbestreitbar, dass jeder, dem solches zu Ohren kommt, damit einverstanden sein muss; und wenn er, nachdem er das vernahm, trotzdem fortfährt, im Gegensatz zu diesen Wahrheiten zu handeln, so geschieht das nur deshalb, weil er sich daran gewöhnte, ihnen entgegenzuhandeln, weil es ihm schwer fällt, sich selber umzukrempeln, und weil die Mehrzahl ganz ebenso verfährt wie er, so dass, wenn er dieser Wahrheit nicht folgt, er dadurch durchaus nicht die Achtung der Mehrzahl der geachtetsten Menschen einbüsst.

Hier geschieht ganz dasselbe in Hinsicht auf das Vegetariertum. „Der Mensch kann leben und gesund bleiben, ohne dass er zu seiner Nahrung Tiere zu töten braucht; wenn er demnach Fleisch isst, so fördert er den Mord von Tieren einfach um der Lust seines Geschmackes zu fröhnen. So zu handeln ist unsittlich!“ Das ist so einfach und zweifellos, dass man dem gar nicht widersprechen kann. Weil aber die Mehrzahl der Menschen noch Fleisch essen, so halten diejenigen, denen eine solche Überlegung zu Ohren kommt, dies zwar für richtig und sagen lachend sofort schon: „Gleichwohl ist ein gutes Stück Beefsteak — eine gute Sache, und ich werde es noch heute mit Vergnügen zu Mittag essen.“ Ganz genau so verhalten sich jetzt die Offiziere und Beamten zu den Gründen über die Unvereinbarkeit des Christentums und der Humanität mit dem Soldaten- und Beamtendienst. „Ja, das ist natürlich richtig“, wird so ein Beamter sagen, „aber gleichwohl ist es angenehm, die Uniform zu tragen, Achselstücke zu haben, auf die hin man uns überall durchlässt und uns Achtung erweist, und noch angenehmer ist es, ohne von irgendwelchen Zufälligkeiten abzuhängen, mit zweifelloser Sicherheit jeden Ersten des Monats seinen Gehalt zu bekommen. Obgleich Ihre Anschauung richtig ist, werde ich gleichwohl bemüht sein, Gehaltszulage und Pension zu erlangen“. Diese Überlegung wird also für richtig gehalten; aber

erstens, um ein Beefsteak zu essen, braucht man nicht selber den Ochsen zu töten, er ward vielmehr bereits getötet, und Steuern einzusammeln, und Feinde zu töten braucht man auch nicht selber, denn die Steuern wurden bereits eingesammelt, und ein Heer ist sowieso vorhanden; zweitens aber haben die Mehrzahl aller Menschen diese Auffassung noch gar nicht vernommen und wissen gar nicht, dass es unschön ist, so zu verfahren, und deshalb braucht man noch nicht auf ein schmackhaftes Beefsteak zu verzichten, noch auf die in so vieler Hinsicht angenehme Uniform, die Orden und vor allem — den sicheren monatlichen Gehalt: „Später wird man dann zusehen."

Diese ganze Sache hält sich nur dadurch, dass die Menschen noch gar nicht solche Besinnungen vernommen haben, die ihnen die Ungerechtigkeit und das Verbrecherische ihrer Lebensführung beweisen, und deshalb muss man unaufhörlich wiederholen: „Karthago muss zerstört werden", und Karthago wird unbedingt zerstört werden.

Ich sage nicht, dass der Staat und seine Macht zusammenbrechen werden — er wird noch nicht so rasch auseinanderfallen: noch gibt es allzu viele rohe Elemente in der Masse, die ihn stützen, — vernichtet werden wird aber die christliche Stütze des Staates, d. h. die Anhänger der Gewalt werden aufhören, seine Autorität durch die Heiligkeit des Christentums zu rechtfertigen. Die Anhänger der Gewalt werden eben Gewaltausübende sein und weiter gar nichts. Und wenn dem so sein wird, dann können sie sich schon nicht mehr hinter einem vermeintlichen Christentum verbergen, und dann wird auch das Ende jeder Gewaltsamkeit nahe sein.

So lasst uns denn uns bemühen, den Eintritt dieses Endes zu beschleunigen. „Karthago muss zerstört werden" —. Der Staat ist Vergewaltigung, das Christentum ist Demut, Nichtwiderstandleisten, Liebe, und deshalb kann der Staat nicht Christus sein, und darf ein Mensch, der Christ sein will, dem Staate nicht dienen. Der Staat kann gar nicht christlich sein. Ein Christ kann nicht dem Staate dienen, der Staat kann gar nicht usw.

Das ist seltsam — zu der Zeit, als Sie mir schrieben von der Unvereinbarkeit einer staatlichen Tätigkeit mit dem Christentum, schrieb ich fast über das gleiche Thema einen langen Brief einer meiner Bekannten. Hiermit sende ich Ihnen diesen Brief. Halten Sie es für nötig, so drucken Sie ihn ab.

[78.] An M. A. Sopotzko 16. März 1896.

Ich erhielt und erhalte immer noch Ihre zahllosen Briefe, mein teurer M. A., und ich möchte Ihnen ausführlich antworten auf denjenigen, der für mich der wichtigste ist. Ihnen zu antworten auf Ihre falschen Vermutungen: 1) ich zürnte Ihnen, 2) ich sei der Ansicht, unser Leben endige hier, 3) ich könnte und müsse mich um Geldunterstützung für einzelne Menschen bekümmern (die Sie aus Millionen ganz eben-

solcher Menschen auswählten, die mich umgeben) — halte ich für überflüssig, denn die Entgegnungen hierauf habe ich im Voraus in meinen Schriften mit solcher Genauigkeit gegeben, wie ich überhaupt imstande bin. (Die Sammlung meiner Schriften sende ich Ihnen.) Diese Entgegnungen befinden sich, wie Sie wissen, in denjenigen Schriften von mir, die von der Zensur nicht gestattet wurden.

Ihnen zu zürnen vermag ich aber vor allem deshalb nicht, weil ich Sie liebe. Und gerade deshalb möchte ich Ihnen gar sehr beistehen in der schweren und gefährlichen Lage, in der Sie sich befinden. Ich meine dabei Ihr Verlangen, sich zu dem Kirchenglauben zu hypnotisieren. Das ist sehr gefährlich, denn bei solcher Selbsthypnose geht das Wertvollste verloren, was der Mensch hat — seine Vernunft

Ich will von vorne anfangen. Diesen Brief habe ich begonnen, noch bevor ich Ihren Brief über Isaak Sirin erhielt mit der Abschrift eines Schreibens an den Gouverneur, — und dieser Ihr Brief und Ihr Schreiben haben in mir ein noch lebhafteres Verlangen erweckt und in mir das Bewusstsein einer Verpflichtung wachgerufen: zu versuchen, Ihnen zu helfen — und nicht Ihnen allein, vielmehr vielen andern, die sich in der gleichen Lage befinden, oder in die gleiche Lage geraten werden wie Sie. Ich meine hier jene aufrichtigen und reinen Menschen, welche die eine oder die andere Überzeugung nicht deshalb zu der ihrigen machen, um ihre ungünstige Lage zu rechtfertigen, vielmehr deshalb, weil sie darin die Wahrheit erblicken. Vor ganz kurzem sagte mir eine sehr reiche und angesehene Hofdame, mit der ich mich über den Glauben unterhielt, sie glaube „wie das Bauernweib Akulina“ und offenbar meinte sie, sie habe damit etwas sehr feines und sogar tiefes gesagt: Eine so verfeinerte Persönlichkeit lasse sich dazu herab so zu glauben, wie das Bauernweib Akulina. Sie hat aber nicht nur eine Dummheit gesagt, vielmehr auch etwas durchaus unrichtiges.

Diese Dame beherrscht mehrere Sprachen, sie hat Kosmographie gelernt, Weltgeschichte, sie weiss, dass Voltaire gelebt hat und Renan, sie weiss etwas vom Brahmanismus, vom Buddhismus, vom Konfuzianismus, und deshalb kann sie gar nicht so glauben wie das Bauernweib Akulina. Das Bauernweib Akulina glaubt in ihrem Glauben an das Mütterchen, die Himmelskönigin, an Mikola, den Wundertäter, an das Väterchen, den Himmelskönig, der da oben wohnt usw. — an das Allerhöchste, was Ihr Bewusstsein erreichen kann, und dieser Glaube steht nicht nur in keinerlei Widerspruch zu ihrer Lebensauffassung, er klärt sie vielmehr auf über die Schöpfung der Welt. Für jene Dame ist das aber ganz unmöglich, sie weiss, dass die Welt nicht vor 6000 Jahren geschaffen ward, dass die Menschheit nicht von Adam und Eva abstammt, vielmehr sich aus dem Tierischen entwickelte; sie weiss, dass ausser den Christen ihres Bekenntnisses noch fünfmal mehr Menschen als es Christen gibt sich zu andern Glaubensarten bekennen; sie weiss, dass das Christentum entstellt ward, immer mehr seine ur-

sprüngliche Form verliert, dass es hunderte, ja tausende untereinander feindliche Sekten ins Leben rief, und dass es in Inquisition und wilden Fanatismus ausartete; sie weiss, wie die Kirchenversammlungen verliefen, auf denen die Dogmen festgesetzt wurden; sie weiss, dass ganz das Gleiche im Buddhismus vor sich ging, mit dessen König Asoka, und in den andern Glaubensbekenntnissen; sie weiss, dass die Religionen dem gleichen Entwicklungsgesetz unterliegen wie die Organismen und die Staaten: sie entstehen, entwickeln sich, erreichen ihre höchste Stufe, verfallen und verschwinden wie die Religionen der Ägypter und der Perser; sie weiss, dass unsere sogenannte Heilige Schrift nicht vom Himmel fiel, vielmehr von Menschen geschrieben, verbessert und entstellt ward, und deshalb keine unerschütterliche Autorität haben kann . . . . . . Sie weiss, dass alle Wunder, durch die man die Wahrheit des Kirchenglaubens beweisen will, sich in allen übrigen Glaubensbekenntnissen wiederholen . . . . . . Das alles muss jene Dame wissen, weil man ihr das alles beigebracht hat, und das alles konnte sie in Büchern lesen, die ihr zugänglich sind, und das alles wissen auch die Herrschaften, die in ihrem Salon verkehren.

Und deshalb hat sie nicht nur kein Recht, so zu glauben wie das Bauernweib Akulina, sie ist vielmehr auch gar nicht dazu imstande. Sie kann behaupten, sie glaube so, sie kann aber nicht so glauben. Wenn sie glauben will, so bedarf sie eines solchen Glaubensbekenntnisses, durch das sie, ebenso wie jenes Bauernweib, an das Allerhöchste glauben würde, was ihrem Bewusstsein zugänglich ist, und ein solcher Glaube würde nicht nur in keinem Widerspruch stehen zu ihrer Vorstellung von den Erscheinungen der Welt, ein solcher Glaube würde vielmehr alle ihre Kenntnisse erhellen, erklären und zu einer Einheit zusammenfassen.

Diese Dame wird mich deshalb nicht verstehen, weil sie den Glauben des Bauernweibs Akulina dazu nötig hat, um fortfahren zu können, so zu leben, wie sie lebt, d. h. in gottloser Weise Tag für Tag für ihre Gelüste und ihren Luxus die Arbeit von Hunderten von Arbeitern zu verschlingen und dabei gleichwohl von Gott, Christus und ihrer Religiosität zu sprechen. Nur wenn sie sich den Glauben des Bauernweibs Akulina zu eigen macht und sich zu ihm bekennt, mit andern Worten — wenn sie sich zu dem Glauben von Menschen bekennt, die vor 2000 Jahren lebten, ist ihr ein so gottloses Leben möglich, ohne dabei die Selbstzufriedenheit der Religiosität missen zu müssen. Und deshalb ist mir das verständlich für jene Dame, Sie aber, den man an das Ende der Welt verschickte, der Sie von einem Gefängnis ins andere deshalb wandern, weil Sie die Wahrheiten des Christentums in das Leben überführen wollen, wozu brauchen Sie diesen furchtbaren Betrug und diesen unlöslichen Widerspruch zwischen Ihren Glaubenssätzen und Ihren Erkenntnissen und Ihrer Auffassung von den Erscheinungen der Welt?

Denken Sie doch nur über das nach, was Sie bekennen, und über die Lage, in der Sie sich befinden. Ich begreife, dass es sehr schön und angenehm ist, sich in Glaubenseinigkeit zu empfinden mit allen denjenigen, die einen umgeben. Und wenn in der Fastenzeit die Glocken mit Trauerklang zum Gottesdienst rufen, und die Beichtkinder kommen und einer den andern um Verzeihung bittet, und sie schöne Gebete verrichten in schönen Kirchen, die die Vorstellung wachrufen von jenem stillen, feierlichen Leben in alter Zeit — wäre es sehr angenehm, sich mit jenen zu vereinigen und dieses Leben zu leben. Das ist aber doch nur Selbstbetrug, das ist nur das Spielen einer Rolle. Ihre wirkliche Lage beruht doch nicht darin, dass Sie sich jetzt während der Fastenzeit in Pudoscha befinden, Ihre Lage beruht vielmehr darin, dass Sie in der Gotteswelt leben auf dem „Erde" genannten Planeten, der von 1500 Millionen Menschen verschiedener Rasse bewohnt wird, die sich zu verschiedenen Bekenntnissen bekennen, in dem und dem hunderttausendsten Jahr nach dem Erscheinen der ersten Menschen — in einem von den Winkeln der nördlichen Halbkugel inmitten eines Volkes, das man das russische nennt, und dass Sie an diesem Orte und zu dieser Zeit nach dem Willen Gottes leben, desselben Gottes, durch dessen Willen nicht nur der Planet Erde und seine Bewohner bestehen, vielmehr auch die ganze uns unendlich vorkommende Welt. Diese Ihre Lage kennen Sie, und entsprechend dieser Lage müssen Sie auch Ihre Beziehung zu Gott gestalten, d. h. eine solche Beziehung herstellen, die ganz ebenso taugen würde für jeden Menschen, der sich in der gleichen Lage befindet wie Sie — eine solche Beziehung, die klar, verständlich und verpflichtend wäre für jeden denkenden Menschen: sei er Japaner, Maleie oder Zulu.

Und was wollen Sie dabei mit Ihrem Wissen für eine Beziehung zu Gott herstellen? Sie sagen: Gott entdeckte sich selber und seine Wahrheit vor 5000 Jahren nur einem einzigen kleinen asiatischen Völkchen und auch da nicht völlig; vor 1900 Jahren aber offenbarte er seine Wahrheit schon restlos dadurch, dass er in dieses gleiche kleine Völkchen seinen Sohn sandte, gleichfalls einen Gott. Und der Umstand, dass diesen Sohn Gottes damals die Menschen töteten, bewirkte, dass die Sünde der ersten und aller folgenden Menschen gesühnt ward. Ausserdem errichtete Gott durch diesen seinen Sohn die Kirche, welche die ganze Wahrheit bewahrt und die Menschen zu erretten hilft . . . . Und diese Kirche besteht nur in Pudoscha, oder in Russland, alle diejenigen Menschen aber, welche vor dem Entstehen dieser Kirche lebten, und welche ausserhalb ihrer leben, werden gar nicht eingerechnet.

Sagen Sie doch einmal dies, ja und noch viel anderes: über die Taufe, die Heiligenbilder, die Totenmessen und vor allem über einen Gott, der straft und loskauft, irgend einem frischen, gescheiten Menschen,

der noch niemals etwas davon hörte — er wird die Augen aufreissen oder Ihnen davonlaufen, indem er fürchtet: Sie seien von Sinnen und würden gleich ihn zu prügeln beginnen, oder aber er wird Sie fesseln wie einen gefährlich Geisteskranken.

Doch bloss deshalb, weil dieses Gift uns von klein auf eingeflösst wurde, ertragen wir es so, als bemerkten wir es gar nicht. Und — was am allerfurchtbarsten ist, dieses schreckliche, uns Tropfen für Tropfen eingeflösste Gift, bewirkte, dass jener Glaube für uns nutzlos und unwirksam ward, den uns Christus gab, und der den höchsten Anforderungen der Menschen unseres Zeitalters entspricht.

Wir lebten seit Christi Geburt 1900 Jahre; aber seine Lehre in ihrer ganzen Reinheit entspricht bis jetzt noch durchaus unseren Bedürfnissen in Hinsicht auf die Herstellung unserer Beziehung zu Gott, — nicht zu dem Gott Israels und der rechtgläubigen oder katholischen oder protestantischen Kirche, vielmehr zu dem Gott, durch dessen Willen diese unendliche Welt und inmitten ihrer der Planet-Erde besteht, und auf der Erde ich, der ich, hunderttausend Jahre nach der Entwicklung des tierischen Lebens, in Pudoscha, in New York oder in den Wüsten Afrikas, lebe.

Der Hauptunterschied zwischen jener besonderen, ausschliesslichen Beziehung, die die Anhänger der Kirche, die Buddhisten, die Brahmanen, die Mohammedaner und andere ihren Glauben nennen, und dem wahrhaft christlichen Glauben — beruht darin, dass allen diesen Glaubensbekenntnissen, ganz zu schweigen davon, dass sie in Widerspruch stehen zur wissenschaftlichen Erkenntnis und zum gesunden Menschenverstand, die Eigenschaft zukommt, eines das andere auszuschliessen und zu verneinen, während der christliche Glaube ein solcher ist, dass er nicht nur von einem jeden begriffen und verstanden werden kann, dass es vielmehr auch ganz unmöglich ist, ihn zu verneinen, nicht einverstanden zu sein mit ihm. Dieser Glaube ist nicht nur kein ausschliesslicher, im Gegenteil, er verschmilzt und fällt zusammen mit allem Wahrem und Hohem, was in allen übrigen Glaubensbekenntnissen vorhanden ist.

Dieser Glaube sagt, dass die Grundlage von allem — das Geistige, Vernünftige und Liebende ist. Und diese Grundlage heisst Gott und Vater. Vater heisst diese Grundlage deshalb, weil ganz die gleiche Grundlage der Mensch in sich selber erfasst. Wenn der Mensch ins Leben tritt, so scheint es ihm, er lebe durch sein Tierisches, und dieses Tierische sei auch sein „Ich“, je mehr sich aber seine Vernunft entwickelt, um so deutlicher sieht er, dass dieses Tierische nicht das Freie ist, dass es leidet und zugrunde gehen wird, dagegen empfindet er aber in seinem Bewusstsein, dass es da etwas gibt, was weder der Bedrängnis noch dem Leiden noch dem Untergang unterliegt — und der Mensch gelangt in Widerspruch zu sich selber und in Verzweiflung.

Und gerade auf diesen inneren Widerspruch antwortet auch die Lehre Christi, indem sie ihn löst. Sie sagt zu dem Menschen: Es scheint dir nur so, als lebest du durch das Tierische. Das scheint dir aber nur so, wie es einem vorkommt, das Ufer bewege sich, wenn man in einem Boote fährt — oder die Sonne laufe am Himmel. Es lebt im Menschen nur sein Geistiges, sein Vernünftiges und seine heilige Grundlage — der Sohn Gottes. Der Mensch muss sein „Ich" aus dem Tierischen in das Geistige überführen und den Forderungen nicht seines tierischen, vielmehr seines geistigen Wesens entsprechen. Und der Mensch braucht dies nur zu begreifen, so schwindet auch schon der Widerspruch aus seinem Leben, jede Bedrängnis und jedes Leiden ist dahin, und er wird völlig frei. Vernichtet ist dann der Tod, weil das, was geistig ist — d. h. Gott selber — gar nicht vernichtet werden kann: Es war, ist und wird immer sein.

In dieser Überführung des eigenen „Ichs" aus dem Tierischen in das Geistige — beruht das Wesen der Lehre Christi. Die Einzelheiten aber dieser Lehre, die von Christus begonnen wurden und von der ganzen Menschheit weiter ausgearbeitet werden, bestehen in der Vernichtung und Entlarvung derjenigen Versuchungen, vermittelst deren die Menschen des tierischen Lebens, gestützt auf das Beharrungsvermögen der Überlieferung, bemüht sind, dem Menschen seinen Untergang im tierischen Leben zu verbergen und ihn auf diesem falschen Wege zu erhalten. Die Entlarvung dieser Verführungen ist die Aufgabe des Menschenlebens, — ist das, was Gott von den Menschen will.

Dies ist in den hauptsächlichsten Zügen die Lehre Christi — jene Lehre, durch welche die Beziehung des Menschen zur Welt geregelt wird. Und diese Lehre ist nicht ausschliesslich, vielmehr allgemein, die höchste von allen, allen zugänglich, und nicht nur nicht im Widerspruch zu den anderen Lehren und zum heutigen Wissen, sie erleuchtet und erklärt vielmehr alles. Und stattdessen sollten wir zurückkehren zu einer Auffassung des Lebens — mit Opfern, Entsühnungen, Geheimnissen, mit einem bösen, einem persönlichen Gott, der straft und belohnt, — die vor 5000 Jahren herrschte? Wozu? Gott behüte uns hiervor, mein lieber Freund.

Das, was Sie tun und viele andere, kommt mir ebenso vor, wie wenn ein Mensch in einem Dampfwagen fährt. Er kennt nicht den Weg, oder er ward ganz einfach müde rasch zu fahren, er will die Bewegung verlangsamen und zieht die Bremse. Er zog eine Feder an, die Räder fassten sie, und die Maschine geht nur langsamer. Er zieht eine andere Feder an: Auch das hilft nichts, die Maschine geht immer noch. Bald aber beginnt das auf den Kessel einzuwirken, und die Maschine geht kaput. Man kann nicht ungestraft irgend etwas Unvernünftiges in seinem Glauben zulassen, irgend etwas, das nicht durch die Vernunft gerechtfertigt wird. Die Vernunft ward uns von oben gegeben, um uns zu führen. Werden wir sie aber zum Schweigen bringen, haben wir

das zu büssen, und der Untergang der Vernunft ist der allerschrecklichste Untergang.

Da habe ich Ihnen denn etwas von dem gesagt, was ich glaube — ich habe es in Liebe gesagt. Antworten Sie mir bitte nicht nach Punkten, indem Sie gegen irgend einen von ihnen ankämpfen. Sind Sie nicht einverstanden, so erklären Sie mir, wie Sie Ihren Glauben mit unserer Auffassung des Lebens in Einklang bringen, und deuten Sie mir kurz und klar Ihre Weltauffassung. Bis dahin leben Sie wohl. Ich küsse Sie

Leo Tolstoi.

[79.] An W. W. Rachmanoff 18. Oktober 1896.

Ich erhielt Ihren Brief, teurer W. W., und als ich ihn gelesen hatte, ward ich anfangs instinktiv betrübt, dann aber freute ich mich mit Bewusstsein, wie ich mich stets freue, wenn ich auf ein absprechendes Urteil stosse, weil man darin, besonders wenn das von einem Menschen ausgeht, der einem im Geiste nahesteht, stets Nutzen finden kann. Leider fand ich in Ihrem Urteil wenig davon. Dass das, was ich schreibe, kalt ist, weiss ich, aber ich kann das, was ich schreibe, nicht anders schreiben. Es zu unterlassen, wie Sie mir raten, dazu fühle ich mich indes durchaus nicht imstande. Ich habe viele künstlerische Sachen angefangen und überdacht, und sie locken mich. Doch ich erlaube mir nicht, die kurze Lebenszeit, die mir noch geblieben ist, ihrer Vollendung zu widmen, bevor ich nicht diese Arbeit beendigt habe, die (ich sage gar nicht, es scheine mir so, ich bin vielmehr durchaus davon überzeugt, dass es so ist) vielen Menschen nötig und nützlich sein wird. Hiervon bin ich deshalb überzeugt, weil diejenigen Schlüsse, zu denen ich gelangte, mir sehr viel Mühe kosteten und mir dabei eine geistige Freude und Ruhe gewährten und noch gewähren, die mich immer noch erfüllen, und in denen ich auch zu sterben hoffe. Sie raten mir, nicht mehr den Schulmeister zu spielen und mein Leben nicht zu verändern; ich bin aber gerade ausserstande das nicht zu schreiben, was ich schreibe. — Nur die Beschäftigung hiermit gibt mir das Bewusstsein, dass ich eine nötige und pflichtgebotene Arbeit verrichte — auch bin ich ausserstande, nicht den Wunsch zu hegen, mein Leben zu verändern, und ich quäle mich beständig und versuche es zu ändern, weil mein schlechtes Leben mir Leiden bereitet. Wenn demnach auch Ihr Brief mir nicht den Nutzen gab, den ich erwartet hatte, so flösste er mir dafür doch eine schöne Empfindung Ihnen gegenüber ein. Ich ersah aus diesem Brief, dass Sie mich zwar in Ihrer Seele verurteilen, mich und die andern, — indes mir in Ihrer Gerechtigkeit und in Ihrer aufrichtigen Liebe alles das sagen wollten, was Sie von mir halten, und dafür habe ich Sie noch mehr lieb gewonnen. Das, was Sie von der Liebe schreiben, ist ein wenig unklar und wahrscheinlich beeinflusst durch die Ungenauigkeit meiner Ausdrücke und die Raschheit Ihres Durchlesens, da Sie ja in Ihrer Antwort ganz die gleichen unklaren und unzutreffenden Beweis-

gründe darüber anführen, wie wünschenswert es wäre, die Liebe zu mehren. Ich hatte wenigstens gehofft, ich habe diese Beweisgründe völlig aus der Welt geschafft, indem ich ihre Unzutreffendheit dadurch erwies, dass ich nicht nur mit Worten, vielmehr mit allen den praktischen Folgerungen, die daraus hervorgehen, anerkannte, dass Gott die Liebe ist, und deshalb auch der Mensch die Liebe ist, und dass er deshalb in keiner Weise imstande ist, die Liebe durch seinen Wunsch zu mehren, er vielmehr gar nichts anderes vermag, als das zu beseitigen, was ihrem Offenbarwerden im Wege steht.

Damit leben Sie wohl, ich küsse Sie. L. Tolstoi.

[80.] An X. 31. August 1896.

Ich würde sehr gerne mit Ihnen und Ihren Genossen, deren Tätigkeit ich kenne und schätze, für die Rechte des Komitees für Volksbildung eintreten und gegen die Feinde der Volksaufklärung kämpfen; ich sehe aber keinerlei Möglichkeit, auf der Grundlage, auf der Sie arbeiten, wirksam Widerstand zu leisten.

Ich tröste mich nur damit, dass ich ohne jede Unterbrechung mit ganz dem gleichen Kampf beschäftigt bin, gegen ganz die gleichen Feinde der Aufklärung, wenn auch auf einer anderen Plattform.

In Hinsicht auf jene Einzelfrage, die Sie beschäftigt, denke ich so: statt des aufgelösten Komitees für Volksbildung müsste man eine ganze Reihe neuer Gesellschaften für Volksbildung errichten mit ganz den gleichen Aufgaben und unabhängig von der Regierung, ohne von ihr irgendwelche Zensurerlaubnisse zu erbitten, und indem man es ihr freistellt, wenn sie es will, diese Gesellschaften für Volksbildung zu verfolgen, zu strafen, ihre Mitglieder zu verschicken usw. Wird die Regierung das tun, so wird sie dadurch nur den guten Büchern und den Bibliotheken eine ganz besondere Bedeutung verschaffen und die Aufklärungsbewegung stärken.

Mir scheint, es ist jetzt besonders wichtig, das Gute ruhig und hartnäckig zu tun, nur ohne die Regierung deswegen anzufragen, ja indem man mit Bewusstsein ihre Beteiligung vermeidet. Die Macht der Regierung beruht auf der Unbildung des Volkes, die Regierung weiss das, und deshalb wird sie stets gegen die Aufklärung ankämpfen. Wir sollten das endlich einmal einsehen. Der Regierung aber die Möglichkeit zu gewähren, sich den Anschein zu geben, als sei sie mit der Aufklärung des Volkes beschäftigt, während sie tatsächlich nur Finsternis verbreitet, — wie dies allerhand vermeintlich aufklärende Einrichtungen tun, die von der Regierung kontrolliert werden — Schulen, Gymnasien, Universitäten, Akademien, alle Art Komitees und Versammlungen — ist ausserordentlich schädlich. Das Gute — ist gut, und die Aufklärung — Aufklärung nur dann, wenn es sich um durchaus Gutes und um restlose Aufklärung handelt, die keinerlei ministeriellen Zirkularen unterliegen. Vornehmlich aber — tut es mir immer leid, dass so wert-

volle, selbstlose und opferbereite Kräfte so unfruchtbar verbraucht werden. Bisweilen kommt es mir geradezu lächerlich vor, wenn ich sehen muss, wie gute und gescheite Leute ihre Kräfte dazu aufbrauchen, um mit der Regierung auf Grundlage derjenigen Gesetze zu kämpfen, welche die Regierung selber ganz nach Laune erlassen hat.

Meiner Ansicht nach ist die Sache die:

Es gibt Menschen, auch wir gehören dazu, die wissen, dass unsere Regierung sehr schlecht ist, und mit ihr kämpfen. Seit den Zeiten Radischtscheffs und der Dekabristen werden zweierlei Kampfarten angewandt: Die eine — ist diejenige Stenka Rasins, Pugatscheffs, der Dekabristen, der Revolutionäre der sechziger Jahre, der Attentäter des ersten März und anderer; die andere Kampfart — ist diejenige, die Sie verkünden und anwenden — die des „allmählichen Fortschritts", die darin besteht, dass man auf gesetzlicher Grundlage ohne Gewaltanwendung kämpft und sich ganz allmählich Rechte erstreitet. Beide Kampfarten werden jetzt schon länger als das halbe Jahrhundert, auf das ich mich besinnen kann, angewandt, und die Lage wird dabei immer schlechter; verbessert sie sich aber einmal, so geschieht das nicht dank einer dieser beiden Tätigkeiten, vielmehr ungeachtet des Schadens, den beide anrichten (aus andern Ursachen, von denen ich gleich sprechen werde), und diejenige Macht, gegen die man ankämpft, wird immer mächtiger, stärker und frecher. Die letzten Schimmer der Selbstverwaltung: die Kreisverwaltung, das Gericht, die Komitees für Volksbildung und alles übrige, — das alles wird beseitigt.

Jetzt, wo schon soviel Zeit verflossen ist, seit diese beiden Mittel erfolglos angewandt werden, kann man, scheint mir, deutlich ersehen, dass weder das eine noch das andere zu irgend etwas taugt, und weshalb dies der Fall ist. Mir wenigstens, der ich von jeher vor jeder Regierung Widerwillen empfand, aber niemals zu dem einen noch dem andern Kampfmittel gegen sie meine Zuflucht nahm, mir sind die Mängel beider Kampfesarten durchaus klar.

Das erste Kampfmittel taugt deshalb nichts, weil, würde sogar der Umsturz der bestehenden Ordnung vermittels der Gewalt gelingen, niemand dafür bürgen könnte, dass die neuentstandene Ordnung dauernd wäre, und dass die Feinde dieser neuen Ordnung nicht dennoch, unter günstigen Umständen und mit Hilfe ganz der gleichen Gewalt, triumphieren würden, wie sich das auch oftmals ereignete in Frankreich und überall, wo Revolutionen vorkamen. Und deshalb müsste die neue, auf Gewalt begründete Ordnung unaufhörlich aufrecht erhalten werden durch ganz die gleiche Gewalt, d. h. durch Gesetzlosigkeit, und infolgedessen würde sie unausweichlich und sehr rasch ganz ebenso verdorben werden, wie jene Ordnung, an deren Stelle sie trat. Bei Nichterfolg aber, und das war bei uns noch stets so, haben alle revolutionären Gewalttaten, von Pugatscheff bis zum ersten März, nur diejenige Ordnung der Dinge verstärkt, gegen die sie ankämpften, indem sie die ganze

gewaltige Zahl der unentschlossenen Elemente, die in der Mitte standen und weder zu dem einen noch zum andern Lager gehörten, in das Lager der Konservativen und Reaktionäre drängten — und deshalb denke ich: wenn man sich sowohl von der Erfahrung wie von der Überlegung leiten lässt, kann man kühn behaupten, dies Mittel sei, ganz abgesehen davon, dass es unsittlich ist — auch unvernünftig und unwirksam.

Noch weniger wirksam und noch unvernünftiger ist meiner Meinung nach das zweite Mittel. Unwirksam und unvernünftig ist es deshalb, weil die Regierung, da sie die ganze Macht in ihren Händen hat (das Heer, die Verwaltung, die Kirche, die Schule, die Polizei) und selber die sogenannten Gesetze erlässt, auf deren Grundlage die Liberalen mit ihr kämpfen wollen, — weil die Regierung, da sie sehr wohl weiss, was ihr tatsächlich gefährlich ist, niemals zulässt, dass Leute, die ihr untertan sind, und unter ihrer Leitung handeln, irgendwelche Dinge verrichten, die ihre Macht untergraben. So wird z. B. im vorliegenden Falle eine Regierung, die, wie bei uns (ja und auch überall sonst), das Volk in Unbildung erhält, niemals erlauben, es wahrhaft aufzuklären. Sie wird alle möglichen vermeintlich aufklärenden Einrichtungen erlauben, — unter ihrer Kontrolle — Schulen, Gymnasien, Universitäten, Akademien, alle Art Komitees, Zusammenkünfte und der Zensur unterliegende Herausgaben, so lange, als diese Einrichtungen und diese Herausgaben ihren Zwecken dienen, d. h. das Volk in Dummheit erhalten oder wenigstens seine Verdummung nicht hindern; doch bei jedem Versuch dieser Einrichtungen oder Herausgaben, das zu erschüttern, worauf die Macht der Regierung beruht, d. h. die Unbildung des Volkes, wird die Regierung in aller Seelenruhe, ohne irgend jemandem Rechenschaft darüber zu geben, weshalb sie so verfährt und nicht anders, ihr „Veto" aussprechen, wird solche Einrichtungen oder Anstalten umwandeln und schliessen, und solche Ausgaben verbieten. Und deshalb ist, wie das ja auch Überlegung und Erfahrung deutlich lehren, eine derartige, vermeintliche, allmähliche Erkämpfung von Rechten nur ein Selbstbetrug, der der Regierung sehr vorteilhaft ist, und deshalb von ihr sogar unterstützt wird.

Diese Tätigkeit ist aber nicht nur unvernünftig und unwirksam, — sie ist auch schädlich: 1. einmal deshalb, weil, wenn aufgeklärte, gute und ehrenhafte Menschen in die Reihen der Regierung treten, sie ihr eine sittliche Autorität verleihen, die sie sonst nicht haben würde. Würde die ganze Regierung einzig und allein aus solchen rohen Anhängern der Gewalt, eigennützigen und der Macht schmeichelnden Persönlichkeiten bestehen, die ihren Kern ausmachen, so könnte sie sich gar nicht halten. Nur der Umstand, dass aufgeklärte und ehrenhafte Menschen Anteil nehmen an den Regierungsgeschäften, gibt der Regierung jenes moralische Ansehen, das sie jetzt hat. Hierin — liegt der eine Schaden, welcher der Tätigkeit der Liberalen entspringt, wenn sie an

der Regierung Anteil nehmen, oder sich mit ihr auf Abmachungen einlassen, zweitens ist aber eine solche Tätigkeit deshalb schädlich, weil, um die Möglichkeit zu ihr zu haben, diese selben aufgeklärten und ehrenhaften Menschen sich auf Zugeständnisse einlassen, und sich so allmählich an den Gedanken gewöhnen, dass man für einen guten Zweck von der Wahrheit abweichen dürfe in Worten und Taten. Man könne z. B. ohne gegen die herrschende Religion anzukämpfen, ihre Zeremonien ausführen, man dürfe schwören, man dürfe, wenn das für den Erfolg der Sache nötig sei, falsche, der menschlichen Würde widersprechende Bittschriften einreichen, man dürfe Militärdienst leisten, man dürfe an der Kreisverwaltung teilnehmen, die keinerlei Rechte mehr hat, man dürfe Lehrer sein, Professor, ohne das lehren zu können, was man selber für nötig hält, indem man vielmehr dasjenige lehrt, was von der Regierung vorgeschrieben ward, man dürfe sogar — Kreisvorsteher sein, und sich dem Gewissen widersprechenden Forderungen und Verfügungen der Regierung fügen, man dürfe Zeitungen und Zeitschriften herausgeben und dabei von dem schweigen, was man sagen müsste, und das drucken, was einem befohlen wird. Indem aufgeklärte und ehrenhafte Menschen alle diese Zugeständnisse machen, deren Grenzen man gar nicht absehen kann, weichen sie, die allein der Regierung eine Schranke setzen könnten, in ihren Anschlägen auf die Freiheit der Menschen unmerklich mehr und mehr von den Forderungen ihres Gewissens ab, und bevor sie sich noch versehen, sind sie schon in völlige Abhängigkeit von der Regierung geraten: sie erhalten von ihr Gehalt, Belohnung, und während sie sich immer noch der Einbildung hingeben, sie verwirklichten liberale Ideen, werden sie gehorsame Diener und Stützen ganz derselben Einrichtung, gegen die sie ins Feld zogen.

Freilich, es gibt auch bessere, aufrichtige Leute in diesem Lager, die sich nicht dazu hergeben, mit der Regierung zu unterhandeln und der Bestechung durch Gehalt und Stellung widerstehen. Diese Leute geraten grösstenteils in die Schlingen, die ihnen die Regierung stellt, und kämpfen dann in diesen Schlingen, wie Sie jetzt mit Ihren Komitees, indem sie sich auf ein und derselben Stelle im Kreise drehen, oder wenn sie zu sehr gereizt wurden, gehen sie ins Lager der Revolutionäre über, oder sie erschiessen sich, ergeben sich dem Trunk, verzweifeln, werfen alles von sich, und, was am häufigsten vorkommt, sie wenden sich der Literatur zu, wo sie sich den Forderungen der Zensur unterwerfen müssen, nur das sagen dürfen, was erlaubt ist, und, gerade dadurch, dass sie über das Allerwichtigste schweigen, die verderblichsten und der Regierung erwünschtesten Gedanken im Publikum verbreiten und dabei durchaus nach wie vor überzeugt sind, sie dienten durch ihre Schreiberei, die ihnen die Mittel zum Leben gewährt, auch noch der Gesellschaft.

Demnach beweist sowohl die einfache Besinnung wie auch die

Erfahrung, wenigstens mir, dass diese beiden Kampfarten, welche bis jetzt gegen die Regierung angewandt wurden und auch noch angewandt werden, nicht nur unwirksam sind, vielmehr beide nur dahin wirken, dass die Macht und die Willkür der Regierung zunehmen.

Was soll man dabei machen? Offenbar nicht dasjenige, was sich im Verlaufe von siebzig Jahren als fruchtlos erwies und nur entgegengesetzte Ergebnisse zeitigte. Was soll man aber dann tun? Doch ganz dasselbe, was diejenigen tun, deren Tätigkeit wir allein alles dasjenige verdanken, was jene Weiterbewegung der Menschheit zum Lichte und zum Guten zur Folge hatte, die sich vollzieht und vollzog seit die Welt steht. Gerade dies muss man tun. Was ist das dann aber?

Man muss ganz einfach in Ruhe und in Wahrheit das ausführen, was man für gut und für pflichtgeboten hält, völlig unabhängig von der Regierung, ohne danach zu fragen, ob ihr das gefällt oder nicht. Oder mit anderen Worten: Man muss auf seinen Rechten bestehen, nicht als Mitglied des Komitees für Volksaufklärung, oder als Abgeordneter oder als Grundbesitzer, oder als Kaufmann oder sogar als Parlamentsmitglied — vielmehr auf den Rechten, die einem zustehen als einem vernünftigen und freien Menschen. Und man muss auf ihnen nicht so bestehen, wie man die Rechte der Kreisverwaltungen und der Komitees verfechtet, indem man auch nachgibt und Zugeständnisse macht, vielmehr ohne jedes Nachgeben und ohne alle Zugeständnisse, wie allein die sittliche und menschliche Würde verfochten werden kann.

Um eine Festung mit Erfolg zu halten, muss man alle Häuser der Vorstadt niederbrennen und nur das stehen lassen, was fest gebaut ist, und was man unter keinen Umständen auszuliefern entschlossen ist. Genau so auch hier: Man muss zunächst alles das hingeben, was wir ausliefern können. Und nur auf dem beharren, was nicht ausgeliefert wird. Und nur dann, wenn man fest steht auf diesem niemals zu Übergebenden, können wir auch alles das erobern, was wir nötig haben. Freilich, die Rechte eines Mitgliedes des Parlaments, oder sei es auch nur der Kreisvertretung oder eines Komitees, sind grössere, als die Rechte eines einfachen Menschen, und deshalb scheint es so, als bräuchten wir bloss diese Rechte zu nutzen, um sehr vieles durchzusetzen. Leider muss man aber, wenn man die Rechte eines Mitglieds der Kreisverwaltung, des Parlaments oder eines Komitees erwerben will, auf einen Teil derjenigen Rechte Verzicht leisten, die einem als Menschen zukommen. Hat man aber auch nur teilweise auf seine Menschenrechte verzichtet, so hat man auch schon gar keinen festen Stützpunkt mehr, und kann man kein wirkliches Recht mehr weder erobern noch bewahren. Um andere aus dem Schlamm zu ziehen, muss man selber auf festem Boden stehen, will man aber, um den andern bequemer herausziehen zu können, selber in den Schlamm gehen, so wird man dem andern gar nicht helfen, vielmehr selber nur noch tiefer einsinken. Vielleicht wäre es sehr gut und nützlich, im Parlament den achtstündigen Arbeits-

tag oder im Komitee das liberale Programm der Schulbibliotheken durchzuführen; wenn man aber dazu als Mitglied des Parlaments, öffentlich, indem man die Hand aufhebt, lügen muss (bei der Eidesleistung), lügen muss, indem man mit Worten seine Achtung dem ausspricht, was man gar nicht achten kann; oder wenn wir, um die liberalsten Programme zu verwirklichen, Bittgottesdienste veranstalten, schwören, Uniformen anziehen, verlogene und schmeichlerische Eingaben schreiben und ebensolche Reden sprechen müssen usw., so verlieren wir, wenn wir das alles tun, dadurch, dass wir auf unsere Menschenwürde verzichten, bei weitem mehr, als wir dabei gewinnen, und indem wir ein einziges bestimmtes Ziel (grösstenteils wird aber auch das nicht einmal erreicht) zu verwirklichen streben, verlieren wir die Möglichkeit, andere Ziele zu erreichen, die dabei am wichtigsten sind. Der Regierung die Spitze bieten und ihr entgegenhandeln können nur solche Leute, in denen etwas ist, was sie um keinen Preis und unter gar keinen Umständen preisgeben. Um Widerstandskraft zu besitzen, muss man einen Stützpunkt haben. Und die Regierung weiss das sehr wohl, und sie ist vornehmlich darauf bedacht, den Menschen dasjenige auszutreiben, was keine Zugeständnisse macht — nämlich die menschliche Würde. Haben die Bürger erst einmal diese verloren, so tut die Regierung ruhig, was sie für ihre Zwecke nötig hat, und weiss dabei, dass sie schon keinerlei wirklichem Widerstand mehr begegnen wird. Ein Mensch, der sich dazu hergab, öffentlich zu schwören, indem er die unwürdigen und verlogenen Worte des Eides nachspricht, oder geduldig in der Uniform einige Stunden im Empfangszimmer eines Ministers zu warten, oder bei der Krönung sich in die Liste der Leibwächter des Zaren einzuschreiben, oder des Anstands wegen die Zeremonie der Beichte zu erfüllen, oder im voraus bei den Zensoren anzufragen, ob er diese oder jene Gedanken aussprechen dürfe usw., ein solcher Mensch ist der Regierung schon nicht mehr schrecklich.

Alexander II. sagte, er habe keine Furcht vor den Liberalen, denn er wisse, man könne sie alle kaufen, wenn nicht durch Geld, so durch Ehren.

Wenn jemand an der Regierung teilnimmt, oder unter ihrer Leitung arbeitet und sich dabei den Anschein gibt, als kämpfe er gegen sie, so kann er wohl sich selber und seine Gesinnungsgenossen betrügen, diejenigen aber, mit denen er kämpft, die wissen zweifellos, schon an der Gegenwehr, die er ihnen erweist, dass er gar nicht tatsächlich kämpft, sich vielmehr nur den Anschein gibt, als tue er das. Und das weiss unsere Regierung in bezug auf die Liberalen und häuft immer noch ihre Erfahrungen darüber, wie wirksam tatsächlicher Widerstand ist, und nachdem sie sich in einer Weise, die für ihre Zwecke genügt, davon überzeugte, dass solcher gar nicht vorhanden ist, verrichtet sie ihre Geschäfte durchaus in der Gewissheit, dass man mit diesen Leuten alles tun könne.

In den 80er Jahren wusste dies die Regierung sehr wohl, und darum vernichtete sie seelenruhig alles das, worauf die Liberalen so stolz waren, indem sie sich einbildeten, sie selber hätten dies alles geschaffen: das Geschworenengericht ward abgeändert, beschränkt; das Friedensgericht ward beseitigt; beseitigt wurden auch die Rechte der Universitäten; abgeändert ward das ganze System des Unterrichts in den Gymnasien; die Kadettenkorps wurden neu errichtet; man führte den staatlichen Branntweinverkauf ein; das Amt des Kreisvorstehers ward errichtet; das Schlagen mit Ruten ward wieder eine gesetzliche Einrichtung; die Kreisverwaltung ward fast abgeschafft; die Gouverneure erhielten eine unkontrollierbare Macht; die Hinrichtungen wurden gefördert; die Verschickungen und Gefängnisstrafen auf administrativem Wege wurden immer häufiger, ebenso die Hinrichtungen Politischer; der Glauben ward aufs neue verfolgt; die Verdummung des Volkes durch rohen Aberglauben ward auf die Spitze getrieben; der Mord im Zweikampf erhielt gesetzliche Berechtigung; der gesetzlose Zustand in Gestalt des Ausnahmezustandes ward immer von neuem errichtet, mit der Todesstrafe als normaler Einrichtung; und bei allen diesen Massnahmen erfuhr die Regierung keinerlei Widerstand ausser dem Protest einer hochachtbaren Frau, die der Regierung kühn das ins Gesicht sagte, was sie für Recht hielt. Die Liberalen aber sprachen leise untereinander, dass dies alles ihnen nicht gefalle, sie fuhren dabei aber fort, teilzunehmen am Gericht, an der Kreisverwaltung, an den Universitäten, am Staatsdienst und an der Presse. In der Presse machten sie solche Anspielungen, die erlaubt waren, und schwiegen über das, worüber zu sprechen verboten war; dabei druckten sie aber alles das ab, was abzudrucken befohlen war. Jeder Leser liberaler Zeitungen und Zeitschriften, der nicht eingeweiht war in das, das insgeheim auf den Redaktionen gesprochen ward, bekam demnach nichts anderes zu lesen als ohne jeden Kommentar und ohne jeden Protest grausamste und unvernünftigste Massnahmen und unterwürfige und schmeichlerische Eingaben, die an die Urheber dieser Massnahmen gerichtet waren, und sie häufig sogar noch lobten. Demnach ward die ganze betrübliche Tätigkeit der Regierung in den achtziger Jahren, die alles das Gute wieder zerstörte, was unter Alexander II. ins Leben getreten war, und die den Versuch machte, Russland zur Barbarei des Anfangs dieses Jahrhunderts zurückzuführen — alle diese betrübliche Wirksamkeit: Galgen, Ruten, Verfolgungen, Volksverdummung, alles dies ward zum Gegenstand wahnsinnigen Lobs, das in allen liberalen Zeitungen und Journalen abgedruckt ward . . . .

Ich aber glaube, dies alles wäre nicht geschehen, wenn die aufgeklärten und ehrenhaften Männer, die heute im liberalen Sinne auf gesetzlicher Grundlage in den Kreisverwaltungen, in den Komitees und in der zensurierten Literatur usw. tätig sind, ihre ganze Energie nicht darauf verwenden würden, um in Formen, welche die Regierung selber

schuf, sie irgendwie zu betrügen und sie zu zwingen, zu ihrem eigenen Schaden und ihrem eigenen Verderben zu handeln — vielmehr nur darauf, in keinem Falle an der Regierung und an irgendwelchen Dingen, die mit ihr in Verbindung stehen, teilzunehmen und ihre persönlichen Menschenrechte zu verfechten. (Bisweilen kommt es mir geradezu lächerlich vor, wenn ich daran denke, wie sich Menschen mit etwas so offenbar Unmöglichem abgeben können, gerade als wären sie der Meinung, man könne einem lebendigen Menschen ein Bein so abschneiden, dass er das gar nicht merkt.)

„Es ist Ihnen gefällig, die Friedensrichter durch Kreisvorsteher zu ersetzen, die Prügelstrafe zu verhängen, — das ist Ihre Sache. Wir aber werden uns weder von Ihrem Kreisvorsteher richten lassen, noch werden wir selber dieses Amt antreten. Es ist Ihnen gefällig, aus dem Geschworenengericht eine leere Formsache zu machen, — das ist Ihre Sache. Wir werden aber weder Richter noch Advokaten, noch Geschworene sein. Es ist Ihnen gefällig, unter dem Vorwand verschärften Schutzes Gesetzlosigkeit einzuführen — das ist Ihre Sache, wir werden aber keinen Anteil daran nehmen, und offen und ehrlich den Ausnahmezustand Gesetzlosigkeit und die Verhängung der Todesstrafe ohne Gericht Mord nennen! Ihnen ist es gefällig, klassische Gymnasien, wo militärische Übungen stattfinden und Religionsunterricht erteilt wird, und Kadettenkorps einzuführen, — das ist Ihre Sache; wir werden an diesen Anstalten weder Lehrer sein, noch werden wir unsere Kinder dahin schicken, wir werden sie vielmehr so erziehen, wie wir das für richtig halten. Es ist Ihnen gefällig, die Kreisverwaltung zu einer blossen Form zu machen — wir werden an ihr nicht teilnehmen. Sie verbieten, das zu drucken, was Ihnen nicht gefällt — Sie können die Bücher beschlagnahmen und verbrennen und die Drucker bestrafen, Sie können uns aber nicht daran hindern, zu sprechen und zu schreiben, und wir werden das tun . . . . Sie befehlen Kriegsdienst zu verrichten — wir werden das nicht tun, weil wir den Massenmord für eine ganz ebensolche, mit dem Gewissen nicht zu vereinbarende Tat halten, wie den Einzelmord, und weil wir vor allem das Versprechen zu geben, den zu töten, den der Vorgesetzte zu töten befiehlt, — für die allerniederträchtigste Handlung halten, die ein Mensch tun kann. Sie lassen eine Religion verkündigen, die um tausend Jahre hinter dem Zeitalter zurückblieb . . . . — Das ist Ihre Sache, aber Götzendienst und Aberglauben halten wir nicht nur keineswegs für Religion, wir nennen das vielmehr Aberglauben und Götzendienst und bemühen uns, die Menschen davon zu erlösen!"

Und was kann denn die Regierung gegen eine solche Tätigkeit tun? Man kann einen Menschen verschicken und ins Gefängnis werfen deshalb, weil er eine Bombe anfertigte oder sogar einen Aufruf an die Arbeiter drucken lässt, und man kann das Komitee für Volksaufklärung einem andern Ministerium unterstellen, oder das Parlament schliessen,

was kann aber die Regierung mit einem Menschen anfangen, der gar nicht öffentlich lügen will, indem er die Hand aufhebt, oder der seine Kinder nicht in eine Anstalt zu geben gewillt ist, die er für schlecht hält, oder der gar nicht lernen will, wie man Menschen mordet, oder der durchaus nicht den Wunsch hat, mitzumachen bei Götzenverehrung, oder teilzunehmen . . . . bei Empfängen und an Adressen, oder der ganz einfach spricht und schreibt, was er glaubt und fühlt? Wenn die Regierung einen solchen Menschen verfolgt, macht sie aus ihm einen Märtyrer, der allgemeines Mitgefühl erregt, und untergräbt selber die Stützen, auf denen sie sich hält, und indem sie so verfährt, verletzt sie selber die Menschenrechte, statt sie zu verteidigen.

Es bräuchten nur alle die guten, aufgeklärten und ehrbaren Menschen, deren Kräfte jetzt, ihnen selber und ihrer Sache zum Schaden, verloren gehen: in revolutionärer, sozialistischer und liberaler Betätigung anzufangen, so zu verfahren — so würde sich ein fester Kern ehrbarer, aufgeklärter, sittlicher Menschen bilden, der zusammengehalten wäre durch einen Gedanken und ein Gefühl, und, an diesen Kern würde sich sogleich die ganze stets schwankende Masse mittelmässiger Menschen anschliessen, und es würde jene einzige Kraft in Wirkung treten, welche die Regierungen unterwirft — die öffentliche Meinung, welche Freiheit des Wortes, Freiheit des Gewissens, Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangt; sobald sich aber eine öffentliche Meinung in diesem Sinne bilden würde, wäre es nicht nur unmöglich, das Komitee für Volksbildung zu schliessen, vielmehr ganz von selber würden alle diejenigen unmenschlichen Einrichtungen schwinden wie der verstärkte Schutz, die Geheimpolizei, die Zensur, Schlüsselburg und der Synod, gegen welche jetzt Revolutionäre und Liberale ankämpfen.

Da demnach zum Kampfe mit der Regierung zwei Mittel erprobt wurden, und beide sich als unwirksam erwiesen, bleibt jetzt nichts anderes, als das dritte, letzte Mittel zu erproben, das noch nicht ausprobiert wurde, und das meiner Meinung nach unbedingt wirksam sein muss. Dieses Mittel besteht, kurz ausgedrückt, darin, dass alle aufgeklärten und ehrenhaften Menschen sich bemühen, so gut als möglich zu sein und sogar nicht einmal in allen Beziehungen, vielmehr nur in einer einzigen, nämlich darin, eine von den elementarsten Tugenden zu beobachten — ehrenhaft zu sein, nicht zu lügen, vielmehr so zu handeln und zu sprechen, dass die Beweggründe, die sie leiten, ihrem siebenjährigen liebendem Sohne verständlich wären: nämlich so zu handeln, dass dieser Sohn nicht sagen würde: „Weshalb denn, Väterchen, hast du damals so gesprochen, während du jetzt ganz anders handelst und sprichst?“ Dieses Mittel scheint sehr schwach zu sein, dabei bin ich aber überzeugt, dass einzig und allein es die Menschheit vorwärts bewegte, solange sie lebt. Nur deshalb, weil es aufrechte, gerechte, männliche und vor niemanden bei der Wahrung ihrer menschlichen

Würde zurückweichende Männer gab, vollzogen sich alle diejenigen Umwälzungen, aus denen die Menschheit jetzt Nutzen zieht, — von der Abschaffung der Folter und der Sklaverei bis zur Freiheit des Wortes und des Gewissens. Und dies kann auch gar nicht anders sein, weil dasjenige, was von dem Gewissen verlangt wird, diejenigen Wahrheiten, die dem Menschen zugänglich sind durch sein höchstes Erfühlen, stets und in allen Beziehungen die fruchtbarste und im gegebenen Augenblick der Menschheit auch nötigste Tätigkeit ausmachen. Nur ein Mensch, der in Einklang lebt mit seinem Gewissen, vermag auf seine Mitmenschen Einfluss auszuüben, und nur eine Tätigkeit, die im Einklang steht mit dem Gewissen, kann Nutzen bringen.

Ich muss aber eine Einschränkung machen: Dass, zum Erreichen derjenigen Ziele, nach denen sowohl Revolutionäre wie Liberale hinstreben, das allerwirksamste Mittel eine Tätigkeit ist, die im Einklang steht mit dem Gewissen, bedeutet noch durchaus nicht, dass man zum Erreichen dieser Ziele damit beginnen könnte, seinem Gewissen entsprechend zu leben: Absichtlich in Einklang mit seinem Gewissen zu leben, um irgendwelche äusseren Ziele zu erreichen, — geht gar nicht an.

In Einklang leben mit seinem Gewissen kann man nur, wenn man feste und klare religiöse Überzeugungen hat. Sind die aber vorhanden, so erweisen sich ihre wohltätigen Folgen unabweisbar auch im äussern Leben. Und deshalb besteht das Wesentliche dessen, was ich Ihnen sagen wollte, darin: es sei unvorteilhaft für gute und aufrichtige Menschen, die Kräfte ihres Verstandes und ihrer Seele dazu zu vergeuden, kleinlichen praktischen Zielen nachzujagen, wie z. B. im Kampfe der verschiedenen Völkerschaften, der Parteien, bei liberalen Erpressungen, wenn sich noch keine klare und feste religiöse Überzeugung gebildet hat, d. h. noch kein Bewusstsein des Sinnes des eigenen Lebens und der eigenen Berufung. Ich glaube, gute Menschen müssen alle Kräfte der Seele und der Vernunft, die der Menschheit dienen wollen, hierauf richten. Und wenn dies erreicht sein wird, dann wird auch alles Übrige ganz von selber eintreten.

Verzeihen Sie mir, dass ich Ihnen so ausführlich schrieb, vielleicht ist das für Sie gar nicht nötig, ich hegte aber längst schon den Wunsch, mich in Hinsicht auf diese Frage auszusprechen. Ich begann sogar einen grossen Aufsatz hierüber, ich werde ihn aber kaum beendigen, bevor ich sterbe, und deshalb wollte ich mich wenigstens irgendwie äussern. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich in irgend etwas irrte.

[81.] An A. Schkarwan Mai 1896.

Teurer Freund Schkarwan! Längst hätte ich auf Ihren ausführlichen und sehr schönen Brief antworten müssen, aber bald hatte ich keine Zeit dazu, bald war ich unwohl und nicht aufgelegt. Ich danke Ihnen

dafür, dass Sie auf meine Fragen in mich völlig befriedigender Weise so antworteten, wie ich das erwartet hatte. Ich übergab Ihren Brief Tschertkoff und habe ihn deshalb nicht vor mir liegen, so dass ich aus meinem Gedächtnis antworten muss. Zunächst von der Gräfin. Ihr Roman mit ihr ist sehr rührend, besonders deshalb, weil das Drama nicht aus irgend welchen Handlungen eines von beiden Teilen hervorging, vielmehr aus den Grundeigenschaften des männlichen und vor allem des weiblichen Charakters. Wie in zwei verschiedenen Melodien ganz die gleichen Töne vorkommen, der Unterschied nur darin liegt, welche zuerst und welche später erklingen, und vor allem auf welchen die Betonung liegt, so schlagen auch in der Tonleiter der menschlichen Gefühle der Mann und die Frau ganz die gleichen Töne an, sie betonen nur verschieden, und hierdurch kommt alles ganz anders heraus. Religiöses Empfinden hat auch die Frau, aber das Geschlechtliche (in dichterisch verklärter Gestalt) übt eine ganz besondere Macht über sie aus. Bei dem Mann steht es umgekehrt; und hierin beruht der ganze Unterschied in den Beziehungen beider zueinander. Sie waren aber sehr glücklich dabei. — Bereuen Sie, dass Sie nicht in hässlicher Weise verfuhren? Gott gebe, dass dem nicht so ist ...... Ein anderer Punkt, hinsichtlich dessen ich Ihnen schreiben wollte, betrifft Ihr persönliches Leben. Obgleich ich sehr wohl Ihre Lage begreife und jenes Freisein von äusseren Formen, in dem Sie leben, billige, fürchte ich dennoch, Sie möchten nicht befriedigt sein. Vielleicht irre ich. Es kommt mir aber so vor, und da ich Sie liebe und älter bin als Sie, und es mir auch scheint, als erlebte ich selber das, was Sie eben erleben, so möchte ich Ihnen einen Rat geben. Liegt keine ganz deutlich bestimmte Aufgabe vor, von der man weiss, dass man damit der Sache Gottes dient, oder man wenigstens glaubt, dass man dies tut, so muss man, je zweifelhafter es ist, dass man hierbei Gott dient, um so stärker alle Energie auf den inneren Gottesdienst richten: darauf, sich selber zu vervollkommnen, sein Ich (das Werkzeug dieses Gottesdienstes) dazu vorzubereiten, dass es fähig werde, einem in jenem Leben noch ganz anders zu dienen als in diesem Leben. Diese Unbestimmtheit der Lage ist eine Zeit der Erholung, wie bei Arbeitern, und man muss sie auch so anwenden, wie die Arbeiter ihre Erholungszeit: um die Sensen oder die Schaufeln zu schärfen und sich bereit zu halten zur Arbeit beim ersten Anruf. Vielleicht irre ich mich, wenn ich bei Ihnen einen solchen Zustand vermute, bei dem dieser Rat berechtigt wäre, vielleicht tun Sie das schon ohnedies, dann verzeihen Sie mir. Was machen die Nazarener? Unsere Duchoboren werden ungeachtet aller Verfolgungen oder vielleicht besser gesagt infolge ihrer nur immer stärker im Geiste. Was macht der liebe Duschan Petrowitsch? Wir alle gedenken seiner und lieben ihn.

Unlängst erhielt ich aus Stuttgart die Werke von Spier: „Denken und Wirklichkeit“ und anderes. Das ist eines der besten philosophischen

Bücher, die ich kenne. Kennen Sie es? Leben Sie vorderhand wohl. Ich küsse Sie und Duschan. Leo Tolstoi.

[82.] An S. B. Nikolskoje, Gut der Olsufjeff, 18. Febr. 1897.

Ihren schönen Brief erhielt ich und freute mich über jene christliche, freie und gütige Stimmung, von der er durchdrungen ist — und dabei erschrak ich doch und fürchte immer noch für Sie: Sie möchten sich fortreissen lassen von dem Kampf, der bei einem christlichen Leben unvermeidlich, aber nur dann berechtigt ist, wenn der Mensch in die Notwendigkeit versetzt ward, entweder dasjenige zu verleugnen, was ihm teurer ist als sein Leben, oder vermittelst der dem Christen eigenen Waffe: Verfolgungen geduldig zu ertragen, weil er seinem Gewissen widersprechende Forderungen nicht erfüllte, — nicht aber dann, wenn der Mensch sich durch den Kampf selber fortreissen lässt, wenn er kämpft um des Kampfes willen.

Und sehen Sie! Gerade das fürchte ich für Sie, und hiervor wollte ich Sie warnen. Uns, die wir in unserem christlichen Leben verharren, wir haben soviel innere Arbeit an uns selber vorzunehmen, um alle nicht christlichen Gewohnheiten mit Stumpf und Stiel auszurotten, in so Vielem muss man sich ständig festigen, besonders, wenn man so jung ist wie Sie — dass man am besten tut, wenn man seine ganze Willensstärke auf diese innere Arbeit verwendet. Und diese selbe Arbeit ist fruchtbringend — sogar für den Kampf, dem kein Mensch entgehen kann, der ein christliches Leben lebt, oder wenigstens ein solches zu leben erstrebt, und deshalb verurteilt ward zu unaufhörlichen, aus den verschiedentlichsten Anlässen erfolgenden Zusammenstössen mit der Welt. Ich muss stets daran denken, wie Dostojewski einmal davon spricht, wie lächerlich es sei, wenn man einen Menschen sieht, der die ganze Welt aus den Angeln heben will und dabei nicht einmal imstande ist, ohne Zigaretten auszukommen, und zu allem bereit ist, wenn man ihm nur zu rauchen gibt. Ich spreche hier zwar nicht vom Rauchen, vielmehr von dem, was das Allerwichtigste ist: nämlich nicht der Kampf, vielmehr, dass die Werkzeuge des Kampfes, d. h. die Menschen stark seien im Glauben, rein wie Tauben und klug wie Schlangen. Werden aber die Menschen so sein, so bedürfen sie gar nicht des Kampfes, um zu siegen. Propagandieren Sie bitte gar nichts, und lassen Sie sich erst dann auf einen Kampf ein, wenn Sie schon gar nicht mehr anders können. Leo Tolstoi.

[83.] An J. G. Molostwoff Moskau, 19. Februar 1897.

J. G.! Was Sie von der inneren Arbeit schreiben, die in Ihnen vor sich ging und noch vor sich geht, erregt nicht nur im höchsten Grade meine Teilnahme, es erfreut und rührt mich vielmehr. Eine der höchsten Freuden meines Lebens beruht darin, wenn ich erfahre, dass es Menschen gibt, die ganz die gleiche innere Arbeit vornehmen, in der

Sie begriffen sind. Diese Arbeit besteht darin, in sich das Reich Gottes zu errichten, d. h. sich der Vollkommenheit anzunähern (mag diese Annäherung auch aus noch so grosser Ferne geschehen, — gleichwohl ist das eine Annäherung) und als Folge dieser inneren Aufrichtung des Reiches Gottes auch seine äussere Errichtung (und ihr nähert man sich gleichfalls so an). Und bei diesem Tun bin ich mit ganzer Seele bei Ihnen und stets bereit, nach Massgabe meiner Kräfte Ihnen dabei dienlich zu sein. Die andere Seite Ihrer Tätigkeit hingegen, die Abfassung einer Lebensbeschreibung von mir, erregt nicht nur keineswegs meine Teilnahme, sie ist mir vielmehr durchaus unangenehm und mir scheint auch für Sie nutzlos, und deshalb halte ich es für unnötig, Ihnen dabei zu helfen. Glauben Sie bitte nur nicht, ich sage dies aus falscher Bescheidenheit, ich bin vielmehr aufrichtig davon überzeugt, dass meine Persönlichkeit nur ein Hindernis ist für die Sache, der ich dienen möchte, und dass, je mehr sie verschwindet und sich verflüchtet, das um so besser ist für diese Sache. Lassen wir die Persönlichkeiten beiseite, beschäftigen wir uns lieber damit, die Wahrheiten, die uns offenbar sind, auszuarbeiten, indem wir sie für alle klar und allen zugänglich machen, — lasst uns den Nebel verscheuchen, der diese Wahrheiten verhüllt, und das ist dann eine so nötige und dankbare Tätigkeit, dass gar nicht die Zeit bleibt für irgend eine andere Arbeit — besonders, wenn sie so nichtig und zweifelhaft ist, und sogar schädlich sein kann, wie diejenige, mit der Sie begonnen haben.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[84.] An N. N. Jassnaja Poljana, Februar 1897.

Der Zweck aller Artele ist der gleiche: Möglichst viel Geld zu erwerben, um möglichst gut zu leben in materieller Hinsicht. Viele sagen, abgesehen davon seien die Artele oder die Gemeinschaften auch noch dadurch nützlich, dass, wenn man innerhalb ihrer lebt, und sich ihren Regeln unterwirft, man besser werde, gütiger und mehr von Bruderliebe erfüllt. Ich halte das für unrichtig. Meiner Ansicht nach müssen die Menschen erst vordem gut und bruderliebend werden, d. h. die Bruderliebe höher stellen als den persönlichen Vorteil, und dann entsteht der Artel ganz von selber, und er umfasst dann nicht ein einziges Dorf oder einen einzigen Kreis, vielmehr die ganze Welt. Und die Regeln eines solchen Artels wurden schon längst aufgestellt, bereits 1800 Jahre sind es her, dass sich die Menschen ganz allmählich zu diesem Artel zusammenschliessen. Und die Aufgabe eines Jeden von uns besteht darin, sich auf diesen Artel vorzubereiten: zu lernen, ohne Schmerz dabei zu empfinden, sein eigenes Besitztum und seine ganze Arbeit zum allgemeinen Nutzen hinzugeben, ohne dafür irgend eine Entschädigung zu verlangen, und unter den Menschen durch Wort und Beispiel die Lehre von diesem Artel zu verbreiten, alles aus dem

Wege zu räumen, was seinem Zustandekommen im Wege steht, und ihn ganz allmählich in Wirklichkeit überzuführen.

Der Inbegriff dieser Regeln ist das Evangelium, die Teilhaber dieses Artels — das ganze Menschengeschlecht. Und ich glaube, die Errichtung aller kleinen Artele steht dem Zustandekommen des grossen und richtigen Artels nur im Wege. Seiner Errichtung zu dienen ist aber durchaus nicht so unangenehm und schwer, wie das viele annehmen. Dieser Dienst gewährt vielmehr bei weitem mehr Befriedigung, als der Dienst in kleinen Artelen, schon aus dem einzigen Grunde, weil die Mitwirkung an kleinen Artelen von der Willkür abhängt, und gut sein kann, aber auch ebenso schlecht zu sein vermag, während der Dienst in jenem grossen Artel diejenige Tätigkeit ist, zu deren Erfüllung uns Gott in diese Welt sandte, und Höheres und Besseres, als dasjenige, wozu Er uns hierher sandte, können wir gar nicht tun. Leo Tolstoi.

[85.] An N. G. Molostwoff 16. März 1897.

Ihren Brief habe ich längst schon erhalten, und lange schon liegt er bei mir unter denjenigen Briefen, auf die ich persönlich antworten möchte. Die Antwort auf diesen Brief müsste aber so umfangreich sein, und ich bin dabei so beschäftigt und fühle mich zudem so schwach, dass ich beschloss, nur auf Einzelnes einzugehen. Auf Ihren letzten Brief und zugleich auch auf denjenigen, der ihm vorausging, habe ich folgendes zu entgegnen:

Weshalb und wie wollen Sie denn eigentlich meine Lebensbeschreibung schreiben? Für Sie, bei Ihren 25 oder 30 Jahren, ist es schwer, sogar unmöglich, das zu begreifen, was ich durchlebte, als ich doppelt so alt war. Ja und weshalb auch? Wenn Sie schon unbedingt schreiben wollen, so beschreiben Sie doch das, was in Ihrer Seele vor sich ging und noch vor sich geht, und das wird dann für die Menschen sehr bedeutsam und lehrreich sein: denn das alles wissen Sie wirklich, und das alles ist auch ganz neu, weil es keinen einzigen Menschen gibt, der genau so ist wie der andere. Richtig und lehrreich wird das aber auch deshalb sein, weil, wenn Sie völlig aufrichtig sein werden, Sie das aussprechen werden, was andere wohl fühlen, sich selber aber nicht glauben, was sie zwar möchten, aber auszusprechen fürchten. Sie haben indes eigentlich überhaupt gar nicht nötig zu schreiben, und ich würde Ihnen das auch gar nicht raten. Sie werden noch dazu kommen, wenn Sie vieles erlebt haben werden. Jetzt tut aber Eines not: Dass Sie leben, und Ihre Lebensführung im Einklang steht mit dem Ideal, das Sie vor Augen tragen, oder dass Sie sich wenigstens nach Massgabe Ihrer Kräfte diesem Ideal annähern. Und um dieses Ideal zu verwirklichen, ja, um sich ihm auch nur anzunähern, dazu bedarf es schon ausserordentlicher Energie. Verwenden Sie die ihrige ganz hierauf.

Das wollte ich Ihnen sagen. Bitte zürnen Sie mir nicht, und seien Sie überzeugt, dass ich in dem, was ich Ihnen schreibe, nur Sie im Auge habe, nur Ihr Heil. Werden Sie mir noch schreiben und werde ich imstande sein, Ihnen irgendwie zu nützen, so wird mir das grosse Freude bereiten. Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[86.] An die kaukasischen Duchoboren 1897.

Liebe Brüder, die Ihr für die Lehre Christi leidet! Unser Bruder J. P. N. kam auf seiner Rückreise bei mir an, und es erwachte in mir der Wunsch, Euch zu schreiben: dass nicht nur ich allein, vielmehr sehr viele bei uns und im Auslande, von Euch wissen, an Euch denken und um Euch in Sorge sind. Wenn Gott so befiehlt, werden wir Euch, Euern Kindern, Frauen, Greisen und Kranken nach Möglichkeit Hilfe senden. Geistige Hilfe aber erhalten wir und viele andere, hier und im Ausland, von Euch, und wir bitten Euch, uns diese geistige Hilfe auch fernerhin zuteil werden zu lassen. Diese Hilfe beruht darin, dass Ihr zuerst das Beispiel gabt, wie man den Weg Christi beschreitet; den letzten ist das leichter, als den ersten. Ihr geht voraus, und viele sind Euch dafür dankbar. Christus sagte: „Man hat mich verfolgt, und man wird auch Euch verfolgen!“ So geschieht es tatsächlich. Leid tut es einem um die Kinder und um die Greise, aber noch mehr leid um die Verfolger: Sie wissen ja jetzt schon, dass sie nicht Euch verfolgen, vielmehr Christus, denselben, der sie zu erretten kam. Sie erkennen ihre Sünde, sie sind nur derart verstrickt in ihr, dass sie von ihr nicht lassen können. Sie begehen ihre Sünde; Gott helfe ihnen zur Besinnung zu kommen und sich uns anzuschliessen. J. P. erzählte mir, wie Eure Brüder, die dafür litten, dass sie sich weigerten, Anteil zu nehmen am Werke des Teufels, am Morden, mit denjenigen verfuhren, welche den Verfolgungen nicht gewachsen waren und sich bereit erklärten, Soldatendienst zu verrichten. Wenn diejenigen, die selber leiden um Christi Werk, diejenigen um Verzeihung baten, die die Verfolgungen nicht ertragen konnten: weil sie den Leiden nicht gewachsen waren, die sie nach dem Beispiel und der Lehre ihrer Brüder zu ertragen hatten — wie sollte dann ich, der ich gar nicht gewürdigt ward zu leiden für Christi Sache, nicht Euch alle um Verzeihung bitten, die meine Worte und meine Schriften zu diesen Leiden hinführten?

Derjenige, der um Christi Werk leidet — nicht auf Anstiftung anderer, vielmehr deshalb, weil er vor Gott gar nicht anders handeln kann, bedarf nicht des Trostes der Menschen, noch ihrer Unterstützung, derjenige aber, der so verfährt nicht um Gottes willen, vielmehr um des Ruhmes willen vor den Menschen, dem ist es schwer, ihn muss man trösten, aufrecht erhalten und um Verzeihung bitten, wenn wir die Ursache seiner Leiden waren. Und deshalb, Brüder, beharret nicht auf Eurer Verweigerung des Staatsdienstes, wenn Ihr dies deshalb tut,

damit man Euch keine Schwäche vorwerfen könne. Seid Ihr imstande, das zu tun, was man von Euch verlangt — so tut das: Bewahrt hierdurch Eure Schwachen, Frauen, Kinder, Kranke und Greise vor Qualen. Liess sich der Geist Christi nicht auf uns nieder, der uns nicht erlaubt, das zu tun, was dem Willen Gottes entgegen ist, so muss ein jeder von uns — schon um der Liebe zu den Seinigen willen — seinen früheren Entschluss zurücknehmen und sich fügen; niemand wird Euch deshalb verurteilen. So sollt Ihr verfahren, wenn Ihr das könnt. Hat sich aber Christi Geist auf einem Menschen niedergelassen, und lebt er nunmehr nicht mehr für sich, vielmehr um den Willen Gottes zu erfüllen, so wird er mit Freuden bereit sein, alles für seine leidenden Nächsten zu tun, ja und er kann auch gar nichts anderes tun, — so wenig, wie irgend ein einzelner Mensch hundert Zentner aufzuheben vermag. Ist dem aber so, so wird der Geist Christi, der sich den Werken des Teufels widersetzt, diesen Menschen lehren, wie er zu verfahren hat, und wird sowohl die Seinigen wie die ihm Nahestehenden in ihrem Leiden trösten.

Ich möchte Euch noch vieles sagen und noch vieles von Euch erfahren. — Wenn es Gott genehm ist, werden wir uns wiedersehen. Bis dahin lebt wohl, meine lieben Brüder. Ich küsse Euch

Euer schwacher, aber Euch liebender Bruder.

[87.] An die Duchoboren in Kanada. 6. November 1899.

Meine teuren Brüder! Ich sende Euch das gesammelte Geld. Ich schlage vor, dass es gut wäre, dieses Geld, ebenso wie alles weitere, das Ihr noch von guten Menschen und von arbeitenden Brüdern erhalten werdet, für gemeinsamen Besitz zu erachten und es nicht der Seelenzahl nach zu teilen, vielmehr denjenigen mehr zu geben, die grösseren Mangel leiden. Eure alten Leute in Gemeinschaft mit Euren Brüdern werden Euch helfen, eine solche Teilung vorzunehmen.

Ich hörte, dass Ihr viel Not ertragen habt und auch jetzt noch Mangel leidet. Gott helfe Euch, die Euch gesandte Prüfung in dem christlichen Geiste des Gehorsams vor dem Willen Gottes, der Demut und Bruderliebe zu ertragen, in dem Ihr im Kaukasus lebtet, wobei Ihr den Menschen das Beispiel christlicher Lebensführung botet. Alle irdischen Angelegenheiten — Freuden, Kümmernisse, Reichtum, Armut werden vorübergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen, nur unsere Taten, gute oder böse, hinterlassen auf ewig eine Spur, sowohl in dieser Welt und fördern oder hemmen die Errichtung des Reiches Gottes, als auch in unserer Seele, indem sie uns Gott annähern oder von ihm ferne rücken. Gott möge Euch erretten, um Eurer Güte willen.

Euer Euch liebender Bruder.

[88.] An W. A. Wlasoff 1899.

Geehrter Bruder Andrei Wasiljewitsch! Ich erhielt Ihren Brief und freute mich, von Ihnen und Ihrem Glauben zu erfahren. Dass Sie zu leiden hatten von Ihren irdischen Vorgesetzten, beweist, dass Sie

auf Christi Pfad schreiten. Jeder Mensch, der diesen Weg geht, muss unabweisbar zusammenstossen mit dem Fürsten dieser Welt. Man soll aber sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, vielmehr so, dass es allen anderen sichtbar werde. Der Fürst dieser Welt vermag das aber nicht zuzulassen, weil Christi Licht seine schlimmen Taten erschauen lässt. Nur diejenigen Menschen dienen dem Werk Gottes, indem sie sein Reich auf Erden herbeizuführen helfen, welche den Betrug des Fürsten dieser Welt enthüllen — und dafür Verfolgungen ertragen. Hierbei helfe Ihnen Gott!

Mit dem, was Sie in Ihrem Briefe äussern, bin ich durchaus einverstanden, und ich freute mich im Geiste, als ich ihn las. Eines nur kann ich raten — Sie möchten bei diesem Enthüllen nicht die Liebe verlieren zu dem in die Irre gegangenen Bruder; und auch noch: Sie möchten sich bei dem Entlarven der Lüge mehr auf die Vernunft und die Liebe stützen und berufen, als auf Verse aus der Schrift. Die Schriften — sind das Werk menschlicher Hände, in ihnen können Irrtümer sein, und sie auszulegen, besonders die Apokalypse, kann jeder in seiner Art; die Vernunft hingegen ward uns unmittelbar von Gott gegeben, und nicht uns allein: den Tartaren, Chinesen und allen andern Völkern als eine und dieselbe, und das, was die Vernunft sagt, muss man glauben. Ihr glauben nur diejenigen nicht, welche die Wahrheit nicht wissen wollen. Ich lege einige kleine Aufsätze über den Glauben bei, wie ich ihn auffasse. Zwei Aufsätze: „Die Gebote Christi" und „Wie man das Evangelium lesen soll" stammen von mir, die anderen nicht, ich bin aber mit ihnen einverstanden.

Ihr Sie liebender Bruder.

[89.] An die nach Kanada ausgewanderten Duchoboren.

15. Februar 1900.

Liebe Brüder und Schwestern! Wir alle, die wir uns zur Lehre Christi bekennen und den Wunsch hegen, unser Leben möchte im Einklang stehen mit dieser Lehre, wir alle müssen uns einander helfen. Die allernotwendigste Hilfe beruht dabei darin, dass wir einer den andern auf diejenigen Sünden und Verführungen hinweisen, denen wir verfallen, ohne sie zu bemerken.

Deshalb halte auch ich, — indem ich meine Brüder um ihre Hilfe bitte bei denjenigen Sünden und Verführungen, denen ich unterliege, und die ich dabei gar nicht sehe, — halte ich es für meine Pflicht, Euch, liebe Brüder und Schwestern, auf die Verführung hinzuweisen, der, wie ich höre, einige von Euch unterliegen.

Ihr hattet Leiden zu ertragen und wurdet verfolgt, und jetzt noch erduldet Ihr deswegen Not, weil Ihr ein christliches Leben nicht in Worten, vielmehr in der Tat führen wolltet, — Ihr weigertet Euch, irgend eine Gewalt über den Nächsten auszuüben, Ihr verweigertet den Eid und den Dienst als Polizist und als Soldat, und Ihr ver-

branntet sogar Eure Waffen, um nicht in Versuchung zu geraten, Euch mit ihnen zu verteidigen, und ungeachtet aller Verfolgungen bliebt Ihr treu der Lehre Christi. Eure Taten wurden den Menschen bekannt, und die Feinde der christlichen Lehre gerieten in Verwirrung, als sie von Euren Taten erfuhren, bald warfen sie Euch ins Gefängnis und verschickten Euch, bald verjagten sie Euch aus Russland, indem sie mit allen Kräften bemüht waren, Euer Tun den Menschen zu verbergen. Die Anhänger der Lehre Christi freuten sich aber, triumphierten, gewannen Euch lieb, lobten Euch und bemühten sich, Eurem Beispiel zu folgen. Eure Taten haben sehr viel dazu beigetragen, die Herrschaft des Bösen zu vernichten und die Menschen in der christlichen Wahrheit zu festigen.

Nunmehr aber erfahre ich aus Briefen unserer Freunde, dass das Leben von vielen von Euch in Kanada so ist, dass bereits die Anhänger der Lehre Christi bange wurden, und ihre Feinde sich freuen und triumphieren. „Da sehen Sie einmal an, Eure Duchoboren", sprechen jetzt die Feinde des Christentums. „Sobald sie nur nach Kanada übersiedelten, in ein freies Land, begannen sie auch gleich schon ganz ebenso zu leben, wie alle andern Leute, ganz ebenso sammelt ein jeder für sich Besitztümer, und sie teilen nicht nur keineswegs mit ihren Brüdern, vielmehr ist ein jeder darauf bedacht, möglichst viel für sich selber zu erraffen. Demnach taten sie alles, was sie früher taten, nur auf Befehl ihrer Führer und begriffen selber nicht recht, weshalb sie das taten."

Liebe Brüder und Schwestern, ich kenne und verstehe die ganze Schwierigkeit Eurer Lage in einem fremden Land, unter fremden Menschen, die niemanden etwas umsonst geben, und ich weiss auch, wie schrecklich der Gedanke ist: Unsere Nächsten, die schwachen Mitglieder unserer Familie, könnten ohne Mittel und hilflos zurückbleiben, ich weiss, wie schwer es bisweilen fällt, in Gütergemeinschaft zu leben, und wie es bisweilen kränkt, für andere zu arbeiten, die durchaus nicht sorgsam sind, und das durch fremde Arbeit Erworbene vergeuden. Dies alles weiss ich, ich weiss aber auch, dass, wenn Ihr fortfahren wollt, ein christliches Leben zu führen, und wenn Ihr nicht den Wunsch hegt, Euch von alledem loszusagen, um dessentwillen Ihr Leiden ertrugt und aus der Heimat verjagt wurdet, Ihr gar nicht so leben könnt, wie man in dieser Welt lebt, d. h. indem jeder Einzelne für sich und seine Familie Eigentum sammelt und es andern Menschen vorenthält. Es scheint einem ja nur so, als könne man Christ sein, und dabei persönliches Eigentum besitzen und es andern Menschen vorenthalten, — das ist aber ganz unmöglich. Sobald die Menschen sich dazu bekennen, — bleibt in Kürze von dem ganzen Christentum nichts anderes übrig, als Worte, und leider unaufrichtige und heuchlerische Worte. Christus sagte, man könne nicht Gott dienen und dem Mammon; eines von beiden: Entweder man sammelt für sich selber persönliches Eigentum,

oder man lebt für Gott. Anfangs scheint es so, als bestehe keinerlei Zusammenhang zwischen der Verneinung der Gewalt, der Verweigerung des Soldatendienstes und der Anerkennung des persönlichen Eigentums. „Wir Christen verneigen uns nicht vor äusseren Göttern, wir schwören nicht, wir richten nicht, wir töten nicht“, sagen viele von uns, „Dadurch aber, dass wir durch eigene Arbeit Besitztum erwerben — nicht zu unserer Bereicherung, vielmehr um die uns Nahestehenden sicher zu stellen, damit handeln wir nicht nur keineswegs gegen die Lehre Christi, wir erfüllen sie vielmehr auch noch, wenn wir von unserem Überfluss den Armen abgeben!“ Das ist aber gar nicht wahr. Wenn ich persönliches Eigentum besitze, bedeutet das ja, dass ich dasjenige, was ich für mein Eigentum halte, nicht nur keineswegs einem jeden abgebe, der dieses mein Eigentum wünschen wird, es vielmehr sogar ihm gegenüber verteidigen werde. Einem andern gegenüber das zu verteidigen, was man für sein persönliches Eigentum hält, geht aber gar nicht anders als durch Gewalt, d. h. nötigenfalls durch Kampf, Rauferei, sogar Mord. Würden diese Gewalt- und Mordtaten nicht begangen, so könnte niemand persönliches Eigentum behalten.

Behalten wir aber unser persönliches Eigentum, ohne selber Gewalt zu verüben, so ist das nur deshalb möglich, weil unser Eigentum geschützt ist durch die Drohung mit Gewalt, durch die Gewalttat selber und durch den Mord, die um uns herum geschehen.

Wenn wir aber unser Eigentum auch nicht schützen, so nimmt man es uns nur deshalb nicht, weil man annimmt, wir würden es ganz ebenso verteidigen, wie alle anderen.

Und deshalb bedeutet die Anerkennung des persönlichen Eigentums die Anerkennung der Gewalt und des Mordes, und Ihr hattet gar keinen Grund, den Soldaten- und Polizeidienst zu verweigern, wenn Ihr dabei das Eigentum anerkennt, das doch nur aufrecht erhalten wird gerade eben durch den Soldaten- und Polizeidienst. Diejenigen, welche Soldaten- und Polizeidienst tun und dabei persönliches Eigentum geniessen, handeln besser als diejenigen, die dazu nicht bereit sind, und weder Soldaten- noch Polizeidienst leisten, dabei aber doch persönliches Eigentum besitzen wollen: Wenn solche Leute selber keinen derartigen Dienst tun, so wollen sie demnach Vorteil ziehen aus dem Dienste anderer. Die Lehre Christi kann man aber nicht bruchstückweise annehmen: Entweder alles oder gar nichts. Sie ist unlöslich verbunden zu einem einzigen Ganzen. Erkennt der Mensch in sich selber einen Sohn Gottes an, so folgt aus diesem Bekenntnis die Liebe zum Nächsten. Aus der Liebe zum Nächsten folgt aber ebenso die Verneinung der Gewalt, des Eides und des Kriegsdienstes, wie diejenige des persönlichen Eigentums.

Ausserdem ist die Neigung zum Eigentum an und für sich Selbstbetrug — und Christus hat ihn uns enthüllt. Er sagt, der Mensch solle sich nicht kümmern um den morgigen Tag, und das nicht deshalb, weil hierin irgend ein Verdienst liege, und weil dieses Gott befehle,

vielmehr deshalb, weil eine solche Sorge zu gar nichts führt, weil das gar nicht möglich ist, und weil, wer so tut, eine Dummheit begeht, indem er sich bestrebt, Unmögliches zu vollführen. Der Mensch ist ausserstande, sich selber sicher zu stellen, erstens deshalb, weil er sterblich ist, wie das aufgezeigt ward in dem Gleichnis von dem Reichen, der sich ein Haus gebaut hatte, und zweitens deshalb, weil man niemals die Grenze finden kann für die nötige Sicherstellung. Auf wielange Zeit muss man sich sicherstellen: Auf einen Monat? Auf ein Jahr? Auf zehn Jahre? Auf 50? Soll man nur sich selber oder auch seine Kinder und seine Enkel sicherstellen? Und worin soll man sie sicherstellen? In bezug auf Nahrung oder Kleidung oder Wohnung, und mit welcher Nahrung und durch welche Wohnung? Wer damit anfängt, sich selber sicher zu stellen, der kommt darin niemals zu einem Ende, und verdirbt sich bloss ganz umsonst das Leben damit, wie es ja auch gesagt ist: „Wer sich sein Leben erhalten will, der wird es verlieren!" Sehen wir denn nicht, dass Reiche unglücklich, und Arme glücklich leben? Der Mensch hat es gar nicht nötig, sich selber sicherzustellen, wie das ja auch Christus sagte. Er ward ein für allemal von Gott sichergestellt, ganz ebenso wie die Vögel des Himmels und die Blumen des Feldes.

Ja, wenn aber dem so ist, und alle Leute nicht arbeiten, nicht pflügen, nicht ernten werden, dann werden doch alle Hungers sterben — sagen gewöhnlich diejenigen, welche die Lehre Christi in ihrer ganzen wahrhaftigen Bedeutung nicht begreifen oder nicht annehmen wollen. Das ist aber doch nur eine Ausrede. Christus verbietet ja dem Menschen durchaus nicht zu arbeiten, und er rät ihm keineswegs müssig zu sein, im Gegenteil, er befiehlt ihm unaufhörlich zu arbeiten, nur nicht für sich allein, vielmehr für andere. Es ward gesagt, der Menschensohn kam nicht deshalb in die Welt, damit man ihm diene, vielmehr deshalb, damit er selber den Menschen diene, und wer arbeitet, der verdiene auch zu essen. Der Mensch soll möglichst viel arbeiten, er soll nur nicht dasjenige, was er erarbeitete, für sich behalten, er soll es nicht für sein Eigentum halten, vielmehr den andern geben.

Um sich am zuverlässigsten sicher zu stellen, besitzt der Mensch ein Mittel, und es ist ganz das gleiche, das ihm Christus lehrte: möglichst viel zu arbeiten und sich mit möglichst wenigem zu begnügen. Wer so handelt, der wird immer und überall sichergestellt sein.

Die Lehre Christi kann man nicht bruchstückweise aufnehmen: Das eine annehmen und das andere beiseite lassen. Wenn Menschen, welche die Lehre Christi annahmen, sich lossagten von jeder Gewalt, vom Gericht und vom Kriege, so müssen sie sich auch lossagen vom persönlichen Eigentum, weil die Gewalttat und die Gerichte nur dazu nötig sind, um das persönliche Eigentum zu erhalten. Halten aber Menschen fest am persönlichen Eigentum, so brauchen sie auch unbedingt die Gewalttat, die Gerichte und die ganze Einrichtung dieser Welt.

Die Verführung zum persönlichen Eigentum ist die feinste aller Verführungen, deren Schaden sehr listig vor den Menschen verborgen wird, und deshalb stolperten so viele Christen über diesen Stein.

Und deshalb, teure Brüder und Schwestern, wenn Ihr Euer Leben in einem fremden Lande aufs Neue einrichtet, nachdem Ihr aus dem Heimatland vertrieben wurdet, um Eurer Treue an die Lehre Christi willen, so sehe ich deutlich, dass es für Euch in jeglicher Hinsicht vorteilhafter ist, auch weiterhin ein christliches Leben zu führen, als dies aufzugeben und ein weltliches Leben zu beginnen. Es ist vorteilhafter zu leben und zu arbeiten in Gemeinschaft mit allen denjenigen, welche den Wunsch hegen, ganz das gleiche Leben zu führen wie Ihr, — als wenn jeder für sich leben würde, indem er nur für sich selber und für seine Familie Besitztum erwirbt und es mit den andern nicht teilt. So zu leben ist erstens deshalb vorteilhafter, weil, wenn Ihr Euch nicht für die Zukunft vorsorgt, Ihr nicht umsonst Eure Kräfte vergeuden werdet für etwas, was für einen sterblichen Menschen ausgeschlossen ist: die Sicherstellung der eigenen Person und der Familie; zweitens werdet Ihr keine Kräfte nutzlos vergeuden auf den Kampf mit andern, um das persönliche Eigentum den Nächsten gegenüber zu behaupten; drittens deshalb, weil Ihr, wenn Ihr in Gemeinschaft arbeitet, unvergleichlich mehr erarbeiten und erwerben werdet, als wenn ein jeder für sich allein arbeiten würde; viertens deshalb, weil, wenn Ihr in der Gemeinschaft lebt, Ihr weniger für Euch selber ausgeben werdet, als wenn jeder für sich allein leben würde; fünftens deshalb, weil, wenn Ihr ein christliches Leben führt, Ihr bei den Menschen, die Euch umgeben, statt Leid und Übelwollen Liebe zu Euch erregen werdet, Hochachtung, und vielleicht sogar Nachahmung Eures Lebens; sechstens deshalb, weil Ihr dann nicht die Sache verloren geben werdet, die Ihr begonnen habt, und durch die Ihr Euren Feinden Schmach und den Freunden Christi Freude bereitetet. Vor allem aber ist es deshalb für Euch vorteilhafter, ein christliches Leben zu führen, weil, wenn Ihr ein solches Leben führt, Ihr wissen werdet, dass Ihr den Willen Dessen erfüllen werdet, Der Euch in diese Welt sandte.

Ich weiss, dass es schwer ist, keinerlei persönliches Eigentum zu besitzen; schwer ist es, bereit zu sein, dasjenige, was man besitzt, und was für die Familie nötig ist, jedem abzugeben, der darum bittet; schwer ist es, sich zu fügen den erwählten Führern, wenn es einem scheint, dass Ihre Verfügungen unrichtig sind; schwer ist es einem, des anderen Fehler zu ertragen; schwer ist es, sich von den Gewohnheiten des Luxus, des Fleischessens, des Tabakrauchens und Weintrinkens frei zu machen. Ich weiss, dass dies alles schwer zu sein scheint. Aber, liebe Brüder und Schwestern, Ihr seid ja heute am Leben, und morgen gehen wir zu Demjenigen, Der uns in diese Welt deshalb sandte, damit wir Seinen Willen erfüllen. Lohnt es sich denn wirklich deswegen, um Dinge sein eigen zu nennen und nach eigenem Ermessen

über sie zu verfügen, lohnt es um einige Zentner Mehl, um einige Dollar, um einen Pelz, um ein paar Ochsen, lohnt es deswegen, die Nichtarbeitenden nicht das geniessen zu lassen, was ich erarbeitete, lohnt es, wegen eines beleidigenden Wortes, um des Hochmuts willen, wegen eines schmackhaften Stück Fleisches — gegen den Willen Dessen zu handeln, Der uns in die Welt gesandt hat, und das nicht zu tun, was Er von uns verlangt, und was wir nur in diesem unserm Leben erfüllen können. Er will doch von uns nur wenig: Nur dass wir den anderen nicht das tun sollen, was wir für uns selber nicht wünschen. Und er will das nicht für sich, vielmehr für uns, weil, wenn wir nur bereit wären, dies zu tun, es für uns alle so schön auf Erden zu leben wäre, wie das nur möglich ist. Aber auch jetzt — würde selbst die ganze Welt seinem Willen entgegenhandeln — ist für den einzelnen Menschen, der begriffen hat, wozu er in die Welt geschickt ward, keine Berechnung dabei, etwas anderes zu tun als das, wozu er auf diese Welt kam.

Ich, ein alter Mann, der am Rande des Grabes steht, vermag als Unbeteiligter dies klar und deutlich zu erkennen; aber auch Ihr, teure Brüder und Schwestern, wenn Ihr nur ruhig darüber nachdenkt und Euch wenigstens für eine Zeitlang von den Verführungen dieser Welt innerlich frei macht, so werdet auch Ihr deutlich ersehen, dass kein Mensch irgend etwas verliert, vielmehr in jeder Hinsicht nur gewinnt, wenn er nicht für sich selber leben wird, vielmehr um den Willen Gottes zu erfüllen. Es ward gesagt: „Suchet vor allem das Himmelreich und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird Euch von selber zufallen!“ Jeder Mensch kann die Erfahrung machen, ob dies richtig ist. Ihr aber habt dies bereits erfahren und wisst, dass dies die Wahrheit ist. Sonst aber suchen wir nur das andere: Eigentum, irdische Genüsse, und erlangen sie nicht und verlieren dabei das himmlische Reich.

Und deshalb, liebe Brüder und Schwestern, haltet fest an dem Leben, das Ihr begonnen habt, sonst verliert Ihr ganz umsonst das, was Ihr besasset, ohne das zu finden, was Ihr sucht. Der uns in die Welt sandte, weiss besser wie wir, was wir nötig haben, und Er hat im Voraus die Welt so eingerichtet, dass der Mensch nur dann das höchste Heil in diesem und im zukünftigen Leben erlangt, wenn er nicht seinen eigenen Willen, vielmehr Seinen Willen erfüllt.

Darüber, wie Ihr eigentlich in Eurer Lebensgemeinschaft Euer Leben einrichten sollt, wage ich nicht, Euch Rat zu geben, da ich sehr wohl weiss, dass Ihr, besonders Eure Greise, in dieser Sache erfahren und weise seid. Ich weiss nur, dass alles gut sein wird, wenn nur ein jeder von Euch eingedenk bleibt, dass er nicht durch seinen Willen in diese Welt kam, vielmehr nach dem Willen Gottes, der ihn in dieses kurze Leben sandte, damit er Seinen Willen erfüllen solle. Sein Wille aber ward ganz ausgedrückt in dem Gebote der Liebe. Persönliches

Eigentum anzusammeln und es andern vorzuenthalten — bedeutet hingegen entgegenzuhandeln dem Willen Gottes und Seinem Gebote.

Verzeiht mir, Euer liebender Bruder.

[90.] An einen Volksschullehrer 1900.

Als ich in der Schule unterrichtete, war ich mir noch nicht klar geworden über meine Beziehung zur Lehre der Kirche, da ich ihr aber Wichtigkeit beimass, vermied ich es, über sie mit den Schülern zu sprechen, ich las vielmehr mit ihnen biblische Geschichte und das Evangelium, wobei ich die Aufmerksamkeit meiner Schüler vornehmlich auf die Sittenlehre richtete und stets aufrichtig auf alle Fragen antwortete, die sie mir stellten.

Frugen sie mich über die Wunder, so sagte ich, dass ich nicht an sie glaube.

Jetzt aber, nachdem ich mich viel gequält habe im Suchen nach Wahrheit und nach dem, woran man sich im Leben halten muss, gelangte ich zu der Überzeugung, dass unsere kirchliche Lehre schädlich, und die Unterweisung in ihr Kindern gegenüber das grösste Verbrechen ist.

Wenn ich einem Kinde, das bei mir altem Menschen Hilfe sucht und Anweisung darüber, wie es sein Leben verstehen soll, seinen Ursprung und seine Beziehung zu diesem Ursprung und zur Welt, wenn ich einem Kinde sage, Gott habe vor 6000 Jahren in sechs Tagen die Welt und Adam erschaffen und dann sich ausgeruht, Adam habe eine Sünde begangen, und um die Sache wieder in Ordnung zu bringen, sei es nötig gewesen, dass Gott seinen Sohn in diese Welt gesandt, und dass man ihn getötet habe, und alle andern entsetzlichen und gotteslästerlichen Behauptungen der Kirche, die endgültig in dem Kinde die Möglichkeit jeder Vorstellung von Gott vernichten — als dem Geiste der Liebe, dem Quell des Lebens — und dabei dem Kinde furchtbare Begriffe beibringen von Rache, Verführung, Belohnungen, Hinrichtungen, der Unmöglichkeit, sich durch eigene Kraft zu vervollkommnen . . . . . . und alle übrigen Lügen der Kirche, die wie absichtlich ausgedacht wurden, um den Geist und das Herz eines reinen Kindes zu verderben, — wenn man dies einem Kinde sagt, das einen nach der Wahrheit fragt, so ist das das furchtbarste Verbrechen, schlimmer als körperliche Schändung. So schaue ich jetzt auf die kirchliche Lehre hin.

Ungeachtet dessen, dass ich durchaus hiervon überzeugt bin, würde ich aber auch jetzt noch nicht, wenn ich Lehrer wäre, den Kindern dies beibringen, da ich ihre Freiheit und ihre Eltern achte, welche diese Lüge für etwas Heiliges halten. Wie aber vordem würde ich, wenn ich es auch vermeiden würde, das Gespräch hierauf zu bringen, jedesmal, wenn sich die Kinder mit einer solchen Frage an mich wenden würden, ihnen durchaus ehrlich alles das sagen, was ich jetzt hierüber denke. So verhalte ich mich jetzt zu Erwachsenen und zu Kindern.

Die Wahrheit ist stets etwas Heiliges. Und nirgends ist es ein solches Verbrechen, gegen diese Wahrheit zu wirken als bei der Erziehung: „Man muss Gott dienen im Geiste und in der Wahrheit", „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben".

Das ist auch alles, was ich auf Ihre Frage antworten kann: Halten Sie es für Ihre heilige Pflicht, indem Sie jede religiöse Belehrung nach Kräften zu vermeiden suchen, auf alle religiösen Fragen Ihrer Schüler stets mit der vollen Wahrheit zu antworten.

Haben Sie aber selber noch nicht klare Antworten auf Ihre Fragen, so bemühen Sie sich, sich solche zu erarbeiten, anfangs für sich selber und dann auch für Ihre Schüler. Wissen Sie aber keine Antwort, so sagen Sie das nur ganz offen.

Das wird nicht nur fruchtbarer sein als eine Antwort, die aus dem Katechismus geschöpft ward, die Antwort: „Das weiss ich nicht!" wird heilig sein, weil das die Wahrheit ist, die Antwort aber aus dem Katechismus wird ein Verbrechen sein, weil das ein Ergebnis des Vaters der Lüge sein wird, nach dem Worte des Evangeliums.

[91.] An K. 1900.

Ihr Brief bereitete mir grosse Freude. Ihre Anschauung über das Nichtwiderstandleisten gegen das Übel, ist durchaus richtig, wie Sie ja selber wissen. Bisweilen erfasst mich Gram, wenn ich daran denke, dass unsere Gesellschaft sich immer noch in so tiefer Finsternis befindet, dass grosse Anstrengungen erforderlich sind — die gleichen, die Sie anwenden, und zu denen nicht viele fähig sind — um sich einesteils aus den Netzen des rein formalen falschen Christentums zu befreien, andererseits — aus den Netzen des revolutionären Liberalismus, der die Presse beherrscht, und die einfachsten Wahrheiten auf sittlichem Gebiet zu begreifen (das ist so klar, wie $2 \times 2 = 4$), d. h., dass man nicht selber das gleiche Übel tun darf, gegen das man ankämpft. Diese ganze Behauptung, die scheinbar so schwierig ist, dass man sich dem Übel nicht widersetzen soll, und auch die Entgegnungen auf sie, laufen im Grunde auf das eine heraus: statt zu begreifen, dass gesagt ist: Widersetze dich nicht dem Bösen und der Gewalt durch Böses und durch Gewalt, wird verstanden (mir scheint sogar — absichtlich) es sei gesagt worden: Widersetze dich nicht dem Bösen, d. h. verzeihe ihm, habe Nachsicht mit ihm — während dem Bösen Widerstand zu leisten, mit ihm zu kämpfen doch die einzige äussere Aufgabe des Christentums ist, und das Gebot, dem Bösen nicht mit Gewalt Widerstand zu leisten, nur gegeben ward als Richtschnur, auf welche Weise man gegen das Übel auf die erfolgreichste Weise ankämpfen könne. Es ward gesagt: Ihr seid gewöhnt, mit Gewalt gegen das Übel anzukämpfen, — durch Vergeltung mit Gleichem. Das ist aber ein schlechtes, hässliches Mittel. Das beste Mittel — ist nicht durch Vergeltung, vielmehr durch Güte auf das Übel zu antworten. Das ist ganz ebenso, als würde

man sich bemühen, eine Türe nach aussen zu öffnen, während sie nach innen aufgeht, und als würde jemand, der das weiss, sagen: „Sie stossen nicht nach der richtigen Seite, ziehen Sie doch die Tür zurück.“ So ist das aber doch nur bei unserer in kultureller Hinsicht so sehr zurückgebliebenen Gesellschaft. In Amerika z. B. ward diese Frage schon vor 50 Jahren von allen Seiten bearbeitet, und dort müsste man sich schämen hiervon zu sprechen, ganz ebenso, wie wenn man jetzt das System des Kopernikus denjenigen beweisen wollte, die es bestreiten würden, wie man einst die Lehren Gallileis bestritt. Demnach, das wollte ich sagen, verdriesst mich bisweilen unsere Unbildung hierin, andererseits erblicke ich darin einen Vorteil: Wer, wie Sie selber, durch eigene Verstandesarbeit diese Kruste der Lüge und des Unverstandes durchbricht, der hat dafür Aussicht auf ein festeres Verstehen, auch von alledem, was mit dieser Forderung verbunden ist, als derjenige, dem man sie bereits vorkaute und in den Mund legte.

In einem nur haben Sie unrecht, — nämlich darin, dass Sie in der Frage in Hinsicht auf die Verrückten der Entscheidung scheu aus dem Wege zu gehen scheinen. In der Idee darf man nicht das leiseste Zugeständnis zulassen. Jedes Zugeständnis wird sich unbedingt auch in der Praxis geltend machen (wie Sie so richtig sagen, und deshalb darf man am allerwenigsten gerade in der Theorie Zugeständnisse dulden). Wenn ich eine Linie ziehen will, möglichst nahe der mathematischen Graden, so darf ich keinen Augenblick zugeben, dass die Grade nicht die nächste Verbindung zwischen zwei Punkten ist. Wenn ich zugebe, dass man einen Verrückten einsperren darf, so muss ich auch zugeben, dass man ihn töten muss. Wozu soll er sich denn sonst quälen? Nehmen Sie z. B. einen tollgewordenen Hund an, auch ihn darf man weder einsperren noch töten.

Wenn ich zulasse, dass man einen sehr Verrückten einsperren darf, so wird es sich erweisen, dass man sowohl mich wie Sie aus irgend einem Grunde einsperren muss. Fürchten Sie sich doch gar nicht, wie Sie das taten, diese Gedankenwege zu gehen. Wenn man einsperren darf, so wird jene Vergewaltigung verwirklicht, unter der jetzt die Welt stöhnt. In Russland gibt es hunderttausend Eingesperrte; wenn es das aber nicht mehr geben würde, was wäre dann eigentlich so schrecklich dabei? Etwa, dass ein Verrückter mich töten würde, Sie, meine Tochter, Ihre Mutter? Ja was ist denn dabei eigentlich so furchtbar? Wir werden gleichwohl alle sterben müssen. Aber etwas Böses tun dürfen wir nicht. Indes, erstens verüben die Verrückten selten Morde, wenn Sie das aber tun, so ist der Gegenstand, den man bemitleiden und dem man helfen muss, nicht ich, den der Verrückte doch nur ermorden kann, vielmehr der, der zweifellos geistig verstümmelt ward und leidet; und helfen muss man ihm und denken muss man an ihn. Würden die Menschen sich nicht erlauben, zu ihrer eigenen Sicherheit jene Verrückten einzusperren und zu töten und die sogenannten Ver-

brecher, so würden sie darum besorgt sein, dass keine Verrückten und keine Verbrecher mehr aufkommen könnten. Ich aber weiss folgenden Fall: Ein völlig verwahrloster Mensch, ein Bettler von 45 Jahren, der mit seiner Tochter vagabundierte und selbst im Winter nicht in einer Hütte übernachtete, vergewaltigte seine Tochter. Ein anderer Fall: Ein Knabe von 11 Jahren tötete seine 5 jährige Schwester und machte sich aus ihrem Fett eine Kerze, um bei dem Verüben von Diebstählen die Schlösser öffnen zu können. Ein dritter Fall: Ein Schüler meiner Schule, der in die Lehre gegeben war, ward durch seine Umgebung zum Trunk verführt, trank solange, bis er sich eine Gehirnkrankheit zuzog und ward dann, um den Mitbewohnern des Hauses und seiner Umgebung Ruhe zu geben, in ein Irrenhaus abgegeben, wo er starb. Wir alle kennen die Geschichte der Skublinskaja. Nun, alle diese urteilt man ab, und dann sperrt man sie ein, damit sie uns nicht dabei stören — noch mehr Menschen zu solchen zu machen, wie sie sind, und wir sagen dann, es sei grausam, sie in der Freiheit zu belassen!

Nein, würden sie in Freiheit sein, so würde es keine verwahrlosten Leute geben, die die Telephondrähte abschneiden, es würde keine Knaben geben, die Kerzen bereiten aus dem Fett ihrer Schwestern, es würde keine Wilden geben, die bis zur Verrücktheit trinken, es würde keine Skublinskaja geben.

Ich würde mich sehr freuen, zu lesen, was Sie über meine Erzählung (Die Kreutzersonate) geschrieben haben. Ich schrieb dieser Tage ein Nachwort zu ihr, das mir unerlässlich zu sein schien: Die Menschen sind schon so frech geworden, dass sie sich anstellen, als verständen sie gar nicht, was dort geschrieben steht.

Gott helfe Ihnen auf dem Wege weiter zu schreiten, den Sie beschritten. Es ist der einzige.

[92.] An W. A. Ch. 1900.

Vorgestern erhielt ich Ihren Brief, W. A., und ich habe ihn soeben wieder durchgelesen. Ich will jetzt auf seinen Hauptinhalt antworten, soweit ich ihn verstehe. Was ist denn eigentlich für ein Unglück dabei, dass die Landgemeinden zerfallen sind? Hätten wir gelesen, diese Landgemeinden — seien Vorbilder dafür, wie in der Welt die Lehren Christi verwirklicht werden, und wie man das Reich Gottes errichten muss, dann wäre das tatsächlich schrecklich: dann würde der Zerfall der Landgemeinde die Unhaltbarkeit der Lehre Christi beweisen. Eine solche Anschauung von diesen Landgemeinden hatten aber nicht nur keineswegs wir Unbeteiligten, vielmehr nicht einmal Mitglieder von ihnen. (Hat jemand so auf die Landgemeinde hingesehen, so wird ihr Zerfall ihn darüber belehren, dass diese Anschauung falsch war, und in dieser Hinsicht ist der Zerfall der Landgemeinde sogar nützlich.) Diese Gemeinden bildeten eine gewisse Form der Lebensführung, welche

einige Menschen dazu wählten, um auf dem Wege zu schreiten, der ihnen von Christus gewiesen ward. Andere Menschen wählten dagegen andere Formen (oder andere Menschen wurden unter andere Bedingungen versetzt), wie Sie, ich, Ge und alle diejenigen, die den gleichen Pfad schreiten. Und wie Sie selber schreiben: Mögen einzelne Ansiedlungen auch noch so gut sein, sie sind das nur, so lange sie nötig sind, — so sind alle Formen eben als Form, zweifellos vorüberziehend wie die Wellen. Wenn die Landgemeinden zerfallen sind, so einzig und allein deshalb, weil diejenigen, die in ihnen lebten, aus dieser Hülle herauswuchsen und sie zerbrachen. Und darüber kann man sich nur freuen. Ich schreibe jetzt teilweise hierüber, und in einem Brief kann man natürlich nicht alles klar ausdrücken, ich will das aber versuchen, helfen Sie mir nur dabei — und suchen Sie auch das zu verstehen, was nicht klar ausgedrückt ward.

Das Christentum bedeutet eine Vorwärtsbewegung auf dem Wege, der von Christus gewiesen ward — durch die Wahrheit zur vollen Vollkommenheit des himmlischen Vaters. Und das Christentum ist um so mehr Christentum, je mehr es Bewegung ist, je rascher diese Bewegung verläuft. Demnach ist der Hauptzöllner Zacharias, der ganz seinen Lüsten lebte und sich plötzlich entschloss, all sein Geld den Armen zu geben — in diesem Augenblick mehr Christ, als die Jünger, als sie frugen, welche Belohnungen ihnen für ihre Treue würden; der Räuber am Kreuze, die Buhlerin, der Zöllner ist mehr Christ als der Pharisäer. Jeder Mensch, auf einer wie niedrigen Stufe er auch stehen mag, kann Christ sein, kann sich vorwärts bewegen und vermag diese Bewegung ins Unendliche hinein zu beschleunigen (bedenken Sie, nichts rührt und freut uns so sehr, wie solche Bewegungen, wenn der Sünder bereut — „das verlorene Schäfchen“, „der verlorene Groschen“, und auf wie hoher Stufe der Gerechtigkeit ein Mensch auch stehen mag, er kann aufhören, sich vorwärts zu bewegen und hört dann auf, Christ zu sein. Nichts hemmt aber derart die Bewegung, als eine ganz bestimmte Form, als die Selbstzufriedenheit, als das Bewusstsein, auf einer ganz bestimmten Stufe zu stehen (dieses Bewusstsein ist ja auch eine Form: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut“, „Nicht der wird ins Himmelreich kommen, der die Pflugschar erfasst und sich dabei umschaut“ . . . . . .). Ganz das gleiche taten und tun noch alle Kirchen. Was ist denn die Kirche? Lesen Sie doch im Katechismus nach, — mag er im rechtgläubigen, im katholischen oder im lutherischen Sinne gehalten sein. Sie, die Kirchen, verneinen sich gegenseitig, und jede behauptet, sie sei in der Wahrheit — so dass, wenn man den Begriff Kirche streng und genau bestimmen will, man sagen muss — dies seien Leute, die von sich selber behaupten, die Auffassung der Wahrheit und die Erfüllung von ihr, die sie sich aneigneten, seien die einzig richtigen. Das sagt aber doch jeder Mensch, der diejenige Formel, die er erwählte, für die einzig richtige hält. Dieses Streben der

Menschen, eine Form anzuerkennen und sie für richtig zu halten, mag das auch nicht gleich bis zur Grausamkeit der Kirchen gehen, ist das Haupthindernis gegen das Christentum. — Das ist die Reibung. Und die Aufgabe der Menschen, die Christus nachfolgen, — besteht darin, diese Reibung möglichst zu vermindern. Die Zahl der Formen, in denen man auf Christi Weg gehen kann, ist ebenso unendlich, wie die Zahl der Punkte auf einer endlosen Linie, und keine einzige ist wichtiger als die andere. Wichtig ist allein die Schnelligkeit der Bewegung. Sie steht aber im umgekehrten Verhältnis zu der Möglichkeit, die einzelnen Punkte zu bestimmen.

Noch eines: Sie sagen, Ihnen gefalle nicht der Begriff und das Wort „Selbstvervollkommnung" und sogar nicht einmal das Wort Vervollkommnung: Es sei allzu unbestimmt und weit gefasst. Ich begreife das. Mir fiel ganz das Gleiche ein — dies steht aber in Beziehung mit den Fragen über die Landgemeinde und die Formen — (das Gleichnis von den Gärtnern, die keinen Zins zahlen, und von den Talenten). Das wahrhafte Leben ward dem Menschen unter zwei Bedingungen gegeben: Erstens damit er den Menschen Gutes erweisen soll (das Gute besteht dabei einzig und allein darin, die Liebe in den Menschen zu mehren — den Hungrigen zu nähren, den Kranken zu besuchen usw., — und dies alles nur dazu, um die Liebe in den Menschen zu mehren), zweitens aber, um die ihm gegebene Stärke der Liebe zu erhöhen. Eines bedingt das andere: Gute Taten, welche die Liebe in den Menschen vermehren, sind nur dann gut, wenn ich bei ihrem Vollbringen fühle, dass in mir die Liebe zunimmt, wenn ich sie in Liebe vollführe, mit Rührung; es nimmt aber in mir die Liebe nur dann zu (ich vervollkommne mich nur dann), wenn ich gute Taten tue und in andern Menschen Liebe erwecke. Wenn ich demnach gute Werke tue und dabei innerlich kalt bleibe, oder wenn ich mich vervollkommne und dabei glaube, ich mehre in mir die Liebe, während dies bei den Menschen nicht Liebe erweckt (bisweilen erweckt dies sogar auch noch Übelwollen), so ist das nicht das Richtige. Nur dann weiss ich — und wir alle wissen das — ganz bestimmt, dass es das Richtige ist, wenn ich dabei grössere Liebe empfinde, und die Menschen dadurch liebevoller werden. (Unter anderem ist das ein Beweis dafür, dass die Liebe das einzige Wesentliche ist — Gott allein in uns allen — wenn ich ihn in mir selber enthülle, so enthülle ich ihn auch in andern und umgekehrt). Ich denke demnach: jede Einrichtung, jede Bestimmung, jedes Verharren des Bewusstseins bei irgend einem Zustand ist noch ein Vorherrschen der Sorge um die Vermehrung der Liebe in sich selber. Eine Selbstvervollkommnung ohne gute Werke. Die allerroheste derartige Form ist das Stehen auf einer Säule, aber jede Form ist mehr oder minder ein solches Säulenstehen. Jede Form trennt von den Menschen, infolgedessen auch von der Möglichkeit gute Werke zu verrichten, und in den Menschen Liebe zu erwecken. Derartige Formen sind auch die Landgemeinden, und

darin besteht ihr Mangel, wenn man sie als dauernde Form anerkennt. Vielleicht kann es zeitweilig für die Menschen nützlich sein, auf einer Säule zu stehen, in die Wüste zu gehen und in der Gemeinde zu leben, als ständige Form ist das aber — offenbar Sünde und Unvernunft. Ein reines heiliges Leben kann man deshalb nicht auf einer Säule oder in der Landgemeinde führen, weil der Mensch so der einen Hälfte des Lebens beraubt ist — des Verkehrs mit der Welt, ohne den sein Leben keinen Sinn hat. Um ständig so zu leben, muss man sich selber betrügen, denn es ist schon allzu klar, dass, ebenso, wie es unmöglich ist, in dem Strom eines trüben Flusses auf irgend eine chemische Art einen Kreis reinen Wassers abzusondern, es ebenso unmöglich ist, inmitten der ganzen Welt, die durch Verüben von Gewalttätigkeiten ihrer Lust lebt, allein oder allein heilig zu leben. Man muss doch Land oder Vieh kaufen oder pachten, man muss mit der äussern Welt, die nicht christlich ist, in Beziehung treten. Aber gerade in diesen Beziehungen liegt das Wichtigste und Nötigste. Man kann sie nicht vermeiden, ja und man soll das auch gar nicht. Wie es denn überhaupt so ist, dass man das gar nicht tun kann, was man nicht tun soll. Man kann sich nur selber betrügen, die ganze Aufgabe eines Schülers Christi beruht ja nur darin, — christlichste Beziehungen in dieser Welt herzustellen.

Stellen Sie sich einmal vor, alle diejenigen Menschen, die die Lehre der Wahrheit begreifen wie wir, würden sich miteinander vereinigen und auf einer Insel ansiedeln. Wäre das wirklich ein Leben? Stellen Sie sich des weiteren vor, die ganze Welt, alle Menschen würden, ob sie das wollen oder nicht, auf dem gleichen Wege gehen, auf dem wir schreiten; tatsächlich sind aber die Leute, die die gleiche Anschauung haben wie wir, und auf derselben Stufe stehen (d. h. jetzt), in der ganzen Welt zerstreut, und wir haben die Freude, ihnen zu begegnen und sie und ihre Wirksamkeit kennen zu lernen. Ist das denn nicht besser? Und das ist auch tatsächlich so.

Sie sagen, man könne Herodes nicht lieben. Ich weiss das nicht. Ich weiss nur, und auch Sie wissen es, dass man ihn lieben muss; ich weiss, und Sie wissen, dass, wenn ich ihn nicht liebe, mir das schmerzlich ist, dass ich dann kein Leben habe (Erster Brief des Johannes 3, 14), und deshalb muss man sich bemühen, darauf hinzuarbeiten, und das kann man auch.

Ich stelle mir einen Menschen vor, der sein ganzes Leben zubringt unter solchen, die ihn lieben, und in Liebe zu ihnen, der aber den Herodes nicht liebt, und einen anderen, der alle seine Kräfte darauf verwandte, den Herodes zu lieben, und dabei gleichgültig blieb zu denjenigen, die ihn liebten, und sie nicht liebte — 20 Jahre lang, im 21. Jahre aber den Herodes liebgewann und den Herodes zwang ihn zu lieben und die andern Menschen — ich weiss nicht, wer der bessere ist.

„Und wenn Ihr diejenigen liebt, die Euch lieben, was tut Ihr denn damit Besonderes?“

[93.] An W. Tsch. 1900.

Wenn ich jetzt nicht sogleich schreiben werde, werde ich niemals auf Ihren Brief antworten; ich erhielt ihn gestern Nacht und las ihn soeben, am Morgen. Sie führen drei Beispiele an für Ihre Unwürdigkeit: „Erstens, dass Sie den Menschen zürnen, zweitens, dass Ihr Leben nicht in Einklang steht mit Ihrer Lebensauffassung, und drittens, dass Sie an einem zukünftigen, ewigen Leben zweifeln.

Erstens — das Zürnen auf die Menschen, die Machtlosigkeit nicht nur zur Liebe, vielmehr auch nur zum Verzeihen, empfand und empfinde ich immer noch am allerheftigsten, und ich leide darunter mehr wie an allem andern. Ich tröste mich nur damit, dass mir hierin Gott beisteht, und es Unterbrechung in diesem üblen Zustand gibt, Zeiten, wo ein Bewusstsein hindurchleuchtet, das über der Schuld steht und über den Sünden, und damit verstummte jedes Verurteilen meiner selber, ich empfinde sogar Mitleid da, wo ich vordem gezürnt hatte. Ich bin überzeugt, dass Gott auch Ihnen solche Minuten gibt, solche Funken göttlichen Feuers. Wo aber Funken sind, da gibt es Wärme und Licht.

Ich möchte noch sagen, was für mich die Tätigkeit bedeutet, bei der mir solche Funken aufleuchten, und durch die ich danach strebe, mein Herz zu entflammen. Vor allem — Reue, keine Reue „en gros“: „Ich bin sündig, mein Vater, ich bin sündig“, oder was noch schlechter ist, Reue darüber, dass ich ganz in Sünden bin, in Sünden geboren ward, und keinen Schritt zu tun vermag, ohne zu sündigen. Ein solches Bekenntnis der Sünden, das sie alle förmlich vereinigt, zu einem Haufen zusammenwirft, trennt sie gleichsam von mir und beraubt mich jenes unerlässlichen seelischen Nutzens, der durch Gottes Gnade jeder Sünde anhaftet, wie das Gegengift dem Gifte.

Die Reue beruht nicht darin, dass man überhaupt für sein ganzes vergangenes Leben Reue empfindet, vielmehr darin, dass man in seiner Seele die Spuren, die Überbleibsel (es genügen schon Spuren und Überreste) früherer Sünden anschaut — ganz bestimmter, begreiflicher, dann und dann begangener Sünden, und man sich an diesen Überbleibseln die ganze frühere, ja und auch noch jetzige Lasterhaftigkeit und Wildheit, auf jedem Gebiete besonders, lebhaft vor das geistige Auge führt.

Wenn man aufhören will, einem Menschen zu zürnen, muss man sich mit ihm versöhnen, ihm verzeihen, wenn etwas zu verzeihen ist, und muss man ihn sogar bemitleiden, ihn liebgewinnen. Aber wie fängt man das an? Am allerbesten ist es, wenn man sich vor ihm eine der seinigen gleiche Sünde ins Gedächtnis ruft, die man selber einstmals beging. Das ist ein ganz besonderes Glück, und dann erfolgt sogleich die Heilung. Das gelingt einem indes nur selten (freilich scheint das

einem nur so, weil wir lässig suchen in unserer Erinnerung), und deshalb muss man eine ähnliche oder noch besser eine zwar ähnliche, aber schlimmere Sünde als die seinige ausfindig machen, deren wir uns vor anderen schuldig machten. Und wenn man dies aufrichtig und ernsthaft tut und sich an seine ganze eigene Niedertracht erinnert — dann verzeiht und versöhnt man sich ganz von selber, und wenn Gott das gewährt, hegt man auch noch Mitleid, und empfindet man Liebe zu demjenigen, der einem unrecht tat. Natürlich möge uns Gott davor bewahren, uns nur so anzustellen, uns nur einzureden, als liebten und bemitleideten wir unseren Beleidiger. Das ist schlimmer als Hass. Gott möge uns aber auch davor bewahren, diesen Funken des Mitleids und der Liebe zu dem Feinde der göttlichen Liebe, nicht aufzufangen und nicht zu entfachen, wenn Gott ihn uns gewährt. Es gibt ja gar nichts, was wertvoller wäre als das. Wir haben nur die schreckliche Gewohnheit zu vergessen, das eigene Böse zu vergessen und unsere Sünden. Es gibt dabei kein wirksameres Mittel, die eigenen Sünden zu vergessen, als solche Reue en gros. Alle Sünden häufen sich dann zu einer einzigen geradezu undurchdringlichen Masse, mit der man gar nichts mehr anzufangen weiss, und wenn man dann zum eigenen Gebrauch — eine eigene Sünde braucht, so eine rechte tüchtige Sünde, welche die an uns selber begangenen Sünden ausgleichen könnte, so kann man sie gar nicht finden. Dieses Museum muss man aber in Ordnung halten, damit man sogleich das zu finden vermag, was man gerade nötig hat, und dazu müssen sie alle — die einzelnen Sünden — jede für sich besonders aufgestellt sein, und so, dass keine die andere zudeckt, und jede sich in eindrucksvollster Weise darbietet. Man darf die eigenen Sünden nicht vergessen, man muss sich ihrer vielmehr stets entsinnen, um mit ihnen das Aburteilen anderer abzumildern. Ich glaube, der Hauptunterschied zwischen einem guten und einem schlechten Menschen besteht darin, dass der Gute alles Übel, das er selber anrichtete, in der Erinnerung behält, nicht vergisst, dabei aber kein Auge hat für das von ihm selber verwirklichte Gute; bei dem Bösen ist es umgekehrt.

Sie werden indes sagen: Weshalb schreite ich eigentlich nicht vorwärts? Weshalb bleibe ich immer so, wie ich war? Danken Sie Gott dafür, wenn Ihnen das so vorkommt. Schlimm ist es, wenn der Mensch sich selber sagt: „Ich ward besser, als ich vordem war. Ich rauche ja nicht mehr, ich gebe mich nicht mehr der Ausschweifung hin, ich zürne sogar nicht einmal. Wenn ich den Zehnten gebe, so tue ich das nicht mehr so, wie vordem, und nicht so, wie der Zöllner!“ Gott möge uns dazu verhelfen, stets unzufrieden mit uns selber zu sein und die Schritte gar nicht zu sehen, die wir in der Annäherung an Ihn taten (wenn wir sie taten). Diese kleinen Schritte sind nur dann bemerkbar, wenn wir das tun, was wir nicht tun sollten, wenn wir unser jetziges Ich mit unserem früheren Ich oder mit anderen Ichs

vergleichen. Wir sollen danach streben, vollkommen zu sein wie der Vater, und deshalb dürfen wir uns nur mit Ihm vergleichen, d. h. mit der höchsten unendlichen Güte und mit der Wahrheit, dann aber werden wir unsere kleinen Schritte gar nicht mehr wahrnehmen. Aufrecht halten uns nicht diese zwerghaften Schritte auf dem Wege zum Guten, vielmehr einzig und allein das Bewusstsein, dass wir den Willen Gottes erfüllen. Gottes Willen beruht aber darin, dass, wenn wir alles getan haben, was nur in unserer Macht steht, um kein sich Vergleichen mit sich selber in uns aufkommen zu lassen, wir uns bewusst sein sollen, dass wir nur das taten, was wir gar nicht unterlassen konnten, wie der Knecht und sein Herr, wenn jener von der Feldarbeit zurückkehrt.

Auffallend ist auch noch, dass dieses Nichtübereinstimmen von Erkenntnis und Lebensführung, das viele Menschen so beunruhigt, stets bei allen Menschen ein und dasselbe ist: bei dem heiligsten und dem sündigsten Menschen. Von mir wenigstens weiss ich, dass in den heiligen Augenblicken meines Bewusstseins auf jedem Punkte meines Lebensweges das Nichtübereinstimmen meiner Lebensführung mit meiner Erkenntnis und meine Unzufriedenheit mit mir selber immer die gleichen waren und niemals von mir liessen. Ich empfand das nur dann, wenn ich moralisch sank, — demnach bedeutet das gar nichts Besonderes, das ist vielmehr dem wahrhaften menschlichen Leben an sich eigen. Ja, vernünftigen Leuten, die sündigen und das auch wissen, kann der Teufel gar nicht sagen: „Ihr sündigt durchaus nicht, wenn Ihr tötet, Euch der Ausschweifung hingebt usw., fahrt nur so fort zu leben. Euch und allen wird es dann wohl sein!“ Solche Leute werden dann dem Teufel gar nicht Glauben schenken. Und da denkt er sich denn eine andere Umgehung aus, bei der ganz das Gleiche herauskäme, d. h. dass die Menschen, obgleich sie sündigen, glauben würden, sie sündigten gar nicht, und sich in ihren Sünden baden würden, ohne sie überhaupt zu bemerken. Und da sagt denn der Teufel zu ihnen: „Nehmen wir an, Euer Leben führe nicht zum Heile aller, und könne sündhaft genannt werden, nehmen wir an, Ihr sündigt, wenn Ihr so lebt, wie Ihr lebt, aber ohne Sünde könnt Ihr doch gar nicht leben, und dabei ist das Bewusstsein, gesündigt zu haben, schon allzu peinlich, und Gott konnte gar nicht wünschen, dass wir uns ohne Unterlass quälen sollen in diesem Bewusstsein, und deshalb gab Er ein Mittel, um uns von diesem Bewusstsein zu befreien. Diese Mittel sind — die Opfer, die Ihr bringt, oder die man für Euch bringt — überhaupt das Sühneopfer.“

Wir sind so lange schon hieran gewöhnt, wir saugten mit der Muttermilch die Vorstellung von einem solchen Leben in uns auf, bei dem wir ruhig und mit uns selber zufrieden sein können, dass uns der natürlichste und unvermeidlichste Zustand der lebendigen Menschenseele, in dem wir fühlen, dass wir von dem Schlechten zum Guten

streben, d. h., dass unser Leben nicht unserer Erkenntnis entspricht, — wie ein Ausnahmezustand vorkommt.

Damit habe ich Ihnen, was den ersten Punkt anbetrifft, alles das gesagt, was mich hierin Gott gelehrt hat. Verzeihen Sie sich selber nicht, dann werden Sie andern verzeihen.

Zweitens, — dass das Leben, wie Sie sagen, nicht so ist, wie es sein sollte, man kann aber einfach sagen, dass es nicht so ist, wie es sein wird, ist seine Eigentümlichkeit, d. h. eine Eigentümlichkeit des Lebens: die Eichel stimmt nicht überein mit dem Eichbaum, das Küchlein — nicht mit der Henne, der reuige Sünder — nicht mit dem Heiligen. Bei allen findet eine Bewegung statt von dem niedrigeren Zustand zu dem höheren, von dem schlechteren zum besseren, von dem geringeren zum grösseren. Hierin beruht das Leben. Und zu diesem Leben ist doch eine dreifache Beziehung möglich:

1. Das Leben geht seinen Weg — und das Geschöpf, als Eichel, als kleines Kind, bisweilen sogar als erwachsener Mensch, fühlt gar nicht diese Bewegung, er ist sich ihrer gar nicht bewusst, er fördert sie weder, noch hält er sie auf.

2. Der Mensch ist sich dieser Bewegung bewusst — er sieht dasjenige, wohin er geht. Er beschleunigt diese Bewegung, er beeilt sich so zu werden, wie er werden muss. Der Knabe will ein erwachsener Mann werden, er stellt sich vor, wenn er eine Uniform anziehen, auf die Jagd gehen, trinken und fluchen werde, werde er ein Mann sein. Ganz das Gleiche geht auch im geistigen Leben vor sich: Der Mensch sieht, dass er auf dem Wege zum Guten ist, zum Freiwerden von der Sünde, zur Heiligkeit und stellt sich nun vor, wenn er Opfer bringen, wenn er sich einreden werde, dieses Opfer sei gebracht, er sei von der Sünde befreit, so befreie er sich tatsächlich von der Sünde und erreiche die Heiligkeit. Das ist ein furchtbarer Irrweg. Wie ein Knabe verdorben wird, wenn er das zu sein wünscht, was er nicht ist, so auch der erwachsene Mann, wenn er geistig das zu sein wünscht, was er nicht ist.

3. Der Mensch sieht, wohin er geht, er weiss, dass das Nichtübereinstimmen seines Lebens mit seiner Erkenntnis die Bedingung seines Lebens ist, und er richtet nun alle seine Kräfte darauf, in seinem Leben diese Kluft zu verringern, indem er sich bewusst bleibt, dass dieses nicht seine persönliche Angelegenheit ist, vielmehr diejenige seines Vaters, Dessen, Der ihn in die Welt sandte, so wie er ist, und in ihm das Bewusstsein dessen legte, wie er sein soll und sein wird. Und wenn der Mensch weiss, dass dieses Nichtübereinstimmen zwischen Leben und Erkenntnis gar nichts Besonderes, Zufälliges ist, vielmehr das Gesetz jedes Lebens, und dass sonst keine Bewegung und keine Annäherung an die ewige, unendliche Vollkommenheit — an Gott möglich wäre, — wenn ein Mensch dies weiss, so sieht er in diesem Nichtübereinstimmen die Bedingung seines Lebens und sein Heil.

Und in der Tat: würde der Mensch keine Vernunft besitzen und ihm demnach das in ihr begründete Bewusstsein abgehen, dass sein Leben nicht mit dem übereinstimmt, wie es sein sollte, und wäre dabei sein Leben so, wie es war, als er noch ein unvernünftiger Sünder war — (wir alle müssen doch durch diese Sünde hindurchgehen, nicht nur Sie und ich), so wäre es schlimmer für ihn: Es wäre nichts da, wofür man leben könnte, es würde gar kein Leben möglich sein. Ich komme mir oft so vor, wie der Held einer Erzählung, die ich gerne schreiben möchte: Ein Mensch, der, nehmen wir an, seine Erziehung fand im Kreise von Revolutionären, ist anfangs selber Revolutionär, dann Narodnik, Sozialist, Bekenner der rechtgläubigen Kirche, Mönch auf dem Athos, Atheist, dann Familienvater, dann Duchobor — alles fängt er an, alles gibt er wieder auf, ohne es beendigt zu haben. Die Leute lachen über ihn. Er hat gar nichts zustande gebracht und stirbt unbekannt irgendwo in einem Krankenhaus. Und sterbend glaubt er, er habe ganz umsonst sein Leben zugrunde gerichtet. Aber dabei ist gerade er ein Heiliger!

Drittens — Ihr Zweifel: ob nicht alles, was Sie über das ewige Leben denken und fühlen, das Ergebnis unbewussten Selbstbetrugs sei, hervorgegangen aus der Angst vor dem Trügerischen des Lebens? Sie schreiben, Sie könnten diesen Zustand nicht klar ausdrücken. Man kann ihn überhaupt nicht ausdrücken. Dieser Zustand ist nur das Anzeichen dafür, dass etwas in der Seele vor sich geht und noch nicht zum Durchbruch gelangte. Wenn es ja gar nichts geben würde, so muss man darauf losleben und der Freude nachjagen. Sie sind aber dazu nicht mehr imstande. Wäre dies alles böser Betrug und nur Wahnvorstellung, so müsste man sich erschiessen oder in Schweigen versinken. Dazu sind Sie gleichfalls nicht imstande. Ist aber Gott, so muss man alles dasjenige von sich werfen und zerreissen, was uns von ihm trennt. Das, was Sie jetzt tun, damit fahren Sie nur fort.

Wiederum ist das eine schreckliche Schlinge des Teufels: Jener leichtsinnige, auf nichts begründete, verlogene Glaube an ein zukünftiges, aber nicht ewiges Leben. Ich glaube, gäbe es nicht die falsche Lehre von einem zukünftigen Leben, so würde niemand an dem ewigen Leben zweifeln, an dem Leben, von dem Ihnen so deutlich die verstorbene Olga sprach, die so zweifellos ein solches Leben geführt hatte.

Wiederum kann der Teufel durchaus nicht sagen, es gebe kein ewiges Leben, da es ja nur es allein gibt und wir uns ein anderes Leben gar nicht denken können, und da Olga dieses Leben lebte. Wiederum denkt er sich eine List aus: Der leibliche Tod — das ist der Übergang über einen Fluss, über einen Abgrund, ein anderes Ufer; dieser Übergang ist zweifellos sicher und liegt unmittelbar auf dem Wege, man kann ihn gar nicht verfehlen und gar nicht zweifeln an seiner Haltbarkeit und daran, dass er zum Heil führt. Und da baut denn der Teufel eine Brücke, die in einem Absturz endigt, durchaus nicht dahin führt,

wohin man gehen muss, und die Menschen auf sich lockt unter der Vorspiegelung, auf seiner, des Teufels Brücke, sei der Übergang leichter. Und wenn man dann auf seiner Brücke steht und einen Abgrund vor sich erblickt, glaubt man, es gebe gar kein Leben. Ich habe das selber durchgemacht, glauben Sie nicht dem Teufel! Hegen Sie tatsächlich Zweifel, so geschieht dies einzig und allein deshalb, weil Sie sich noch nicht richtig befreiten von dem Aberglauben an das zukünftige Leben der Persönlichkeit. Das ist sein, des Teufels Betrug.

Das ewige Leben — ist wie ein Ballon. Das Gas — das ist nicht unsere Kraft, vielmehr die Kraft Gottes, die uns emporzieht. Die Schnüre, die ihn gefesselt halten — das sind unsere Irrtümer, der Ballast aber — das ist unsere Leidenschaft, unser eigener Wille, nicht der Wille Gottes. Sind die Schnüre durchgeschnitten, so hält uns der Ballast am Boden. Je mehr wir von ihm auswerfen, um so höher steigen wir empor.

[94.] An M. A. S. Moskau, 17. Dezember 1900.

M. A. Ihren Brief erhielt ich ungefähr vor einem Monat. Ich konnte aber bis jetzt noch nicht die Zeit dazu finden, ihn zu beantworten. Sie fragen, worin mein christliches Glaubensbekenntnis bestehe?

Sie lasen meine „Kurze Auslegung des Evangeliums", und deshalb wissen Sie, wie ich die Lehre Christi auffasse.

Wenn Sie aber wissen wollen, worin ich den hauptsächlichen Sinn dieser Lehre erblicke, so besteht meiner Ansicht nach der Kern der Christenlehre, den ich allen Menschen übermitteln möchte, und von dem ich möchte, dass alle Kinder in ihm erzogen würden — darin, dass der Mensch in diese Welt nicht durch seinen eigenen Willen kam, vielmehr durch den Willen Dessen, Der ihn in diese Welt sandte. Dazu aber, damit der Mensch erkenne, was von ihm Der will, Der ihn in diese Welt sandte — legte Er in ihn die Vernunft, vermittelst deren der Mensch stets, wenn er das nur wirklich will, den Willen Gottes zu erkennen vermag, d. h. dasjenige, was von ihm Jener will, Der ihn in diese Welt sandte.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten unserer Zeit sagen immer wieder, man dürfe nicht der Vernunft glauben, weil sie betrüge, man müsse vielmehr ihnen glauben und sie würden einen nicht betrügen. Sie sagen aber die Unwahrheit. Wird man den Menschen glauben und den theologischen Überlieferungen der Menschheit, so werden wir alle in verschiedenen Richtungen auseinanderkriechen wie blinde junge Hündchen, und wir werden einander hassen — wie das ja auch jetzt der Fall ist: Der kirchlich gläubige Christ hasst den Mohammedaner, der Mohammedaner den Christen, und die Christen selber hassen sich untereinander: Der Rechtgläubige hasst den Katholiken und den Altgläubigen, der Altgläubige den Rechtgläubigen und so fort. Wenn wir uns aber an das halten, was uns die Vernunft sagt, so werden wir uns alle

miteinander vereinigen, denn die Vernunft ist bei allen die gleiche, und nur die Vernunft vereinigt die Menschen und legt dem natürlichen Aufkommen der den Menschen eigenen Liebe zueinander keine Hindernisse in den Weg.

Die Vernunft vereinigt aber nicht nur diejenigen Menschen, die gleichzeitig leben, sie vereinigt uns vielmehr auch mit solchen, die Jahrtausende vor uns lebten, und mit denjenigen, die nach uns leben werden. Demnach nutzen wir alles das, was die Vernunft hervorbrachte: das Wirken des Jesaias, Christus, Buddha, Sokrates, Konfuzius und aller Menschen, die vor uns lebten, der Vernunft glaubten und ihr dienten. Verhalte dich zu den Menschen so, wie du möchtest, dass sie sich zu dir verhielten. Räche dich nicht an denjenigen Menschen, die dir übel tun, vergilt vielmehr Böses mit Gutem, beherrsche dich und sei keusch; töte nicht nur keinen Menschen, zürne vielmehr nicht einmal irgendwem, lebe in Frieden mit allen, — und noch vieles andere — das alles sind Erzeugnisse der Vernunft, und das alles ward in gleicher Weise verkündet von den Buddhisten, den Konfuzianern, den Christen, den Anhängern des Laotse, und den Weisen Griechenlands und Ägyptens — und das alles wird auch verkündigt von allen guten Menschen unserer Zeit, und hierin stimmen alle miteinander überein.

Und deshalb, ich wiederhole das, beruht meiner Meinung nach der Hauptsinn der christlichen Lehre in dem, was im Evangelium seinen Ausdruck fand im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, denen ein Weingarten zur Nutzniessung gegeben war, wofür sie dem Besitzer zahlen mussten, während sie sich einbildeten, der Garten gehöre ihnen, — und das Gleiche wird gelehrt in dem Gleichnis von den Talenten. Der Sinn ist der: die Menschen sollen den Willen Dessen erfüllen, Der sie in das Leben sandte, Sein Willen aber verlangt, dass die Menschen, wie es an einer anderen Stelle gesagt ist, vollkommen sein sollen, wie der himmlische Vater vollkommen ist, d. h. dass sie sich, soweit das in ihrer Macht steht, dieser höchsten Vollkommenheit annähern.

Dass nur hierin der Wille Gottes besteht, beweist uns gleichfalls die Vernunft, und so klar, dass darüber gar kein Streit und gar kein Zweifel sein kann. Jeder Mensch, der nur einmal hierüber nachdachte, muss zur Einsicht gelangen, dass bei allen Angelegenheiten des Lebens der Mensch auf Hindernisse stossen kann und auch tatsächlich beständig auf solche stösst, und es nur in dieser einen Angelegenheit keine Hindernisse für die Menschen gibt — in der Tätigkeit, sich selber zu vervollkommnen, seine Seele vom Bösen zu reinigen und allem, was da lebt, Gutes zu erweisen. Solche Tätigkeit beendigt, stört und hindert nicht einmal der Tod, der jeder andern Beschäftigung auf dieser Welt ein Ziel setzt, sie unterbricht und jeglichen Sinnes beraubt. Und das deshalb, weil der Mensch, der den Willen Dessen erfüllt, Der

ihn hierhersandte, und dabei weiss, dass der Herr es nötig hat, dass er diese Aufgabe erfülle, — sie ruhig erfüllt bis zu der Zeit, dass ihm die Kräfte versagen, sie erfüllt und dabei weiss, dass der Tod weder ihn selber vernichtet, noch seine Beziehung löst zu dem Herrn, dass er vielmehr auch dort, wenn auch in völlig anderer Form sich in der gleichen Abhängigkeit von dem Herrn befinden, und er die gleiche Freude empfinden wird einer stets sich mehrenden Anteilnahme am Leben und Wirken des Herrn, d. h. Gottes.

So verstehe ich die Lehre Christi, und so möchte ich, dass alle sie auffassten, und dass die Kinder in diesem Sinne erzogen würden: dass sie demjenigen, was man ihnen von Gott und dem Leben sagt, nicht aufs Wort glauben, und dass sie dasjenige, was sie glauben, nicht deshalb glauben, weil es als Verkündigung von Propheten ausgegeben wird . . . ., vielmehr deshalb, weil ihnen dies die eigene Vernunft sagt. Die Vernunft ist älter und kann darum mehr Glauben beanspruchen, als alle Schriften und Überlieferungen. Sie bestand bereits zu der Zeit, als es noch gar keine Schriften und Überlieferungen gab, und sie ward jedem von uns unmittelbar von Gott gegeben.

Die Worte des Evangeliums, dass alle Sünden vergeben werden ausser den Sünden gegen den hl. Geist, bringen meiner Meinung nach unmittelbar eine Bestätigung dessen zum Ausdruck, dass man nur der Vernunft glauben soll. In der Tat, wenn man der Vernunft nicht glaubt, die uns von Gott gegeben ward, wem soll man denn dann glauben? Etwa den Menschen, die uns zwingen wollen, das zu glauben, was in Widerspruch steht mit der uns von Gott verliehenen Vernunft . . . . .

Leo Tolstoi.

[95.] An N. N. Moskau, 3. Januar 1901.

In meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen von der Nutzlosigkeit des Gebetes, sowohl in Hinsicht auf die Verwirklichung unserer Wünsche, was die Geschehnisse der äusseren Welt betrifft, wie auch in Hinsicht auf die innere Welt — was die Selbstvervollkommnung angeht. Ich fürchte, Sie werden — und die Schuld liegt an mir — mich nicht so verstehen, wie ich das meinte, und deshalb füge ich hier noch einiges über den gleichen Gegenstand hinzu — nämlich über das Gebet.

Zunächst, was die äusseren Geschehnisse anbetrifft: Darum, dass es regne, oder dass ein von mir geliebter Mensch am Leben bleibe, oder dass ich selber gesund bleiben möge und nicht sterbe, — darum kann man deshalb nicht beten, weil diese Geschehnisse nach Gesetzen eintreten, die Gott ein für allemal bestimmte, und demnach, wenn wir so handeln, wie wir handeln sollten, diese Ereignisse stets unserem wahren Nutzen dienen werden. Das ist ganz ebenso, wie wenn ein guter Mensch mir ein Haus bauen würde mit festen Mauern und einem starken Dach, das mich beschirmt, ich aber aus Launenhaftigkeit wünschen

würde, die Lage der Mauern zu erweitern oder sonst zu ändern, und ich darum bitten würde.

Um Selbstvervollkommnung kann man aber deshalb nicht beten, weil uns alles das gegeben ward, was zu unserer Arbeit an uns selber erforderlich ist, und man dem gar nichts hinzufügen kann und darf.

Indes beweist der Umstand, dass ein Bittgebet keinen Sinn hat, durchaus nicht, dass man nicht beten kann und nicht beten soll. Im Gegenteil, ich bin der Meinung, dass ein gutes Leben ohne das Gebet unmöglich ist, und dass das Gebet die unerlässliche Vorbedingung eines guten, ruhigen und glücklichen Lebens bedeutet. In dem Evangelium ward aber doch angegeben, wie man beten soll, und worin das Gebet zu bestehen hat.

In jedem Menschen liegt ein Funke Gottes, Gottes Geist, jeder Mensch ist ein Sohn Gottes. Das Gebet besteht nun darin, dass man sich innerlich frei macht von allem Weltlichen, von allem demjenigen, was unsere Empfindungen anregen kann, (die Mohammedaner tun sehr wohl daran, dass sie, wenn sie in eine Moschee eintreten oder bevor sie zu beten anfangen, sich mit den Fingern Augen und Ohren zuhalten), und dann in sich sein göttliches Wesen anruft. Am allerbesten hierfür ist, was Christus lehrt: in sein Kämmerchen zu gehen und sich einzuschliessen, d. h. in voller Einsamkeit zu beten, — mag dies im Stübchen vor sich gehen oder im Wald oder auf dem Felde. Das Gebet besteht darin, dass man sich zunächst innerlich lossagt von allem Äusserlichen, Weltlichen — und dann den göttlichen Teil der eigenen Seele in sich wachruft, sich völlig in ihn hineinbegibt und vermittelst seiner in Verbindung tritt mit Demjenigen, von Dem sie ein Teil ist, dass man sich als Gottesknecht erkennt und seine eigene Seele und seine Handlungen nachprüft und auch seine Wünsche — und das alles nicht aus Anlass von irgendwelchen Verhältnissen in der Aussenwelt, vielmehr aus Anlass dieses göttlichen Teiles der Seele.

Und ein solches Gebet . . . . fördert stets das Leben, und ändert es und gibt ihm eine richtige Richtung. Ein solches Gebet ist eine Beichte, eine Nachprüfung unserer geschehenen Handlungen, und ein Hinweis auf die Richtung dessen, was wir in Zukunft tun sollen. Nehmen wir an, man hat mich beleidigt, und ich empfinde Übelwollen gegen den betreffenden Menschen und wünsche ihm Böses, oder ich wünsche ihm wenigstens nicht das Gute zu erweisen, das ich ihm erweisen könnte; oder ich habe z. B. mein Vermögen verloren oder einen geliebten Menschen; oder ich lebe auf Grundlagen, die nicht im Einklang stehen mit meinem Glauben. Wenn ich dann nicht auf richtige Weise bete, vielmehr fortfahre in geistiger Zerstreuung zu leben — so kann ich mich gar nicht losmachen von jenem qualvollen Gefühl des Übelwollens gegen denjenigen, der mich beleidigte; ganz ebenso wird der Verlust meines Vermögens oder eines geliebten Menschen dann meinem Leben die Richtung geben, und, wenn ich bereit bin, nicht

so zu handeln, wie es mir das Gewissen gebietet, wird mich innere Unruhe beherrschen. Prüfe ich indes mich selber in meinem Innern und in Gemeinschaft mit Gott selber nach — dann ändert sich alles, ich beschuldige mich, keineswegs meinen Feind, und ich werde nach der Gelegenheit suchen, ihm Gutes zu erweisen. Meine Verluste werde ich aber dann wie Prüfungen auffassen und bestrebt bleiben, sie in Demut zu ertragen, und darin werde ich Trost finden. In meinen Handlungen werde ich mich aber zurecht finden: Ich werde nicht mehr wie vordem mir selber zu verbergen suchen, dass mein Leben nicht im Einklang steht mit meinem Glauben, ich werde vielmehr Reue empfinden und mich bemühen, Leben und Glauben in Einklang miteinander zu bringen — und in diesem Bestreben werde ich Seelenruhe und Freudigkeit finden.

Sie werden aber fragen: Worin soll denn aber das Gebet bestehen?

Christus gab uns das Beispiel eines Gebetes im „Vaterunser“, und dies Gebet erinnert uns an das Wesentliche in unserem Leben, es besteht darin, dass man im Willen des Vaters leben und ihn erfüllen soll, sowohl unsere gewöhnlichsten Sünden: das Verurteilen des Bruders, und dass wir ihm nicht verzeihen, wie auch die Hauptgefahren unseres Lebens: die Versuchungen, werden uns in Erinnerung gebracht — und deshalb bleibt es bis jetzt das beste und inhaltsreichste Gebet von allen, die ich kenne.

Aber ausser diesem Gebet besteht ein wahrhaftes, in der Einsamkeit vor sich gehendes Beten auch noch aus alledem, was in den Worten anderer Weisen und heiliger Menschen, oder in unseren eigenen, dazu angetan ist, unsere Seele zu dem Bewusstsein ihrer göttlichen Grundlage zurückzuführen, und zu einem lebendigerem und klarerem Ausdruck der Forderungen unseres Gewissens, d. h. unserer göttlichen Natur.

Das Gebet ist eine Nachprüfung aller unserer Taten in Vergangenheit und Gegenwart an den höchsten Forderungen unserer Seele. Demnach verneine ich nicht nur keineswegs dasjenige Gebet, das in der Einsamkeit vor sich geht und die Göttlichkeit der Seele wiederherstellt, ich halte es vielmehr für eine unerlässliche Vorbedingung des geistigen, und das heisst des wahrhaftigen Lebens . . . . . .

Christus hat in voller Deutlichkeit und ganz klar gesagt, man müsse in Einsamkeit beten, und es sei gar nicht nötig, um irgend etwas zu bitten, denn „bevor du den Mund öffnest, weiss unser Vater, was euch nötig ist“.

Von mir selber möchte ich nur das eine sagen — und ich glaube durchaus nicht, dass dies für alle gut ist, und dass alle so handeln müssten — dass ich längst schon die Gewohnheit annahm, jeden Tag am Morgen und in der Einsamkeit zu beten. Und dies ist mein tägliches Gebet:

„Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name.“ Und danach füge ich aus dem Evangelium des Johannes hinzu: „Dein

Name ist die Liebe, Gott ist die Liebe, wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm.“ Noch niemand hat Gott irgendwo gesehen. Wenn wir aber einander lieben, so weilt Er in unserer Mitte, und Seine Liebe vollendet sich in uns. Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, er dabei aber seinen Bruder hasst, so ist das ein Lügner, denn wer nicht seinen Bruder liebt, den er sieht, wie kann der denn Gott lieben, den er nicht sieht? Brüder, lasst uns einander lieben, die Liebe kommt von Gott, und jeder, der Liebe hegt, stammt von Gott und kennt Gott, weil Gott die Liebe ist.

„Dein Reich komme“ und ich füge hinzu: Suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Alles andere wird euch von selber zufallen. Das Reich Gottes ist aber in uns.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel so auch auf Erden.“ Hierbei frage ich mich: Ob ich in Wahrheit daran glaube, dass ich in Gott bin und Gott in mir. Und ob ich daran glaube, dass mein Leben darin besteht, in mir die Liebe zu mehren. Ich frage mich: Begreife ich eigentlich, dass ich heute am Leben bin, aber morgen schon tot sein kann. Ich frage mich weiter, ob es wahr ist, dass ich nicht für meine persönliche Lust und nicht für den Ruhm vor den Menschen lebe, vielmehr einzig und allein dazu, um den Willen Gottes zu erfüllen. Dann füge ich die Worte Christi aus drei Evangelien hinzu: „Aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige, und nicht das, was ich wünsche, vielmehr das, was Du willst, und nicht so, wie ich es wünsche, vielmehr so, wie Du es willst.“

„Unser täglich Brot gib uns heute.“ Hier füge ich hinzu: Meine Nahrung besteht darin, den Willen dessen zu tun, der mich hierher sandte und seinen Willen Wirklichkeit werden zu lassen. Verleugne dich selber, nimm dein Kreuz auf dich, jeden Tag und folge mir nach. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

„Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Ich füge hinzu: Unser Vater wird uns unsere Sünden nicht verzeihen, wenn nicht ein jeder von uns seinem Bruder alle Sünden verzeiht.

„Und führe uns nicht in Versuchung.“ Ich füge hinzu: „Hüte dich vor den Versuchungen — der Fleischeslust, der Ruhmsucht, der Lieblosigkeit, der Völlerei, der Ausschweifung, des Ruhms vor den Menschen. Gib nicht Almosen vor den Menschen, und lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut. Auch kommt nicht der in das Reich Gottes, der die Pflugschar in die Hand nimmt und dabei rückwärts schaut. Freue dich, wenn man dich schimpft und schmäht.

„Sondern erlöse uns von allem Übel.“ Ich füge hinzu: Hüte dich vor dem Übel, das aus dem Herzen hervorgeht: Schlechte Gedanken, Mord (jedes Übelwollen gegen einen Menschen, Diebstahl, d. h. Nutz-

niessung von dem, was man nicht selber erarbeitete), vor Menschenausbeutung, vor Wollust (sei es auch nur in Gedanken), vor falschen Zeugnisaussagen, vor Gotteslästerung.

Ich schliesse mein Gebet wiederum mit den Worten aus dem Evangelium des Johannes: „Und wir wissen, dass wir vom Tod zum Leben übergingen, wenn wir unsern Bruder lieben. Wer seinen Bruder nicht liebt, der hat nicht das ewige Leben, das in ihm ist."

So bete ich jeden Tag, indem ich die Worte dieses Gebetes in Beziehung setze zu meinen Taten und zu meinem Seelenzustand. Bisweilen kommt mir mein Gebet mehr vom Herzen, bisweilen weniger. Aber abgesehen von diesem Gebet bete ich auch noch, wenn ich allein bin für mich selber — ich lese die Gedanken weiser und heiliger Männer, nicht nur von Christen und nicht nur von Männern des Altertums, und denke darüber nach, indem ich im Angesichte Gottes nach dem Schlechten suche, was sich noch in meinem Herzen verbirgt, und mich bemühe, es von dort herauszureissen. Ich bemühe mich auch im Leben selber zu beten, wenn ich unter Menschen bin und mich die Leidenschaften erfassen. Gerade dann bemühe ich mich, mir das vor Augen zu halten, was in meiner Seele vor sich ging während meines Gebetes in der Einsamkeit, und je aufrichtiger damals mein Gebet war, um so leichter wird es mir, mich des Schlechten zu enthalten.

Das ist alles, was ich Ihnen vom Gebet sagen wollte, damit Sie nicht glauben, ich verneine es. Ihr Bruder Leo Tolstoi.

[96.] An M. A. S. 14. Januar 1901.

Sie fragen mich, was einem schwachen, missbrauchten und verdorbenen Menschen — und das sind wir alle inmitten der uns von allen Seiten umgebenden Versuchungen — was einem solchen Menschen die Kraft geben kann, ein christliches Leben zu führen?

Statt Ihnen hierauf zu antworten, und bevor ich es tue, frage ich — was diese Frage eigentlich zu bedeuten hat? Wir sind derartig an diese Frage gewöhnt, dass sie uns durchaus natürlich und selbstverständlich vorkommt, und dabei ist sie nicht nur keineswegs natürlich und gar nicht selbstverständlich, vielmehr ausserordentlich erstaunlich und seltsam für jeden vernünftigen Menschen, der nicht im Aberglauben erzogen ward . . . . . . Weshalb fragt denn nicht der Schmied, wenn er das Eisen schmiedet, oder der Pflüger, wenn er das Feld pflügt danach, von wo er die Kraft nimmt, um die einmal übernommene Arbeit auszuführen, verrichtet er sie vielmehr nach Massgabe seiner Kräfte: irrt er sich, so bemüht er sich, den begangenen Fehler wieder gut zu machen; ermüdet er — so hält er inne, unterbricht für eine Zeit seine Arbeit, ruht sich aus und macht sich wiederum an sie? Befindet sich denn nicht jeder Knecht Gottes in ganz der gleichen Lage, wenn er sich bestrebt, ein christliches Leben zu führen — den von ihm erfassten Willen Gottes zu erfüllen? Und ganz ebenso wird ein solcher Mensch,

wenn er nur aufrichtig ist, nach Massgabe seiner Kräfte ein christliches Leben führen und den Willen Gottes erfüllen, und wenn er irren wird, wird er das wieder gut machen, und wenn er müde werden wird, wird er sich ausruhen und sich dann wiederum an ganz das gleiche Werk seines Lebens machen: sich nach Massgabe seiner Kräfte jener Vollkommenheit des himmlischen Vaters anzunähern, die ihm gewiesen ward.

Die Frage, woher man die Kraft nehmen soll für ein Leben in Christo, beweist nur, dass irgendwer den Menschen eingeredet hat, es gebe ganz bestimmte, besondere Mittel, vermöge deren die Menschen ohne allstündliche Verstärkung des Kampfes, ohne zu fallen, zu bereuen, sich zu erheben, wiederum zu fallen, und wiederum sich aufzurichten — alle diejenigen Kräfte erhalten können, die unerlässlich sind für ein gutes und heiliges Leben. Aber gerade dieser Aberglaube: der Mensch nähere sich nicht durch eigene allmähliche Anstrengungen der Vollkommenheit, er könne sich vielmehr auf einmal reinigen und heilig werden, ist einer der furchtbarsten und schädlichsten Irrtümer . . . .

Dieser Aberglauben ist deshalb sehr schädlich, weil er einen Betrug in sich schliesst.

Dieser Betrug beruht 1. in der Annahme: der Mensch könne völlig rein und heilig werden, was doch für einen lebendigen Menschen durchaus ausgeschlossen ist. Der Mensch kann gar nicht vollkommen und sündlos sein, er vermag sich nur mehr oder weniger der Vollkommenheit anzunähern, und das nur dann, wenn er in dieser Annäherung den ganzen Sinn seines Lebens erblickt. (Ich glaube sogar, das Leben nach dem Tode wird, wenn auch in ganz anderer Form, doch wiederum nur in einer Annäherung an die Vollendung bestehen.) In dieser persönlichen Bemühung um die Vollkommenheit liegt der ganze Sinn und alle Freudigkeit des Lebens beschlossen. Wäre demnach die Vollkommenheit durch äussere Mittel zu erreichen, so wären wir des Allerwesentlichsten im Leben beraubt.

Zweitens: beruht dieser Betrug darin, dass die Kräfte des Menschen von dem abgelenkt werden, was er tun muss — an sich selber arbeiten — und auf das gerichtet werden, was durchaus nicht nötig ist zu tun . . . . . .

Gott um Mittel zu bitten, und in Gedanken nach solchen zu suchen, wie man sich selber vervollkommnen könnte, wäre nur dann möglich, wenn diesem Werke irgendwelche Hindernisse im Wege ständen, und wir nicht selber die Kraft hätten, sie zu überwinden. In Hinsicht auf unsere Selbstvervollkommnung oder auf ein christliches Leben oder auf die Erfüllung des Willens Gottes verlangt Gott von uns gar nichts, was über das hinausgeht, was er uns gab, und was dazu ausreicht, seinen Willen zu erfüllen.

Wir sind hier in dieser Welt wie in einem Gasthof, dessen Wirt alles so eingerichtet hat, wie es für uns, die Reisenden, ganz genau nötig ist, selber aber wegging und uns die Vorschriften hinterliess, wie wir uns in diesem zeitlichen Wohnort zu verhalten haben. Alles, was wir nötig haben, liegt uns zur Hand; und was sollten wir uns dazu auch noch ausdenken und worum bitten? Wenn wir nur das erfüllen, was uns vorgeschrieben ward. So ist es auch in unserer geistigen Welt; alles Nötige ward uns gegeben, und die Sache ist nur noch an uns.

Es ist begreiflich, dass, wenn wir auf einmal heilig sein oder uns selber gerechtfertigt vorkommen und zudem auch noch reich sein wollen, wenn wir wollen, dass unsere Freunde und wir selber nicht krank werden und nicht sterben sollen, wenn wir wollen, dass wir eine gute Ernte haben, und dass unsere Feinde vernichtet würden — so müssten auch wir um alles dieses Gott bitten, wie man darum in unseren Kirchen bittet. Aber Gott hat uns doch gar nichts davon vorausbestimmt; Er hat uns nicht nur keineswegs vorgeschrieben, gerecht und sündenlos zu sein, er gab uns im Gegenteil das Leben, dessen Sinn darin besteht, dass wir uns selber von unseren Sünden befreien und uns Ihm annähern sollen; auch hat er uns keineswegs vorausbestimmt, reich, frei von Krankheiten und unsterblich zu sein, er gab uns vielmehr Prüfungen: Armut, Krankheiten, den Tod von Freunden und den eigenen, und das gerade dazu, um uns zu lehren, den Sinn unseres Lebens nicht im Reichtum, nicht in Gesundheit und durchaus nicht in diesem zeitlichen Leben zu erblicken, vielmehr darin, dass wir Ihm dienen. Und Er gab uns nicht deshalb Feinde, damit wir ihren Untergang wünschen, vielmehr dazu, damit wir lernen sollen, unsere Feinde durch Liebe zu überwinden; er gab uns ein solches Gesetz, bei dessen Befolgung es immer gut mit uns steht. Demnach liegt keinerlei Anlass vor, irgend welche besondere Mittel zu unserer Errettung auszudenken und Gott darum zu bitten. Alles, was wir nötig haben, ward uns gegeben, wenn wir nur den Hinweisen unseres Gewissens und Gottes folgen, die im Evangelium ihren Ausdruck fanden.

Drittens liegt der Betrug darin, und ist besonders dadurch schädlich, dass Leute, die daran glauben, sie seien nicht imstande, aus eigener Kraft den Willen Gottes zu erfüllen und gut zu leben, geneigt sind, die Arbeit an sich selber aufzugeben, und nicht nur aufhören, an der eigenen Selbstvervollkommnung tätig zu sein, vielmehr sogar die innere Fähigkeit dazu verlieren. Man braucht doch einem Menschen bloss einzureden, er sei krank, so wird er das wirklich. Die Verdorbenen schreien deshalb auch, sie glaubten, sie seien verdorben. Die an Trunksucht Leidenden suchen deshalb gar nicht mehr sich auszuheilen, weil sie überzeugt sind, sie seien gar nicht mehr imstande, sich zu enthalten. Es gibt gar keine unsittlichere und schädlichere Lehre, als

diejenige, der Mensch sei nicht imstande, sich aus eigener Kraft zu vervollkommnen.

Diese Überzeugung: um ein gutes Christenleben zu führen, seien die eigenen Bemühungen nicht ausreichend, es sei dazu vielmehr eine ganz bestimmte äussere Kraft unerlässlich, ist ganz so wie jene Anschauung, derzufolge (hierüber schrieb ich Ihnen in meinem ersten Brief) die Vernunft zur Erkenntnis der Wahrheit nicht ausreichend sein soll, vielmehr unzweifelhafte äussere Beweise hierzu erforderlich wären. Dort wird im Voraus angenommen, es sei irgend etwas vorhanden, das den Menschen die Kraft zu geben vermag, ein christliches Leben zu führen und den Willen Gottes zu erfüllen; hier dagegen wird im Voraus angenommen, es sei etwas Derartiges vorhanden, vermittelst dessen der Mensch ganz sicher ersehen könnte, dass das, was ihm gesagt wird, die zweifellose Wahrheit ist. Es wird vorausgesetzt, es gebe ein Mittel, die Wahrheit zu erkennen unter Ausschaltung der persönlichen Anstrengungen der Vernunft, und zwar die restlose vollkommene Wahrheit. Aber das ist doch ganz ebenso unmöglich, wie die Welt ohne Augen zu erschauen. Die Wahrheit ist dasjenige, was durch die Anstrengungen des Gedankens erkannt wird und auf gar keinem anderen Wege erkannt werden kann. Und die Wahrheit, die durch den Verstand des Menschen gefasst werden kann, kann niemals vollkommen sein, sie nähert sich vielmehr stets nur mehr oder minder der vollkommenen Wahrheit. Demnach kann die Wahrheit die höchste sein, die im gegebenen Augenblick dem Menschen zugänglich ist, sie kann aber niemals für alle Zeiten vollkommen, d. h. die zweifellose Wahrheit sein. Keine einzige Annahme kann in diesem Sinn für vollkommen und auf alle Zeiten für zweifellos gelten, — schon aus dem einen Grunde, weil das Leben, sowohl der ganzen Menschheit als auch jedes einzelnen Menschen etwas Vorübergehendes ist, und sogar in dem Erreichen einer immer vollendeteren Wahrheit besteht.

Die falsche und alberne Vorstellung: die menschliche Vernunft sei ausserstande, sich durch eigene Anstrengung der Wahrheit anzunähern, hat ihren Ursprung in ganz dem gleichen furchtbaren Aberglauben, wie die Vorstellung, derzufolge der Mensch ausserstande sein soll, sich ohne Hilfe von aussen der Erfüllung des Willens Gottes anzunähern. Das Wesen dieses Aberglaubens beruht in der Annahme, die restlose vollkommene Wahrheit sei uns von Gott selber geoffenbart: für die Juden ward sie das auf dem Berge Sinai . . . für die Brahmanen in den Weden, für die Buddhisten im Trinitaka, für die Mohammedaner — im Koran. Dieser Aberglauben ist furchtbar: der Mensch hört auf, an das einzige Mittel zum Erfassen der Wahrheit zu glauben — an die Anstrengung seines eigenen Verstandes. Ein Mensch, der so verfährt, tut das Gleiche, was ein Mensch tun würde, der auf der Suche nach einem Weg ist, wenn er, statt alle möglichen Anstrengungen zu machen, diesen Weg ausfindig zu machen, sich die Augen zuhalten und sich der

Führung des ersten besten Menschen anvertrauen würde, der es übernehmen würde, ihn zu geleiten.

Man sagt: Wie soll man denn der Vernunft glauben, da wir doch sehen, dass die Menschen, die sich von ihr leiten lassen, dem Irrtum verfallen? Die Menschen, die sich von der Vernunft leiten lassen — die Protestanten — zerfallen in zahllose Glaubensbekenntnisse, und sogar ein und derselbe Mensch, der sich auf seine Vernunft verlässt, geht von einer Lehre zur anderen über. Demnach, so sagt man, könne die Vernunft irren, und man dürfe ihr deshalb nicht trauen.

Weshalb denn das? Wenn der Mensch an eine einzige ganz bestimmte Lehre glaubt, und die Vernunft ihm gar nichts aufweist, was für ihn grösseren Wahrheitsgehalt hat, so hat er eben die für ihn zugängliche höchste Wahrheit erfasst und ist gerechtfertigt; später hat er dann eine noch höhere Wahrheit begriffen und tat durchaus recht daran, als er sie anerkannte. Und ganz ebenso war er im Recht, als er eine noch höhere oder noch reinere Wahrheit bekannte. Diejenige Wahrheit, über die hinaus der Mensch ausserstande ist, sich etwas als wahrhaft vorzustellen, das ist für ihn die Wahrheit.

Sehr wahrscheinlich wäre es sehr schön und wünschenswert, wenn die Menschen alle auf einmal die gleiche und gleichvollkommene Wahrheit erfassen würden (obgleich, wenn dem so wäre, das Leben ein Ende nehmen müsste), wenn man aber auch annimmt, dies sei wünschenswert, so geschieht doch nicht alles so, wie wir es wünschen. Sehr wahrscheinlich kommt es unvernünftigen Leuten wie ein Wunschziel vor, die Menschen sollten nicht krank werden, oder es sollte ein Mittel geben, das die Menschen von allen Krankheiten heilte, oder alle Menschen möchten die gleiche Sprache sprechen; aber das geschieht doch nicht dadurch, dass wir uns vorstellen, alle Menschen würden von unserer Arznei geheilt werden, und alle Menschen würden russisch sprechen und verstehen. Stellen wir uns dies aber vor, so machen wir es uns dadurch selber nur schlimmer. Eine so falsche Vorstellung ist doch gerade deshalb besonders schädlich, weil sie mehr als alles andere die Menschen voneinander trennt. Die Menschen sollten sich aber immer inniger miteinander vereinigen, wie das Christus lehrt, und wie das uns unsere Vernunft und unser Herz bestätigen, während dagegen derartige Lehren wie . . . . . mehr wie alles andere die Menschen trennen. Ausserdem muss man auch einsehen, dass, wenn der Mensch an eine Offenbarung glaubt, er das nur deshalb tut, weil ihm seine Vernunft sagte, man müsse an diese oder jene Offenbarung glauben — an diejenige der Mohammedaner, der Buddhisten oder der Christen. Ob wir damit einverstanden sind oder nicht, keine Wahrheit kann in die Seele des Menschen eingehen ohne Hilfe der Vernunft. Die Vernunft ist ganz das Gleiche wie das Sieb oder das Netz in einer Mühle: man kann kein Mehlkörnchen erhalten, ausser wenn es durch dieses Sieb hindurchging. Vielleicht geht auch etwas von der Spreu durch das Sieb

hindurch, es gibt aber kein anderes Mittel, um das Mehlkörnchen zu erhalten. Stellen wir uns indes vor, wir könnten ein reines Mehlkörnchen erhalten ohne das Sieb, so betrügen wir uns selber und werden uns mit Spreu statt mit Brot nähren — wie das den Kirchengläubigen begegnet.

Man darf sich demnach nicht vorstellen, dass alles so geschieht, wie wir das möchten, man muss vielmehr einsehen, dass alles so vor sich geht, wie das von Gott bestimmt ward. Gott hat aber das Menschenleben so eingerichtet, dass die Menschen gar nicht imstande sind, die ganze Wahrheit zu erfassen, sie sich ihr vielmehr nur allmählich annähern können, und indem sie immer klarer die eine Wahrheit erfassen — sich auch stets inniger einander annähern.

Von dem Leben jenseits des Grabes wissen wir, dass es Tatsache ist, dass das Leben nicht mit dem Tode endigt; wie aber das Leben dort sein wird, das zu wissen, ward uns verwehrt, weil es auch gar nicht nötig ist, dass wir das wissen . . . .

Leo Tolstoi.

[97.] An den Schriftleiter des „Freien Gedankens" Juni 1901.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Nachrichten über Schopoff. Obgleich ich nicht ganz verstehe, worum es sich handelt (weil das in bulgarischer Sprache geschrieben ist), habe ich gleichwohl ersehen, dass dieser Mensch tief von der christlichen Wahrheit ergriffen ist.

Er ist noch sehr jung, und deshalb muss diese Prüfung für ihn furchtbar sein. Ja, Gott möge ihm helfen, dass er nicht jenem Boden gleicht, auf dem das Samenkorn zwar rasch zu einer Pflanze wird, aber niemals Frucht bringt. Möge er zu dem Boden werden, der überreiche Früchte hervorbringt.

Je länger ich lebe und nachdenke, je mehr ich mich dem Tode nähere, um so tiefer überzeuge ich mich davon, dass nur in einem das Heil liegt — nur in solchen Taten, wie diejenige unseres teuren und guten Schopoff.

Ja, Gott möge ihm helfen!

Je länger ich lebe, um so grösser wird mein Staunen über die Blindheit unserer Gelehrtenwelt (bisweilen scheint es mir so, als handle es sich um absichtliche Blindheit) — die alle möglichen Mittel vorschlagen, um die Menschen von allen möglichen Übeln zu erlösen, aber kein einziges Mittel, das imstande wäre, ihre Vernunft zu bewahren vor allen denjenigen Übeln (und der schrecklichsten Sünde von allen: dem Mord), durch die die bestehende Ordnung aufrecht erhalten wird.

Sie verstehen wahrscheinlich russisch, und deshalb werden Sie mir verzeihen, dass ich Ihnen nicht in Ihrer Sprache antworte. Wenn Sie die Möglichkeit haben, mit dem teuren Schopoff in Verbindung zu treten, lassen Sie ihn wissen, ich bitte Sie darum, dass ich ihn liebe, ihm erkenntlich bin, ihn hochachte und ihm nur den einen Rat geben

möchte: er möchte nicht auf seiner Verweigerung des Soldatendienstes bestehen, wenn er dies für die Menschen, und nicht für Gott tut. Er möge sich einzig und allein von seinen Empfindungen zu Gott leiten lassen. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir weitere Nachrichten über sein Schicksal zukommen lassen. Mit vorzüglicher Hochachtung und stets zu Ihren Diensten bereit Leo Tolstoi.

[98.] An einen französischen Pfarrer. Im Jahre 1901.

Sehr geehrter Herr! Ich erhielt Ihren Brief und danke Ihnen für die freundlichen Empfindungen, die Sie mir darin zum Ausdruck bringen. Auch danke ich Ihnen sehr für die Auszüge aus den Schriften von Auguste Sabatier. Ich bedauere ausserordentlich, dass ich mit diesem hervorragenden Menschen nur dem Namen nach, und durch Urteile, die ich über ihn hörte, bekannt bin. Die Bruchstücke, die Sie mir über seine Auffassung des Christentums anführten, beweisen mir, dass ich in vollem Einklang stehen könnte mit ihm hinsichtlich seiner Gedanken und Empfindungen, ganz ebenso wie auch mit Ihnen und allen denjenigen, die seine Auffassung teilen.

Dessenungeachtet gibt es einen Punkt, in Hinsicht auf den ich mit Ihnen nicht übereinstimme: Das ist Ihre Vorstellung von der Notwendigkeit der Kirche — und deshalb auch der Geistlichkeit, d. h. von Persönlichkeiten, denen eine gewisse Macht (Autorität) gegeben ward. Ich vermag nicht den 8. und 9. Vers aus dem 23. Kap. des Evangeliums nach Matthäus zu vergessen — nicht deshalb, weil diese Verse im Evangelium stehen, vielmehr deshalb, weil sie für mich die restlose, offenbare Wahrheit darüber enthalten, dass es keine Pastoren, Lehrer und Führer unter den Christen geben kann, und dass gerade die Übertretung dieser Vorschrift des Evangeliums bis zum heutigen Tage die Predigt der wahrhaftigen Christenlehre fast völlig vereitelt.

Meiner Ansicht nach beruht der Hauptgedanke der christlichen Lehre darin, dass zwischen Gott und dem Menschen eine unmittelbare Gemeinschaft hergestellt ward. Jeder Mensch, der die Rolle eines Vermittlers bei dieser Gemeinschaft auf sich nimmt, hindert denjenigen, dem er Führer sein will, daran, in unmittelbare Gemeinschaft zu Gott zu treten, und — was noch schlimmer ist — er entfernt sich selber völlig von der Möglichkeit, auf christliche Weise zu leben.

Meiner Ansicht nach — ist der Gipfel des Stolzes, die Sünde, die mehr als alles andere von Gott fernhält, die, sich zu sagen: „Ich bin imstande, andern dabei zu helfen, dass sie ein gutes Leben führen und ihre Seelen retten.“ Alles, was der Mensch tun kann, wenn er sich bemüht, die christliche Lehre zu befolgen — ist bestrebt zu bleiben, sich selber nach Möglichkeit zu vervollkommnen (Matthäus V. 48 „So werdet denn vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist“), und auf diese Selbstvervollkommnung alle seine Kräfte zu verwenden, seine ganze Energie. Das ist die einzige Art, wie man auf

seine Nächsten einwirken und ihnen helfen kann auf dem Weg zum Guten. Wenn es eine Kirche gibt — so ist es niemanden möglich, ihre Grenzen zu kennen, und niemand wird imstande sein, zu wissen, ob er zu dieser Kirche gehört oder nicht. Alles, was der Mensch dann wünschen und hoffen kann, ist, danach zu streben, ein Teil dieser Kirche zu werden. Niemand kann aber überzeugt sein, er sei tatsächlich hierzu geworden, noch weniger kann jemand dann annehmen, er habe das Recht und die Möglichkeit, andern ein Führer zu sein. Ich bitte Sie, sehr verehrter Herr, mir die Offenheit zu verzeihen, mit der ich eine der Ihrigen entgegengesetzte Meinung erörtere, und ich bitte Sie auch zu glauben, dass ich mit den Gefühlen der Sympathie und der Hochachtung zu allen Diensten bereit bleibe. L. Tolstoi.

[99.] An N. N. Im Jahre 1901.

Ich freute mich, die Gelegenheit zu haben, mir selber klar und bewusst darüber zu werden, dass von einem „Tolstoitum" zu sprechen, meine Führerschaft zu suchen, mich um die Entscheidung von Fragen anzugehen — ein grosser und grober Irrtum ist.

Eine Lehre, die als die meinige zu bezeichnen wäre, hat es niemals gegeben und gibt es auch nicht. Es gibt eine einzige, allgemeine, ewige, für die ganze Welt gültige Lehre der Wahrheit, die für mich und für uns alle besonders klar in den Evangelien zum Ausdruck gelangte. Diese Lehre fordert den Menschen auf, seine Gotteskindschaft anzuerkennen und demnach auch — sein Freisein oder seine Knechtschaft (wie Sie das nennen wollen) — sein Freisein vom Einfluss der Welt und seine Knechtschaft gegenüber Gott, Seinem Willen. Und sobald nur der Mensch diese Lehre begriff, tritt er in Freiheit in unmittelbare Gemeinschaft zu Gott, und dann hat er schon nicht mehr nötig, irgend etwas bei irgendwem zu erfragen.

Das ist so, wie wenn ein Mensch auf einem gewaltig über seine Ufer ausgetretenen Flusse schwimmt. Solange sich dieser Mensch nicht in der Mitte des Stromes befindet, vielmehr in seinem Überschwemmungsgebiet, muss er selber schwimmen und rudern. Hier kann er sich richten nach andern Menschen, die gleichfalls da schwimmen. Hier könnte auch ich die Menschen leiten, indem ich selber zur Strömung hinschwimme. Sind wir aber in die Strömung gelangt, dann kann es gar keinen Führer mehr geben. Wir alle werden durch die Kraft der Strömung davongetragen, alle in einer Richtung, und diejenigen, die zu hinterst waren, können voraus gelangen.

Fragt ein Mensch, wohin er schwimmen soll, so beweist das nur das eine, dass er die Strömung noch nicht erreichte, und dass der, den er fragt, ein schlechter Führer ist, wenn er es nicht fertig brachte, ihm bis zu dieser Strömung den Weg zu weisen, d. h. bis zu einem Zustand, in dem es schon unmöglich ist, zu fragen, weil das dann ganz nutzlos ist. Wie soll man denn fragen, wohin man schwimmen

soll, wenn uns die Strömung mit unwiderstehlicher Kraft in einer für uns selber so erfreulichen Richtung mit sich fortreisst?

Diejenigen, die sich einem Führer unterwerfen, glauben ihm und hören auf ihn, und irren dabei zweifellos im Finstern mitsamt ihrem Führer.

Leo Tolstoi.

[100.] An den Geistlichen N. Im Jahre 1901.

Lieber Bruder! Ich bedauere, dass ich Ihren Vaternamen nicht kenne. Ihr Brief bereitete mir grosses Vergnügen. Sie sind der vierte Geistliche, mit dem ich mich in voller Übereinstimmung erlebe — nicht mit meinen Anschauungen, vielmehr mit dem Wesen der Lehre Christi, die in ihrer wirklichen Bedeutung kleinen Kindern zugänglich ist und keinerlei Meinungsverschiedenheit hervorrufen kann. Und das ist mir sehr erfreulich. Nur Eines betrübte mich ein wenig in Ihrem Briefe. Das ist Ihre Bemerkung über die Metaphysik und die Kirchlichkeit. Ich fürchte, Sie haben sich Ihre eigene Metaphysik gebildet, oder Sie halten sich an die Metaphysik der Kirche, die Ihnen die Möglichkeit gibt, bei Ihren Anschauungen Geistlicher zu bleiben. Daraus, dass Sie erst zehn Jahre Geistlicher sind, schliesse ich, dass Sie noch ein junger Mensch sind und mein Sohn, wenn nicht gar mein Enkel, sein könnten, und deshalb erlaube ich mir, Ihnen meinen unerbetenen Rat darüber zu geben, wie meiner Meinung nach ein Geistlicher verfahren sollte, wenn er sich vom Aberglauben befreite, Christi Lehre in ihrer wirklichen Bedeutung erfasste und den Wunsch hat, sie zu befolgen. Wenn die Menschen sich in einer Lage befinden, die unvereinbar ist mit der Nachfolge Christi . . . ., so denken sie sich irgend ein verwickeltes und verwirrtes System der Metaphysik aus, das ihre Lage rechtfertigen soll, oder sie eignen sich eine solche fertig vorliegende Metaphysik an. Vor dieser Verführung möchte ich Sie gerade warnen. Für einen Christen gibt es keinerlei verwickelte Metaphysik, und kann es auch gar keine solche geben. Alles, was man in der Christenlehre Metaphysik nennen kann, besteht in der einfachen und allen begreiflichen Behauptung, dass alle Menschen — Gottes Kinder sind, Brüder, und deshalb den Vater und ihre Brüder lieben, und darum sich zu ihren Nächsten so verhalten sollen, wie sie selber wünschen, dass man sich zu ihnen verhalten möchte. Ich glaube, jede Metaphysik, die darüber hinausgeht — stammt vom Teufel und ward nur dazu ausgedacht, um die eigene — mit der Christenlehre unvereinbare — Lage zu rechtfertigen. Es gibt auch noch Geistliche — ich kenne solche — die durchaus die Unvereinbarkeit ihrer Lage mit der reinen Auffassung des Christentums empfinden und sich damit rechtfertigen zu können glauben, dass sie in ihrer Lage leichter mit dem Aberglauben kämpfen und die christliche Wahrheit verbreiten könnten. Ich glaube, ein solcher Zustand ist noch bei weitem unrichtiger. In religiösen Dingen kann der Zweck niemals die Mittel heiligen. Mittel, die von der Wahrheit ab-

weichen, vernichten jede Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, das ja gerade im Lehren der Wahrheit beruht. Die Hauptsache ist aber die, dass kein Mensch berufen ward, andere zu lehren. (Matth. 23, 8 u. 9.) „Ihr aber nennet mich nicht Lehrer, denn Einer ist Euer Lehrer — Christus; Ihr aber seid alle Brüder.“ „Nennet auch niemanden auf Erden euren Vater; denn einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ — Der Mensch ist vielmehr nur dazu berufen, sich selber zu vervollkommnen in der Wahrheit und in der Liebe, und nur durch diese Vervollkommnung (ohne jeden Gedanken an andere) kann der Mensch auf andere einwirken.

Verzeihen Sie, dass ich Ihnen auf das antworte, was Sie mich gar nicht gefragt haben, und was Sie vielleicht gar nicht glauben. Da mir aber Ihr Brief eine nachhaltige Freude bereitete, so wollte ich alles aussprechen, was ich von der tragischen Lage eines Geistlichen halte, der die Wahrheit erkannte, und davon, wie man sich am besten aus einer solchen Lage und ihren Gefahren befreit.

Der beste Ausweg aus dieser Lage — er ist freilich heroisch — beruht meiner Ansicht nach darin, dass dieser Geistliche seine Gemeindemitglieder zusammenruft, zu ihnen von dem Altar aus herantritt und statt den Gottesdienst zu verrichten und sich vor den Heiligenbildern zu verneigen, sich bis zur Erde verneigt vor dem Volke und es um Verzeihung bittet deswegen, weil er es in Verwirrung führte, — der zweite Ausweg ist derjenige, den vor zehn Jahren ein hervorragender Mensch erwählte — er ist inzwischen gestorben — der mir vom Seminar in Wjatka bekannt war, der Geistliche Apolloff, der in der Stawropoler Eparchie diente. Er erklärte dem Bischof, er könne nicht mehr Geistlicher bleiben, da sich seine Überzeugungen geändert hätten.

Man berief ihn nach Stawropol, und die ihm vorgessetzte Behörde sowie seine Familienangehörigen quälten ihn und setzten ihm zu, er möchte in seinen Dienst zurücktreten, es dauerte aber weniger als ein Jahr, da konnte er es nicht mehr länger aushalten, sagte sich wiederum los und schnitt sich die Haare. Seine Frau verliess ihn. Alle diese Leiden wirkten derart auf ihn ein, dass er starb, wie ein Heiliger, ohne seinen Überzeugungen untreu geworden zu sein, und vor allem, ohne aufgehört zu haben, zu lieben.

Das ist der zweite Ausweg, ich weiss aber, dass er furchtbar schwer ist — in Hinsicht auf die Familienbeziehungen jedes Geistlichen und seine Umgebung — und deshalb verstehe ich durchaus und verurteile keineswegs denjenigen Geistlichen, der aus Schwäche Geistlicher blieb ungeachtet dessen, dass er nicht mehr an das glaubt, was er tut. Das Einzige, wovon ich spreche, und was ich mir zu raten erlaube, ist: ein solcher Geistlicher möchte nicht seinen Verstand missbrauchen zu Vernünfteleien und Erschleichungen, vermittelst deren es ihm so vorkommen würde, als handle er gut, während er schlecht handelt. Wenn sich nur der Mensch die Wahrheit in ihrer ganzen Reinheit vor

Augen hält, und seine Seele nicht zu betrügen sucht, so wird er schon Mittel finden, um auf die allerbeste Weise zu verfahren — entsprechend seinen Kräften.

Wenn ein Geistlicher die wahre christliche Lehre begriffen hat, so soll er meiner Meinung nach wie jeder Christ zunächst das Eine tun — bestrebt bleiben, die Wahrheit in ihrer ganzen Reinheit und Fülle zu erfassen — ganz unabhängig von seiner eigenen Lage, und zweitens nach Massgabe seiner Kräfte, diese seine Lage verändern, indem er sie der erkannten Wahrheit annähert. (Diese Annäherung vollzieht sich ganz von selber, wenn ein Mensch aufrichtig ist.) Wie weit sich aber ein Mensch hier annähern kann, und wie er sich annähert — das hat er mit Gott abzumachen, und darüber können andere nicht urteilen. Meinen brüderlichen Gruss Ihnen!

Ihr Sie liebender Bruder L. Tolstoi.

[101.] An den Vorstand der Tolstoi-Gesellschaft in Manchester

Gastra, 15. August 1901.

Teurer Freund, Sie haben ganz recht, wenn Sie annehmen, ich sei an einer „Tolstoi-Gesellschaft" interessiert. Ich bedaure aber, dass ich noch genügend Eitelkeit bewahrt habe, um mich dafür zu interessieren. Ich war stets der Überzeugung — und sie kann sich gar nicht ändern: Mitglied jener uralten Gesellschaft zu sein, die Gott damals errichtete, als das bewusste Leben der Menschheit begann, sei fruchtbringender für einen selber und für die ganze Menschheit, als Mitglied beschränkter Gesellschaften zu sein, die zum Erreichen solcher Ziele organisiert wurden, die wir zu erfassen imstande sind. Ich glaube, wir bevorzugen unsere eigenen Gesellschaften deshalb, weil uns die Rolle, die wir in ihnen spielen, bei weitem wichtiger zu sein scheint, als die Rolle, die uns in der grossen Gottesgesellschaft zukommt. Das ist aber Selbstbetrug: alle drei Arten von Tätigkeit, die Sie in Ihrem Briefe erwähnen, werden viel sicherer von einem Menschen ausgeführt, der sich für ein Mitglied der grossen Gottesgesellschaft hält, als von einem solchen, der Mitglied der Tolstoi-Gesellschaft ist. Ein solcher Mensch wird, wenn er aufrichtig ist — und ich weiss, dass Sie das sind — erstens soweit er dies vermag, die Gedanken verbreiten, denen er seelische Befriedigung und Lebensenergie verdankt, ohne sich darüber zu kümmern, ob diese Gedanken von Tolstoi stammen oder von irgendwem sonst. Zweitens wird ein solcher Mensch mit aller Kraft bestrebt sein, die Menschen zu veranlassen, ihre Meinungen zu äussern über die wichtigsten Lebensfragen. Drittens wird ein solcher Mensch danach trachten, jedem, mit dem er in Berührung tritt, soviel Freude und Glück zu gewähren, wie das in seiner Macht liegt, und er wird auch denjenigen helfen, die in Unannehmlichkeiten geraten, weil sie unentwegt der Lehre Christi folgen. Ein Mensch, der zur grossen Gottesgesellschaft gehört, wird ausserdem auch noch viele andere christlichen Werke

verrichten, die weder von der Tolstoi-Gesellschaft, noch von irgendwem sonst vorausgesehen und bestimmt wurden. Ich gebe zu, die Vereinigung von Menschen gleicher Gesinnung zu einer Gesellschaft hat gewisse Vorteile, ich glaube nur, die Nachteile solcher Organisationen sind bei weitem schwerwiegender als die Annehmlichkeiten, die sie bereiten. Und deshalb bin ich mir bewusst, dass es für mich selber ein grosser Verlust wäre, wollte ich meine Zugehörigkeit zur grossen Gottesgesellschaft eintauschen gegen die Mitgliedschaft an irgend einer menschlichen Gesellschaft.

Es tut mir leid, teurer Freund, dass ich hierin anderer Meinung bin wie Sie, ich kann aber nicht anders urteilen. L. Tolstoi.

[102.] An J. F. Naschiwin Gaspra, September 1901.

Ihre Frage zu beantworten, bin ich ausserstande. Ich weiss nur, dass, wer geistiges Heil sucht, es auch findet: Es steht immer in unserer Macht. Das Suchen nach ihm ist bereits sein Erwerben, und es scheint mir, Sie suchen es aufrichtig. Dass es Ihnen dabei so vorkommt, als machten Sie Rückschritte, ist besser, als wenn es Ihnen vorkommen würde, Sie schritten rasch voran. Für mich gibt es nur ein Leben: Gott und den Menschen dadurch zu dienen, dass ich mich selber vervollkommne oder mich zu vervollkommnen, indem ich Gott und den Menschen diene. Und deshalb, wie weit ich auch noch von dem fern sein mag, was ich sein möchte, kann ich doch keineswegs den Wunsch hegen, das Leben, das ich einmal anerkannte, nicht zu leben. Das gleiche gilt für alle Menschen, wenn sie begreifen werden, worin der Sinn des Lebens liegt. Murren Sie nicht und werden Sie nicht mutlos: man muss immer wieder von neuem beginnen.

L. Tolstoi.

[103.] An N. E. F. Gaspra, den 30. Dezember 1901.

Ich erhielt Ihren Brief und zweifelte keinen Augenblick an Ihrer Aufrichtigkeit und Ihrem Ernst. Reine junge Menschen Ihres Alters begreifen oft bei weitem klarer die Grundfragen der Religion, als ältere Leute, besonders, wenn sie in der vollen Blüte ihrer physischen Kraft und ihrer Tätigkeit stehen.

Ich möchte Ihnen gerne die Bücher schicken, die Sie zu haben wünschten, ich habe aber vorderhand nur ein einziges Exemplar. Werde ich mehr davon bekommen, so schicke ich Ihnen eines. Jetzt schicke ich Ihnen eine Broschüre: „Wie man das Evangelium lesen soll", und ich hoffe, Sie werden diese Schrift aufmerksam durchlesen, ihr entsprechend in dem Evangelium Anmerkungen machen und mehrere Male ein solches Evangelium durchlesen.

Davon, dass Sie sich aufrichtig und ernst zu religiösen Fragen verhalten, überzeugten mich Ihre Fragen. — Das sind alles die wesentlichsten: 1. ob man das ganze Evangelium für heilig und von Gott eingegeben halten soll? — Natürlich nicht. Hierin beruht der schäd-

lichste Betrug, und er beraubt das Evangelium seiner ganzen Bedeutung. 2. Ob man sich konfirmieren lassen soll, wenn man nicht an die Dogmen glaubt, die von der lutherischen Kirche bekannt werden? Natürlich nicht. Wenn es schlecht ist, vor den Leuten zu lügen, und die Lüge stets schlimme Folgen nach sich zieht, um wieviel schlimmer ist es dann, vor Gott zu lügen (diese Lüge wird so oft begangen, dass sie die Menschen gar nicht mehr merken, und dass es sehr viel solche Lügen gibt), und um wieviel schrecklicher sind die Folgen solcher Lüge. Drittens: die Frage der Keuschheit ist gleichfalls eine solche, die Ihre Aufrichtigkeit bezeugt. In Ihrem Alter — ist das die wesentlichste Frage. Schenken Sie weder Ihren Kameraden darin Glauben, noch den Ärzten, und seien Sie gewiss, dass bis zur vollen Reife Keuschheit zu bewahren, bis zu der Zeit, wann es sich darum handelt, eine Ehe einzugehen, leicht ist und um so leichter, je mehr man davon überzeugt ist, dass dies leicht ist, dass dabei gar keine Heldentat vorliegt, und dass es sich hierbei lediglich darum handelt, ein Verbrechen zu unterlassen, das nicht deshalb aufhört ein Verbrechen zu sein, weil es alle begehen.

Sie sind auf gutem Wege, meiden Sie alles, was Sie von ihm abbringen kann, und schätzen Sie den Umstand, dass Sie auf diesem Wege sind — für höher als alles andere auf der Welt.

Ihr Sie liebender L. Tolstoi.

[104] An X. 1901.

Sie fragen mich:

1. Sollen Menschen, die keine besonderen geistigen Fähigkeiten haben, nach Ausdruck in Worten suchen für die ihnen aufgegangenen Wahrheiten des Innenlebens?

2. Lohnt es wirklich, in seinem Innenleben volle Bewusstheit zu erlangen?

3. Wovon sollen wir uns in den Augenblicken des Kampfes und des Schwankens leiten lassen — um zu erkennen, ob in uns tatsächlich das Gewissen spricht, oder nur eine von unserer Schwäche erkaufte Vorstellung? (Die dritte Frage habe ich der Kürze wegen mit meinen eigenen Worten wiedergegeben und hoffentlich ohne ihren Sinn zu ändern.)

Meiner Meinung nach kommen diese drei Fragen auf eine einzige heraus — auf die zweite: denn wenn man nicht volle Bewusstheit des eigenen Innenlebens zu erstreben braucht, braucht man auch nicht mit Worten die von uns erlangten Wahrheiten auszudrücken, das ist dann gar nicht möglich, und in den Augenblicken des Schwankens werden wir dann gar nichts haben, woran wir uns halten könnten, um zu erkennen, ob in uns unser Gewissen spricht, oder eine falsche Vorstellung. Wenn es aber nötig ist, dass wir die der menschlichen Vernunft (wie sie auch im Einzelfalle beschaffen sein mag) äusserste zugängliche

Bewusstheit erlangen, dann muss man auch die von uns errungenen Wahrheiten in Worten ausdrücken, und muss man sich gerade von diesen selben zu vollem Bewusstsein gebrachten und in Worten ausgedrückten Wahrheiten leiten lassen in den Augenblicken des Kampfes und des Schwankens. Und deshalb antworte ich auf Ihre Hauptfrage bejahend, nämlich: Jeder Mensch soll, um seine Bestimmung auf der Erde zu erfüllen und das höchste Heil zu erreichen (was stets auf das Gleiche herauskommt), stets alle Kräfte seines Geistes angespannt halten, um sich klar zu werden für sich selber, über diejenigen religiösen Grundlagen, auf denen er lebt, d. h. über den Sinn seines Lebens.

Ich bin häufig unter Erdarbeitern, die des Lesens und Schreibens unkundig waren, und die dabei Kubikmasse berechnen mussten, auf die dort verbreitete Anschauung gestossen: die mathematische Berechnung sei trügerisch, und man solle ihr nicht vertrauen. Ob das nun darin seinen Ursprung hat, dass jene die Mathematik nicht verstehen, oder darin, dass diejenigen, welche die mathematischen Berechnungen für sie anstellten, sie häufig mit oder ohne Absicht betrogen, — auf jeden Fall bildete sich die Meinung von der Ungenügendheit und Untauglichkeit der Mathematik zum Ausrechnen von Erdmassen unter den ungebildeten Arbeitern und ward für die Mehrzahl von ihnen zu einer so zweifellosen Wahrheit, dass man es nicht einmal mehr für nötig hält, sie zu beweisen. Ganz die gleiche Anschauung bildete sich unter — ich sage kühn — unreligiösen Menschen, — die Meinung, die Vernunft sei ausserstande, religiöse Fragen zu lösen, die Anwendung der Vernunft auf diese Frage sei die Hauptursache der Irrungen, religiöse Fragen auf dem Wege der Vernunft entscheiden zu wollen, sei ein verbrecherischer Hochmut.

Ich sage das in Hinsicht darauf, dass der in Ihren Fragen zum Ausdruck kommende Zweifel, ob man Bewusstheit erstreben müsse in seinen religiösen Überzeugungen, nur auf dieser Annahme gegründet sein kann, dass nämlich die Vernunft nicht anwendbar sei zur Entscheidung religiöser Fragen. Dabei ist aber eine solche Annahme ebenso seltsam und offenbar falsch, wie die Annahme, mathematische Fragen könnten nicht durch Ausrechnung gelöst werden.

Den Menschen ward unmittelbar von Gott nur ein einziges Werkzeug gegeben, sich selber zu erkennen und seine Beziehung zur Welt — ein anderes Werkzeug hierzu gibt es nicht — und dieses Werkzeug ist — die Vernunft, und da sagt man ihm plötzlich, er könne die Vernunft wohl anwenden, um häusliche, die Familie betreffende, wirtschaftliche, politische, wissenschaftliche, künstlerische Fragen zu lösen, aber nur nicht dazu, um sich darüber klar zu werden, wozu sie ihm gegeben ward. Es erweist sich, dass der Mensch, um sich klar zu werden über die allerwichtigsten Wahrheiten, diejenigen, von denen sein ganzes Leben abhängt, keineswegs die Vernunft anwenden darf, er vielmehr diese Wahrheiten mit Umgehung der Vernunft erkennen

muss, während doch der Mensch überhaupt gar nichts zu erfahren vermag — ausser auf dem Wege der Vernunft. Man sagt ihm: Du sollst durch Offenbarung erkennen, durch den Glauben; aber der Mensch kann doch gar nicht glauben mit Umgehung seiner Vernunft. Wenn der Mensch an etwas glaubt und nicht an etwas anderes, so nur deshalb, weil seine Vernunft ihm sagt, man könne an das eine nicht glauben, an das andere aber müsse man glauben. Wenn man sagt, der Mensch dürfe sich nicht von seiner Vernunft leiten lassen, so ist das ganz ebenso, als würde man einem Menschen, der in einem finstern Ort unter der Erde eine kleine Lampe trägt, sagen: wenn er sich von dort herausfinden und auf den richtigen Weg gelangen wolle, so müsse er erst die Lampe löschen und sich nicht von dem Licht, vielmehr von etwas anderem leiten lassen.

Vielleicht wird man aber sagen, wie Sie in Ihrem Briefe: nicht alle Menschen seien mit einem grossen Verstand begabt und mit der besonderen Fähigkeit, ihre Gedanken auszudrücken, und deshalb könnte sie ein ungeschickter Ausdruck ihrer Gedanken über die Religion in Irrtum führen. Hierauf antworte ich mit den Worten des Evangeliums: „Was den Weisen verborgen ist, ist den kleinen Kindern offenbar!“ Dieser Ausspruch ist keine Übertreibung und auch kein Paradox, wofür man gewöhnlich diejenigen Aussprüche im Evangelium hält, die uns nicht gefallen, das ist vielmehr — die Bestätigung der einfachsten und zweifellosesten Wahrheit, dass jedem Geschöpfe in der Welt ein Gesetz gegeben ward, dem dieses Geschöpf folgen muss, und dass zur Erkenntnis dieses Gesetzes jedem Geschöpf entsprechende Organe gegeben wurden. Und deshalb ward jeder Mensch mit Vernunft begabt, und in dieser Vernunft ward jedem Menschen ein Gesetz offenbar, dem er folgen muss. Dieses Gesetz vor denjenigen Menschen zu verbergen, die ihm nicht folgen wollen, und, um ihm nicht folgen zu müssen, sich von der Vernunft lossagen, und statt zur Erkenntnis der Wahrheit die ihnen hierzu gegebene Vernunft anzuwenden, hierzu sich berufen auf für den Glauben heilige Hinweise von seiten ganz ebensolcher Menschen, wie sie selber, die der Vernunft entsagt haben.

Das Gesetz aber, dem der Mensch folgen soll, ist so einfach, dass es jedem Kinde zugänglich ist, um so mehr, als der Mensch das Gesetz seines Lebens gar nicht erst von neuem zu entdecken braucht. Menschen, die vor ihm lebten, entdeckten es bereits und gaben ihm Ausdruck, und der Mensch braucht nur durch seine Vernunft nachzuprüfen, und diejenigen Behauptungen annehmen, oder nicht annehmen, die er in der Überlieferung ausgedrückt findet, d. h. er soll nicht — wie das diejenigen Leute zu tun raten, die nicht den Wunsch haben, das Gesetz zu erfüllen — seine Vernunft nachprüfen an der Überlieferung, vielmehr umgekehrt die Überlieferung nachprüfen an der Vernunft. Die Überlieferungen können ja von Menschen stammen und darum falsch sein, die Vernunft hingegen stammt zweifellos von Gott und kann gar nicht

trügen. Und deshalb bedarf es, um die Wahrheit zu erkennen und auszudrücken, durchaus nicht irgendwelcher besonders hervorragender Fähigkeiten, man muss nur daran glauben, dass die Vernunft nicht nur die höchste göttliche Eigenschaft des Menschen ist, vielmehr auch das einzige Werkzeug, um die Wahrheit zu erkennen.

Eine besondere Vernunft und besondere Begabung sind nicht erforderlich, um die Wahrheit zu erkennen und auszulegen, vielmehr um die Lüge auszudenken und auszulegen. Wenn man einmal abwich von den Hinweisen der Vernunft, ihr nicht mehr glaubt, vielmehr auf das Wort demjenigen, was für die Wahrheit ausgegeben wird, zürnen die Menschen einander und halten für Glauben, gewöhnlich in Gestalt von Gesetzen, Offenbarungen und Dogmen, derart verwickelte, unnatürliche und einander widersprechende Behauptungen, dass, will man sie auslegen und ihren Zusammenhang mit der Lüge erfassen, das tatsächlich eine grosse Feinheit des Geistes und eine ganz besondere Begabung erfordert. Will ein Mensch unserer Zeit, der auf den religiösen Grundlagen irgend eines christlichen Bekenntnisses erzogen ward — sei es katholisch, rechtgläubig oder protestantisch — sich selber klar werden über die religiösen Grundlagen, die ihm von Kindheit an eingeimpft wurden, und will er sie in Zusammenhang bringen mit dem Leben, — was für eine verwickelte geistige Arbeit muss er dann verrichten, um alle Gegensätze auszugleichen, die in dem ihm durch seine Erziehung eingeimpften Glaubensbekenntnis enthalten sind: Gott, der Schöpfer und der Gott der Güte schuf das Übel, straft die Menschen, verlangt Sühne usw., und wir bekennen uns zu dem Gesetz der Liebe und des Verzeihens und richten hin, führen Krieg, nehmen den Armen ihr Eigentum ab usw.

Um solche nicht zu lösende Widersprüche zu entwirren oder besser gesagt, um sie sich selber verborgen zu halten, braucht man viel Verstand und eine ganz besondere Begabung. Um aber das Gesetz seines Lebens zu erkennen, oder, wie Sie sich ausdrücken, um sich seinen Glauben voll zum Bewusstsein zu bringen, dazu bedarf es keinerlei besonderer Geistesgaben — man darf nur nichts zulassen, was der Vernunft entgegen ist, man darf die Vernunft nicht abschwören, man muss vielmehr seine Vernunft in religiöser Gewissenhaftigkeit rein bewahren und nur ihr allein glauben. Kommt einem Menschen der Sinn seines Lebens unklar vor, so beweist das nicht, dass die Vernunft nicht dazu taugt, diesen Sinn zu klären, vielmehr nur, dass allzu viel Unvernünftiges zugelassen ward zum Glauben, und dass man alles das von sich weisen muss, was nicht durch die Vernunft bestätigt wird.

Und deshalb ist meine Antwort auf Ihre Hauptfrage: Muss man Bewusstheit zu erlangen streben in seinem Innenleben?, die, dass dies das Allernötigste und Wichtigste ist, was wir im Leben tun können. Nötig und wichtig ist das deshalb, weil der einzig vernünftige Sinn

unseres Lebens in der Erfüllung des Willens Gottes beruht, der uns in diese Welt sandte. Der Wille Gottes wird aber nicht durch ein ungewöhnliches Wunder erkannt: dadurch, dass der Finger Gottes ein Gesetz auf Tafeln schrieb, oder dadurch, dass vermittelst des heiligen Geistes ein unfehlbares Gut zustande kam, oder durch die Unfehlbarkeit einer heiligen Persönlichkeit oder einer Versammlung von Menschen, vielmehr nur durch die Tätigkeit der Vernunft aller Menschen, die einer dem anderen durch Wort und Tat die ihrem Bewusstsein immer klarer werdenden Wahrheiten übermittelten. Diese Erkenntnis war niemals vollständig und wird auch niemals vollständig sein, sie nimmt nur ständig zu im Masse der Vorwärtsbewegung der Menschheit: Je länger wir leben, um so deutlicher erkennen wir den Willen Gottes und demnach auch das, was wir tun müssen, um ihn zu erfüllen. Und deshalb denke ich, für jeden Menschen (wie gering er auch sich selber und andern vorkommen mag: Gerade die Kleinen werden die Grossen sein) bedeutet es eine der hauptsächlichsten und heiligsten Pflichten, sich alle diejenigen religiösen Wahrheiten, die ihm zugänglich sind, zum Bewusstsein zu bringen und sie in Worten auszudrücken, da letzteres ein zweifelloses Anzeichen für die völlige Klarheit eines Gedankens ist.

Ich werde sehr froh sein, wenn meine Antwort Sie auch nur teilweise befriedigt.

[105.] An J. M. Treguboff 2. Dezember 1901.

Die „Blättchen“ habe ich gelesen. Dasjenige darüber: „Wie die Popen das Volk knechteten durch die Lehre Christi“, ist vorzüglich, ich unterschreibe es mit beiden Händen. Gut ist auch das Blättchen: „Über die Stundisten“.

Hingegen ist das Blättchen: „Über die öffentlichen Unruhen“ — sehr jämmerlich. Abgesehen davon, dass es unsittlich ist — ist es unpraktisch und einfach dumm. Wäre ich die Regierung, ich würde derartige Blättchen auf Staatskosten drucken und in Millionen von Exemplaren verbreiten lassen. Nichts ist mehr imstande, gründlicher das Vertrauen des Volkes zu denjenigen Menschen zu untergraben und es unmöglich zu machen, welche die dort zum Ausdruck kommenden Anschauungen teilen, als solche Blättchen.

Unsittlich ist das, was das Blättchen vorschlägt, denn wenn ein Soldat durch eine ganze Reihe von Eingebungen (der Hypnose) dahin gebracht ward, dass er sich in die Notwendigkeit versetzt sieht, entweder zu morden oder schwere Leiden auf sich zu nehmen, und wenn er zudem so umnebelt ward, dass er gar keine Sünde mehr sieht im Morden — so würde ein Mensch, der dem Verfasser dieses Blättchens folgen würde, sich zum Morden vorbereiten und den Mord verüben, ohne dazu durch irgend etwas anderes veranlasst zu sein, als durch die sehr zweifelhaften Hinweise des Verfassers: Dadurch, dass er morde, werde es sowohl ihm wie seinen Brüdern besser auf der Welt zu leben sein.

Unpraktisch ist dasjenige, was dieses Blättchen vorschlägt, deshalb, weil es sinnlos ist, anzunehmen: unbewaffnete, undisziplinierte Menschen könnten bewaffneten und disziplinierten Menschen die Waffen abnehmen, und wäre das wirklich möglich, wofür eine Chance unter Tausenden ist, und würde sich das irgendwo ereignen, so würden diejenigen, die sich so in den Besitz der Waffen der Bewaffneten gesetzt haben, sogleich durch die ausgebildeten Heere aus anderen Orten unterdrückt werden.

Dumm ist das aber deshalb, weil, wenn sich diejenigen Menschen, die sich befreien wollen, vom Mordenmüssen und von der Bedrohung mit Ermordetwerden, selber zum Morden vorbereiten, dies bedeutet, dass sie ihren Feinden den einzigen gesetzlichen Anlass geben, gegen sie alle möglichen Gewalttaten und sogar Morde anzuwenden, und alle vorher vollbrachten zu rechtfertigen.

Öffentlich kund zu geben, dass ich nicht einverstanden bin mit den Menschen, welche die auf diesem Blättchen über die Strassenunruhen zum Ausdruck gelangenden Anschauungen teilen, halte ich für überflüssig. Es sind bald dreissig Jahre, seit ich von allen möglichen Gesichtspunkten aus stets ein und dasselbe wiederhole: — dass alles im geistigen Zustand der Menschen beruht, dass jede Vergewaltigung Sünde ist, und dass zudem die Gewalttat derjenigen, die gegen die Gewalt kämpfen, etwas Unsinniges bedeutet. Und deshalb wird ein aufrichtiger Mensch mich gar nicht unter die Verkündiger der gewaltsamen Revolution rechnen, davor aber, dass einen ein unaufrichtiger Mensch in jeder ihm beliebenden Weise verleumden kann — davor kann man sich gar nicht schützen, ja und das ist auch gar nicht nötig.

[106.] An X. 1901.

. . . . Es sind schon mehr als zwanzig Jahre her, seit ich mich zu einer solchen Beziehung zu Gott und den aus ihr hervorgehenden Forderungen bekannte, und in dieser Beziehung lebe ich bis jetzt, und je länger ich lebe, um so mehr festige ich mich in ihr; und indem ich mich dem Tode annähere, den ich jeden Tag erwarte, empfinde ich volle Ruhe und die gleiche Freude sowohl über das Leben wie über den Tod.

Mein Glaube stimmt nicht überein mit dem Ihrigen. Ich sage Ihnen aber auch gar nicht und rate Ihnen keineswegs, Sie sollten Ihren Glauben aufgeben und den meinen annehmen. Ich weiss, dies ist für Sie ebenso unmöglich, wie Ihre physiologische Beschaffenheit abzuändern: Geschmack daran zu finden, was Ihnen zuwider ist, und umgekehrt. Und deshalb gebe ich Ihnen nicht nur keineswegs diesen Rat, ich rate Ihnen vielmehr, an Ihrer Weltanschauung festzuhalten und sie weiter auszuarbeiten, wenn sie zur Entwicklung geeignet ist.

Der Mensch kann nur an das glauben, wozu er durch die Gesamtheit aller seiner seelischen Kräfte veranlasst ward.

Jeder von uns schaut auf die Welt und ihren Ursprung durch das Fensterchen, das er sich selber brach oder freiwillig auswählte. Und deshalb kann es so kommen, dass ein Mensch, der ein trübes Bild von der Welt hat, und bei dem das Fensterchen keine blanken Scheiben aufweist, selber aus eigenen Stücken zum Fensterchen eines anderen übergeht; einen Menschen aber, der mit dem befriedigt ist, was er sieht, von seinem Fensterchen weg zu dem unsrigen zu rufen, ist völlig unbegründet und wenigstens unhöflich.

Wir alle erblicken einen und denselben Gott, alle leben wir nach Seinem Willen, und alle können wir, wenn wir auch von verschiedenen Seiten aus auf Ihn hinblicken, sein Hauptgesetz erfüllen — einander zu lieben ungeachtet der Verschiedenheit unseres Hinblicks auf Ihn . . .

. . . . Sie begreifen nicht, was das Wort „Gott“ bedeutet, und das Aussprechen dieses Wortes bringt Sie stets in Erregung. Hieraus schliessen Sie, „es sei endlich Zeit für die Menschheit, damit aufzuhören, von Gott zu sprechen, den ja niemand begreife“.

Dass Sie die Anwendung eines Wortes, dessen Bedeutung Sie nicht erfassen, in Aufregung versetzt, ist sehr natürlich. Das ist immer so. Dagegen ist Ihr Schluss: Niemand begreife es, dass Gott sei, weil Sie das nicht begreifen — milde ausgedrückt, seltsam. Der Umstand, dass die ganze Menschheit von jeher dieses Wort anwandte, demnach ein Bedürfnis empfand nach diesem Begriff, hätte Sie schon auf den Gedanken bringen müssen, dass nicht die Menschheit, vielmehr Sie selber schuld daran sind, dass Sie das nicht verstehen, was die ganze Menschheit versteht, oder wenigstens ihre gewaltige Mehrzahl, und dass es demnach Ihnen nicht zukomme, der Menschheit den Rat zu geben, nicht mehr von Gott zu sprechen, vielmehr selber sich zu bemühen, das zu begreifen, was Sie jetzt nicht verstehen.

Kein Mensch, auch Sie nicht, ist ausserstande, sich selber als einen Teil von etwas Unendlichem zu erfassen, und gerade dieses Unendliche, von dem sich der Mensch als einen Teil begreift — das gerade ist auch Gott.

Für unaufgeklärte Menschen, zu denen die gewaltige Mehrzahl der sogenannten Gelehrten gehört, die nichts weiter begreifen als die Materie, bedeutet Gott die unendliche Materie im Raum und in der Zeit. Und eine solche Vorstellung von Gott ist sehr albern. Aber gleichwohl haben jene ihren Gott, so albern er auch ist. Für aufgeklärte Menschen hingegen, die begreifen, dass der Ursprung und das Wesen des Lebens nicht in der Materie, vielmehr im Geist liegen, bedeutet Gott jenes unendliche und grenzenlose Wesen, das sie in sich selber erfassen in räumlicher und zeitlicher Begrenzung.

Und einen solchen Gott erkannte die Menschheit stets, erkannte

sich in ihm, bekennt ihn, und wird ihn stets bekennen, so lange sie nicht in viehischen Zustand verfällt . . . .

. . . . . Alles, was wir behaupten können, ist, dass wir inmitten einer Welt leben, die sich uns als grenzenlos erweist im Raume und in der Zeit, und dass die Grundlage unseres Lebens etwas Nichtmaterielles ist. Wir erfassen diese Grundlage in uns selber, in begrenztem Zustande, und deshalb können wir auch gar keine Vorstellung von diesem nichtmateriellen Ursprung haben, der nicht beschränkt ist und nicht den Bedingungen der Zeit und des Raumes unterliegt. Und gerade diesen Ursprung nennen wir Gott.

Diese Grundlage unseres Lebens kann weder gut noch schlecht sein. Wenn wir etwas schlecht nennen, so bringen wir damit nur zum Ausdruck, dass wir die Folgen von dem nicht sehen, dessen Ursachen wir nur erblicken.

Die wirkliche Lehre des Lebens, wie sie von allen Weisen verkündet ward: Von Buddha, Konfuzius, den Brahmanen, Laotse, Jesaias und Jesus, beruht in der Erkenntnis eines unmateriellen Ursprungs, der unser Leben ausmacht. Und nur auf dem Bewusstsein dieses Ursprungs kann sich mein Glaube an mein Dasein gründen, und ist er tatsächlich gegründet — nicht als an ein zukünftiges, vielmehr als an ein ewiges. Bin ich einmal davon überzeugt, dass das Leben in dem von mir erkannten unmateriellen Ursprung besteht, der von mir als mein wahres „Ich" anerkannt wird, so vermag ich schon nicht mehr an die Vernichtung dieses ausserzeitlichen und ausserräumlichen Ichs zu glauben.

Die Vorstellung von einem Tode ist nur ein Irrtum, der hervorgerufen wird durch die falsche Vorstellung: das wahre „Ich" des Menschen sei seine körperliche Hülle.

Das sind in kurzen Worten die Gründe, die mich zu dem Glauben veranlassen, der Tod sei gar kein Übel, vielmehr nur eine Formveränderung, die nur ein Fortschreiten im Leben zu sein vermag, ganz ebenso, wie meinen Beobachtungen nach, auch alles das, was während dieses Daseins in mir und in allen Geschöpfen vor sich geht.

[107.] An einen Mohammedaner. 1902.

. . . . . Stellen wir uns vor, wir seien Tschuwaschen und hörten zwei — nicht Propheten (es gibt gar keine solchen), vielmehr zwei Menschen.

Der eine sagt dem Tschuwaschen: „Fühlst du in dir irgend etwas ausser deinem Körper?" Jeder Tschuwasch wird antworten, er empfinde etwas Geistiges, etwas, was denkt und was liebt. Dann werden wir weiter fragen: „Ist dieses geistige Wesen allmächtig, das du in dir fühlst?" Der Tschuwasch wird sagen, dem sei nicht so, er fühle, dies Wesen sei begrenzt. Dann werden wir ihm sagen: „Wenn aber dieses Wesen, das du in dir erkennst, begrenzt ist, so muss es auch

ein ebensolches unbegrenztes Wesen geben. Und siehst du, dieses unbegrenzte Wesen, das ist auch gerade Gott, dessen Wesen du in dir selber begrenzt empfindest, und das, als ein unbegrenztes Wesen, dich so umfängt, dass du dich in ihm befindest." So wird der erste dieser Menschen sagen, wobei er von sich selber gar nicht behauptet, er sei von Gott gesandt, er sei ein Prophet, vielmehr nur das bestätigt, was jeder weiss und in sich selber beobachten kann.

Der andere aber, Mohammed, wird damit beginnen, dass er sagen wird: „Glaubt mir, dass ich der Prophet bin, und dass alles, was ich Euch sagen werde, und was in meinem Koran geschrieben steht, — dass dies alles die wahrhaftige Wahrheit ist, die mir von Gott selber offenbart ward!" Und dann wird er seine ganze Lehre auseinandersetzen. Hierauf aber wird der Tschuwasch, wenn er nicht ganz und gar ein Dummkopf ist (es gibt aber sehr viel Gescheite unter ihnen) entgegnen: „Ja, weshalb soll ich Euch denn glauben, alles das, was Ihr sagt, sei von Gott? Ich habe gar nicht gesehen, wie Euch Gott seine Wahrheit übermittelte, und ich habe auch keinerlei Beweise dafür, dass Ihr der Prophet seid, um so mehr, als ich weiss, d. h. man mir erzählte, es gebe Taotisten, Buddhisten, Brahmanen, Mormonen, die ganz ebensolche Propheten haben wie Ihr seid, die von sich selber das ganz genau Gleiche sagen wie Ihr. Demnach kann der Umstand, dass Ihr von Euch selber sagt, Ihr seid der Prophet, mich keineswegs davon überzeugen, dass alles dasjenige, was Ihr verkündetet, und was im Koran geschrieben steht — die wahrhaftige Wahrheit sei. Dass Ihr in den siebenten Himmel geflogen seid, überzeugt mich durchaus nicht, weil ich das gar nicht gesehen habe. Was aber im Koran geschrieben steht, ist nicht durchaus klar, häufig sogar verwirrt, wortreich, willkürlich und sogar geschichtlich falsch, wie ich sagen hörte. Überzeugen kann mich nur das, was ich selber einsehe, und was ich durch Überlegung und innere Erfahrung nachzuprüfen vermag."

So wird ein gescheiter Tschuwasch auf das Wort dieses zweiten Menschen antworten, und ich glaube, er wird durchaus im Rechte sein.

Da haben Sie . . . . meine Anschauung über den Mohammedanismus. Er wird erst dann eine sehr gute Lehre sein und übereinstimmen mit dem Bekenntnis aller wahrhaft religiösen Menschen, wenn er den blinden Glauben an Mohammed und den Koran von sich wirft, und von ihm nur das behält, was in Einklang steht mit der Vernunft und dem Gewissen aller Menschen.

[108.] An F. A. G. Gaspra, 20. Januar 1902.

Teurer F. A. Ich bin durchaus mit dem einverstanden, was Sie schreiben. Ich bin allmählich zu der Überzeugung gelangt und fusse jetzt endgültig in ihr, die ich in meiner Schrift „Was ist Religion und worin besteht ihr Wesen?" ausgedrückt habe, die wahrscheinlich jetzt bei Tschertkoff gedruckt wird.

Die Tätigkeit eines Christen, vermittelst deren er alle seine Ziele erreicht, darunter auch dasjenige, das uns jetzt in Russland bewegt, ist für ihn immer und überall die gleiche: Sein inneres Feuer zu heller Flamme zu entfachen, und damit den Menschen voran zu leuchten. Seine ganze Aufmerksamkeit aber, alle seine Kräfte auf irgend ein anderes, besonderes Ziel zu richten, wie z. B. darauf, von der Arbeit seiner Hände zu leben, die Wahrheit zu verkündigen, oder, wie im gegebenen Falle, mit diesem oder jenem Betrug zu kämpfen, ist stets ein Irrtum, ähnlich demjenigen, den ein Mensch begeht, wenn er bei einer Überschwemmung statt das Wasser durch seinen Hauptabfluss abfliessen zu lassen, oder an der Herstellung eines Wehrs zu arbeiten, das die ganze Wassermenge abhält, in seiner Strasse ein Wehr errichten und nicht sehen würde, dass das Wasser es von allen Seiten überströmt.

Als ich Ihren Brief erhalten hatte, wollte ich Ihnen erst schreiben, man müsse im Kampfe klug sein wie die Schlangen und sanft wie die Tauben, — das genügt aber nicht: man darf keinen einzigen Augenblick das allgemeine Hauptziel vergessen, und man darf sich auch nicht völlig der Arbeit hingeben zum Erreichen eines besonderen Zieles. Das soll nicht etwa bedeuten, man brauche nicht gegen den Betrug anzukämpfen (wenn man weiss, dass er das grösste Übel ist, wird man das ganz unwillkürlich tun), man soll aber nur dann den Kampf aufnehmen, wenn er eine Folge des allgemeinen Ringens nach Selbstvervollkommnung ist. Noch ein anderer Vergleich: Wenn man das eigene Haus vor Feuersbrunst bewahren will, muss man mit allen Häusern der Nachbarschaft in diesbezügliche Verbindung treten. Man muss grüne Äste abschlagen und mit ihnen den Zwischenraum zwischen den Häusern ausfüllen und auch das wird höchstens für ein bis zwei Tage wirksam sein. Man kann aber auch kleine Bäumchen setzen, und wenn sie Wurzel fassen und heranwachsen, dann wird das ein tatsächlicher Schutz für immer sein. Es ist nötig, dass unsere Wurzeln in unserer Tätigkeit liegen. Diese Wurzeln aber fussen in unserem Gehorsam an den Willen Gottes, in unserem persönlichen Leben, wenn es gewidmet ist der Selbstvervollkommnung und der Mehrung der Liebe in uns.

Meine körperliche Gesundheit ist sehr schlecht, seelisch fühle ich mich hingegen sehr wohl, ich bin imstande zu arbeiten, und ich arbeite nach bestem Wissen und Vermögen mit noch grösserem Ernste im Angesichte des nahen Endes. Ich gedenke Ihrer in Liebe und fürchte für Ihre Heftigkeit. L. Tolstoi.

[109.] An N. N. 1902.

Die Frage, ob der Mensch überhaupt das Recht habe, seinem Leben ein Ende zu machen, ist falsch gestellt. Von einem Recht kann hier gar nicht die Rede sein. Es kann sich nur darum handeln, ob es

vernünftig und sittlich ist (das Vernünftige und das Sittliche fallen stets zusammen) sich zu töten? Nein, das ist unvernünftig, ebenso unvernünftig, wie wenn man die Zweige der Pflanze abschneidet, die man vernichten will: sie wird gar nicht zugrunde gehen, sie wird nur ein unnormales Wachstum annehmen. Das Leben ist nicht zu vernichten — es steht ausserhalb der Zeit und des Raumes, und deshalb kann der Tod nur die Form des Lebens ändern, seiner Äusserung in dieser Welt ein Ziel setzen, hat aber der Tod der Offenbarung des Lebens in dieser Welt ein Ende bereitet, so weiss ich 1. nicht, ob seine (des Lebens) Offenbarung in der andern Welt angenehmer sein wird, 2. aber beraube ich mich der Möglichkeit, für mein Ich alles das zu erforschen und mir zu erwerben, was es sich in dieser Welt zueignen könnte. Ausserdem aber und das vor allem, ist das deshalb unvernünftig, weil, wenn ich meinem Leben deshalb ein Ende setze, weil es mir unangenehm ist, ich gerade dadurch beweise, dass ich eine falsche Vorstellung von der Bedeutung meines Lebens habe, indem ich ja annehme, sie liege einesteils in persönlicher Vervollkommnung, andererseits — im Dienste von dem, was sich durch das ganze Leben der Welt vollzieht. Gerade deshalb ist aber auch der Selbstmord unsittlich: dem Menschen ward das ganze Leben gegeben und die Möglichkeit, bis zum Eintreten seines natürlichen Todes zu leben — nur unter der einzigen Bedingung, dass er dem Leben der Welt dient. Er aber verweigert diesen Dienst, nachdem er von dem Leben soweit Gebrauch gemacht hatte, als es ihm Annehmlichkeiten bereitete, — sobald es ihm nur eben unangenehm wird, während doch aller Wahrscheinlichkeit nach der eigentliche Dienst gerade erst dann einsetzte, als ihm das Leben unangenehm vorkam. Aber jede Arbeit kommt einem im Anfang unangenehm vor. Im Kloster von Optina lag 30 Jahre lang auf dem Boden ein gelähmter Mönch, der nur seinen linken Arm bewegen konnte. Der Arzt sagte, dieser Mönch müsse furchtbar leiden, er aber beklagte sich nicht nur keineswegs über seine Lage, er bekreuzte sich vielmehr ineinemfort, schaute lächelnd auf die Heiligenbilder und äusserte damit Gott seine Dankbarkeit und seine Freude über den Funken von Leben, der noch in ihm glühte. Wohl einige Zehntausende von Besuchern sahen ihn, und man kann sich gar nicht einen genügenden Begriff von dem Heil machen, das durch diesen Menschen, der jeder Möglichkeit zu handeln beraubt war, in der Welt verbreitet ward. Wahrscheinlich hat dieser Mensch mehr Gutes getan, als tausende und abertausende gesunde Menschen, die sich einbildeten, sie dienten im Rahmen mannigfaltiger Einrichtungen in Wahrheit dieser Welt. Solange nur in einem Menschen Leben ist, vermag er sich zu vervollkommnen und der Welt zu dienen. Man kann aber der Welt nur dadurch dienen, dass man sich vervollkommnet, und man kann sich nur vervollkommnen, indem man der Welt dient.

Leo Tolstoi.

[110.] An P. P. Birjukoff Jassnaja Poljana, 20. August 1902.

Mein lieber Freund Poscha! Hundert Jahre habe ich Ihnen nicht geschrieben, und das betrübt mich sehr . . . . .

Ich fürchte, ich habe Ihnen ganz umsonst Hoffnungen gemacht, indem ich Ihnen versprach, ich werde meine Erinnerungen schreiben. Ich habe den Versuch gemacht, daran zu denken und dabei eingesehen, wie furchtbar schwer es ist, der Charybdis des Selbstlobs zu entgehen (indem man alles Schlechte verschweigt) und der Skylla — der zynischen Offenheit: in der Schilderung der ganzen Niedertracht seines Lebens. Seine ganze Widerlichkeit, Dummheit, Verdorbenheit und Niedertracht zu schildern — völlig der Wahrheit entsprechend, sogar noch aufrichtiger als Rousseau es tat, das würde ein verführerisches Buch oder eine verführerische Schrift geben. Die Leute werden sagen: „Sieh mal an! Da hat man diesen Menschen so hoch gestellt, und dabei war er ein solcher Schuft. Wie will man dann uns einfachen Leuten einen Vorwurf machen, Gott hat das einfach so bestimmt!"

Im Ernst, als ich damit begann, mich auf mein Leben aufmerksam zu besinnen und seine ganze Dummheit (ich sage gerade Dummheit) und Niedertracht erkannte, da dachte ich: Was sollen denn die anderen Menschen sein, wenn ich, der von so vielen gelobt wird, ein so dummer Ekel bin? Aber dabei erklärt sich das auch noch dadurch, dass ich schlauer bin als die anderen. Das alles sage ich Ihnen nicht um der Schönheit des Ausdrucks willen, vielmehr durchaus aufrichtig. Ich habe das alles erlebt. Leben Sie wohl, ich küsse Sie. L. T.

[111.] An P. P. Birjukoff Jassnaja Poljana, 11. November 1902.

Lieber Freund Poscha! Ich danke Ihnen für Ihren schönen, ausführlichen Brief . . . . . Was meine Biographie anbetrifft, so möchte ich nur das Eine sagen: Ich habe den dringenden Wunsch, Ihnen zu helfen und wenigstens das Hauptsächliche selber zu schreiben. Ich bin zu der Anschauung gekommen, dass ich imstande bin, dies zu tun, weil ich einsah: es wäre vielleicht interessant und nützlich, den Menschen die ganze Niedertracht meines Lebens bis zu meiner Bekehrung aufzuweisen, und ohne falsche Bescheidenheit die ganze Güte meines Lebens (wenn auch nur in den Absichten, die ich meiner Schwäche wegen durchaus nicht immer verwirklichte) nach meiner Erweckung. In diesem Sinne möchte ich Ihnen auch schreiben. Ihre Einteilung in Abschnitte von je sieben Jahren erweist sich mir als nützlich und erleichtert mir tatsächlich meine Gedanken.

Ich werde bemüht sein, mich hiermit zu beschäftigen, sobald ich nur meine jetzt begonnene Arbeit beendige.

Lebt wohl, meine lieben Freunde. Ich küsse Euch.

L. Tolstoi.

[112.] An E. J. Popoff Jassnaja Poljana, Februar 1903.

Ich wollte Ihnen ausführlich auf Ihren Brief antworten, mein teurer Jewgeni Iwanowitsch, ich bin aber eben müde, gleichwohl möchte ich Ihren schönen Brief nicht unbeantwortet lassen. Das, was Sie über die Notwendigkeit für einen Christen schreiben, kein Heim zu haben und ewig umherzuschweifen, war für mich, in der allerersten Zeit meiner Bekehrung, der freudigste Gedanke, der mir alles erklärte, und ein solcher, ohne den ein wahres Christentum nicht verwirklicht und nicht verstanden ist. Wir alle gehen unsern eignen Weg, und Sie fühlen erst jetzt das, was mich gleich von Anfang an erschütterte, und wahrscheinlich haben Sie gleich von Anfang an das begriffen und erfühlt, was ich vielleicht jetzt noch nicht begriffen habe.

Vom Gebete glaube ich: dies ist die einzige Form, welche die geistigen Kräfte zur Vereinigung mit Gott stärkt. Für mich wenigstens hat es vielleicht von zehn- oder zwanzigmal nur einmal Wirkung, aber das ist so wichtig, dass es bei weitem die geringe Anstrengung aufwiegt, die erforderlich ist, um nicht zu versäumen jeden Tag sein Gebet zu verrichten.

Ich glaube durchaus an Ihre Aufrichtigkeit in Ihren Beziehungen zu der Familie W., aber gleichwohl, wie schwer es Ihnen auch fallen mag, möchte ich Ihnen raten, sich dieser Familie möglichst fern zu halten. Grüssen Sie in Freundschaft D. und schreiben Sie mir wenigstens bisweilen: es macht mir stets Freude, von Ihnen Nachricht zu erhalten. Meine Gesundheit wird immer schwächer, d. h. die Bande, die mich noch in dieser Form des Lebens halten, gehen ihrer Auflösung entgegen. Und das ist weder gut noch schlecht, vielmehr so, wie es sein muss, und Gott sei Dank blicke ich auch so darauf hin.

Ihr Sie liebender L. Tolstoi.

[113.] An J. F. Naschiwin Jassnaja Poljana, 1. Nov. 1903.

Ihren Brief erhielt ich, lieber Iwan Fjedorowitsch, und vor allem erhielt ich die Ausschnitte aus den französischen Zeitungen und danke Ihnen dafür.

...... Schön ist das, was Sie darüber schreiben, dass die Menschen anfangen, der Luft und der Sonne beraubt zu werden, am allerschönsten ist aber das, was Sie von sich selber schreiben, von Ihrem eigenen Seelenzustand. Das freut mich besonders, weil ich Sie aufrichtig liebgewonnen habe. Diesen Seelenzustand kenne ich sehr wohl, denn ich habe ihn selber erlebt, er gewährt ein wahrhaftiges, ganz unfassbares Heil .... Sie fragen mich, weshalb es meiner Ansicht nach unmöglich ist, eine solche Arbeit auszuführen, wie diejenige, die Sie planten. Es ist deshalb unmöglich, eine Biographie, eine Lebensgeschichte von Jesus zu schreiben, weil das, was wir von diesem Leben wissen, das Allerhöchste im Bereich des Geistigen bedeutet von allem, was wir wissen können. Seine Worte, seine Lehre

bilden jene göttliche Offenbarung, die uns nur durch Ihn zugänglich ward. Um sein Leben zu beschreiben, müsste man den Quell erklären, aus dem es entsprang. Wie kann ich das aber tun, wenn ich doch nur kaum eben das begreife, was er für mich zugänglich machte, was er mir enthüllte? Ich möchte nicht nur keinerlei Einzelnheiten über das Leben Christi hinzufügen, ich möchte vielmehr auch noch diejenigen aufgeben, die vorhanden sind ....

Vielleicht ist diese meine Anschauung Ihnen unklar; dann verzeihen Sie mir. Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen für Ihre Liebe und küsse Sie brüderlich. L. Tolstoi.

[114.] An M. S. Dudtschenko Jassnaja Poljana, 10. Dez. 1903.

Ich habe mich sehr gefreut, als ich Ihren Brief erhielt, teurer Mitrofan Sjemenowitsch.

Ich denke schon längst an Sie, und an ganz die gleichen Gegenstände, von denen Sie schreiben, sie seien am allerwichtigsten auf der Welt.

Ich habe nicht nur keineswegs meine Überzeugung darüber geändert, dass man sich die elementarsten Bedürfnisse selber befriedigen muss, vielmehr empfinde ich lebhafter noch wie irgendwann die ganze Wichtigkeit dieser Sache, und dass ich eine Sünde begehe, wenn ich das nicht tue. Es gab vielerlei Ursachen, die mich davon abhielten, ich werde sie aber nicht aufzählen, weil die Hauptursache — nur meine Schwäche und meine Sünde ist, und deshalb war der Empfang Ihres Briefes für mich eine geistige Freude: eine Entlarvung und eine Mahnung. Eines tröstet mich — das ist, dass, indem ich schlecht lebe, ich mich selber weder betrog noch zu rechtfertigen suchte, und mir niemals sagte, ich könne mich von solcher Arbeit befreien, weil ich Bücher schreibe. Ich habe vielmehr stets das anerkannt, was Sie sagen: Dass nämlich ganz ebenso, wie ich es nötig habe, ein gutes Buch zu lesen, dies auch demjenigen ein Bedürfnis ist, der für mich arbeitet, und dass ganz ebenso, wie ich imstande bin, ein gutes Buch zu schreiben, es Hunderte und Tausende von Menschen gibt, die noch bessere Bücher schreiben würden als ich, wenn sie nicht durch körperliche Arbeit niedergedrückt und daran gehindert würden. Ich bin demnach nicht nur einverstanden mit Ihnen, ich empfinde vielmehr stärker wie jemals meine Sünde, und indem ich unter ihr leide, erkenne ich die Arbeit dieses andern Menschen als über der meinigen stehend an.

Während ich an Sie dachte, und als ich von Ihnen vernahm, ward ich mir der ganzen Schwere Ihrer Lage bewusst, und dabei konnte ich gar nicht davon ablassen, Sie zu beneiden. Lassen Sie nur nicht den Kopf hängen, lieber Freund. „Wer bis zu Ende aushält, wird gerettet werden" — das bezieht sich gerade auf Ihre Lage. Ich bin der Ansicht, dass keinerlei Beschäftigung einen daran hindern kann, richtig zu denken (und das ersehe ich auch aus Ihrem Briefe), daran hindert

einen nur der Müssiggang oder Luxus, und das empfinde ich häufig am eigenen Leibe.

Wie sonderbar und unschön es auch scheinen mag, dass ich, obgleich ich im Luxus lebe, mir erlaube, Ihnen zu raten, noch weiter in Armut zu leben, tue ich das kühn, weil ich keinen Augenblick daran zweifeln kann, dass Ihr Leben ein schönes Leben ist: vor Ihrem Gewissen, vor Gott, und deshalb auch für die Mitmenschen das notwendigste und nützlichste Leben, dass hingegen meine Tätigkeit, so nützlich sie auch den Menschen scheinen mag — ich will nicht sagen ihre ganze Bedeutung, sicherlich aber den grössten Teil von ihr dadurch einbüsst, dass ich selber das nicht ausführe, was das Hauptmerkmal der Aufrichtigkeit dessen ist, was ich verkündige.

Dieser Tage besuchte mich ein gescheiter und religiöser Amerikaner Bryan, und frug mich, weshalb ich eigentlich die körperliche einfache Arbeit für unerlässlich halte? Ich sagte ihm fast ganz das Gleiche, was Sie mir schreiben: Nämlich, dass das erstens ein Beweis dafür ist, dass wir tatsächlich die Gleichheit aller Menschen anerkennen, dass das uns zweitens der Mehrzahl aller Menschen, den Handarbeitern, nahebringt, von denen wir sonst durch eine Mauer getrennt sind, wenn wir aus ihrem Mangel Nutzen ziehen, und dass dies uns drittens das höchste Heil gewährt, die Ruhe des Gewissens, die ein aufrichtiger Mensch gar nicht empfinden kann, solange er Nutzen zieht aus den Diensten von Knechten.

Das ist meine Antwort auf den ersten Punkt Ihres Briefes. Jetzt von dem zweiten, dem allerschwierigsten — der religiösen Erziehung.

Wenn es schon nutzlos und schädlich ist, ein Kind zu füttern, wenn es gar nicht essen will, oder ihm Kenntnisse über Gegenstände aufzuzwingen, die es nicht interessieren, und die es nicht nötig hat, um so schädlicher ist es dann, Kindern irgendwelche religiöse Begriffe beizubringen, nach denen sie nicht fragen, und sie dazu noch meistenteils in einer rohen Form zu bringen und dadurch jene religiöse Beziehung zum Leben, die zu dieser selben Zeit unbewusst im Kinde entstehen und sich festigen kann, an der Entfaltung zu hemmen.

Mir scheint, man darf nur mit voller Wahrhaftigkeit auf die Fragen antworten, die das Kind einem vorlegt. Dabei scheint es zwar sehr einfach zu sein, ganz aufrichtig auf die religiösen Fragen eines Kindes zu antworten, tatsächlich kann das aber nur derjenige tun, der sich selber bereits in letzter Wahrhaftigkeit Antworten gab auf die religiösen Fragen: über Gott, das Leben, den Tod, das Gute und das Böse — d. h. jene selbigen Fragen, welche die Kinder stets sehr klar und bestimmt stellen.

Und gerade hier wird auch das bestätigt, was ich stets über die Erziehung dachte, und was Sie selber in Ihrem Briefe sagen — dass nämlich das Wesentliche bei der Erziehung der Kinder in der Selbsterziehung des Erziehenden beruht. Wie seltsam das auch scheinen

mag, diese Selbsterziehung ist das mächtigste Werkzeug, das den Eltern ward, um auf ihre Kinder einzuwirken. Und jener erste Paragraph, den sich Ihre zukünftigen Nachbarinnen aufstellten: „Vervollkommne Dich selber" — ist die allerhöchste, und wie seltsam das auch scheinen möge, auch die allerpraktischste menschliche Tätigkeit — im Sinne des den Menschen Dienens, und der Einwirkung auf andere. Ganz ebenso in Hinsicht auf die Erziehung. Die Bedingungen Ihres strengen Lebens, die Sie zweifellos nicht ihrer Bedeutung nach würdigen, sind für die Erziehung die günstigsten. Ihr Leben ist ernsthaft, und das sehen und begreifen die Kinder gleich. Wollen Sie aber von mir einen bestimmteren Hinweis haben auf das, was man eigentlich den Kindern vorlesen oder ihnen in die Hände geben soll zu ihrer religiösen Erziehung, so glaube ich, man darf sich nicht auf die religiösen Schriften eines einzigen Glaubens, bei uns des christlichen, beschränken, man muss vielmehr in gleicher Wertung mit den christlichen Lehrschriften auch diejenigen der Buddhisten, Brahmanen, Konfuzianer und Juden vornehmen. Sehr, sehr froh war ich, mit Ihnen in Gemeinschaft zu treten. Ich wünschte, sie möchte zum hundertsten Teil so nützlich für Sie sein, als sie mir war — und deshalb wünschte ich, dieses in Gemeinschafttreten möchte sich möglichst oft wiederholen.

Ihr Sie liebender L. Tolstoi.

[115.] An L. E. Obolenski Jassnaja Poljana, 6. Mai 1903.

Leonid Jegorowitsch! Wenn ich Ihnen sage, dass das Gefühl, welches ich bei der Annäherung an den Eintritt in eine andere Lebensform empfinde, nur ein Gefühl der Freude ist, hervorgerufen durch die Erwartung, dass jede Müdigkeit ihr Ende finden werde, so ist das ganz ebenso, als würde ich sagen: Die Empfindung des verlorenen Sohnes bei seiner Rückkehr nach Hause sei einzig und allein ein Gefühl der Freude darüber gewesen, dass seine Mühen endlich ein Ende fanden. Ist tatsächlich auch etwas von solchem Gefühl dabei, so ist sein Anteil doch derartig winzig, und vor allem seinen Wirkungen nach so nichtig, dass es höchstens imstande wäre, jenes, den Charakter der Ewigkeit in sich tragende Gefühl dankbarer Rührung vor der Erkenntnis der vollen Bedeutung seines ganzen Lebens, die man bei der Nähe seines Todes erlebt, zu verdunkeln, aber in keinem Falle verwechselt zu werden mit ihm.

Ausserdem kennen wir alle das Gefühl der Ermüdung und sogar der Todessehnsucht. Auch ich empfand oftmals diese Wünsche — nicht damals, als ich mich von den zeitlichen Leidenschaften befreite, vielmehr im Gegenteil, als ich noch in Knechtschaft von jenen war, und dabei keinerlei Befriedigung erlangte. Nicht nur das, — wenn man ganz einfach sich unwohl fühlt, Leibschmerzen hat, an den Zähnen leidet oder an Rheumatismus — erblickt man nicht mehr das wahre Leben, und dann denkt man häufig: „Möchte ich doch ganz ein-

schlafen, für immer entschlummern!" Steht man aber tatsächlich am Rande des Grabes, dann wird das Leben von einem solchen Licht erhellt, dass einem der törichte Wunsch gar nicht in den Kopf kommen kann, dem davonzulaufen, was einzig und allein ewig und nicht zu vernichten ist. Sehen Sie, das habe ich zu antworten auf die Fragen Ihrer Bekannten: Sowohl im Kummer, wie kummerfrei, ist das Leben eines Menschen schrecklich, wenn er sich einbildet, nur das sei Licht, was in sein Fenster fällt: Nur das sei Leben, was jenes Teilchen von ihm bedeutet, das wir hier kennen lernen.

Ich freue mich, die Gelegenheit zu haben, meine Beziehungen zu Ihnen zu erneuern. Leo Tolstoi.

[116.] An P. Bordakoff Jassnaja Poljana, Anfang August 1903.

Der Schluss Ihres Briefes hat mich ebenso heftig betrübt, wie mich sein Anfang erfreut hatte. Ich habe nicht die Absicht, Sie zu bekehren, erstens einmal deshalb, weil meiner Meinung nach diejenigen Menschen, die daran glauben, dass man auf spiritistische Weise mit den Seelen von Menschen in Gemeinschaft treten kann, niemals durch äussere Gründe zu überzeugen sind, und zweitens deshalb, weil alle unwiderleglichen Widerlegungen des Spiritismus schon längst gegeben wurden, und ich sie nur wiederholen müsste. Ich möchte nur von mir aus sagen: Die Vorstellung oder der Glaube an das Bestehen von Seelen und an die Möglichkeit, dass sie mit lebenden Menschen in Gemeinschaft treten könnten, würde mir ganz und gar keine Gewissheit vom zukünftigen Leben geben, vielmehr im Gegenteil dasjenige zweifelfreie Bewusstsein der Ausserzeitlichkeit und Ausserräumlichkeit der geistigen Grundlage meines Lebens nur zerstören, durch das ich lebe, und das mir Freude und Ruhe gewährt. Der Glaube, man könne mit den Seelen der Verstorbenen in Gemeinschaft treten, steht in derartigem Widerspruch zu meiner ganzen auf der Vernunft sich gründenden Weltanschauung (ich schweige ganz davon, dass ich diesen Glauben gar nicht nötig habe), dass, würde ich die Stimme von Geistern vernehmen oder sie leibhaftig vor mir sehen, ich mich an den Irrenarzt wenden würde mit der Bitte, mich von meiner offenbaren Geistesstörung zu heilen.

Ihre buddhistische Vorstellung von der Seelenwanderung (davon, dass das Leben sich vielmals wiederholt) ist eine ebenso willkürliche Annahme, wie die Hölle, das Paradies und alle anderen abergläubischen religiösen Vorstellungen.

Das einzige, das wir in voller Gewissheit behaupten können, ist, dass wir leben, dass die Grundlage dieses unseres Lebens ein geistiges Wesen ist, dass es deshalb keinen Veränderungen, keinem Anfang und keinem Ende unterliegt, vielmehr war, ist und sein wird: „Jenes Seiende", und dass dieses Wesen begrenzt ist, und diese Begrenzung, die Schranken dieses Wesens, uns offenbar werden in der

Gestalt der Materie im Raum und der Bewegung in der Zeit. Die Erweiterung dieser Schranken, und sie ist möglich dadurch, dass man andere Wesen als sein Ich anerkennt (durch die Liebe), macht das Wesen und die Bedeutung des menschlichen Lebens aus. Wozu dient aber diese Beschränkung und die Verteilung dieses einen geistigen Geschöpfes auf Einzelgeschöpfe? Das können wir nicht begreifen durch unsern begrenzten Verstand. Das einzige, was wir ganz bestimmt wissen, ist, dass dasjenige, was die Grundlage unseres Lebens ausmacht, nicht nur ausserstande ist, zu sterben, vielmehr stets bestand und immer bestehen bleibt. Die Frage danach, in welcher Form es nach unserm Tode bestehen wird, ist für unsern begrenzten Verstand unlöslich. Wir können zwei Annahmen machen:

1. Unser für sich bestehendes Wesen werde mit dem All zusammenfliessen, und

2. es werde ganz ebenso wie jetzt in begrenztem Zustand in Erscheinung treten und genau ebenso, wenn auch in neuen Formen, die wir uns nicht vorstellen können, werde die Aufgabe von ihm in stets zunehmender Erweiterung seiner Schranken bestehen. Demnach besteht unser Leben hier in unserm Kampfe mit dem Bösen und in unserm Streben, die Liebe in uns zu mehren: das einzige uns angemessene Wesen, und deshalb ist es ein grober und schädlicher Irrtum, auf es hinzublicken wie auf eine Vorbereitung zu einem andern Leben. Ein anderes Leben, ein anderer Sinn des Lebens wird gar nicht sein. Von diesen zwei Annahmen hat die zweite die grössere Wahrscheinlichkeit für sich. Und zwar deshalb: Da wir kein anderes Leben kennen, als das Leben in begrenzten Schranken, haben wir gar kein Recht, ein unbeschränktes Leben in der Einheit mit dem All zu erwarten.

Da haben Sie in Kürze diese meine Weltauffassung, bei der der Glaube an Spiritismus für mich nicht nur völlig überflüssig ist, vielmehr auch in Widerspruch steht zu dem, was ich gar nicht umhin kann für zweifellos zu halten. Ob Sie mit mir einverstanden sind oder nicht, ich bitte Sie nur darum, suchen Sie mir nicht die Richtigkeit Ihrer Anschauung zu beweisen. Sie haben mir Ihre Anschauung mitgeteilt, und ich Ihnen die meinige. Zu beweisen ist da gar nichts mehr.

Der erste Teil Ihres Briefes und jene Bestimmung von der Bedeutung des Menschenlebens, zu der Sie gelangt sind, hat mich tief gerührt. Und ich wünsche Ihnen von Herzen wirkliches Heil, das man nur finden kann auf dem richtigen Weg. Ihn zu finden helfe Ihnen Gott.

Ihr Sie liebender L. Tolstoi.

[117.] An P. J. S. 21. November 1903.

Ich möchte Ihnen nur sagen, dass ich, indem ich mich auf die Nähe meines Todes besinne, immer heftiger das empfinde, was auch Ihnen wohl bekannt ist: dass man immer mehr seine Zwecke und Absichten

aus dem Leben in dieser Welt in das geistige Leben verlegen muss, in das Leben nicht vor den Menschen, vielmehr vor Gott: Man muss leben, nicht nur im Hinblick auf dieses Leben hier, vielmehr den Blick gerichtet auf das ewige Leben. So zu leben vermag man aber nur dann, wenn man seine ganze Tatkraft auf die innere Selbstvervollkommnung richtet.

Wir sind gewöhnt zu glauben, und das lehren auch die Feinde der Wahrheit: die Selbstvervollkommnung sei nur Selbstsucht, es sei unstatthaft, das Leben zu verlassen, um sich selber zu vervollkommnen. Das ist ein grosser Irrtum. Sich selber zu vervollkommnen, vermag man nur im Leben und in der lebendigen Beziehung zum Mitmenschen. Und wenn der Mensch, während er unter Menschen lebt, sein Hauptziel in seiner Vervollkommnung vor Gott erblickt, erzielt er gerade in praktischen Dingen grössere Ergebnisse, als ein Mensch, der einzig und allein dem Erfolg in äusseren Dingen nachjagt.

Vielleicht langweilt Sie dies, weil es Ihnen allzu sehr bekannt ist, ich schreibe das aber deshalb, weil ich selber nur hiervon lebe, und meine Erfahrung mir die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt.

[118.] An M. A. T. Jassnaja Poljana, Dezember 1903.

. . . Die Lehre des Buddhismus und auch der jüdischen Propheten (besonders das, was unter dem Namen des Jesaias bekannt ist) und gleichfalls die chinesischen Lehren des Konfuzius, Laotse und des wenig bekannten Mi-ti, mit einem Wort alle Lehren, die fast gleichzeitig gegen das sechste Jahrhundert vor Christi Geburt aufkamen, erkennen alle in gleicher Weise als das Wesen des Menschen seine geistige Natur an, und darin liegt ihr sehr erhabenes Verdienst. Sie unterscheiden sich von dem Christentum, das nach ihnen aufkam, dadurch, dass sie bei der Anerkennung der Geistigkeit des Menschen halt machen, da sie in dieser Anerkennung die Rettung und das Heil der Persönlichkeit erblicken. Das Christentum geht aber noch einen Schritt weiter: Indem es davon ausgeht, dass die Menschen ihre Geistigkeit erfassen, nach christlicher Ausdrucksweise: dass sie in sich den Sohn Gottes erkennen, verkündigt es die Möglichkeit und die Notwendigkeit der Errichtung des Reich Gottes auf Erden, d. h. eines Heiles für Alle, das den Begriff eines allgemeinen Friedens in sich schliesst.

[119.] An A. J. S. Jassnaja Poljana, November 1903.

. . . . . . Wie das Leben nach dem Tode sein wird, das zu erkennen ward den Menschen zu ihrem eigenen Heile nicht beschieden, ja und man braucht das auch gar nicht zu wissen: denn, würden die Menschen das wissen, und würden sie zur Erkenntnis gelangt sein, dass das Leben jenseits des Grabes schlechter sein wird als das Leben hier, so würden Sie auf dieses Leben hier überhaupt keine Sorgfalt mehr verwenden und sich beeilen möglichst rasch zu sterben.

Demnach ward es uns nicht gegeben, zu wissen, wie das Leben jenseits des Grabes sein wird, und das ist auch gar nicht nötig, — was wir aber wissen müssen, dass nämlich unser Leben kein Ende nehmen wird, das ward uns auch zu wissen gegeben. Die ganze Lehre Christi beruht gerade darin, dass der Mensch zwei Leben hat: Ein leibliches Leben, das sich allmählich selber vernichtet, und ein geistiges Leben, das keiner Veränderung und keiner Vernichtung unterliegt. „Bevor Abraham war, bin ich", sprach Christus, und das bezieht sich auf uns alle. Sobald wir nur unser „Ich" ins geistige Leben übertragen, und nur für geistige Zwecke leben werden, kann unser Leben schon gar nicht mehr aufhören: Es ist ein Teilchen Gottes, es war stets, es ist und es wird sein. Und das Gute tun sollen wir gar nicht aus Furcht vor der Hölle, oder weil wir auf das Paradies hoffen, vielmehr deshalb, weil, wenn ein Mensch sein Leben im Geiste führt, er gar nichts anderes zu wünschen vermag als das Gute. Glaubt er aber an seine Geistigkeit, so kann er gar nicht den Tod, die Vernichtung fürchten.

Darüber hingegen, wie das Leben nach dem Tode aussehen wird, kümmert er sich gar nicht, da er an jenen Gottvater glaubt, von Dem er in die Welt gesandt wurde, zu Dem er hingeht, und in dem er lebte, lebt und leben wird . . . . Leo Tolstoi.

[120.] An J. F. Naschiwin Am 13. Januar 1904.

Ihre beiden Fragen, teurer Iwan Fjedorowitsch, stehen mir sehr nahe. Ich habe sie mir selber beantwortet, und vielleicht werden Sie einmal diese Antworten lesen, jetzt aber will ich mich nur ganz kurz fassen, in der Hoffnung, dass Sie auch das unvollständig Ausgedrückte verstehen werden. Alles ist lebendig, und in allem lebt Eines, und jedes ist von dem andern geschieden. Wir erfassen den Ursprung jeder Sache, jeden Geschöpfes, jedes Wesens und von uns selber wie eine Sache im Raum und eine Bewegung in der Zeit. Jedes Geschöpf ist ein Organ Gottes und nicht nur für sich gesondert da, vielmehr ist es ein ganz bestimmtes, in seiner Art einzigartiges Wesen und vermag nur eine einzige, seinem Wesen entsprechende Arbeit zu verrichten. Daher kommt es auch, dass wir uns in unserem höchsten Wesen sowohl jedem Mord innerlich entgegenstellen, als auch dem, was zu ihm hinführt. Ausserdem, wenn wir an dem Leiden anderer leiden, betrügen wir uns grösstenteils wider Willen selber, indem wir annehmen, wir litten für die Leidenden, wir leiden aber nur für diejenigen, die das Leiden veranlassen. Wir leiden darunter, dass jenes Gesetz der Einheit durchbrochen ward, nach der alles hinstrebt, und unser Leiden weist uns auf die Durchbrechung dieses Gesetzes hin und ruft uns zum Kampfe mit ihr auf, um die Einheit der Liebe wiederherzustellen.

Die zweite Frage entschied ich für mich selber so: das Gesetz des Lebens besteht in der Aufklärung, Erweiterung, Erhellung des Bewusstwerdens jener ewigen Grundlage, die in jedem Geschöpf vor-

handen ist. Wenn man auf höheren Stufen dieser Erkenntnis auf das Leben von solchen Wesen hinblickt, die auf einer niedrigeren Stufe stehen, so erscheinen ihre Handlungen, also diejenigen Handlungen von ihnen, die ihnen selber gut vorkommen, für das höhere Bewusstsein wie ein Übel. Der Kampf mit dem, was als ein Übel erkannt wird, d. h. mit einem dunkleren Bewusstsein, ist nur vermittelst des Lichtes möglich, vermittelst einer stets weitergehenden Durchhellung unseres Bewusstseins, und deshalb ist es ganz richtig, dass, wenn es kein Übel geben würde, d. h. keine Finsternis, es auch kein Gutes geben würde, kein Licht. — Mir geht es gut und ich bin gesund. Ich schreibe, oder besser gesagt, ich schrieb über den Krieg und noch etwas anderes, jetzt arbeite ich aber fast gar nichts. Ich danke Ihrer Frau für Ihre freundliche Nachschrift. Das war mir sehr angenehm zu lesen. Alle meine Schriften und Briefe erlaube ich allen nachzudrucken. Leben Sie wohl. Ich bin sehr froh, dass Sie wieder in Russland sind, dass es Ihnen gut geht, und dass ich Sie bald sehen werde.

L. Tolstoi.

[121.] An A. J. Turtschaninoff Jassnaja Poljana, 15. April 1904.

Alexei Iwanowitsch, ich erhielt Ihren Brief und war sehr erfreut darüber, darin den Ausdruck eines Gedankens zu finden, den ich durchaus teile, und eines Gefühls, das ich begreife und für gut halte. Ich möchte nur bemerken, es sei unangebracht, das Wahrheit zu nennen, was im Menschen lebt und die Grundlage seines Lebens bildet. Diese Grundlage des Lebens ist vielmehr das, was die einen Vernunft, die andern Gott nennen. Die Wahrheit ist aber nur das gewisse, nicht verdorbene Bewusstsein dieser geistigen Grundlage.

Auch das möchte ich bemerken, dass man sich meiner Ansicht nach nicht hinreissen lassen darf durch den Gedanken, man könne andere zur Wahrheit erwecken. Unsere Sache besteht nur darin, in uns selber möglichst . . . . zu festigen im Begreifen der Wahrheit und ihrer Befolgung.

Unsere Aufgabe beruht nur darin, in uns selber das Feuer zu entzünden, selber zu brennen, — dann werden schon diejenigen, die uns umgeben, ganz von selber warm werden und sich entzünden. — Ihre Frage über die Wunder im Evangelium setzte mich in Staunen. Wunder konnte es im Evangelium gar nicht geben, weil sie die Gesetze derjenigen Vernunft durchbrechen, vermittelst deren wir das Leben begreifen. Wunder sind nicht nötig, weil sie niemanden von irgend etwas zu überzeugen imstande sind. In jener wilden und abergläubischen Umgebung, in der Christus lebte und wirkte, mussten Überlieferungen von Wundern aufkommen — ganz ebenso, wie solche sich auch jetzt noch in unserer Zeit immer wieder bilden inmitten des abergläubischen Volkes. Ich schicke Ihnen meine Broschüre „Wie man das Evangelium lesen soll“, in der ich teilweise auf Ihre Frage antworte.

Leo Tolstoi.

[122.] An S. L. B. Jassnaja Poljana, 1904.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit auf Ihre Frage antworten, weil ich nicht weiss, was Sie eigentlich zu Ihrem Wunsche veranlasst, das Corps zu verlassen und das Leben eines Arbeiters zu beginnen.

Leitet Sie dabei das Verlangen, Ihr Leben mehr in Einklang zu bringen mit Ihren Neigungen, so glaube ich, Sie werden eine grausame Enttäuschung erleben, wenn Sie so verfahren, wie Sie beabsichtigen. Ein solches Leben wird Ihre Eltern erbittern, Sie selber nicht befriedigen, und Sie werden auch seine Lasten nicht ertragen können. So denke ich nach dem, was ich beobachtet und erfahren habe. Und deshalb rate ich Ihnen nicht, so zu verfahren, wenn Sie nur die Anschauung bestimmt, ein solches Leben werde besser sein als dasjenige, zu dem Sie sich im Kadettenkorps vorbereiten.

Werden Sie aber von einer religiösen Empfindung geleitet, von dem Bewusstsein, dass die Einrichtung des Militärs nicht im Einklang steht mit Gottes Willen, so ist das etwas anderes. Dann aber brauchen Sie sich gar nicht lange zu überlegen, welche Tätigkeit Sie erwählen sollen. Da muss man nur sofort, jeden Augenblick seines Lebens, so verfahren, wie das Ihr Glaube an Gott und an Seine Gesetze verlangt. Und diese Art von Handlungen, die den Forderungen Ihres Glaubens entsprechen, wird Sie ganz von selber zu einer ganz bestimmten Lebensführung hinführen (man kann sie nicht im voraus bestimmen, und das soll man auch gar nicht).

Hierbei möchte ich Ihnen, damit Sie nicht Ihre einfachen Erwägungen und Vorstellungen für Glauben halten, den Rat geben, sich vor allem zu befleissigen, in den sogenannten Kleinigkeiten des Alltagslebens die Forderungen Ihres Glaubens zu erfüllen: in Güte zu allen Menschen, in Enthaltung von jedem Ehrgeiz, von jeder Art Gelüst, in Wahrhaftigkeit, Selbstopferung und Reinheit. Nur eine solche innere Arbeit an sich selber wird Ihnen dartun, bis zu welchem Grade Ihr Glaube Macht hat in Ihnen, und in welchem Masse Sie, wenn Ihr Glaube Sie dazu veranlasst, Ihre Lage zu verändern, in welchem Masse Sie dann gezwungen sein werden, Ihre Lebensführung zu ändern.

Ganz im allgemeinen glaube ich, die Notwendigkeit, das Kadettenkorps zu verlassen, liegt für Sie nicht dann vor, wenn Sie auf dem Wege des Verstandes entscheiden, dies sei schön, vielmehr erst dann, wenn Sie mit Ihrem ganzen Wesen fühlen, dass dieses Ihr jetziges Leben derart entgegengesetzt ist — nicht Ihren Neigungen, vielmehr Ihrem Glauben — dass Sie ausserstande sind, es weiter zu führen. Nur dann wird diese Entscheidung dauernd und fruchtbringend sein. Fühlen Sie sich aber imstande, Ihr jetziges Leben weiter zu führen, so tun Sie das nur.

Auf jeden Fall rate ich Ihnen, und Ihren Freunden, sich vor allem klar zu werden über den Sinn des Menschenlebens, über eine religiöse Weltauffassung — sie kommt zum Ausdruck im Evangelium — und

innerlich an sich selber zu arbeiten, um Ihr Leben möglichst in Einklang zu bringen mit Ihrem Glauben. Das wünsche ich Ihnen von ganzer Seele. Hierin besteht die höchste Berufung und das höchste Glück des Menschen. L. Tolstoi.

[123.] An J. F. Naschiwin 27. Februar 1904.

Lieber Iwan Fjedorowitsch! Wie immer bereitete mir der Empfang Ihres Briefes Freude, aber verzeihen Sie mir, — dieser Brief von Ihnen betrübte mich. Aus ihm ersah ich ein nicht gütiges Verhalten zu den Menschen, ein Verurteilen. Und ausserdem Unklarheit und inneren Widerspruch. Sie schreiben darüber, wie man die Lehre Christi befolgen soll, und dann sagen Sie, das Allerwichtigste sei, dass man sich in der Gegenwart, in den Beziehungen, in die man zu Menschen tritt, nur von der Liebe leiten lasse. Ist dem so, (und ich glaube, das ist tatsächlich so), so ist es unmöglich, die Form eines christlichen Lebens im voraus zu bestimmen. Gott und den Menschen zu dienen, d. h. die Liebe, das ist jener Knäuel, den im Märchen die Fee dem Jüngling gibt: mit der Aufforderung, er solle dahin gehen, wohin der Knäuel rollt, indem er sich aufwickelt. Ganz ebenso muss man auch im Leben dahin gehen, wohin einen der Knäuel der Liebe hinführt, indem er sich aufwickelt. Wohin er uns aber führen wird, das können wir gar nicht wissen, bilden wir uns dabei ein, wir wüssten das, so werden wir vom richtigen Weg abkommen . . . . Verzeihen Sie mir, dass ich Ihnen so wenig schreibe und folgen Sie nicht meinem Beispiel. Ich küsse Sie auf brüderliche Weise. Leo Tolstoi.

[124.] An E. E. Gontscharenko Jassnaja Poljana, 19. Jan. 1905.

Ich erhielt Ihren Brief, mein lieber Bruder Jewtichy Jegorowitsch, und ich freute mich für Sie, um jener schönen Empfindungen und Gedanken willen, die Sie in Ihrem Brief zum Ausdruck bringen und wegen Ihres festen und mutvollen Seelenzustands. Ihnen einen Rat zu geben, wie Sie weiterhin Ihre Handlungsweise gestalten sollen, bin ich durchaus nicht imstande. Worin die Aufgabe für einen Christen besteht, das wissen Sie genau so gut wie ich. Wir alle sollen dahin streben, vollkommen zu sein wie unser himmlischer Vater, und wir alle sollen nach dem Masse unserer Kräfte diejenige Stufe der Vollkommenheit erreichen, zu der uns unsere Schwächen noch eben zulassen. Wir alle wissen, dass, je weiter wir fortschreiten in dieser Vollkommenheit, es uns um so leichter sein wird, und deshalb brauchen wir einander gar nichts zu lehren — besonders steht das demjenigen nicht zu, der keine Erfahrung darin hat. Ich kann mich nur freuen über das, was Sie bereits getan haben und immer noch tun, und ich kann Ihnen nur jene Festigkeit wünschen, die wir nötig haben, um nicht gegen den Willen Gottes zu handeln, — und ich wünsche Ihnen auch jene Weichheit und Güte, die dazu erforderlich sind, damit sich nicht die Beziehungen der Güte und Liebe zu denjenigen Menschen trüben, die

sich für Ihre Vorgesetzten halten. Bis jetzt sehe ich, dass Sie so verfahren, und darüber bin ich sehr froh. Leben Sie wohl, wenn Sie mir wieder schreiben, werde ich dankbar sein.

Ich küsse Sie brüderlich Leo Tolstoi.

[125.] An den Fürsten J. P. Nakaschidse

Jassnaja Poljana, 1. Februar 1905.

Die Nachrichten, die mir K. mitteilte, sind meiner Meinung nach von gewaltiger Wichtigkeit, und man muss unbedingt die Menschen bekannt machen mit jenem Ereignis von ungeheurer Tragweite, das sich in Gurien vollzieht.

Obgleich ich weiss, dass die Gurier gar nichts von meinem Dasein wissen, empfinde ich gleichwohl den lebhaftesten Wunsch, ihnen die Gefühle und Gedanken zum Ausdruck zu bringen, die ihre erstaunliche Wirksamkeit in mir weckten. Wenn Sie es können, und es für angemessen halten, so teilen Sie ihnen mit, dass da ein Greis lebt, der bereits 20 Jahre darüber nachdenkt und schreibt, dass alle Übel der Menschen daher stammen, dass die Menschen in Hinsicht auf die Gestaltung ihres Lebens von andern Hilfe erwarten: von ihren Behörden, und wenn sie dann einsehen, dass ihnen von daher weder Hilfe noch Ordnung kommt, die über sie Herrschenden zu verurteilen und gegen sie anzukämpfen beginnen. Beides ist nicht nötig: Man soll weder Hilfe und Ordnung von der Regierung verlangen, noch ihr zürnen und gegen sie ankämpfen. Ein einziges ist nötig: Gerade das, was jene, die Gurier, tun, nämlich: sein Leben so einzurichten, dass man die Behörden gar nicht mehr nötig hat. Um das aber zu erreichen, muss man wiederum ganz das Gleiche tun, was jene tun: dem Gewissen nach, nach Christi Lehre, oder mit einem Wort nach dem Willen Gottes leben. Wenn es möglich ist, teilen Sie jenen mit, was für eine grosse Freude dieser Greis empfand, als er erfuhr, dass dasjenige, worüber er so viele Jahre nachgedacht und geschrieben hatte, und was die Gelehrten, und diejenigen, die sich für weise halten, nicht begreifen und nicht begriffen — dass ganz das Gleiche Tausende von Menschen durch ihre eigene Vernunft und ihr persönliches Gewissen erfassten, — und nicht nur das, sie setzten das auch in die Tat um, und verwirklichten es so fest und schön, dass die Menschen aus der Nachbarschaft sich ihnen anschliessen. Sagen Sie jenen, dies sei eine so wichtige und schöne Sache, dass man alle Kräfte (die geistigen Kräfte: Sanftmut, Besonnenheit und Geduld) dazu anwenden muss, um sie zu Ende zu führen, um ein Beispiel zu sein für die Menschen nah und fern und dabei mitzuwirken, das Reich Gottes, nicht durch Gewalt und Betrug, vielmehr durch Vernunft und Liebe zu verwirklichen.

Sagen Sie jenen, dass nicht ich allein, vielmehr sehr viele ausser mir, ihre Freude über sie haben und bereit sind, auf jede Weise, wenn es nötig und möglich sein sollte, diese erhabene Sache zu fördern,

und nachdem jene bereits so viel dafür getan haben, ihnen zu dienen, — dass wir alle überzeugt sind, jene werden, nachdem sie einmal hiermit begonnen haben, diese erhabene Sache nicht mehr aufgeben, und sie so verwirklichen, dass sie den Menschen ein Vorbild sind.

Sagen Sie ihnen, dieser Greis, jener Mensch da, sei der Ansicht, ihre Hauptkräfte müssten darauf gerichtet sein, wie Sie selber sagen: nach Christi Lehre zu leben, dem Gewissen nach, indem sie das eine und gleiche Gesetz erfüllen, das für die Christen, für die Mohammedaner und alle andern Menschen auf der Welt gegeben ward. Dieses Gesetz beruht darin, dass man jeden Menschen lieben und sich zu ihm so verhalten soll, wie man wünscht, dass er sich zu einem verhalte. Werden sie so leben, nach Gottes Willen, so wird ihnen niemand etwas antun. Werden sie mit Gott sein, so wird Gott mit ihnen sein, und niemand wird die Macht haben, sie zu hindern. Leo Tolstoi.

[126.] An J. F. Naschiwin Jassnaja Poljana, 2. März 1905.

Ich bedauere ausserordentlich, mein lieber Iwan Fjedorowitsch, dass ich so lange auf Ihren so schönen Brief nicht antworten konnte.

Darüber, dass ich Gott in mir vergessen könnte, mache ich mir keine Sorgen, denn, wenn ich nach rückwärts schaue, sehe ich, dass es eine Zeit gab, wo ich sogar niemals an Ihn dachte. Der Sinn des Lebens beruht doch darin, dass man das Bewusstsein eines persönlichen Lebens eintauscht gegen das Bewusstsein Gottes. Und deshalb braucht man sich darüber keine Sorgen zu machen. Sehr freue ich mich für Sie beide darüber, dass Sie bald ein Kindchen bekommen werden. Spannen Sie Ihre Hoffnungen nur nicht allzu hoch, und bereiten Sie sich vor auf das Leben mit Ihrem Kinde.

Über die Erziehung kann man viel sagen, mir gefiel aber sehr das, was, wie mir scheint, Emerson sagte: das Allerwichtigste sei es, bereits in dem Kinde das Bewusstsein seiner göttlichen Natur wachzurufen und es zu veranlassen, diesen Keim in sich selber zu erfassen.

Leo Tolstoi.

[127.] An E. J. Popoff Jassnaja Poljana, 3. März 1905.

Ich danke Ihnen, lieber Jewgeni Iwanowitsch, für Ihren schönen Brief und dafür, dass Sie nicht daran zweifeln, dass ich Sie liebe, und Sie mir darum Ausführliches über sich selber schreiben. In Hinsicht auf das, was Sie beunruhigt, kann ich nur das Eine sagen: kämpfen Sie ohne Unterlass wie ein Mensch, der einen Fluss überschwamm, oder besser gesagt von der Strömung zum andern Ufer getrieben wird, zum festen Land. Ferner kann ich noch raten: Reden Sie sich nicht selber ein, dieser Kampf sei schwierig, wie das die Quartalsäufer tun, sagen Sie sich im Gegenteil, es sei sehr töricht, sich selber das Leben mit Kleinigkeiten zu verderben, und es sei sehr leicht, dies zu unterlassen.

Natürlich ist das sehr leicht zu sagen für den, der bereits hinüberschwamm, aber gleichwohl liegt in dieser Schwäche etwas von der Gefahr, sich selber dies einzureden, und davon muss man sich frei machen Leben Sie wohl, mein lieber Freund. L. Tolstoi.

[128.] An den Japaner Iso-Abe Jassnaja Poljana, 1905.

Lieber Freund Iso-Abe!

Es hat mir die grösste Freude bereitet, Ihren Brief zu erhalten und die Zeitungen mit englischen Anmerkungen. Von Herzen danke ich Ihnen dafür. Obgleich ich niemals daran zweifelte, dass es in Japan nicht wenige wohlwollende, sittliche und religiöse Menschen gibt, die von Abneigung erfüllt sind gegen den augenblicklichen Krieg, war ich nichts destoweniger sehr froh darüber, die Bestätigung hiervon zu erhalten. Es gereicht mir zur höchsten Genugtuung, dass ich in Japan Kameraden und Mitarbeiter habe, zu denen ich in freundschaftliche Gemeinschaft treten kann. Da ich durchaus aufrichtig mit Ihnen sein möchte, wie mit jedem Freund, den ich aufrichtig achte, so muss ich bekennen, dass ich den Sozialismus nicht zu billigen vermag, und es mich betrübte, zu erfahren, dass der aufgeklärteste und gebildetste Teil Ihres so begabten und energischen Volkes diese äusserst schwache, betrügerische und falsche Theorie des Sozialismus aus Europa übernahm. Der Sozialismus hat zum Ziel, die niedrigste Seite der menschlichen Natur zu befriedigen — das Bedürfnis nach materiellem Heil. Aber sogar das vermag er nicht mit den Mitteln zu erreichen, die er predigt. Das wahre Heil der Menschheit — ihr geistiges und sittliches Heil schliesst auch das materielle Wohlbefinden in sich, und dieses höchste Ziel kann nur erreicht werden durch religiöse und sittliche Selbstvervollkommnung jeder Einzelpersönlichkeit, da ja die Völker und die ganze Menschheit aus solchen bestehen. Unter Religion verstehe ich den Glauben an ein und dasselbe Gesetz, das von Gott allen Menschen gegeben ward und sich im tätigen Leben äussert in der Liebe jedes Einzelnen zu allen andern und darin, dass man in Hinsicht auf den Nächsten sich so verhält, wie er wünscht, dass man sich zu ihm verhalte. Ich weiss, dass dieser Weg für weniger zweckdienlich gilt als der Sozialismus und andere derartige Theorien. Gleichwohl ist dies der einzige sichere Weg, und alle Anstrengungen, die wir machen, um fehlerhafte und unmögliche Theorien zu verwirklichen, gehen verloren für das Streben nach dem einzigen wahren Heil, sowohl für die ganze Menschheit, wie auch für jeden einzelnen Menschen. Verzeihen Sie mir die Keckheit, mit der ich Ihre Lehre kritisiere, und seien Sie überzeugt von der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft. Jede Nachricht von Ihnen wird mir Freude machen. Leo Tolstoi.

[129.] An den japanischen Studenten Tamura

Jassnaja Poljana, März 1905.

Teurer Freund!

In meinen Büchern: „Die Lehre des Christentums“ und „Worin beruht mein Glaube“ werden Sie Antwort finden auf diejenigen Fragen, die Sie mir stellten. Es ist durchaus unwichtig, ob ein Mensch Christ ist, Buddhist, Konfuzianer oder Muselmann; es gibt gar keine solche äussere Autorität, der zu glauben ein Mensch verpflichtet wäre, jeder soll nur seine eigene Religion haben, d. h. eine vernünftige Erklärung und Bestimmung seiner Lebensaufgabe. Eine solche vernünftige Erklärung des Sinnes des Lebens kann jeder in seiner eigenen Religion finden, denn in allen Religionen ist diese Erklärung ein und dieselbe. Sie beruht in folgendem: der Mensch — ist ein Diener der höchsten Macht, die wir Gott nennen, und er soll den Willen dieser Macht erfüllen. Der Wille dieser Macht über die ganze Menschheit, soweit er erfasst werden kann — das ist die Liebe. Wer dieses Gebot erfüllt, der kennt das Übel weder im Leben noch im Tode. Diese Wahrheit ist in allen Religionen enthalten: im Brahmanismus, im Buddhismus, im Konfuzianismus, im Laotismus, im Judentum, im Christentum und im Mohammedanertum. Zu ihrer Anerkennung bedarf es keiner Autorität, weil sie selber die höchste Autorität in sich schliesst, die es nur geben kann — die Gewissheit, die Bestätigung durch das eigene Bewusstsein. Nur eine solche Religion kann die Menschen von dem Übel erlösen, das sie sich selber einander antun. Deshalb bin ich überzeugt, dass die Zerstörung des Aberglaubens, der jede Religion entstellt, die erste und hauptsächlichste Verpflichtung jedes Menschen ist.

Ihr Freund Leo Tolstoi.

[130.] An J. F. Naschiwin Jassnaja Poljana, 5. März 1905.

Ich erhielt Ihren zweiten Brief, lieber J. F., und der Eindruck auf mich war ganz derselbe, wie bei Ihrem ersten Briefe.

Ich glaube, Sie irren sich, wenn Sie annehmen, das Christentum, d. h. die Religion habe irgend welche äusseren Ziele, und man könne über sie urteilen nach dem Masse, in dem sie diese allgemeinen Ziele, die Sie im Sinne haben, erreiche. Das Christentum, das wahre Christentum, unterscheidet sich meiner Meinung nach gerade dadurch von den Religionen, die man die gesellschaftlichen nennen kann, wie dem Katholizismus, der Rechtgläubigkeit, dem Islam, und ich glaube sogar dem Konfuzianismus, dass sie sich an die Seele jedes einzelnen Menschen wendet, für einen jeden seine Lebensfrage löst und ihm seine Berufung aufweist, die darin besteht, Gottes Willen zu erfüllen, den eigenen Willen mit demjenigen Gottes zusammenfliessen zu lassen — im Dienste Gottes und der Menschen. Und dadurch gibt es, das Christentum, dem Menschen innere Ruhe und Seligkeit. Freilich, eine von den unfreiwilligen Bestätigungen der Wahrheit des Christentums und fast so etwas

wie eine kleine Aufmunterung zu ihm, beruht darin, dass die Erfüllung des Willens Gottes das Beste ist, was der Mensch für sich selber tun kann, und dass dabei gleichzeitig auch das Gottesreich verwirklicht wird (das Gottesreich ist in uns). Indes, das Wesen des Christentums, und das, was in Wahrheit zu ihm hinzieht und das Heil gewährt, liegt nicht in dieser äusseren Verwirklichung des Reiches Gottes, die niemals restlos durchgeführt werden, dem sich die Menschheit nur stets annähern wird, vielmehr darin, dass das Leben des Menschen in dieser Welt während der kurzen Dauer dieses Daseins einen ewigen und freudigen Sinn erhält.

Deshalb glaube ich auch, dass, wenn ein Mensch das Christentum so auffasst — er niemals daran denken wird, was die anderen machen, ob das gut oder schlecht ist, ob es seinen kurzsichtigen Blick der Verwirklichung des Gottesreiches annähert, er vielmehr weiss, dass seine Aufgabe und der Sinn seines Lebens in der Arbeit besteht einzig und allein in Hinsicht auf den Teil der Welt, den sein Körper ausmacht. Und deshalb wird er sich mit allen seinen Kräften diesem Tun hingeben und völlig überzeugt sein, dass das verheissene Reich Gottes eintreten wird — wenn auch nicht so, wie er sich das vorstellt (das Reich Gottes wird auf unsichtbare Weise eintreten), aber gleichwohl unbedingt. Die Beschleunigung seines Eintritts fördert der Mensch nur durch die Arbeit an sich selber, wo alles in seiner Macht liegt, und er wird auch niemandem zürnen und niemandem einen Vorwurf machen, ausser sich selber, dem alle diese Vorwürfe — zum Heile gereichen. Das ist es, was ich glaube, mein lieber Iwan Fjedorowitsch. Irre ich mich in der Auffassung Ihres Irrtums, so verzeihen Sie mir.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[131.] An N. N. Nikolskoje, 14. August 1905.

. . . . . Ich schreibe eben von dem Wohnsitz meines Bruders aus. Er ist sehr schwer, ja tödlich krank (er leidet an Gesichtskrebs) und er trägt bis jetzt noch schwer seine Leiden und die Annäherung an den Übergang in jenes Leben. Ich hoffe, das wird vorübergehen, d. h. dass dies die zum Übergang in jenes Leben notwendige Erleuchtung bedeutet.

Wie schlimm ist es doch, wenn man nicht religiös ist; man lebt nicht so sehr ohne das Bewusstsein, dass man sterben muss, dass wir hier nur einen Teil unseres Daseins erleben. An den Tod zu denken hat keinen Sinn, man muss nur leben in dem Hinblick auf ihn. Das ganze Leben wird dann feierlich, bedeutungsvoll und wahrhaft fruchtbar und freudig. Mit dem Hinblick auf den Tod ist es uns unmöglich, uneifrig zu arbeiten, und das sowohl deshalb, weil er jede Minute unsere Arbeit unterbrechen kann, wie auch deshalb, weil man mit dem Tod vor Augen gar nicht das zu schaffen vermag, was für das ganze Leben, d. h. für Gott unnötig ist. Wenn man aber

so arbeitet, dann wird das Leben freudiger, und es verschwindet jenes Schreckgespenst — die Furcht vor dem Tode, die das Leben derjenigen vergiftet, die es leben ohne den Tod vor Augen zu haben. Die Todesfurcht steht in umgekehrtem Verhältnis zur Richtigkeit der Lebensführung. Bei einer heiligen Lebensführung ist diese Furcht gleich null, und deshalb kann diese Beziehung zum Leben und zum Tode anerzogen werden — durch eine religiöse Erziehung, wir sind aber nicht so erzogen worden und müssen mit Mühe und Anstrengung an uns selber arbeiten. Eine solche allgemeine religiöse Erziehung wäre aber nötig, und was wäre das für ein Heil!

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[132.] An W. A. Sch. Jassnaja Poljana, 10. Febr. 1906.

Ich verstehe Sie durchaus — und nicht nur das: ich vereine mich mit Ihnen in ein und demselben Bewusstsein Gottes — in der Grundlage unseres Lebens. In dieser Tiefe des Bewusstseins sind wir alle eins. Und ein solches Bewusstsein ist ein hohes Heil. Wir vermögen indes nicht beständig in dieser Tiefe unseres Bewusstseins zu weilen, und die Hauptaufgabe derjenigen Menschen, die diesen Zustand erfahren haben, beruht darin: erstens einmal einen möglichst grossen Teil ihres Lebens in diesem Zustand zuzubringen, zweitens aber das übrige Leben, das ausserhalb dieses Zustandes verläuft, ihm möglichst anzunähern: alle Handlungen von diesem Bewusstsein des Einsseins mit allen Menschen, mit allem Lebendigen, zu durchtränken. Und dies führt mich auf diejenigen Gedanken, die dieser Ihr zweiter Brief in mir wachrief. Sie sind ein Familienvater, Sie haben Kinder und eine Gattin, die, wie das nicht anders sein kann, nicht zu sympathisieren vermag mit den Handlungen, die durch Ihren Seelenzustand hervorgerufen wurden. Sie vermag aber deshalb nicht mit Ihnen zu empfinden, weil: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich!" Zu sympathisieren mit einer Änderung in der Weltauffassung, mit dem Übergang aus einer weltlichen in eine christliche — ist unmöglich. Man kann sie nur teilen oder nicht teilen. Teilt man sie aber nicht, so ist es nicht nur unmöglich, Sympathie mit ihr zu empfinden, vielmehr sogar ein feindliches Verhalten zu ihr zu vermeiden. Und so muss auch das Verhalten Ihrer Gattin und der Ihnen (im weltlichen Sinne) Nahestehenden zu Ihnen sein. Die Frage ist aber die: wie soll Ihr Verhalten zu jenen sein? Selbstverständlich müssen Sie mit allen Kräften danach streben, so zu handeln, dass Ihr Handeln keine Erregung hervorruft oder wenigstens so wenig als möglich reizt, — es gibt aber Handlungen, die Sie als Forderungen Ihres Gewissens gar nicht unterlassen können, und die dabei, wie die Abgabe Ihres Bodens an Ihre Bauern, aufreizend wirken müssen, und nicht nur auf Ihre Familienmitglieder, vielmehr auch auf Fernerstehende. Und gerade dabei muss man aufmerksam sein auf sich selber, damit man sich nicht anstecken lässt von der Gereizt-

heit jener, vielmehr ihre Lage begreift, und, obgleich man es nicht vermeiden kann, sie zu reizen, nicht aufhört, sie zu lieben. Wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Und gerade diesem Verweilen in der Liebe treu zu bleiben, muss man sich alle Mühe geben, ungeachtet dessen, was andere Menschen gegen uns tun und in Hinsicht auf uns empfinden mögen. Gewöhnlich glauben sogar die allerbesten Menschen: die Hauptsache sei — die Menschen nicht zu reizen, das zu tun, was ihnen angenehm ist, und sie zur Liebe zu uns zu veranlassen.

Das ist aber ein grosser Irrtum. Man muss ganz unabhängig davon verfahren, ob das den Menschen angenehm oder unangenehm sein wird, und sich nur danach richten, wie weit unsere Handlungen Gott angenehm sind. In Hinsicht auf die Menschen ist aber die Hauptsache die, dass man eben verharrt in der Liebe zu ihnen, d. h., dass man kein Übelwollen gegen sie empfindet, mögen sie uns auch hassen und beleidigen. Und dazu ist es vor allem nötig, sie in Liebe zu verstehen und zu begreifen, und indem man sie begreift, sie zu lieben. Andernfalls kommt es immer wieder so heraus, dass man, um die Menschen nicht zu reizen, um ihnen gefällig zu sein, das unterlässt, was Gott von uns verlangt, und dabei doch ein nicht gutes Gefühl zu denjenigen Menschen empfindet, um derentwillen man von den Forderungen Gottes abwich. Und dann sündigt man zweifach: sowohl darin, dass man das nicht erfüllte, was Gott wollte, wie darin, dass man die Menschen nicht liebt, um derentwillen man so verfuhr. Aber gerade das Umgekehrte ist nötig: Das zu tun, was das Gewissen verlangt, und, indem man die Lage jener einsieht, denen unsere Handlungen Unannehmlichkeiten bereiten, nicht aufzuhören, sie zu lieben. Dann tut man sowohl zweifellos das, was man für sich selbst tun muss — und aller Wahrscheinlichkeit nach erweist man so auch noch denjenigen eine Wohltat, mit denen man es zu tun hatte. Leo Tolstoi.

[133.] An M. S. Dudtschenko Jassnaja Poljana, 4. März 1906.

Lieber Mitrofan Semjonowitsch! Ich möchte Ihnen einige Worte sagen über Ihren Brief an D. Ihr Leben ist so schön, dass einem jede Störung darin furchtbar vorkommt. Sehr gefährlich und dabei unbemerkbar ist jene Weiche, durch die man von dem Geleise eines christlichen Lebens auf die Geleise des Revolutionärs übergeht. Bei jeder äusseren, gesellschaftlichen Tätigkeit ist es fast unvermeidlich, zu den einen Menschen in ausnahmsweis nahe, zu den anderen in fast feindliche Beziehungen zu treten. Mir aber scheint, ein Christ hat sich nur darum zu sorgen, dass er seine Seele in jenem Zustand der Reinheit und des Gehorsams gegen den Willen Gottes erhält, der ihr vorausbestimmt ward. Und um dies Bedürfnis zu befriedigen, besteht keinerlei Anlass, sich mit andern Menschen zu vereinigen und sich auf äussere Weise hervorzutun. Ich denke, Sie werden sich streng an das Christen-

leben halten, und ohne dass Sie sich zu einer ihm fremden revolutionären oder gesellschaftlichen Tätigkeit verleiten lassen, werden Sie in höherem Masse die Sache der Christlichkeit fördern, als Sie das durch irgendwelche gesellschaftliche oder äussere Kundgebungen vermöchten. Ich habe das eilig meiner Tochter in die Maschine diktiert.
Ihr Sie liebender und Sie sehr achtender Leo Tolstoi.

[134.] An N. E. F. Jassnaja Poljana, 15. März 1906.

Mein lieber F. Ihrem Briefe nach zu urteilen, glaube ich, Sie haben gar nicht gemerkt, dass Sie längst schon bei einer Weiche das Geleise des Christenweges verliessen, zu dem Geleise der Revolution übergingen, auf ihm weiterfahren und dabei meinen, Sie seien immer noch auf der christlichen Bahn — besonders deswegen, weil Sie im christlichen Geiste Bücher drucken lassen und verbreiten. Sie vergleichen die sittliche Grösse der Revolutionäre mit derjenigen der Regierenden. Sie vergleichen aber nur die Zähler (d. i. eine Eigenart der Jugend), nicht aber die Nenner, die aber sehe ich — und deshalb besteht für mich gar kein Zweifel darüber, dass der Soldat, der Offizier, der Beamte, der Gouverneur, die in diesen Anschauungen gross geworden sind, ihre Familie auf diese Art ernähren und sich den tatsächlichen Verhältnissen fügen, d. h. demütige Menschen sind mit einem winzigen Nenner — unvergleichlich sittlich höher stehen, als Herr oder Frau Ch., die ganz bestimmt wissen, was für das Heil Russlands nötig ist, und die dies Heil mit dem Revolver erreichen wollen.

Nehmen Sie sich in acht, mein lieber F., dass Sie nicht der Hypnose Ihrer Umgebung verfallen. Ein Christ muss vor Gott und seinem Gewissen leben, auf die andern einzuwirken ist aber weder nötig noch möglich, denn er weiss gar nicht und kann gar nicht wissen, was für sie gut ist. Sie lassen meine Bücher drucken und verbreiten sie. Mir ist das, ich gestehe es, angenehm, ich weiss aber nicht, ob das gut ist — Sie wissen das ebensowenig, und Ihnen kommt es darum gar nicht zu, hierauf Ihre Kräfte zu verwenden. Für Leute, die heutigen Tages den Weg des Christentums schreiten wollen, liegt gerade in ihrer Beziehung zur Revolution eine Möglichkeit zur Nachprüfung. Erst heute erhielt ich zugleich mit Ihrem Brief ein Schreiben (ich habe schon vordem mehrere solche erhalten) von einer Frau, die mir ernsthaft und heftig deshalb Vorwürfe macht, dass ich nicht über den . . . . . schreibe, und nicht empört bin über ihre Leiden und mit ihr kein Mitleid empfinde. Das ist doch furchtbar! Das unglückliche junge Mädchen, um das es einem furchtbar leid ist: um der Verirrung und der seelischen Verderbnis wegen, die sie zu kaltblütigem Morden veranlassten, — verlangt, wir sollten Mitleid haben mit ihren körperlichen Leiden! Ja, wenn sie zur Besinnung kommen, wenn sie

begreifen würde, was sie getan hat, dann würde sie noch bitten, dass man sie quäle — um irgendwie das wieder auszugleichen . . . .

L. Tolstoi.

[135.] An N. G. S. Jassnaja Poljana, 30. Juni 1906.

Mein lieber Freund S.!

(Verzeihen Sie, ich vergass Ihren Namen und Vatersnamen.) Ich erhielt Ihren Brief, als ich krank war, und deshalb bat ich den bei uns wohnenden Berkenheim, Ihnen zu antworten. Der Inhalt Ihres Briefes scheint mir aber so wichtig zu sein, dass ich selber antworten und Ihnen auseinandersetzen möchte, weshalb ich nicht mit Ihnen einverstanden bin.

In meiner Schwäche freute ich mich anfangs über Ihre Tätigkeit bei der Verbreitung meiner Gedanken, und war Ihnen dankbar. Das bin ich auch noch. Ich sage aber: „In meiner Schwäche", denn ich wage nicht zu entscheiden, ob es nötig ist, dass meine Gedanken verbreitet werden, ja, ob das überhaupt Sinn hat. Ich weiss, dass ich meine Gedanken zum Ausdruck bringen musste, aber weiter weiss ich auch gar nichts. Was indes das anbetrifft, dass man sie bewusst für die Sache der Revolution verwendet, d. h. der Gewalt, des Übels — so weiss ich zweifellos, dass man das nicht soll. Ich weiss, dass meine gegen den Krieg gerichteten Schriften Bedeutung haben können als eine unerlässliche Schlussfolge aus der christlichen Weltanschauung, ich wünsche indes durchaus nicht, meinen Schriften die Hauptbedeutung zu geben für Zwecke, die mir nicht nur fremd, vielmehr durchaus entgegengesetzt sind. Selbstverständlich wäre es wünschenswert, dass die Soldaten nicht auf ihre Brüder schiessen und überhaupt nicht auf Menschen, sie müssen das aber unterlassen um Gottes willen, und keineswegs deshalb, um der Revolution Dienste zu erweisen, d. h. dem Eintausch einer Gewalt gegen eine andere. Die Revolutionäre wünschen nicht, dass die Soldaten auf sie schiessen, sie werden aber kaum etwas dagegen haben, wenn die Soldaten auf ihre Feinde schiessen werden. Sie können mit meinen Schriften tun was Sie wollen, ich kann Sie gar nicht daran hindern, sie Ihnen aber hierzu zu geben oder Ihnen hierbei auch noch Hilfe zu leisten, das wäre ganz das Gleiche, als würde man ein Evangelienbuch zur Inbrandsteckung eines Dorfes benützen.

Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen etwas Unangenehmes sagte.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[136.] An W. A. Molotschnikoff

Jassnaja Poljana, 24. September 1906.

Gegen Schluss Ihres Briefes schreiben Sie: „Entweder darf man hieran überhaupt nicht denken, oder man muss seine Sache tun und am Übel keinen Anteil nehmen. Amen." Ganz dasselbe glaube ich nicht nur, ich bin vielmehr davon ganz ebenso überzeugt, wie

davon, dass ich lebe. Ich füge nur das Eine hinzu: dass es für Menschen, die zum Leben erwacht sind, ganz unmöglich ist, nicht an das Reich Gottes zu denken, es nicht herbeizuwünschen und nicht nach ihm zu streben. Die Sache ist nur die: zum Erreichen dieses Gottesreiches gibt es nur ein, freilich sehr mächtiges Mittel, das gleiche, von dem Sie sprechen: Die persönliche Aufgabe zunächst um sich herum zu verrichten in der Lage, in der man sich gerade befindet, wenn man nur in ihr verharren kann, ohne am Übel Anteil zu nehmen. Hiermit antworte ich, oder besser gesagt Sie selber, auf Ihren Vorschlag, Ihre Lebensweise auf äussere Art zu verändern. Ich würde Ihnen eher raten, an sich selber zu arbeiten, während Sie in den bisherigen Verhältnissen verbleiben. Vor allem möchte ich Ihnen raten, nur das zu tun, was Gott und Ihr Gewissen von Ihnen verlangen, und das völlig unabhängig von dem Urteil der Menschen. Leo Tolstoi.

[137.] An P. J. Birjukoff Jassnaja Poljana 1906.

..... Darüber, wie der 1. März auf mich einwirkte, kann ich nichts Bestimmtes, eigentlich gar nichts Besonderes sagen. Aber die Gerüchte über die Mörder und die Vorbereitung zu ihrer Hinrichtung haben auf mich einen der heftigsten Eindrücke gemacht, denen ich in meinem ganzen Leben unterworfen war. Ich musste unaufhörlich an jene denken, doch nicht so sehr an sie selber, wie an diejenigen, die sich darauf vorbereiteten, an ihrer Ermordung mitzuwirken, und besonders an den Zaren. Mir war es so klar, was für ein Gefühl der Freude er hätte empfinden können, wenn er jenen verziehen hätte. Ich konnte gar nicht glauben, dass man sie hinrichten werde, und dabei fürchtete und quälte ich mich für ihre Mörder. Ich entsinne mich, mit solchen Gedanken legte ich mich einmal nachmittags unten in meinem Kabinett, auf den Ledersofa, schlief unerwarteterweise ein und im Schlaf, im Halbschlaf, dachte ich an jene und an den Mord, der bevorstand, und ich erlebte so klar, als sei das alles im Wachen, dass man nicht jene hinrichte, vielmehr mich, und dass man die Hinrichtung nicht durch Richter und Henker vollziehe, dass vielmehr auch ich jene hinrichte, und ich erwachte dann vor einem furchtbaren Alpdruck. Und damals schrieb ich meinen Brief. Leo Tolstoi.

[138.] An N. G. S. Jassnaja Poljana, 4. November 1906.

Mein lieber Freund S. Hinsichtlich der Herausgabe tun Sie alles wie Sie wollen. Das ist nicht meine Sache, vielmehr die Ihrige, und Sie machen das so gut, dass ich gar keinen Grund habe, mich einzumischen. Zudem beschäftigen mich immer mehr andere Gedanken, Gedanken gerade jener Art, wie diejenigen, auf die Sie am Schlusse Ihres Briefes anspielen. Diese Gedanken haben mich zu Tränen gerührt, so nahe liegen sie mir, und so freudig sind sie für mich.

Wer in der Liebe ist, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Niemand hat jemals Gott gesehen, wenn wir aber einander lieben, so weilt er

in uns.“ Die Liebe ist die lebendigste Form, in der wir Gott erfassen können, oder mit anderen Worten: in der wir uns zu der höchsten Stufe des Bewusstseins erheben, die uns zugänglich ist. Und weil wir das Leben und uns selber so auffassen, können wir nicht nur keineswegs miteinander in Zwietracht geraten, vielmehr auch mit gar keinem andern Menschen auf der Welt.

In Hinsicht auf das Verhalten zur Politik lesen Sie in den „Gedanken weiser Männer“, was (am 13. November) von Laotse geschrieben steht.

Man muss nur am Schlusse beifügen, dass in einem einfachen Menschen, der frei ist von Leidenschaften, und wenig räsonniert, unausbleiblich und als sein Wesentliches — eben grade die Liebe zum Vorschein kommt.

Es ist mir so, als hätte ich Ihnen noch viel zu sagen, ich glaube aber, dass das, was ich Ihnen sagen möchte, ich selber von Dem vernahm, der auch mit Ihnen spricht, und Ihnen ganz das Gleiche sagen wird.

Es ist sehr erfreulich, solche Freunde zu haben wie Sie, N. und Z. und Gott sei Dank noch viele andere. Ihr Gedanke über Dümschütz brachte mich auf den Gedanken, über alle religiösen Menschen zu schreiben, die heute leiden müssen. Haben Sie von jenem Soldat gehört, der, nachdem ihm J. das Gottesgesetz klargemacht hatte, sich weigerte, weiter zu dienen. Man gab ihn ins Strafbataillon, und als man ihn einzuschüchtern suchte, indem man die Qualen aufzählte, die ihm bevorständen, sagte er nur: „Ich werde für jene beten, wie unsere Lehrer!“

Leo Tolstoi.

[139.] An einen Chinesen Oktober 1906.

Sehr geehrter Herr! Ich erhielt Ihre Bücher und las sie mit grossem Interesse durch, besonders „Papers from a Viceroys Jamen“.

Das Leben des chinesischen Volkes erregte von jeher im höchsten Grade mein Interesse, und ich bemühte mich, mich mit dem bekannt zu machen, was mir von dem chinesischen Leben zugänglich ward, besonders mit der religiösen Weisheit der Chinesen, — den Büchern des Konfuzius, Mentse, Laotse und den Kommentaren dazu. Ich las gleichfalls über den chinesischen Buddhismus und die Bücher der Europäer über China.

In der letzten Zeit, nach den Übeltaten, die von den Europäern gegen die Chinesen verrichtet wurden, — darunter auch und in hohem Masse von den Russen — interessierte mich die allgemeine Stimmung des chinesischen Volkes ganz besonders, und sie interessiert mich auch heute noch.

Das chinesische Volk, das so viel zu leiden hatte von der unsittlichen, roh egoistischen, selbstsüchtigen Grausamkeit der europäischen Völker, hat bis zur letzten Zeit auf alle an ihm verübten Gewalttaten

mit erhabener und weiser Ruhe geantwortet, indem es das Erdulden dem Kampfe mit der Gewalt vorzog.

Ich spreche vom chinesischen Volk, nicht von der chinesischen Regierung.

Doch die Ruhe und Geduld des grossen und mächtigen chinesischen Volkes erregte nur noch immer mehr die Frechheit der europäischen Völker, wie das stets so geht bei rohen egoistischen Menschen, die einzig und allein ein tierisches Leben führen, wie das diejenigen Europäer waren, mit denen China zu tun hatte.

Die Prüfung, die das chinesische Volk erfuhr und auch jetzt noch erfährt, ist erhaben und schwer, aber gerade jetzt ist es ganz besonders wichtig, dass das chinesische Volk seine Geduld nicht verliert und seine Beziehung zur Gewalt nicht ändert, wodurch es sich aller derjenigen erhabenen Folgen begeben würde, welche das Erdulden aller Gewalttätigkeiten, ohne dass dabei auf das Böse mit Bösem geantwortet wurde, unbedingt zur Folge haben muss.

Nur wer bis ans Ende ausharrt, wird gerettet sein — heisst es im christlichen Gesetz. Und ich glaube, dies ist eine zweifellose Wahrheit, wenn sie auch nur mit Mühe den Menschen annehmbar ist. Das Nichtantworten mit Bösem auf Böses, und das Nichtteilnehmen am Übel ist das sicherste Mittel nicht nur zur Rettung vor, vielmehr auch zum Siege über diejenigen, die das Übel anrichten.

Die Chinesen konnten eine erschütternde Bestätigung der Wahrheit dieses Gesetzes erkennen — nachdem sie den Russen Port Arthur abgetreten hatten. Die gewaltigsten Anstrengungen dazu, durch Waffengewalt Port Arthur vor den Japanern und Russen zu schützen, hätten nicht so verderbliche Folgen für Russland und Japan haben können, wie diejenigen, welche die Abtretung Port Arthurs für Russland und Japan zur Folge hatte — sowohl was materielle wie sittliche Übel anbetrifft. Ganz das gleiche wird unausweichlich der Fall sein in Hinsicht auf die von China an England und Deutschland abgetretenen Gebiete von Kiautschou und Weihaway. Die Erfolge der einen Räuber rufen den Neid anderer Räuber wach, die gemachte Beute wird zum Anlass von Zwietracht und richtet die Räuber selber zugrunde. So trifft das bei Hunden zu und ganz ebenso auch bei Menschen, wenn sie auf die Stufe von Tieren hinabsinken.

II.

Und gerade deshalb vernehme ich jetzt mit Furcht und Kummer und ersehe auch aus Ihrem Buche, dass sich in China der Geist des Kampfes offenbart, der Wunsch, sich durch Gewalt den Übeltaten zu widersetzen, die von den europäischen Völkern China angetan werden.

Wäre dem so, würde das chinesische Volk tatsächlich die Geduld verlieren, sich nach europäischem Vorbild bewaffnen und mit Gewalt alle europäischen Räuber aus seinem Lande jagen — und das könnte

es sehr leicht durchsetzen, bei seiner Klugheit, Mässigkeit, Arbeitsliebe und vor allem bei seiner grossen Volkszahl — so wäre das furchtbar. Zwar nicht in dem Sinne, in dem dies einer von den rohesten und ungebildetsten Vertretern Westeuropas auffasste — der Deutsche Kaiser, nicht in dem Sinne, dass China gefährlich würde für Europa, vielmehr in dem Sinne, dass China aufhören würde, der Hort der wahren praktischen Volksweisheit zu sein, die darin beruht, dass man jenes friedliche Bauernleben führt, das alle vernünftigen Menschen leben wollen, und zu dem früher oder später die Völker, die dieses Leben aufgaben, mit Bewusstsein zurückkehren müssen.

III.

Mir scheint, in unserer Zeit vollzieht sich eine gewaltige Umwälzung im Leben der Menschheit — und in dieser Umwälzung muss China an der Spitze der östlichen Völker eine bedeutende Rolle spielen.

Mir scheint, die Berufung der östlichen Völker: Chinas, Persiens, der Türkei, Indiens, Russlands, und vielleicht Japans (wenn es sich noch nicht völlig verfing in den Netzen der verderblichen europäischen Zivilisation) beruht darin, den Völkern jenen wahren Weg zur Freiheit zu zeigen, zu dessen Ausdruck, wie Sie in Ihrem Buche schreiben, es in der chinesischen Sprache kein anderes Wort gibt, als Tao, d. h. der Weg, d. h. eine Tätigkeit, die im Einklang steht mit dem ewigen Grundgesetz des menschlichen Lebens.

Die Freiheit wird nach der Lehre Christi auf ganz dem gleichen Wege verwirklicht. „Erkenne die Wahrheit, und die Wahrheit wird Euch frei machen", ist dort gesagt. Und gerade diese Freiheit, welche die westlichen Völker fast unwiederbringlich verloren haben, zu verwirklichen, dazu wurden, so scheint mir, jetzt die östlichen Völker berufen.

Ich denke darüber so:

Seit den ältesten Zeiten ereignete es sich, dass aus der Mitte friedlicher und arbeitsliebender Menschen sich räuberische Menschen absonderten, welche die Gewalttat der Arbeit vorzogen, und diese räuberischen und nichtstuenden Menschen fielen über die Friedlichen her und zwangen sie, für sich zu arbeiten. So geschah das sowohl im Westen wie im Osten, bei allen Völkern, die ein staatliches Dasein führen, und so dauerte das durch die Jahrhunderte hindurch und ist es auch jetzt noch. In alter Zeit aber, als die Eroberer grosse besiedelte Flächen in Besitz nahmen, konnten sie den Unterworfenen nicht allzu viel Schaden zufügen: die geringe Anzahl der Herrschenden und die grosse Zahl der Unterworfenen (besonders bei den ursprünglichen Verkehrswegen und auf grosse Entfernungen hin) bewirkte, dass nur ein kleiner Teil von Menschen den Gewalttätigkeiten der Gewaltinhaber unterlag, die Mehrzahl hingegen ein ruhiges Leben führen konnte, ohne in unmittelbare Berührung mit den Gewalttätern zu gelangen. So war

das auf der ganzen Erde, so dauert das bis zur letzten Zeit unter den östlichen Völkern an, und besonders in dem gewaltig grossen China.

Eine solche Lage konnte aber und kann keine Dauer haben — aus zwei Gründen: Erstens deshalb, weil die gewaltausübende Macht aus ihrem eigentlichen Wesen heraus in immer grössere Verderbnis gerät; zweitens deshalb, weil die unterworfenen Menschen immer grössere Aufklärung erlangen und immer deutlicher erkennen, welcher Schaden ihnen dadurch erwächst, dass sie einer Herrschaft untertan sind.

Die Wirkung dieser beiden Ursachen verstärkt sich auch noch ständig, infolge der technischen Vervollkommnungen auf den Verkehrswegen: Eisenbahn, Post, Telegraph, Telephon ermöglichen es den Machthabern, ihre Macht auch dort geltend zu machen, wo sie sich sonst gar nicht geltend machen könnten. Die Unterworfenen aber, indem sie infolge ganz derselben Ursache in immer engere Verbindungen untereinander treten, erkennen immer klarer die Nachteile ihrer Lage.

Und diese Nachteile werden mit der Zeit so gross werden, dass die Unterworfenen so oder so die Notwendigkeit einsehen werden, ihre Beziehung zur ausübenden Macht zu ändern.

Die westlichen Völker haben auch längst schon diese Notwendigkeit empfunden und längst schon ihre Beziehung zur ausübenden Gewalt geändert — auf dem einzigen, allen westlichen Völkern gemeinsamen Wege: Durch Beschränkung der über ihnen herrschenden Gewalt vermittelst der Volksvertreter, d. h. tatsächlich durch die Erweiterung dieser Gewalt, durch ihre Übertragung von einem oder wenigen auf viele.

Mir scheint, heute kam die Reihe auch an die östlichen Völker, und auch an China: ganz genau ebenso, den ganzen Schaden der despotischen Macht zu empfinden und nach Mitteln zu suchen, um sich von ihr zu befreien, die bei den jetzigen Lebensbedingungen unerträglich ward.

IV.

Ich weiss, in China herrscht die Lehre, der Hauptherrscher, der Kaiser, müsse der weiseste und tugendhafteste Mensch sein, und, wenn er das nicht sei, könnten und müssten die Untertanen aufhören, sich ihm zu fügen. Ich glaube aber, diese Lehre ist nur eine Rechtfertigung der Macht, und sie ist ebenso unsicher gegründet, wie die unter den europäischen Völkern verbreitete Lehre, die Herrschaft stamme von Gott. Das chinesische Volk kann gar nicht wissen, ob sein Kaiser weise und tugendhaft ist, ebensowenig, wie die christlichen Völker wissen konnten, weshalb eigentlich diesem Herrscher, und nicht dem, der gegen ihn kämpfte, die Macht von Gott gegeben ward.

Diese Rechtfertigungen der Macht taugten nur dann, als der Schade, der von ihr ausging, den Völkern noch wenig fühlbar war, heute hin-

gegen, wo bereits die Mehrzahl der Menschen alle Nachteile und das ganze Unrecht der Herrschaft eines oder einiger über viele empfinden, sind diese Rechtfertigungen unwirksam, und die Völker müssen so oder so ihre Beziehung zu ihren Machthabern ändern. Die westlichen Völker haben das auch schon längst getan; jetzt kommt die Reihe an die östlichen Völker. Und in dieser Lage, so scheint mir, befinden sich jetzt Russland, Persien, die Türkei und China. Alle diese Völker haben einen solchen Zeitpunkt erreicht, wo sie schon nicht mehr in der früheren Beziehung zu ihren Machthabern verharren können.

Wie richtig sagte der russische Schriftsteller Herzen: „Tschingiskan ist unmöglich bei dem Vorhandensein von Telegraphen und elektrischen Motoren. Wenn bis jetzt noch im Orient Tschingiskane oder derlei Herrscher bestehen, so ist es klar, dass ihre Stunde geschlagen hat, und dass sie die letzten sind. Sie können auch deshalb nicht weiter mehr bestehen, weil infolge der Telegraphen und alles dessen, was man Zivilisation nennt, ihre Herrschaft zu drückend wäre, und weil die Völker, dank dieser Zivilisation, besonders lebhaft empfinden und erkennen, dass es für sie keineswegs gleichgültig ist, ob solche Tschingiskane da sind, — wie dies im Altertum der Fall war, dass vielmehr fast alle Übel, an denen sie leiden, gerade von dieser Macht herstammen, der sie sich unterwerfen ohne jeden Vorteil für sich selber, einzig und allein aus Gewohnheit."

In Russland ist das sicherlich so. Ich glaube aber, das ist auch so für die Türkei, für Persien und für China.

Für China ist das ganz besonders so, weil die Friedensliebe der chinesischen Völker, und der schlechte Zustand ihrer Heere den Europäern die Möglichkeit gibt, straflos chinesische Länder zu rauben — unter dem Vorwand mannigfacher Zusammenstösse und Zwistigkeiten mit der chinesischen Regierung.

Das chinesische Volk muss demnach die Notwendigkeit fühlen, seine Beziehung zu seinen Regierungsgewalten zu ändern.

V.

Und da ersehe ich aus Ihrem Briefe und aus andern Nachrichten, dass leichtsinnige Leute in China, welche sich die Reformparteiler nennen, den Gedanken hegen, diese Veränderung müsse darin bestehen, dass man das Gleiche tue wie die westlichen Völker, d. h. die despotische Regierung gegen eine Volksvertretung eintausche, und ein ebensolches Heer und ebensolche Industrie einführe, wie bei den Völkern des Westens. Dieser Entschluss, der auf den ersten Blick sehr einfach und natürlich zu sein scheint, ist nicht nur sehr leichtsinnig, vielmehr auch sehr dumm, und nach allem, was ich von China weiss, steht er durchaus im Widerspruch zu dem weisen chinesischen Volke. Eine ebensolche Konstitution, ein ebensolches Heer, vielleicht auch die allgemeine Wehrpflicht, und ebensolche Industrie, wie bei den westlichen

Völkern, in China einzuführen, würde bedeuten, dass das chinesische Volk sich von alledem lossagt, wovon es lebte und lebt, sich lossagt von seiner ganzen Vergangenheit, von seinem vernünftigen, friedlichen Bauernleben, von jenem Leben, worin der wahre und einzige Weg besteht: das Tao nicht nur für China, vielmehr für die ganze Menschheit.

Nehmen wir an, wenn China europäische Einrichtungen bei sich einführt, wird es die Europäer vertreiben und eine Konstitution haben wie die Völker in Europa, ein starkes stehendes Heer und eine ebensolche Industrie.

Japan tat dies bereits, es führte die Konstitution ein, verstärkte Heer und Flotte, entwickelte seine Industrie — und die Folgen aller dieser unlöslich miteinander verbundenen Massnahmen sind bereits offenbar. Die Lage seines Volkes nähert sich mehr und mehr derjenigen der Völker Europas, diese Lage ist aber sehr schwierig.

VI.

Die Staaten des westlichen Europa, die äusserlich sehr mächtig sind, können jetzt das chinesische Heer zerschmettern. Die Lage aber derjenigen Menschen, welche in diesen Reichen leben, kann nicht nur keineswegs mit der Lage der Chinesen verglichen werden, sie ist vielmehr an und für sich die jammervollste. In allen diesen Völkern geht unaufhörlich der Kampf des enterbten und beleidigten arbeitenden Volkes gegen die Regierung und die Reichen, die sich ihrerseits nur aufrecht erhalten durch die Macht betrogener Menschen, die das Heer bilden. Ein gleicher Kampf geht im stillen vor sich zwischen den Staaten, und verlangt immer stärkere Rüstungen, wobei kein Ende abzusehen ist. — Dieser Kampf kann jeden Augenblick losbrechen und die furchtbarsten Übel nach sich ziehen.

Aber wie furchtbar auch diese Lage ist, nicht darin beruht das Wesen der schlimmen Lage der Völker des Westens. Ihr hauptsächliches und grundlegendes Übel besteht darin, dass diese Völker, die nicht mehr imstande sind, sich vom eigenen Brot zu ernähren, in die Notwendigkeit versetzt sind, sich durch Gewalt und List — und darauf geht ihr ganzes Leben aus — der Lebensmittel der anderen Völker zu bemächtigen, die noch wie in China, Indien, Russland und andere ein vernünftiges, ackerbautreibendes Leben führen.

Und diese Parasitenvölker und ihre Tätigkeit nachzuahmen, dazu rufen Euch die Anhänger der Reformpartei auf!

Die Konstitution, die Schutzzölle, die stehenden Heere — das alles zusammen machte aus den westlichen Völkern das, was sie sind: Menschen, welche die Landwirtschaft aufgaben, sich ihrer entwöhnten, und ihre Beschäftigung in den Städten haben, in den Fabriken, wo sie grösstenteils unnötige Gegenstände erzeugen, und dabei mit ihren Armeen nur zu jeder Art von Gewalttat und Räuberei fähig sind. Wie glänzend auch Ihre Lage auf den ersten Blick erscheint, sie ist ver-

zweifelt, und jene Völker müssen unbedingt zugrunde gehen, wenn sie nicht ihre Lebensart ändern, die heute darauf gegründet ist, die ackerbautreibenden Völker zu betrügen, zu verderben und zu berauben.

Den westlichen Völkern nachzuahmen, aus Furcht vor ihrer Frechheit und Stärke, ist ganz ebenso, wie wenn ein vernünftiger, unverdorbener und arbeitsliebender Mensch einen Räuber nachahmen wollte, der alles durchbrachte, sich der Arbeit entwöhnte und frech über seinesgleichen herfällt, d. h., als wollte man, um mit Erfolg einem unsittlichen Übeltäter Widerstand zu leisten, selber ein ganz ebensolcher unmoralischer Übeltäter werden.

Die Chinesen sollten nicht den Völkern des Westens nachahmen, ihr Beispiel müsste ihnen vielmehr zur Warnung dienen, nicht in die gleiche verzweifelte Lage zu gelangen wie jene.

Alles, was die westlichen Völker tun, kann und soll ein Beispiel sein für die östlichen Völker, doch nicht dafür, was man tun soll, vielmehr dafür, was man in keinem Falle tun darf.

VII.

Den Weg der westlichen Völker gehen, heisst sicherem Untergang entgegenschreiten. Aber auch in der Lage zu verharren, in der sich jetzt die Russen in Russland, die Perser in Persien, die Türken in der Türkei und die Chinesen in China befinden, ist gleichfalls unmöglich. Für Euch Chinesen ist dies besonders deswegen unmöglich, weil Ihr mit Eurer Friedensliebe in der Lage eines Staates ohne Heer verharrtet unter kriegerischen Mächten, die kein selbständiges Leben zu führen vermögen, und ihr deshalb unausbleiblich dem Raub und der Eroberung unterliegen werdet, die jene Mächte ausführen müssen, um ihr eigenes Dasein zu erhalten.

Was soll man dabei machen?

Für uns Russen weiss ich, weiss ich zweifellos, was wir Russen nicht tun dürfen, und was wir tun müssen, um uns von denjenigen Übeln zu befreien, unter denen wir leiden, und um nicht noch schlimmern zu verfallen. Wir Russen dürfen uns zunächst nicht mehr der über uns herrschenden Regierung fügen, aber ebensowenig dürfen wir das tun, wozu uns ganz ebenso wie Euch die Reformpartei, unvernünftige Leute veranlassen wollen. Man darf nicht in Nachahmung des Westens eine Gewalt gegen eine andere eintauschen, und eine Konstitution errichten, wie sie auch sein mag, monarchistisch oder republikanisch. Das darf man ganz gewiss nicht tun, weil dies Euch zweifellos in die verzweifelte Lage bringen würde, in der sich die Völker des Westens befinden.

Man muss und kann nur eines tun, und das ist das einfachste: das friedliche ackerbautreibende Leben weiter führen, die Gewalttaten, die Euch geschehen können, ertragen, ohne ihnen Gewalt entgegenzusetzen, und ohne an ihnen teilzunehmen. Ganz das gleiche müsstet

meiner Ansicht nach und mit noch mehr Begründung Ihr Chinesen tun, um Euch nicht nur von denjenigen Plünderungen und dem Raub Eures Bodens zu befreien, welche die europäischen Völker an Euch verüben, vielmehr auch von den unvernünftigen Forderungen Eurer Regierung, die von Euch Dinge verlangt, die Eurer sittlichen Anschauung und Eurer Überzeugung widersprechen.

Haltet Euch nur an die Freiheit, die darin besteht, dass man dem vernünftigen Weg des Lebens, d. h. dem Tao folgt, und alle diejenigen Taten, die Eure Beamten Euch antun, werden ganz von selber zunichte, und auch die Bedrückungen und Räubereien der Europäer werden dann unmöglich werden. Befreit Euch von Euren Beamten dadurch, dass Ihr ihre Forderungen nicht erfüllt — und vor allem leistet keine Hilfe dabei, einer den andern zu knechten und zu berauben, indem Ihr Euch Eurer Regierung fügt.

Befreit Euch von den Räubereien der Europäer dadurch, dass Ihr, in Gehorsam gegen das Tao, Euch nicht zugehörig erkennt zu irgend einem Staate, und auch nicht verantwortlich für diejenigen Taten, welche Eure Regierung verrichtet.

Alle Räubereien und Plünderungen durch die europäischen Völker kommen doch nur daher, dass eine Regierung vorhanden ist, als deren Untertanen Ihr Euch bekennt. Würde es keine chinesische Regierung geben, so wäre für die fremden Völker gar kein Anlass, ihre Übeltaten zu verrichten unter dem Vorwand internationaler Beziehungen.

Werdet Ihr aber, indem Ihr Eurer Regierung den Gehorsam verweigert, die fremden Mächte und ihre Vergewaltigungen über Euch nicht auch noch fördern, werdet Ihr ihnen weder private noch staatliche, noch Soldatendienste leisten, so wird es gar nicht zu allen den Übeln kommen, an denen Ihr jetzt leidet.

VIII.

Um sich vom Übel zu befreien, darf man nicht gegen seine Folgen ankämpfen: gegen die Missbräuche der Regierung, und den Raub und die Plünderung durch Nachbarvölker, — man muss vielmehr gegen die Wurzel des Übels ankämpfen, gegen jene falsche Beziehung, in der sich ein Volk befindet, wenn es unter der Macht von Menschen steht. Erkennt ein Volk menschliche Macht als höherstehend an, wie die Macht Gottes, als höher wie das Gesetz (Tao), so wird dies Volk stets ein Sklave sein, und um so mehr, je verwickelter die Einrichtung dieser Macht ist (wie z. B. der konstitutionellen), die es errichtet, und der es sich fügt. Frei kann nur dasjenige Volk sein, für welches das Gesetz Gottes (Tao) das einzige höchste Gesetz ist, dem alle anderen untergeordnet werden müssen.

IX.

Die Menschen und die Gesellschaft befinden sich stets im Übergangszustand von einer Altersstufe zu einer anderen, es gibt aber Zeiten,

da sind diese Übergänge sowohl für die Menschen, wie für ganze Gesellschaften besonders empfindlich und werden besonders lebhaft von ihnen erfasst. Ganz ebenso, wie es einem einzelnen Menschen geht, wenn er plötzlich fühlt, er könne nicht mehr ein kindisches Leben weiterführen — treten auch im Leben der Völker Perioden auf, wann die Gesellschaften schon nicht mehr imstande sind, ihr früheres Leben weiterzuführen, und das Bedürfnis empfinden, ihre Gewohnheiten, Einrichtungen und Betätigungen zu ändern. Eine solche Periode, einen Übergang von der Kindheit zum Mannesalter, erleben jetzt, so scheint mir, alle Völker, sowohl die östlichen, als auch die westlichen, sofern sie ein staatliches Leben führen. Dieser Übergang besteht in der Notwendigkeit, sich von der unerträglich gewordenen menschlichen Macht zu befreien, und das Leben auf anderen Grundlagen zu errichten, als auf der Macht der Menschen.

Und dabei scheint mir: diese historische Tat ward gerade den östlichen Völkern durch das Schicksal zugewiesen.

Die östlichen Völker befinden sich in besonders günstigen Bedingungen hierfür. Sie haben noch nicht den Ackerbau aufgegeben, sie wurden noch nicht verdorben durch das parlamentarische, soldatische und industrielle Leben, und verloren auch noch nicht den Glauben an die Gültigkeit des höchsten Gesetzes des Himmels oder Gottes, sie stehen an jener Wegwende, von der die europäischen Völker schon längst auf jenen falschen Weg abbogen, von dem aus die Befreiung aus menschlicher Gewalt besonders schwierig ward.

Da demnach die östlichen Völker die ganze jammervolle Lage der Völker des Westens vor Augen haben, ist es für sie ganz natürlich, dass sie nicht den Versuch machen, sich von dem Übel der Menschengewalt auf jenem künstlichen, das Wesen der Sache verhüllendem Wege zu befreien (— die vermeintliche Beschränkung der Macht durch Volksvertretung, wodurch die Völker des Westens sich zu befreien versuchten), — dass sie vielmehr die Frage der Macht auf eine andere, gründlichere und einfachere Weise zu lösen versuchen, und diese Weise bietet sich ganz von selber solchen Menschen, die noch nicht den Glauben verloren an das höchste verpflichtende Gesetz des Himmels oder Gottes, an das Gesetz Tao. Dieses Mittel besteht nur darin, dass man dem Gesetz folgt, das die Möglichkeit eines Gehorsams menschlicher Gewalt gegenüber ausschliesst.

Wenn die Chinesen nur fortfahren würden, so zu leben, wie sie bisher lebten — als friedliches, arbeitsames, ackerbautreibendes Volk, das in seinem Verhalten den Grundlagen seiner drei Religionen folgt: dem Konfuzianismus, dem Taotismus und dem Buddhismus, die alle drei in ihren Grundlagen auf die Befreiung von jeder menschlichen Gewalt herauskommen (der Konfuzianismus), darauf, dass man dem andern nicht das antun darf, wovon man nicht wünscht, dass er es einem selber antue (der Taotismus), dadurch, dass man sich selber

verleugnet und in Demut und Liebe verharrt zu allen Menschen und zu allen Geschöpfen (der Buddhismus), — so werden ganz von selber alle diejenigen Übel verschwinden, an denen sie jetzt noch leiden, und keine Gewalten werden mehr Macht über sie haben.

Die Aufgabe, deren Erfüllung meiner Meinung nach heutzutage nicht nur China, vielmehr auch allen andern östlichen Völkern bevorsteht, beruht nicht nur darin, sich selber von denjenigen Übeln zu befreien, die sie von ihren Regierungen und von fremden Völkern zu erdulden haben, vielmehr darin, allen Völkern den Ausweg zu zeigen aus der Übergangslage, in der sie sich alle befinden.

Und einen andern Ausweg gibt es nicht und kann es gar nicht geben als: dass man sich von aller Menschengewalt befreit und sich der Macht Gottes anvertraut.

[140.] An Herrn Paul Sabatier 7. November 1906.

Lieber Herr Sabatier!

Ich habe mit grossem Interesse sowohl Ihr Buch, wie jene italienische Broschüre gelesen.

Die darin behandelte Frage ist von grösster Wichtigkeit, und da ich in Ihnen einen aufrichtigen Menschen verehre, werde ich mir erlauben, völlig aufrichtig mit Ihnen zu sein und Ihnen restlos meine Gedanken kund zu geben.

Ich glaube, dass es in allen Dingen nichts Falscheres gibt, als halbe Massregeln, und dass es unmöglich ist, der Lüge und dem Übel die Wahrheit und das Gute einzuimpfen. Die Religion ist die Wahrheit und das Gute; die Kirche ist die Lüge und das Übel.

Ich will Ihnen ganz offen sagen: es ist mir unmöglich, den Standpunkt derjenigen einzunehmen, die da glauben, die Kirche sei eine für die Religion unentbehrliche Organisation, und man brauche sie bloss zu reformieren, auf dass sie eine für die Menschheit wohltätige Einrichtung werde.

Die Kirche war niemals etwas anderes als eine verlogene und grausame Einrichtung, und sie hat, um diejenigen Vorteile zu erreichen, die sie von der zeitlichen Gewalt erlangen konnte (für diejenigen, die an ihr teilnahmen), die wahre christliche Lehre verdorben und ihres eigentlichen Charakters beraubt. Alle sogenannten Konkordate waren für sie niemals etwas anderes als Abmachungen zwischen der Kirche und dem Staat, durch welche erstere letzterem ihre Hilfe versprach gegen materielle Vorteile, die ihr letzterer bewilligte.

Das Christentum war für die Kirche niemals etwas anderes, als ein blosser Vorwand. Man wird mir sagen, in der katholischen Welt habe es Persönlichkeiten, Männer und Frauen, von heiliger Lebensführung gegeben, und es gebe solche auch jetzt noch, — aber die Heiligkeit dieser Leute ward doch nicht dank den Anweisungen der Kirche erlangt, viel eher trotz ihrer.

Alles in allem war ich beim Lesen Ihres Buches (das sehr gut geschrieben ist und schöne Seiten aufweist) vor allem darüber erstaunt, dass ich in Hinsicht auf die Zukunft des Katholizismus und die Religion im allgemeinen Meinungen von verschiedenen Kirchenfürsten und ausserhalb der Kirche stehenden Schriftstellern angeführt fand, die einen auf den Gedanken bringen könnten: weder Voltaire, noch Rousseau, noch Kant, noch Channing, noch Lammenais, noch viele andere grosse Geister, die denselben Gegenstand behandelten, seien jemals am Leben gewesen.

Alles, was man jetzt sagen kann über die Beziehungen der wahren Religion zum Katholizismus, ward längst schon gesagt, und zwar so, dass diese Frage eigentlich durchaus erschöpft ist.

Man braucht nur Voltaire zu lesen, Kant (sein Buch „Über die Religion in den Grenzen der reinen Vernunft"), Channing, Lammenais, Ruskin, Emerson u. a., um zu erkennen, dass alles dasjenige, was gegenwärtig hierüber mit so wenig Klarheit, Genauigkeit und Methode dargeboten wird, schon längst vorgebracht war, und in einer Art, dass für diejenigen, die heute diese Frage behandeln wollen, gar nichts mehr zu tun übrig bleibt.

„Man sagt mir, eine Offenbarung sei notwendig", sagt Rousseau in seinem Glaubensbekenntnis zu jenem Vikar aus Savoyen, „um den Menschen zu zeigen, auf welche Weise Gott möchte, dass man ihm diene; zum Beweise führt man die Mannigfaltigkeit der seltsamen Kulte an, welche eingeführt wurden, und man will nicht sehen, dass schon diese Mannigfaltigkeit daher stammt, dass die Offenbarungen reine Phantasie waren. Seit die Völker auf den Gedanken kamen, Gott reden zu lassen, hat ihn jeder in seiner Weise sprechen und ihn das sagen lassen, was er gewollt hat. Hätte man nur auf das gehört, was Gott dem Herzen des Menschen sagt, so hätte es immer nur eine Religion auf Erden gegeben."

Wir und unsere Zeitgenossen haben nicht die Aufgabe, in unbestimmter Weise Dinge zu wiederholen, die bereits Jahrhunderte vor uns so schön gesagt wurden, vielmehr zu versuchen, die Grundsätze der wahren Religion festzustellen, die dazu bestimmt sind, die entsetzlichen abergläubischen Lehren der Kirche zu ersetzen, die sich den Anschein gibt, als vertrete sie heute die christliche Menschheit.

Der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, hat niemals gelebt, ohne dass er eine geistige Beziehung herstellte zwischen seinem Dasein und jenem Unendlichen, das wir Gott nennen. Diese Beziehung, die gar nichts anderes ist als eben die Religion, war stets die Kraft, die alle bewussten Handlungen des Menschen leitete, und sie immer im Einklang mit der Entwicklung der Menschheit weiter entfaltete.

Da die wahre christliche Lehre zu der Zeit, wo sie aufkam, bei weitem über der Auffassungsfähigkeit der Massen stand, ward sie in ihrem wahren Sinne nur von einer kleinen Minderheit angenommen.

Die grosse Masse war an eine religiöse Verehrung der zeitlichen Gewalt gewöhnt, sie vermochte demnach diese Lehre nicht in ihrem wahren Sinn zu erfassen, und nahm daher mit Leichtigkeit die vermeintliche christliche Lehre auf, wie sie von der Kirche verfälscht war, die nur eine äussere Verehrung Gottes verlangte, der Heiligen, der Heiligenbilder und teilweise auch von mit übernatürlichen Eigenschaften ausgestatteten Persönlichkeiten.

Das dauerte Jahrhunderte hindurch, mit dem allgemeinen Fortschritt der Aufklärung offenbarte sich indes mehr und mehr der wirkliche Geist des Christentums, der unter den Schleiern verborgen lag, womit ihn die Kirche verhüllt hatte, und der Widerspruch der wahren christlichen Lehre zur Autorität des Staates, die durch Gewalt aufrecht erhalten wurde, ward immer augenfälliger. Ungeachtet aller Anstrengungen des Staates und der Kirche, diese beiden Grundsätze zu vereinigen: denjenigen des wahren Christentums (Liebe, Demut, Gnade) und denjenigen der Regierung des Staates (Bestehen auf den Tatsachen, physische Kraft, Gewalt) ward der Widerspruch in unserer Zeit derart offenbar, dass irgend eine Lösung dieses offenbaren Widerspruches nicht mehr verzögert werden darf.

Das beweisen mehrere Anzeichen: 1. Die religiöse Bewegung, die nicht nur in Frankreich, vielmehr in allen christlichen Ländern vor sich geht; 2. die Revolution in Russland; 3. die ausserordentlichen militärischen und industriellen Fortschritte, die sich in der letzten Zeit in China und besonders in Japan kundgeben.

Die religiöse Bewegung, die gegenwärtig nicht nur in der katholischen, vielmehr in der ganzen Welt vor sich geht, bedeutet meiner Ansicht nach gar nichts anderes, als die Geburtsschmerzen jenes Zwiespalts: die christliche Religion mit ihren Forderungen zur Unterwerfung an Gott, der Liebe zum Nächsten, der Demut, — und der Staat mit den Bedingungen, die für seine Selbsterhaltung unentbehrlich sind: Unterwerfung unter die Regierung, Patriotismus, Gesetz der Wiedervergeltung und vor allem die Armee mit obligatorischer Dienstpflicht.

Mir scheint, in Frankreich herrscht die Richtung vor, diesen Zwiespalt zugunsten des Staates gegen die Religion zu entscheiden; nicht nur gegen den Katholizismus, vielmehr gegen die Religion im allgemeinen, die von der Mehrheit der herrschenden Klassen wie ein Element der Vergangenheit betrachtet wird, das unnütz und eher verderblich als wohltätig sei für das Heil der Menschen und des Zeitalters.

Der gleiche Zwiespalt ist die Hauptursache der Revolution in Russland. Alles, was heute in Russland durch die Revolutionäre geschieht, ist eine unbewusste Tätigkeit, die die Lösung dieses Zwiespalts zugunsten der Religion zum Ziele hat, d. h. zugunsten der Abschaffung des Staates: jeder Macht, die auf Gewalt gegründet ist,

und zugunsten einer gesellschaftlichen Organisation, die auf den religiösen und moralischen Grundsätzen beruht, die allen Menschen gemeinsam sind.

Das dritte Anzeichen für die bevorstehende Lösung des Zwiespaltes: Staat oder Religion, offenbart sich in den ausserordentlichen Fortschritten, sowohl in militärischer, wie industrieller Hinsicht, die in der letzten Zeit die Völker des äussersten Ostens gemacht haben und noch machen, jene Völker, die nicht nur frei sind von dem inneren Widerspruch der christlichen Staaten, die sich vielmehr zu der patriotischen Religion des Ahnenkults bekennen und der Macht ihres Staatsoberhauptes, das sie vergöttern.

Die Fortschritte dieser Völker sind derartige, dass, wenn sie in dem gleichen Tempo weitergehen, in einigen Dutzenden von Jahren es nicht mehr die europäischen Staaten sein werden, die den Orientalen das Gesetz diktieren, vielmehr die Orientalen die Herren der Welt und die Christen ihre Vasallen sein werden. Und das kann auch gar nicht anders sein, infolge ihres völligen Einklangs zwischen ihrer Religion und ihrer Organisation als Staaten.

Die Völker Europas beginnen dieser Gefahr bewusst zu werden. Gerade diese drohende Haltung der Völker des Ostens bildet den dritten Grund, um dessentwillen die Lösung des Zwiespalts zwischen Religion und Staat nicht weiter verzögert werden kann.

Eines von beiden: Entweder muss man endgültig den wahren Sinn der christlichen Religion verleugnen, die letzten Spuren der Ideen der Liebe zum Nächsten, der Demut und der Brüderlichkeit verwischen, wie das bereits die Menschen der europäischen Welt tun, und einen wilden Patriotismus und einen sklavischen Gehorsam ihm gegenüber dem passiven Gehorsam der Orientalen entgegensetzen, oder man muss ein für allemal die wahren christlichen Grundsätze der Liebe zum Nächsten annehmen, der Demut, des Nichtwiderstandleistens gegen das Böse und gegen die Gewalt, und sich nicht der physischen Kraft, vielmehr dem Willen Gottes anvertrauen, durchaus davon überzeugt, dass das grösste Gut für den Menschen und für die Menschheit nur erlangt wird durch Unterwerfung unter das ewige Gesetz, das in unserem Gewissen offenbart ist, wenn auch die Wege, auf denen dieses Gut von uns erworben werden kann, uns verborgen und unbegreiflich sind. Es ist unnötig, Ihnen zu sagen, auf welcher Seite meine Sympathien und meine Bestrebungen liegen.

Das sind die Gedanken, die mir beim Lesen Ihres Buches kamen. Verzeihen Sie mir, ich bitte Sie darum, teurer Freund, die Roheit meiner Ausdrücke ebenso wie mein schlechtes Französisch, das Sie so nachsichtig sein werden, verstehen zu wollen.

Ihr Freund.

[141.] An den Bauer B y t s c h k o f f Jassnaja Poljana, März 1906.

Auf Ihre beiden Fragen habe ich folgendes zu antworten: Man muss stets, besonders aber bei solchen Angelegenheiten, wo Mitmenschen in Mitleidenschaft gezogen werden können, sich einzig und allein von dem freien Urteil seines Gewissens leiten lassen, und sich keineswegs der Beeinflussung durch andere fügen, wie das stets so geschieht bei einem Streik. Die Banden aber, mag es sich um rote, oder um schwarze (solche von rechts oder solche von links) handeln, sind ganz in gleicher Weise abstossend und widerlich, wenn sie Vergewaltigung und Aufruhr zulassen.

Leo Tolstoi.

[142.] An J. F. N a s c h i w i n Jassnaja Poljana, 14. Nov. 1906.

Ich erhielt Ihren schönen Brief, mein lieber Iwan Fjedorowitsch. Nur darauf kommt es an, sich gründlich frei zu machen von der Meinung der Mitmenschen, in feste, stets fühlbare Beziehungen zu Gott zu treten, zu dem Herrn unseres Lebens, gründlich und restlos zu verzichten auf die Verwirklichung aller und jeder Wünsche, sich völlig durchdringen zu lassen von dem erhabenen Worte: „Ich tue, was ich soll, möge kommen was da will“ oder auf russisch: „Der Mensch geht, Gott führt“, und dann braucht man sich auch gar nicht mehr darum zu kümmern, ob ich Zacharias bin oder Buddha. Ich, Tolstoi oder Naschiwin, will nur eines: ich will in Wahrheit Seinen Willen erfüllen, was aber aus diesem meinem Verlangen hervorgeht, das ist nicht meine Sache. Das alles ist durchaus klar, wenn völlige Aufrichtigkeit herrscht. Bin ich aber nicht nur Zacharias, vielmehr ein Pharisäer in den Augen der Menschen, so ist das nur um so besser dazu, damit ich einzig und allein mit Gott in Beziehungen trete. Stellen Sie sich keinerlei äussere Lage vor, denken Sie vielmehr nur möglichst oft, besonders wenn Sie zu Menschen in Beziehungen treten, mag es sich um die Frau des Generalgouverneurs oder um einen Bettler handeln, daran, wer Sie, und was zu tun Sie verpflichtet sind, d. h. eigentlich gar nicht verpflichtet, was vielmehr nur in Wahrheit Ihr wirkliches Heil fördert — und Sie werden völlig ruhig sein. Vielleicht werden Sie sich Fleisch ausschneiden, um einen hungrigen Tiger zu füttern, vielleicht werden Sie aber Apfelbäume setzen, und Äpfel essen in Ihrem Garten. Das sage ich Ihnen von ganzer Seele, aus eigener Erfahrung, mein lieber Freund. Die Hauptsache ist, dass man sich gründlich lossagt von der Sorge um die Folgen der eigenen Taten. Ich sende Ihnen den Brief von S. J. Als ich ihn las, brach ich in Tränen aus . . . . . ich habe die Absicht, über diejenigen zu schreiben, die Leiden erdulden, weil sie den Kriegsdienst verweigerten. Schreiben Sie mir Einzelheiten von denjenigen, von denen Sie wissen. Leben Sie wohl. Ich grüsse Ihre Frau. Schreiben Sie mir.

L. Tolstoi.

[143.] An A. Schermann Jassnaja Poljana, 11. März 1907.

Das, was Sie mir über Ihre Sympathie mit meinen Anschauungen schreiben und Ihr Einverständnis mit ihnen, ist mir sehr angenehm und erregt dabei doch mein grosses Staunen, was die Beweggründe anbetrifft, aus denen heraus die Regierung es möglich fand, Sie zu strafen und zu verfolgen.

Soviel ich weiss, ist das Leben der Duchoboren sowohl in materieller wie in geistiger Hinsicht vortrefflich, und haben sie durchaus nicht die Absicht, nach Russland zurückzukehren. Auch Ihnen möchte ich nicht raten, Russland zu verlassen. Man kann überall leben, wenn der Hauptzweck des Lebens nicht die Verwirklichung irgend eines äusseren Planes ist, vielmehr die Erfüllung des Gesetzes Gottes — der Liebe zu Ihm im eigenen Leben: Sein Dasein in sich selber liebevoll anzuerkennen und ebenso Sein Offenbarwerden in allen andern Menschen.

Leo Tolstoi.

[144.] An E. J. Popoff Jassnaja Poljana, 11. Januar 1907.

Dieser Tage dachte und sprach ich von Ihnen, lieber Jeffgeni Iwanowitsch, und da bekomme ich gerade Ihren Brief, wie immer so ausführlich und wie immer so ernsthaft, der mir Ihren Seelenzustand schildert. Ich begreife sehr wohl jene Ihre Irrtümer, von denen Sie mir schreiben, ich wundere mich nur, dass Sie wie absichtlich um die Entscheidung dieser Frage herumgehen und nicht zu ihr hingelangten — gerade bei diesen Ihren Irrtümern. Die Verirrung von uns allen, die wir keine religiöse Erziehung erhielten, ist stets die gleiche: Anfangs leben wir für uns selber, für unsere Lüste, für unseren Körper, dann, gleichsam um das wieder gut zu machen, leben wir für das Heil (wiederum handelt es sich um das körperliche Heil) der Mitmenschen, alsdann bekehren wir uns zu dem äussern (ausserhalb unserer liegenden) Gott, und wiederum steht uns Unbefriedigtheit und Enttäuschung bevor. Dabei scheint mir jetzt der Sinn des Lebens so auf der Hand zu liegen, so einfach zu sein, dass ich mich unwillkürlich darüber wundere (d. h. jetzt), dass ich so lange an ihm vorübergehen konnte ohne ihn zu sehen. Leben, das bedeutet — in dem Wunsche nach Heil sich in irgend einer Richtung vorwärts zu bewegen (unwillkürlich wirkt hier die Vorstellung von der Zeit). Es ist natürlich, dass man anfangs dieses Heil sich selber wünscht, seinem Körper und den ihm entspringenden Bedürfnissen, dann aber, wenn man das Vergebliche und Unbefriedigende dieses Strebens erkennt und die Unvermeidbarkeit des Endes — den Tod, dann sucht man Rettung in der Erweiterung des Gegenstandes, dem man Heil wünscht (die Liebe gelangt zu ihrer Äusserung), und man widmet sich dem Dienst der Mitmenschen. Dann hinwiederum wird es einem klar, dass, wenn das Erdenglück des einen Lew Nikolaewitsch keinen Groschen wert ist, dass dann das Glück von Milliarden Lews Nikolaewitsches ebenso wenig wert ist, und dann erst erwacht in

einem das Verlangen und die Frage, ob man nicht Denjenigen lieben könnte, der die Quelle und der Urgrund von allen diesen Geschöpfen ist. Indes geht es nicht an, jemanden zu lieben, den man gar nicht kennt, und zu dem man sich nicht hingezogen fühlt. Und es kommt dann so heraus, dass das Leben seinen Sinn verliert, und man es nur so hinhält, solange es dauert. Aber dabei ist das doch so einfach! Wenn man auf der ersten Stufe erkannt hat, dass, den eigenen Körper zu lieben, seinen Zustand zu verbessern, und seine Wünsche zu befriedigen — zwecklos und dumm ist, dürfte man sich nicht selber aufgeben, man brauchte sich nur zu fragen: — wer eigentlich das wirkliche „Ich" ist. Und wenn man das begriffen hat, dann braucht man bloss jene ganze Liebe, die man zu seinem körperlichen Ich empfand, auf dieses Geistige zu übertragen, und ebenso alle Mühe, alle Anstrengungen, die man auf die Verbesserung dieses Ichs verwandte und auf die Befriedigung seiner Wünsche, auf die Verbesserung des geistigen Ichs zu verwenden — auf seine Befreiung von allem dem, das es verhüllt, auf die Befriedigung seiner Wünsche, und dann erlebt man statt Enttäuschung immer mehr und mehr Entzücken, und nicht nur das, vielmehr Ruhe, Festigkeit und Freude. Und jener Tod, der einem so furchtbar vorkam, wird zu einem gewünschten Endziel. Für den körperlichen Menschen gilt das Alter, das Erlöschen der Lüste, der Leidenschaften und sogar der Empfindungen für ein Übel, bedeutet es die Vernichtung gerade der Grundlage des Glückes, — der Tod aber ist für einen solchen Menschen das schreckliche Ende von allem. Für den geistigen Menschen hingegen bedeutet das Alter eine Förderung in seiner Arbeit an sich selber, bedeutet es eine Befreiung von allem, was sein Bewusstsein umnebelt; und der Tod bedeutet für ihn ganz das Gleiche, wonach er überhaupt hinstrebt — die Vereinigung mit jenem Urgrund, den er in sich selber erfasst. Nicht nur das, auch dasjenige, womit man sich gewöhnlich bestrebt dem körperlichen Leben einen höheren Sinn zu geben: der Menschendienst und der Glaube und die Liebe zu Gott, sie vereinigen sich ganz von selber mit einem solchen Leben. Je mehr ein Mensch erleuchtet ist von dem göttlichen Lichte, je besser er wird, um so gewisser und fruchtbringender wird seine Tätigkeit für die Mitmenschen, und um so natürlicher, ja um so unerlässlicher wird für ihn die Liebe zu Gott, zu dem Gott, den er mehr und mehr in sich selber erfasst. Verzeihen Sie mir, dass ich Ihnen so ausführlich dasjenige schreibe, was Sie selber besser wissen als ich, — aber Ihr Brief brachte mich auf diese Gedanken, und da wollte ich sie Ihnen mitteilen. Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[145.] An N. N. Jassnaja Poljana, 11. März 1907.

Ihr Brief bereitete mir eine solche Freude, dass ich mich geradezu fürchte, sie mir zu wünschen und mich ihr hinzugeben — die Freude: zu erkennen, dass meine Tätigkeit mir offenbar gute Früchte bringt,

und dass die Zahl derjenigen Menschen, die mir im Geiste nahestehen, im Zunehmen begriffen ist.

Ihr Brief gefiel mir — das ist nicht das richtige Wort: er rührte mich geradezu durch seinen Ernst, seine Aufrichtigkeit und Einfachheit. Ich bin mit allem einverstanden, was Sie schreiben, und besonders damit, dass die Hauptfrage für einen jeden nicht die ist: „Was soll man tun?" vielmehr: „Wie soll man handeln?" „Wie soll man leben?" Die erste Frage macht nur ein kleines Teilchen der zweiten aus und geht aus ihr hervor.

Die Mehrzahl derjenigen Menschen, welche der Wahrheit zu folgen wünschen, begehen den Fehler, dass sie die Frage „Wie soll man leben?" mit der Frage „Was soll man tun?" verwechseln.

Ich glaube, wenn man es sich zur Hauptaufgabe macht, in einer Gemeinschaft zu leben, und die Lehre der Wahrheit zu verbreiten, so ist das ein solcher Fehler. Aus Ihrem Briefe ersehe ich, dass Sie die Lehre der Wahrheit Christi ganz genau ebenso auffassen wie ich, und Ihnen zu sagen, man solle sich keine äusseren weltlichen Ziele zum Hauptziel setzen, dies Ihnen zu sagen, wäre überflüssig. Dagegen ist es natürlich, dass man dasjenige Leben und diejenige Tätigkeit auswählt, die unserer Weltanschauung am wenigsten widersprechen, und deshalb ist es begreiflich, wenn Sie die Medizinische Akademie zu verlassen und in eine landwirtschaftliche Gemeinde einzutreten wünschen. Sie stimmen hierin durchaus überein mit der Mehrzahl meiner jungen Freunde, unter anderm auch mit jenem N., dessen Adresse ich Ihnen beifüge, und dem ich Sie mitzuteilen bitte, ich habe gestern seinen Brief erhalten und werde ihm antworten, ich fürchte nur, dies werde nicht so bald sein, da ich sehr viel zu tun habe, und mich in der letzten Zeit sehr schwach fühle. Ich möchte Ihnen noch mehr schreiben, ich endige aber lieber. Ich freue mich sehr darüber, mit Ihnen in Verbindung getreten zu sein.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

N. wird Ihnen noch Adressen geben. Ich schicke sie Ihnen aber auch und auch noch einen Brief, den mein bei mir wohnender Freund Machowitzki für Sie abschrieb, und den ich von K. am gleichen Tage mit dem Ihrigen erhielt.

[146.] An F. Jassnaja Poljana, 9. Juli 1907.

Ich erhielt Ihren Brief, mein lieber F., und möchte nicht gerade sagen, dass er mich betrübt hat, ich bin nur unruhig: ich fürchte für Sie, ob Sie wirklich aushalten werden, ob Sie sich zu Nutzen Ihres wirklichen, eigentlichen Selbstes dieser körperlichen Entbehrung und diesem Leiden aussetzen. Das wäre so nötig, und aus Ihrem Briefe ersehe ich, dass Sie wünschen, es wäre so. Halten Sie sich in der Hand, geben Sie acht auf sich selber, damit es auch wirklich so sei, mein lieber Freund. Es liegt ja auch eine erhabene Freude darin: in jenem

geistigen Schiff rasch dahingetragen zu werden vom Winde des Willens Gottes, d. h. sich mehr und mehr mit ihm zu vereinigen, so dass man ihn schliesslich gar nicht mehr merkt, wie man ja auch den Wind nicht merkt, wenn man von ihm dahingetragen wird. Erstaunlich und betrüblich ist die Ursache Ihrer Gefangensetzung. Derjenige Grundsatz, den Christus schon zu seiner Zeit für so sehr von allen anerkannt hielt, dass er lediglich von der weitergehenden höchsten sittlichen Forderung sprach — für diese Behauptung richtet und straft man jetzt. Sie spielen eine gute Rolle. Gott möge Ihnen helfen. Ich küsse Sie

L. Tolstoi.

[147.] An den Bauer M. P. Nowikoff

Jassnaja Poljana, 4. September 1907.

M. P. Gestern erhielt ich Ihren Brief. Er rief in mir gemischte Gefühle hervor. Meine erste Empfindung war Erbitterung und nicht Wohlwollen für Sie — ich verurteilte Sie. Gestern und in der Nacht auf heute habe ich dann viel nachgedacht, gegen diese meine Empfindung angekämpft, und da bin ich denn jetzt heute in einen solchen Seelenzustand geraten, dass ich Ihnen ruhig und vor allem liebevoll zu antworten vermag. Jenes nicht gute, nicht schöne Gefühl (verzeihen Sie mir), von dem Ihr Brief durchdrungen ist, schien auch mich angesteckt zu haben: Ich wollte Ihnen beweisen, dass Sie unrecht haben, ich wollte Sie verurteilen. Als ich mich aber auf die Beweggründe besann, die Sie leiteten, ward ich anderer Ansicht, besser gesagt änderte ich meine Empfindung, und statt des Zornes, zu dem mich Ihr Brief verführt hatte (d. h. er hatte mich angesteckt), fühle ich jetzt aufrichtiges und liebevolles Mitleid mit Ihnen — und in dieser Stimmung schreibe ich Ihnen auch jetzt. Das Mitleid, das ich empfinde, wird keineswegs hervorgerufen durch jenen Zustand Ihres Magens, der, wie Sie sagen, mit ungeniessbarer Speise angefüllt ist, während gleichzeitig satte Herren, von satten Pferden gezogen, an Ihnen vorüberfahren, während Ihr Hund von Verwalter auf das Volk die Zähne fletscht und höhnt über die furchtbaren, qualvollen Empfindungen, die Sie hierbei hegen. Mitleid habe ich dagegen mit jenem qualvollen, nutzlosen Gefühl, und vor allem mit jenem Geistes- und Seelenzustand und jener geistigen Verwirrung, bei der derartige entsetzliche Empfindungen des Hasses gegen Mitmenschen, gegen Brüder, und des Neides um derjenigen materiellen Vorteile wegen, über die jene zufällig verfügen. — Diese Empfindungen sind auch noch deshalb ganz besonders qualvoll, weil diejenigen Menschen, die sie hegen, die Neigung haben, das qualvolle Gefühl des Zornes immer stärker in sich selber zu entflammen, und dabei das Ungünstige ihrer eigenen Lage ebenso zu übertreiben wie die günstige Lage derjenigen, welche diese Empfindungen hervorrufen.

Die Seelenstimmung aber, die Sie zu diesem Zustand veranlasst, und die in mir Mitleid mit Ihnen hervorruft, das ist jener völlige Un-

glaube an das geistige, d. h. wirkliche Leben, den Sie wie etwas Ihnen sehr Teures oftmals in Ihrem Briefe äussern. Gleich als seien Sie zufrieden mit Ihrer Entdeckung, und so, als höhnten Sie wie über etwas längst Abgetanes, sprechen Sie mehrmals über den Unglauben, darüber, es sei dumm, anzunehmen, „der Mensch lebe nicht von Brot allein". Dabei stammt aber gerade daher, dass Sie hieran nicht glauben, dass Sie nicht an das geistige Leben glauben, dass Sie nicht an das Verpflichtende der Forderungen des geistigen Lebens glauben, dass Sie nicht an Gott glauben — gerade daher stammt auch Ihr Leiden und Ihr ganzes Unglück. Unter anderem schreiben Sie: Sie empfänden einiges Unbehagen aus dem Grunde, dass Sie ein eben erst zum Glauben Bekehrter seien. Ich glaube indes, Sie sind das gar nicht, Sie sind vielmehr ein Ungläubiger. Darin, dass man seine Kinder ohne Beteiligung der Geistlichkeit beerdigen lässt, dass man nicht fastet und nicht zur Kirche geht, darin beruht der Glaube keineswegs; Sie hegen die verneinenden Vorurteile des alten Glaubens, aber keineswegs einen Glauben. Und darin, dass Sie nicht an die geistige Grundlage des Lebens und dessen Forderungen glauben, gerade darin beruht Ihr Unglück, keineswegs darin, dass es Ihnen an Grund und Boden fehlt, und dass wir in einer falschen Wirtschaftsordnung leben.

Würden Sie an diese geistige Grundlage des Lebens glauben und daran, dass ihre Forderungen verpflichtend sind, so würden Sie nicht wie jetzt, es für die erste und unerlässlichste Bedingung ihres Lebens halten, sich einen gesonderten landwirtschaftlichen Besitz zu errichten und aufrecht zu erhalten. Würden Sie nicht an die Notwendigkeit eines solchen Lebens glauben, vielmehr daran, dass Ihr Leben nichts anderes ist, als eine Offenbarung jener ausserräumlichen und ausserzeitlichen Grundlage innerhalb ihrer beschränkten Form und in dieser Welt, die Sie in sich selber erfassen, und dass nicht nur das hauptsächliche, vielmehr das einzige Ihnen angemessene Leben und Wirken in dem Streben nach Vereinigung mit allem Lebendigen beruht, d. h. in der Liebe. Dann würden Sie nicht wie jetzt Ihr Leben aufbauen nach einem von Ihnen persönlich ausgedachten und Ihnen über alles wertem Programm (mag dies Programm auch gut sein), Sie würden vielmehr, in Erfüllung des Willens jener höchsten Grundlage, es dem Schicksal und den Umständen überlassen, Sie in diese oder jene Bedingungen zu versetzen. Vielleicht würden Sie, indem Sie das höchste Gesetz der Liebe zu allen erfüllen, in den von Ihnen geliebten Bedingungen verharren, vielleicht müssten Sie Ihr Leben ganz anders einrichten, wie es sich aber auch gestalten möge, Sie würden dann unter allen Umständen, indem Sie das höchste Gesetz der Liebe befolgen, zweifellos auf die beste Art verfahren, und in der Liebe, nicht im Hass gegen die Menschen das wirkliche Heil finden.

Die unnormalen wirtschaftlichen Verhältnisse, über die Sie sich beklagen, liegen glücklicherweise derart vor aller Augen, und sie können

dabei gar nicht beseitigt werden durch Klagen, auch nicht durch Hass, und erst recht nicht durch Gewalttat, die aus dem Hass hervorgeht, vielmehr einzig und allein durch ganz die gleiche Erkenntnis der geistigen Ursache dessen, dass „der Mensch nicht vom Brot allein lebt" (das kommt Ihnen so albern vor), und durch die Liebe, die aus dieser Erkenntnis entspringt.

Sehen Sie, mein lieber Bruder Michael Petrowitsch, was ich Ihnen da so offen aussprach, kann vielleicht auf Irrtum beruhen, es ist aber meine ernsthaft empfundene Anschauung von Ihrem Seelenzustand.

Aus dieser Anschauung können Sie selber den Schluss ziehen, dass, wenn ich auch Ihren Wunsch erfüllen könnte (ich kann das aber nicht, da ich gar kein eigenes Geld besitze), ich das doch nicht tun würde, da ich sehr viele Menschen antraf und kenne, die bei weitem dringender als Sie Geldunterstützung bedürfen. Ich kenne Sie: Sie sind ein sehr gescheiter und sehr stolzer Mensch, ich glaube aber, gleichzeitig damit lebt in Ihnen auch eine grosse sittliche Kraft — eine religiöse Empfindung. Ich rechne auf Sie und möchte Sie gar sehr um folgendes bitten: Ganz ebenso wie ich über Ihren Brief nachdachte, so denken auch Sie über den meinigen nach, und bekämpfen Sie jenes hässliche Gefühl, das er in Ihnen wachrufen kann, und verzeihen Sie mir auf jeden Fall, wenn etwas darin Sie vielleicht beleidigte. In voller Aufrichtigkeit kann ich das wiederholen, was ich zu Beginn meines Schreibens äusserte: dass ich nämlich Ihnen gegenüber gar keine andere Empfindung hege, als Freundschaft und Liebe.

Antworten Sie mir, wenn Sie das Gleiche empfinden. Wenn nicht — so antworten Sie mir lieber nicht.

Ich werde dann wissen, dass Sie mit mir nicht einverstanden sind — und ich glaube, das wird nur zeitweilig der Fall sein. Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[148.] An A. J. Ikonikoff Jassnaja Poljana, Oktober 1907.

Ich erhielt Ihren Brief, mein lieber, teurer Bruder Ikonikoff, und zu gleicher Zeit auch Ihr Schreiben an J. F. Naschiwin, das er mir einsandte.

Ich freue mich, ich freue mich, ich freue mich über Ihren Seelenzustand und danke Gott dafür, und nicht nur für das, was Er damit für Sie allein, vielmehr auch für alle diejenigen Menschen tat, — und der erste davon bin ich —, die noch hierbei Bekräftigung und Bestätigung ihres Glaubens an die Wahrheit finden und finden werden, ihres Glaubens daran, dass das wirkliche Leben nicht im Leibe, vielmehr im Geiste beruht — und das kommt in Ihrem Leben zu so klarem Ausdruck. Ich danke Ihnen sehr, nicht für Ihre Lebensführung, die steht über jedem Dank, vielmehr dafür, dass Sie mir so richtig und schön sowohl das schilderten, was in Ihnen vorging, wie auch Ihren jetzigen Seelenzustand. Gott helfe Ihnen, lieber Bruder, dieses selbige

innere geistige Leben fortzuführen, in welchen Lebensverhältnissen Sie sich auch befinden mögen: im Gefängnis oder in der Freiheit. Ich kann zwar nicht umhin, zu wünschen und zu hoffen, dass Ihre Prüfung einmal ein Ende nehme. Ich bemühe mich, genauer in Erfahrung zu bringen, wie in Hinsicht auf Sie diejenigen verfahren können und müssen, welchen die Macht über Ihren Körper zusteht.

Ihr Sie liebender Bruder Leo Tolstoi.

Ihr heutiger Brief erregte in meiner Seele ein ganz besonders lebendiges und gerührtes Gefühl der Dankbarkeit und Liebe zu Ihnen. Kann ich Ihnen nicht irgendwie dienlich sein? Gönnen Sie mir diese Freude.

[149.] An P. P. K. Jassnaja Poljana, Dezember 1907.

..... Ich glaube, Ihr Fehler lag darin, dass Sie Veränderungen der äusseren Lebensform und Ihres Wirkens zu dem Zwecke erstrebten, um jenes neue Leben zu beginnen, das einen solchen Reiz auf Sie ausübt. Ich meine, man muss ein solches neues Leben ohne äussere Vorbereitung beginnen, vielmehr sofort, in der Lage und an dem Orte, wo man sich gerade befindet: sei es im Gefängnis, im Eisenbahnwagen oder in einem Schloss. Das Wesentliche dieses neuen Lebens muss ja in dem Streben nach Vereinigung mit den andern Menschen bestehen (vornehmlich mit den Menschen), und mit Gott, nach einer Vereinigung, die durch Liebe hervorgerufen wird und sich durch sie äussert. Sich selber zu dieser Liebe zu erziehen, sie in sich wach zu halten, zu mehren, sich an diese Liebe zu gewöhnen, darauf müssen jetzt alle, alle Ihre Kräfte gerichtet sein. Wenn man es den äussern Bedingungen seines Lebens überlässt sich so zu gestalten, wie sie es wollen, so werden sich diese Bedingungen unter dem Einfluss eines auf die Verstärkung der Liebe in sich selber gerichteten Lebens ganz von selber auf die beste Weise ordnen.

Ich schreibe Ihnen dies, mein lieber Freund, nicht deshalb, weil ich Ihnen antworten will, und weil ich vermute, dass dies vielleicht auch richtig ist, — vielmehr deshalb, weil ich weiss, dass dies die Wahrheit ist, sowohl der inneren Stimme, als der Vernunft nach und nach den zweifellosesten, überzeugendsten Erfahrungen. Das weiss ich ganz ebenso gewiss, nein, noch viel gewisser, als dass ich einen Körper habe, und dass ich auf der Erde stehe.

Erfahren Sie das einen Tag, zwei Tage, eine ganze Woche hindurch, und Sie werden ebenso überzeugt und ebenso ruhig im Tode wie im Leben sein und keinen mehr nach irgend etwas fragen. Leben Sie wohl. Ihr Sie liebender L. Tolstoi.

[150.] An A. Schkarwan Jassnaja Poljana, 15. März 1907.

Ich danke Ihnen, mein lieber Schkarwan, dafür, dass Sie meinen deutschen Brief korrigierten, und vor allem für Ihren schönen Brief, der mir einen tiefen Einblick in Ihre gütige Seele vermittelte. Ich ge-

denke Ihrer stets mit wirklicher Liebe, die nicht die geringste Anstrengung erfordert, vielmehr im Gegenteil ein Körnchen von günstiger Voreingenommenheit in sich schliesst. Ich freue mich zu erfahren, dass Ihr Leben vornehmlich ein geistiges und deshalb auch unabhängig von allen äusseren Bedingungen und somit vornehmlich ein glückliches ist. Über mich wissen Sie wahrscheinlich alles von dem lieben Duschan (ich kann ihn gar nicht erwähnen ohne diesen ihm von Rechts wegen zukommenden Zusatz).

Sie schreiben mir, ich teile die Weltanschauung in drei Arten. Stellen Sie sich einmal vor, ich kann mich durchaus nicht entsinnen, wo ich diese Einteilung machte, auch stammt dieser Gedanke überhaupt nicht von mir, ich nahm ihn vielmehr von Birjukoff, und ganz umsonst. Denn diese dritte Weltanschauungsart: die gesellschaftliche — ist eine sehr oberflächliche. Es gibt nur zwei wirkliche Weltauffassungen, wie es auch nur zwei Grundlagen des Lebens gibt: Eine beschränkte und eine unbeschränkte, eine körperliche und eine geistige, eine tierische und eine göttliche. Ich möchte Ihnen dabei im Vertrauen sagen, dass meine Beziehung zu den zwei andern für ewig geltenden Dichtungen „Die göttliche Komödie“ und „Das verlorene Paradies“ die ist, dass ich sie mit grosser Mühe zu Ende las und sogleich im Augenblick schon alles vergessen hatte, was ich gelesen hatte. Leo Tolstoi.

[151.] An E. J. Popoff 7. April 1907.

Lieber Jewgeni Iwanowitsch! Es ist schon lange her, dass ich Ihren ersten Brief, über die Erziehung, erhielt, aufmerksam durchlas und sogleich wieder las. Meine Meinung ist folgende: — Ihnen kann und muss man darüber schreiben. Ich glaube, Sie werden damit etwas Neues und Nützliches sagen. — In diesem ersten Brief ist der erste Teil einwandfrei, der zweite, der Plan einer Schule, befriedigt mich weniger. In den Einzelheiten darüber, wie man die grundlegenden Richtungen verwirklichen soll, sind vielleicht viel zu viel verschiedene Erwägungen, viel zu viel verschiedene Mittel zum Erreichen dieser Zwecke angegeben. Das, was Sie schreiben, kann so unanwendbar oder unrichtig erscheinen. Überhaupt, diese Einzelheiten sind Sache der Praxis. Ich will damit übrigens nicht sagen, dieser zweite Teil sei misslungen oder unnötig, vielmehr nur, dass er weniger überzeugend ist als der erste, den ich vortrefflich finde. Durchaus billige ich auch den weitern Plan, besonders was die Unterweisung in der Kunst des sittlichen Lebens anbetrifft, und Ihre Bemerkung darüber, dass diese Kunst allen andern Künsten und Wissenschaften an Wichtigkeit millionenmal vorausgeht. Bei uns ist aber das, was eine Million sein müsste — gleich Null. Diese Kunst ist dabei nur auf einem gegründet, auf der Religion, auf der Anerkennung einer ausserhalb der eigenen Person gar nicht erreichbaren, aber durchaus bestehenden (ja einzig und allein wirklich be-

stehenden) Grundlage, und darauf, dass man seine Beziehungen zu dieser Grundlage so verständlich, notwendig und allgemein gültig gestaltet, dass hierdurch das Leben seine Erklärung findet und erleichtert wird. Alles in dieser Anerkennung dieser Grundlage ist zwar eine im Laufe der Jahrhunderte ausgearbeitete Beziehung zu ihr, diese Beziehung selber ward aber derart mit Irrtümern durchsetzt, und derart verdunkelt, dass man sie erst wieder reinigen, ja fast von neuem wieder herstellen muss, bevor man sie den Kindern überliefern kann, und daran arbeiten wir ja alle.

Ich habe Ihnen so lange nicht geantwortet, weil ich ganz und gar ausgefüllt bin durch meine Beschäftigung mit den Bauernkindern, die ich nur hierin unterweise. Ich empfinde die ganze furchtbare Schwere einer solchen Arbeit, ich lasse aber den Mut nicht sinken: Geben auch Sie sich nicht der Verzweiflung hin. Ich bin überzeugt, Ihre weiteren Briefe werden sehr schön sein. Leben Sie wohl.

Leo Tolstoi.

[152.] An J. F. Naschiwin — Jassnaja Poljana, 24. April 1907.

Aus dem Brief des indischen Predigers Baba Barati machen Sie Auszüge, doch nur solche, durch die ihm keine Unannehmlichkeiten erwachsen. Ich habe ihn schon gebeten, meinen Brief an ihn nicht zu drucken, und da wird plötzlich sein Brief im Druck erscheinen und noch in einem für ihn unangenehmen Sinn.

Was aber meinen Brief an Sie anbetrifft, mein lieber Iwan Fedorowitsch, so denke ich, Ihre unmittelbare Empfindung sagt Ihnen mit Recht, es sei nicht nötig, ihn zu veröffentlichen.

Ich begreife durchaus, wie unangenehm (ich kann nicht sagen: schmerzhaft) es einem sein muss, dass eine grosse und durchseelte Arbeit, die für die Menschen bestimmt war, noch nicht (und vielleicht überhaupt niemals) den Zugang zu ihnen fand. Indes bei jeder richtigen Arbeit (und für eine solche halte ich die Ihrige), sind die Folgen zweifellos und stets wohltätig für den, der sie verrichtete, selber. Das lassen Sie sich gesagt sein, und söhnen Sie sich damit aus. Diese Aussöhnung — ist dann eine weitere wohltätige Folge.

Ich habe niemals etwas gehabt gegen die Veröffentlichung von irgend etwas von mir. Was Sie aber betrifft, so rate ich das nicht. Grüssen Sie Ihre Frau. Ihr Sie liebender — Leo Tolstoi.

[153.] An A. Schkarwan — April 1907.

Ich danke Ihnen, lieber Bruder Schkarwan, für Ihren Brief. Der Verkehr mit Ihnen ist mir stets erfreulich. Über die Politik denke ich genau so wie Sie, und die Beschäftigung mit ihr kommt mir gleichzeitig lächerlich und widerlich vor. — Dass in meinem „Lesebuch" nichts über die Keuschheit enthalten ist, hat mich sehr erstaunt und betrübt. Ich werde bestrebt sein, dies in der nächsten Ausgabe wieder gut zu machen, da ich ja die Keuschheit, das Streben nach grösst-

möglichster Keuschheit, für die wichtigste Bedingung des geistigen Lebens halte, und für ein untrügliches Kennzeichen der Aufrichtigkeit dieses Strebens.

Dass es für die Kinder besser sei, nicht in die Schule zu gehen, unterliegt für mich gar keinem Zweifel, die Entscheidung hängt aber hier sowohl von der Mutter ab, wie von den Kindern selber, so dass man gar nicht sagen kann, welcher Entschluss dabei herauskommt. Ich glaube, man muss die Kinder als Hauptfach im Gesetz Gottes unterrichten, im Gesetze des Lebens, worin man bei uns überhaupt nicht unterrichtet, oder, was noch schlechter ist, falsch unterrichtet. Ich denke, ebenso wie man in allen Familien die Kinder im ABC unterrichtet, ganz ebenso und vor allem müsste man die Kinder neben sich setzen und sie zu lehren beginnen, dass alles Gute auf der Welt seinen Ursprung aus der Liebe nimmt, alles Schlechte aus dem Mangel an Liebe kommt, dass Gott die Liebe ist usw., das muss man den Kindern zum Verständnis bringen und immer wieder vor ihnen wiederholen, dass dieses das eigentliche ABC ist. — Das kann man und sollte man. Aber dazu ist nur ein liebender Vater oder eine liebende Mutter imstande. Ich küsse Sie, Ihre Frau und Ihre Kinder. L. Tolstoi.

[154.] An E. J. Popoff — Jassnaja Poljana, 9. Juni 1907.

Ihre Übersetzung des Buches „Was der Onkel Doktor erzählte" erhielt ich, mein lieber Jewgeni Iwanowitsch. Die Schrift ist zwar ein wenig gekünstelt, aber immerhin gescheit abgefasst. Mich beschäftigt diese Frage (über die sexuelle Aufklärung der Kinder) ausserordentlich. Ich kann aber durchaus zu keiner Entscheidung kommen: Ob man dies den Kindern mitteilen muss oder nicht. Meine unmittelbare Empfindung sagt mir, dies sei nicht nötig, und ich könnte das bei meinen Kindern nicht tun. — Ich wage aber nicht, diese Frage ganz allgemein zu entscheiden. — Ihren Entschluss, allein zu leben, billige ich durchaus. Meine Gesundheit ist in Hinsicht auf mein Alter allzu gut.

Ihr Sie liebender — Leo Tolstoi.

[155.] An J. M. Treguboff — 26. September 1907.

Ihren Brief erhielt ich, mein lieber J. M., und ich beeile mich, ihn zu beantworten. Malewany, der Vater, ist so vernünftig, dass ich es gar nicht für nötig hielt, ihn zu fragen, ob er sich für Gott halte. Ich frug ihn nur, ob er die Verehrung, die man ihm entgegenbringt, nicht für überflüssig hält. Er antwortete mir, er sei stets bemüht, sich dem zu widersetzen. Er ist ein sehr geistesstarker, aber nur wenig geistig beweglicher Mensch.

Sein Sohn, der nach ihm eintraf, steht mir, so scheint mir, besonders nahe.

Das einzige, worin wir beide nicht völlig übereinstimmten, betraf das, worin, wie mir scheint, auch wir beide verschiedener Meinung sind. Nämlich: Er schreibt der Predigt eine grosse Bedeutung zu,

während ich sie durchaus für unnötig halte. Man muss alle seine Kräfte auf sich selber verwenden, um sein Leben in Einklang zu bringen, zu verschmelzen mit dem Willen Gottes. Da aber Gottes Wille darauf gerichtet ist, dass alle Menschen am Heil Anteil haben sollen, so erweist sich die Vereinigung des eigenen Willens mit dem Willen Gottes als das sicherste und wirksamste Mittel, das Heil aller zu fördern. Der Unterschied besteht darin, dass ich die bewusste, beabsichtigte Predigt stets für etwas Schwaches, Unvollständiges und häufig ganz Überflüssiges halte; die unbewusste Predigt hingegen, die aus der ganzen Lebensführung herausströmt, ist stets aufrichtig und wirkt immer bei weitem mächtiger. Ich werde mich sehr freuen, wenn Sie uns besuchen werden.
Leo Tolstoi.

[156.] An A. E. Ikonikoff Jassnaja Poljana, 2. Nov. 1907.

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut, mein lieber Bruder Anton Iwanowitsch! Ich kann nur meine aufrichtige Freude haben an dem Seelenzustand, in dem Sie sich befinden, und der in Ihren Briefen zum Ausdruck gelangt. Gott möge Ihnen weiter beistehen. Obgleich ich durchaus überzeugt bin und mit Bestimmtheit weiss, dass Sie das, was Sie tun, für Ihre Seele und für Gott tun, kann ich gleichwohl nicht umhin, Ihnen zu sagen, einen wie wohltätigen Widerschein Ihr Leben in den Herzen der Menschen findet, darunter auch in dem meinigen, und dass ich Ihnen dafür von Herzen dankbar bin. Bitte, benachrichtigen Sie mich, wenn auch nur mit wenigen Worten, über jede Veränderung in Ihrer Lage.
Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[157.] An J. F. Naschiwin Jassnaja Poljana, 15. Dez. 1907.

Sie schreiben mir gar nichts von der Gesundheit Ihres Kindes, und ich schliesse daraus, dass alles gut geht . . . . . . Grämen Sie sich nicht darüber, wenn Sie zeitweilig äusserlich wenig arbeiten. Zu solchen Zeiten geht dort, in der Tiefe der Seele, die wirklichste und nötigste Arbeit vor sich. Nun auf Wiedersehen, mein lieber Freund, ich grüsse Sie und Ihre Gattin.
L. Tolstoi.

[158.] An J. M. Treguboff 1. Januar 1908.

Ich erhielt Ihren Brief, lieber J. M., und Ihre Entwürfe zu einer Gemeinschaft, und ich beeile mich, Ihnen darauf zu antworten. Ganz im allgemeinen möchte ich nur sagen, dass ich mich über Ihre schöne Tätigkeit freue, und es mir Vergnügen bereiten wird, Ihnen nach Kräften behilflich zu sein. Ihren Entwurf zu einer Lebensgemeinschaft las ich aufmerksam, mit der Feder in der Hand, durch, und ich begann bereits Veränderungen vorzunehmen, später aber erkannte ich, dass die Darlegung der Grundlagen der christlichen Auffassung, welche die Menschen miteinander vereinigt, für mich eine Sache von so gewaltiger Wichtigkeit ist, dass ich das entweder selber vornehmen muss, was

ich ja auch tue, oder in der Auslegung anderer nur ganz unbedeutende Randbemerkungen anbringen darf. Das tat ich denn auch, und ich sende Ihnen Ihren Entwurf mit derartigen Randbemerkungen zurück. Ich veränderte einige Worte, und brachte bei einigen Punkten ein Fragezeichen nicht deshalb an, weil ich mit Ihnen nicht einverstanden wäre, vielmehr deshalb, weil ich das für den Zweck überflüssig halte, für den der Plan geschrieben und eingereicht ward. Im allgemeinen scheinen mir seine Grundlagen richtig zu sein, und ich wünsche Ihrer Sache Erfolg . . . .

Grossen Anteil nehme ich an Ihrer den Duchoboren gewidmeten Tätigkeit. Dieser Tage erhielt ich aus Kanada ein Schreiben von einem gewissen Sachatoff, der auf seinem Wege einer Gemeinde von „Freiheitlern" in der Stärke von 80 Mann begegnete, die nach Süden wandern, um sich dort nur noch von Früchten zu nähren und nicht mehr die Tiere zu quälen. Überhaupt nimmt bei den Duchoboren, wie stets bei Menschen, die ein geistiges Leben führen, der innere Fortschritt, die seelische Bewegung niemals ein Ende. Gott helfe Ihnen bei allen Ihren schönen Werken. Ihr Sie liebender L. Tolstoi.

[159.] An L. S. 2. Januar 1908.

Ich erhielt Ihr mir sehr angenehmes und interessantes Schreiben, mein lieber Leonid, und ich möchte Ihnen etwas ausführlicher darauf antworten. Auf Ihre Frage — wie wir unser Leben einrichten sollen — antworte ich mit der Verneinung dieser Frage selber: Unser Leben zu gestalten steht gar nicht in unserer Macht, und alle Versuche, eine solche Anordnung vorzunehmen, stören nur jene Ausgestaltung von ihm, die uns bevorsteht, von der wir nichts wissen und die ein und dieselbe und die allerbeste ist, sowohl für uns selber, wie für alle, die mit uns in Berührung kommen. Die Aufgabe unseres Lebens, sein Sinn — hierin werden Sie mir sicherlich beistimmen — beruht darin. dass wir mit der ganzen uns verfügbaren Kraft jenen Gott der Liebe offenbaren sollen, der in uns lebt; um ihn aber in Erscheinung und Wirksamkeit zu bringen, müssen wir sehr viel an uns selber arbeiten, daran, die Sünden auszurotten, die uns ganz erfüllen, und die verhindern, dass unsere Liebe in Wirksamkeit tritt — jede Gefälligkeit, die wir unserem Körper erweisen, Müssiggang, Wollust, Übelwollen, Ruhmsucht vor den Menschen, Stolz auf die eigene Person, auf unsern Stand, auf unser Volk, und Ungerechtigkeit jeder Art, jede Art von Aberglauben: den an die Kirche, an den Staat, an die Wissenschaft und an die Kunst. Das alles hat sich so tief in uns eingefressen, und verdunkelt und betäubt derart den Geist Gottes in uns, dass man niemals hartnäckig und angespannt genug mit dem allen kämpfen kann, wenn man immer mehr den Geist Gottes, die Liebe, in sich freimachen und das Heil geniessen will, das dies stets wachsende innere Freisein gewährt. Verwenden Sie nur alle Ihre Kräfte auf diese Anstrengung

— auf die Bemühung, durch die das Reich Gottes in uns selber verwirklicht wird. Verwenden Sie jeden Augenblick der Gegenwart möglichst restlos auf diese innere Arbeit der Selbstvervollkommnung — der Selbstbefreiung, und Ihr Leben — wird diejenige Gestalt annehmen, die es annehmen soll. Und wahrscheinlich wird es sich durchaus nicht so gestalten, wie Sie das gerne möchten, es wird aber die tatsächlich beste Gestalt annehmen. Ich weiss, wie jenes Leben, das Sie jetzt leben, durch seine äusseren Formen in Widerspruch steht zu Ihren Wünschen, und wie schwer es Ihnen fällt, aber seien Sie überzeugt, Sie werden nirgends, weder in Ihrem eigenen Dorf, noch in einem fremden Dorfe, noch in einer Lebensgemeinde (hier am allerwenigsten) eine solche Lage finden, in der Ihnen Ihre äusseren Beziehungen nicht schwer fallen. Die Schwere dieser Beziehungen ist immer und überall die unerlässliche Vorbedingung unseres Lebens. Und diese Bedingungen werden qualvoll peinlich, wenn wir daran denken, dass das solche Bedingungen sind, die man ändern kann, an deren Stelle man sehr wohl leichtere zu setzen imstande ist. Das ist aber ein Irrtum. Diese Bedingungen werden nicht nur als leichter empfunden, sie hören vielmehr ganz auf, als Qual zu wirken — nur dann, wenn wir auf sie hinblicken, nicht wie auf etwas, das geändert werden kann, vielmehr wie auf einen Stoff, zu dessen Verarbeitung wir berufen wurden, d. h. wie auf eine solche Form des Lebens, bei der, wie bei jeder andern, wir nur eines zu tun haben — den in uns lebenden Geist Gottes in Erscheinung und Wirksamkeit treten zu lassen, und uns durch ihn, vermittelst der Liebe, mit allen zu vereinigen, die uns umgeben.

Im allgemeinen ist mein Rat der: man soll sich gar nicht um das Äussere sorgen, vielmehr alle Kräfte auf das Innere verwenden, Suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles andere wird Euch von selber zufallen, d. h. das Leben wird sich dann so gestalten, wie es sein muss, wenn es in Einklang stehen soll mit der inneren Bemühung.

Ich schreibe Ihnen diejenigen Gedanken, die Ihr Brief in mir wachrief, und von dem, wodurch ich lebe, und womit ich sterbe, ich schreibe Ihnen dies, da ich glaube, dass ich Sie verstehe, Sie verstehe durch die Liebe zu Ihnen (ich schreibe das, was ich keinem anderen schreiben würde, weil ich weiss, wie leicht man diese Gedanken falsch auszulegen vermag). Sehr, sehr erfreulich war mir Ihr Brief. Schreiben Sie mir bitte, damit ich weiss, — nicht was Sie tun (ich möchte gar nicht, dass Sie irgend etwas tun sollen), vielmehr was Gott mit Ihnen tut. Ihr Sie liebender Bruder L. Tolstoi.

[160.] An N. P. Peterson Jassnaja Poljana, 2. Februar 1908.

Lieber Nikolai Pawlowitsch! Es tut mir sehr leid, dass ich nicht dem beistimmen kann, was Sie schreiben, indem Sie so streng meine sehr unbedeutenden und schwachen Legenden kritisieren. Ich kann

Ihnen deshalb nicht beistimmen, weil ich jetzt, an der Schwelle des körperlichen Todes, mich mehr und mehr überzeuge von seiner Wohltätigkeit und der Unmöglichkeit eines Todes für jenen Geist, durch den ich lebe. „Wenn ich durch Ihn lebe, d. h. durch die Liebe . . . .“ und „Wir wissen, dass wir vom Tode zum Leben übergegangen sind, wenn wir unsere Brüder liebgewannen“. Wer seinen Bruder nicht liebt, hat nicht das ewige Leben, das in ihm ist. Wer aber seinen Bruder liebt, der hat das ewige Leben, das in ihm ist. Ich glaube nicht nur hieran, ich empfinde vielmehr durch mein ganzes Wesen die Wahrheit dieser Worte.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[161.] An M. M. D. Jassnaja Poljana, 27. Februar 1908.

Liebe Maria Michailowna! — Ich möchte Sie Schwester im Geiste nennen — wenn ich wüsste, dass Sie mir diese Benennung gestatten. Soeben las ich Ihren Brief, der mich tief gerührt hatte, meiner Frau vor. Sie haben mich auf das aufmerksam gemacht, was mir bei meinem Leichtsinn und bei meinem Egoismus gar nicht in den Kopf gekommen war, dabei ist aber das, was Sie mir klar machten, von sehr grosser Wichtigkeit. Die Lobeserhebungen aus Anlass meines Jubiläums, zu denen jetzt Vorbereitungen getroffen werden, sind mir im höchsten Grade — ich sage nicht peinlich, vielmehr geradezu qualvoll. Ich bin so alt, ich bin dem Tode so nahe, ich empfinde einen so heftigen Wunsch, dahin zu gehen, zu Ihm zurückzukehren, von Dem ich kam, dass alle diese jämmerlichen Offenbarungen der Ruhmliebe und Eitelkeit mir nur peinlich sind. Das alles geht mich indes nur persönlich an, und ich hatte gar nicht an das gedacht, wovon Sie mir schreiben: Was für einen schweren Eindruck in denjenigen Menschen, die ganz ebenso glauben wie Sie, aufrichtig und tief — alle diese Lobeserhebungen eines solchen Menschen auslösen werden, der das zerstörte, woran sie glauben. Das war mir gar nicht eingefallen, und Sie haben mich jetzt daran erinnert. Ich beeile mich loszukommen von dieser übeln Sache, von jeder Beteiligung an ihr, von jeder Beleidigung solcher Menschen, die, wie Sie, mir bei weitem, ja unvergleichlich näher stehen als alle diejenigen Menschen, die gar nicht glauben, und die, Gott weiss wozu, für welche Zwecke, mich loben und alle diese banalen, niemandem nötigen Worte sagen werden. Ja, meine liebe Maria Michailowna, je älter ich werde, um so mehr überzeuge ich mich, dass wir alle, die wir an Gott glauben, wenn unser Glaube nur aufrichtig ist, dass wir alle miteinander vereinigt sind, dass wir alle Söhne desselben Vaters, und unter uns Schwestern und Brüder sind. Ob wir es wollen, oder ob wir es nicht wollen, wir bilden alle eine einzige Einheit — und damit leben Sie wohl, liebe Maria Michailowna. Ich danke Ihnen, dass Sie an mich gedacht haben. Der Briefverkehr mit Ihnen ist mir höchst erfreulich. Wäre ich bei Ihnen, so würde ich Sie ganz einfach

um die Erlaubnis bitten, Sie zu küssen, wie der Bruder seine Schwester küsst. Jetzt aber leben Sie wohl. Ich danke Ihnen für die mir erwiesene Liebe und bitte Sie, sie mir nicht zu entziehen. L. Tolstoi.

[162.] An Arwid Ernfeld Jassnaja Poljana, 27. Febr. 1908.

Über Ihren Brief habe ich mich sehr gefreut, mein lieber Arwid, wenn es mir auch leid tat, zu erfahren, dass Sie dort waren. Wir wollen unsere Kräfte zusammennehmen, mein lieber Freund. Von einem Christen kann gar nichts Schlechtes ausgehen — ausser demjenigen, was in ihm selber ist. Was aber in ihm selber ist, das steht auch in seiner Macht . . . . . Was indes den Brief Ihrer Journalisten anbetrifft, so fühle ich mich durchaus ausserstande, den Wunsch jener zu erfüllen, da ich überhaupt kein Finnland kenne und kennen kann, ebensowenig, wie ich kein Russland kenne und kennen will. Ich kenne nur Menschen, die an verschiedenen Stellen des Erdballs leben, und mir keineswegs deshalb mehr oder minder nahestehen, weil sie aus einer seltsamen Verwirrung heraus sich als Untertanen dieser oder jener Regierung auffassen, und gewöhnt sind, in dieser oder jener Sprache zu sprechen, vielmehr deshalb, weil und wie weit wir mit ihnen vereinigt sind durch eine und dieselbe Auffassung des Lebens und durch die Liebe zu einander, die aus einer solchen Auffassung hervorströmt. Es gibt gar keine äusseren Lebensbedingungen, bei denen Menschen — gute Menschen — so schreckliche Verbrechen begehen könnten wie diejenigen, die im Namen des Patriotismus geschehen. Ich begreife sehr wohl, dass unterdrückte Völker, wie das polnische und das finnländische, ganz besonders leicht einer so furchtbaren Versuchung erliegen können, aber gleichwohl vermag ich nicht ohne Bedauern an die Menschen zu denken, die ihr unterliegen. Das ist alles, was ich jenen zu sagen habe. Leben Sie wohl, lieber Freund Arwid. Schreiben Sie mir bitte häufiger. Ich werde mich sehr freuen, mit Ihnen in Briefwechsel zu stehen, weil ich Sie von Herzen liebe.

Leo Tolstoi.

[163.] An J. F. Naschiwin 9. März 1908.

. . . . . . Es ist seltsam zu sagen — je länger ich lebe, um so besser und immer besser ist es mir zumute. Oft will es mir scheinen, als sei gar keine Steigerung mehr möglich, aber gleichwohl fühle ich mich immer besser . . . . . . Leo Tolstoi.

[164.] An M. S. Dudtschenko Jassnaja Poljana, 7. April 1908.

Ich erhielt Ihren schönen Brief, mein teurer Mitrofan Sjemjonowitsch. Es bereitet mir grosse Freude, das zu lesen, was in Ihrem Briefe steht, und die Liebe nachzuempfinden, die Sie mir entgegenbringen, und dass Sie mir gerade das Allerbeste wünschen, was ich mir selber zu wünschen vermag.

Eines kann ich nur sagen: Die Ursachen, die mich abhalten von jener Veränderung meiner Lebensführung, die Sie mir raten, und deren

Nichtvornahme für mich eine Qual bedeutet — die Ursachen, die mich von dieser Veränderung abhalten, entspringen ganz den gleichen Grundlagen der Liebe, in deren Namen diese Veränderung gerade Ihnen und mir wünschenswert ist. Es kann sehr wohl sein, dass ich nicht weiss, wie ich das machen soll, dass ich es nicht zu tun verstehe, oder dass es ganz einfach meine schlechten Eigenschaften sind, was mich daran hindert, das zu vollführen, was Sie mir raten.

Aber was soll man denn tun? Mit der ganzen Anstrengung meines Verstandes und meines Herzens bin ich nicht imstande, die Mittel und Wege hierzu ausfindig zu machen, und ich werde dem nur dankbar sein, der sie mir aufweist. Und das sage ich keineswegs ironisch, vielmehr durchaus aufrichtig.

Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen für Ihre Liebe zu mir, und ich bemühe mich nicht nur, Ihnen von ganzer Seele dafür erkenntlich zu sein, ich bin es vielmehr.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[165.] An L. S. Jassnaja Poljana, 10. Mai 1908.

Die letzten Tage habe ich viel an Sie gedacht, lieber Bruder Leonid. Erstens erhielt ich Ihren Brief, und ich wollte Ihnen meinen Tadel aussprechen wegen der mir gar nicht zukommenden Rolle, die Sie mir darin zuschreiben. Glauben Sie mir, das geschieht durchaus nicht aus dem Wunsche heraus, demütig zu sein, vielmehr in der ganz aufrichtigen Erkenntnis der Nichtigkeit meiner erbärmlichen Person, nicht nur in Hinsicht auf das Ideal, das ich bisweilen vor mir sehe, vielmehr auch im Vergleich mit den gewöhnlichsten Menschen, denen ich begegne. Ich erwarte immer, dass mir das begegnen werde, was sich mit jenem König zutrug, als er nackt durch die Strassen ging: dass ich nämlich ein Kind finden werde, das sagen würde: „Ja, er hat ja gar nichts an.“ Und dann werden alle begreifen, dass sie an mir etwas Gutes gesehen haben, was gar nicht da war, und das Schlechte nicht wahrgenommen haben, was geradezu in die Augen springt. Deshalb war es mir, weil ich Sie liebe, unangenehm, zu erfahren, dass auch Sie sich in dem gleichen Irrtum befinden. Sie können mir ruhig glauben, ich sage nur das, was ich denke und fühle. Das, was Sie über sich selbst schreiben, hat mich dagegen hoch erfreut. Ich werde zwar nicht behaupten, die richtige Arbeit müsse diejenige eines Tagelöhners sein, ich bin aber durchaus damit einverstanden, dass dies eine sehr schöne Form der Arbeit ist. Ich freue mich, ja ich freue mich sehr über den Seelenzustand, der aus Ihrem Briefe spricht. Eines nur kann ich wünschen: Sie möchten sich bis zu Ihrem Tode in ihm erhalten. Ich kann mir gar nicht vorstellen, was besser wäre als ein solcher Zustand. Sehen Sie, dieser Ihr Brief war der eine Anlass, dass ich Ihrer gedachte. Der andere Anlass — das war der gestrige Besuch Ihres lieben Hausherrn Grigori. Wir unterhielten uns lange,

ich bedaure aber, dass wir uns nicht länger unterhalten konnten. Ich möchte gar mancherlei Gedanken mit ihm austauschen, oder vor allem in gar vielem von ihm gefördert werden. Wie bin ich froh, dass ich die Fähigkeit besitze, solche Menschen zu verstehen, ihre Seele zu begreifen. Er sagte mir vielerlei Nützliches und sprach auch vieles von Ihnen, und alles, was ich erfuhr, war schön ..... Leben Sie wohl, lieber Freund und Bruder. Ich liebe Sie von ganzem Herzen. Grigori bitte ich zu grüssen. Leo Tolstoi.

[166.] An P. J. Birjukoff 24. Mai 1908.

Mein lieber Freund Pawel Iwanowitsch! Mit grossem Vergnügen erfülle ich Ihren Wunsch und sende Ihnen eine genauere Schilderung dessen, was gelegentlich meiner Verteidigung jenes Soldaten, wovon Sie in Ihrem Buche berichten, in mir vorging, welche Gedanken mich bewegten, und welche Empfindungen ich hatte. Dieser Vorfall übte auf mein ganzes Leben einen bei weitem stärkeren Einfluss aus, als alle diejenigen Ereignisse im Leben, die wichtiger zu sein scheinen: Vermögensverlust oder Vermögenszuwachs, Erfolg oder Misserfolg in der Literatur, ja sogar Verlust nahestehender Menschen. .... Ja, ich schäme mich jetzt, wenn ich jene jämmerliche, dumme Verteidigungsrede nachlese. Sehen Sie, wenn ein Mensch nur richtig versteht, das versteht, was Menschen zu tun beabsichtigen, die sich da in ihren Uniformen zu drei Seiten eines Tisches hinsetzten und sich einbildeten, dass deshalb, weil sie sich so hinsetzten, und weil sie die Uniform anhaben, und weil in verschiedenen Büchern und auf verschiedenen Papierbogen mit gedruckter Überschrift gewisse Worte stehen, dass sie infolge von dem allen imstande seien, das ewige, allgemeine Gesetz zu durchbrechen, das zwar nicht in Büchern steht, wohl aber im Herzen der Menschen — sehen Sie, das einzige, was man solchen Menschen sagen kann und sagen soll, wäre — sie anzuflehen, sich doch nur ein wenig darauf zu besinnen, wer sie selber sind, und was sie da zu tun vorhaben, — aber keineswegs durch allerlei Listen, die begründet sind auf jenen ...., die man Gesetze nennt, zu beweisen, dass man diesen Menschen auch nicht zu töten brauche. Sehen Sie, bloss zu beweisen, dass das Leben jedes Menschen heilig ist, dass kein Mensch das Recht haben kann, einen andern Menschen seines Lebens zu berauben — das wissen doch alle Menschen, und das kann man auch gar nicht beweisen, weil man es gar nicht zu beweisen braucht. Man kann, muss und soll vielmehr nur das Eine: Alle Mühe darauf verwenden, die Menschen, die sich als Richter aufspielen, aus jener Umnebelung zu befreien, die sie zu einem wilden und unmenschlichen Beginnen veranlassen konnte. Wollte man dies beweisen, so wäre das ganz ebenso, als wollte man dem Menschen beweisen, er brauche nicht das zu tun, was seiner Natur zuwider ist, was ihr nicht angehört: Man brauche z. B. nicht im Winter nackt auf

die Strasse zu gehen, man brauche sich nicht mit dem Inhalt der Jauchegrube zu nähren, man brauche nicht auf allen Vieren zu gehen. Dass dies alles der menschlichen Natur nicht angemessen, ja ihr widerstrebend ist, ward längst schon den Menschen bewiesen in dem Gleichnis von jener Frau, die gesteinigt werden sollte . . . .

Damals begriff ich das noch nicht. Ich fühlte damals erst dunkel, dass hier etwas vor sich ging, das gar nicht geschehen dürfte, ja gar nicht geschehen kann, und dass diese Sache — nicht eine zufällige Erscheinung ist, vielmehr in tiefem Zusammenhang steht mit allen anderen Verirrungen und Übeln der Menschheit, und dass gerade sie auch allen Irrtümern und Übeln der Menschheit zur Grundlage dient.

Ich fühlte damals erst dunkel, dass die Todesstrafe, die mit kaltem Bewusstsein beschlossene, im voraus beabsichtigte Mordtat, etwas ist, was zu jenem christlichen Gesetz in unmittelbarem Gegensatz steht, zu dem wir uns scheinbar bekennen, und dass dies etwas ist, was ganz offensichtlich die Möglichkeit selbst eines nur vernünftigen Lebens und irgendwelcher Sittlichkeit vereitelt, weil es doch klar zutage liegt, dass, wenn ein Mensch oder eine Mehrheit von Menschen beschliessen, es sei unerlässlich, einen oder viele Menschen zu töten, es auch gar keinen Grund mehr gibt, weswegen ein anderer Mensch oder andere Menschen nicht die gleiche Notwendigkeit finden würden für die Ermordung anderer. Aber was für ein vernünftiges Leben und was für eine Sittlichkeit kann es denn unter den Menschen geben, wenn sie persönlicher Entscheidung nach einander morden dürfen? Ich fühlte damals schon dunkel, dass die Rechtfertigung des Mordens durch die Kirche und die Wissenschaft, statt ihr Ziel zu erreichen — nämlich die Vergewaltigung zu rechtfertigen, ganz im Gegenteil nur die Verlogenheit der Kirche und der Wissenschaft beweist. Zum ersten Mal empfand ich das dunkel in Paris, als ich von ferne einer Hinrichtung zuschaute; klarer, bei weitem klarer, empfand ich das damals, als ich an dieser Sache teilnahm; aber ich scheute mich damals immer noch, mir hierin selber zu glauben, und in Gegensatz zu treten zu dem Urteil der ganzen Welt. Erst bei weitem später fühlte ich mich in die Notwendigkeit versetzt, mir dennoch zu glauben, und jene zwei schrecklichen Betrugsmittel zu verneinen, welche die Menschen unserer Zeit in ihrer Gewalt halten und alle Übel verursachen, an denen die Menschheit leidet . . . .

Ja, dieser Vorfall übte einen gewaltigen, wohltätigen Einfluss auf mich. Bei dieser Gelegenheit fühlte ich zum ersten Mal; 1. dass jede Vergewaltigung zu ihrer Verwirklichung sich auf den Mord oder seine Androhung stützt, und dass deshalb jede Vergewaltigung unausbleiblich mit dem Mord verknüpft ist; 2. dass die Staatseinrichtung, die ohne Morden sinnlos ist, unvereinbar bleibt mit dem Christentum, und 3. dass das, was wir Wissenschaft nennen, nur eine ebenso verlogene Rechtfertigung des bestehenden Übels ist wie das vorher die Kirchenlehre war.

Jetzt ist mir das völlig klar. Damals war das aber nur ein dunkles Ahnen jener Ungerechtigkeit, inmitten deren mein Leben damals verlief. Leo Tolstoi.

[167.] An L. S. Jassnaja Poljana, 6. Juni 1908.

Ich danke Ihnen, lieber Freund Leonid, für Ihren schönen Brief. Verzeihen Sie mir, dass mein Brief und das in ihm enthaltene Urteil über Ihren Aufsatz für Sie eine Verführung war. Ich fühlte, dass ich damit etwas Schlechtes tue. Das aber, was in der Zeitung stand (wenn auch durchaus unrichtig) über mein Urteil über Ihren Aufsatz, hat mir noch grösseren Kummer bereitet.

Verzeihen Sie mir! Ich freue mich aber gleichwohl über Sie, dass nämlich in Ihnen die Fähigkeit liegt, Ihre Gedanken auszudrücken, und die Menschen mit diesen Empfindungen anzustecken. Seien Sie gewiss, diese Fähigkeit haben Sie, bewahren Sie in sich diese Kraft, wahrscheinlich wird noch einmal die Zeit kommen, dass sie Ihnen und anderen nötig sein wird.

Wenn Sie mir die Verfügung über Ihren Aufsatz zugestehen, so gestatten Sie mir, auch alles Unnötige und Überflüssige zu streichen, den ganzen ersten Teil. Wie seltsam es klingen mag: Die Kunst verlangt noch bei weitem grössere Genauigkeit im Ausdruck als die Wissenschaft, und gerade daran mangelt es in allem, was Dekadenz genannt wird, — das ist auch in dem ersten Teil Ihres Aufsatzes so.

Nun, jetzt aber genug von diesen Nichtigkeiten. Wie muss man Sie glücklich preisen, lieber Freund, dass Sie in Ihren Jahren bereits den Weg erwählten, zu dem Sie sich entschlossen. Ja, um imstande zu sein, das zu tun, worin das Wesentliche unseres ganzen Lebens besteht — Gott und die Menschen als Brüder zu lieben — muss man zunächst diese Brüder kennen lernen, ihr Leben begreifen. Zu lieben hingegen aus dem obersten Stockwerk, und vom Reitpferd herunter — das ist entweder Betrug oder Leiden und Schmach — ich kann etwas davon erzählen. Sie hingegen haben den bessern Teil erwählt. Nur wenn man mit den Menschen zusammen auf allen Vieren kriecht, gelangt man in diejenige Lage, in der man beginnen darf mit der Liebe. Gott möge Ihnen dabei helfen. Doch ich fürchte, ich fürchte für Sie, lieber Freund, ich fürchte für Sie, ich liebe Sie, und ich werde Sie auch dann noch lieben, wenn Sie Ihr Leben wieder ändern würden. Ihr Herz, Ihre Seele können Sie gar nicht mehr ändern, und auch nicht jene Schritte rückgängig machen, die Sie bereits taten. Schreiben Sie mir, wenn auch nur bisweilen, und wenn auch nur ganz kurz. Nur damit ich Sie erfühle. Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Leo Tolstoi.

[168.] An Levinsohn Jassnaja Poljana, 8. Juni 1908.

Vielen Dank, mein lieber Levinsohn, für Ihren Brief! Obgleich die grösste Freude darin besteht, dass man selber liebt, so ist es doch auch erfreulich, andere zu lieben. Aus Ihrem Briefe aber erfühlte

ich zweierlei Liebe: Ihre Liebe, und die Liebe des lieben Leonid, der dank seiner Liebe imstande war, in meiner Schlechtigkeit noch etwas Schönes zu finden . . . . . . Wie angenehm ist es, einen neuen Bruder und Freund kennen zu lernen. Leo Tolstoi.

[169.] An W. A. Molotschnikoff

Jassnaja Poljana, 5. August 1908.

Ich schreibe auf einer Postkarte — in der Hoffnung, dass sie rascher den Weg zu Ihnen finden wird. Häufig denke ich an Sie in Liebe, in Liebe und in Furcht in Hinsicht auf Ihren seelischen Zustand. Gott helfe Ihnen, nicht mutlos zu werden und nicht aufzuhören, alle zu lieben und nur zu lieben, — wenn Sie aber Mutlosigkeit überkommt, und Sie zeitweilig in der Liebe ermatten, — dann möge Ihnen Gott helfen, sich selber nicht zu glauben und geduldig zu warten, bis Ihr wahres Ich zu Ihnen zurückkehrt. Ihre Briefe erreichen mich, und ich danke Ihnen sehr dafür. Wenn Sie können, so schreiben Sie mir.

Leo Tolstoi.

[170.] An den Bauern N. P. Nowikoff

Jassnaja Poljana, 21. August 1908.

Ihre Bitte, lieber Michail Petrowitsch, hätte mir nur dann angenehm sein können, wenn ich irgendwelche Möglichkeit gesehen hätte, sie zu erfüllen. Ich glaube aber, als Sie diesen Brief schrieben, wussten Sie im Voraus, dass dieser Ihr und mein Wunsch nicht in Erfüllung gehen werde. Die Hauptsache indes, und hierüber möchte ich Ihnen auch schreiben, liegt in der Stimmung, die Ihren ganzen Brief durchdringt, und in dem ihn beherrschenden Gefühl, das mich sehr peinlich berührt. Glauben Sie mir, nicht um meinetwillen, vielmehr um Ihretwillen.

Ich denke an jenen lieben, hochgewachsenen, hübschen Soldaten, der einstmals in mein niedriges Zimmer ganz oben in meinem Moskauer Hause eintrat, und mich in Staunen setzte durch die Tiefe und Aufrichtigkeit seiner Fragen. Damals beschäftigten Sie die Fragen Ihrer Seele, und demnach allgemein menschliche Fragen. Jetzt fürchte ich nicht nur, ich ersehe vielmehr aus Ihren Briefen, dass dem nicht mehr so ist. Das Hauptgefühl, das fast jedes Wort Ihres Briefes durchtränkt, ist das Gefühl — verzeihen Sie mir — des Neides und des daraus hervorgehenden Hasses gegen die wohlhabenden Klassen. Sie sagen z. B.: Meine Gedanken — d. h. nicht meine, vielmehr jene ewigen göttlichen Gedanken, die vielleicht durch mich hindurchgehen, — könnten überhaupt gar keinen Einfluss ausüben auf die Angehörigen der besitzenden Klassen, wodurch Sie gleichsam die Vermutung aussprechen: alle diese Menschen entbehrten die ursprünglichste menschliche Eigenschaft — den Drang nach Selbstvervollkommnung.

Man wird dabei wohl kaum innerhalb dieser, wie Sie selber wissen, meiner Ansicht nach verdorbenen Klasse auch nur einen einzigen Menschen finden, der sich zu irgend einem ganzen Stand von Menschen so verhalten würde, dass er in ihm auch gar nichts Gutes für möglich halten würde — und das tun Sie doch in Hinsicht auf die Angehörigen der besitzenden Klassen. Wie ein alter Mensch einem jungen Menschen, und wie ein Liebender demjenigen, den er liebt, so sage ich Ihnen: Schauen Sie in sich und denken Sie hierüber nach, mein lieber Michael Petrowitsch. Was den Seelenzustand eines Menschen anbetrifft, der einen ganzen Stand hasst, so muss ich Ihnen ganz offen sagen: Wäre mir die Wahl gelassen zwischen zwei Lagen: Sei es derjenigen, in der ich mich jetzt befinde, d. h. eines Lebens inmitten eines den Menschen verderbenden und ihm unerlaubten Luxus, und würde ich ein solches Leben auch verurteilen, was ich ja auch tue, und was mir höchst begreiflicherweise viele Menschen nicht glauben, oder sogar des Lebens eines Menschen, der in dieser verdorbenen und verderbenden Umgebung von Reichen lebt, die bei jedem Schritt ihres Lebens die Arbeit geknechteter und unterdrückter Menschen ausbeuten, und der dies nicht empfindet, und sich harmlos vergnügt in diesen ihm gewohnten Lebensbedingungen — oder dem Leben des arbeitsamsten Menschen, der nur solches Brot isst, das er selber erarbeitete, und nicht nur niemanden ausbeutet, vielmehr auch noch seine Arbeit anderen zur Nutzniessung schenkt, dabei aber erfüllt ist von Neid und Hass, der in ihm erweckt ward auch durch persönlichen Umgang mit denjenigen Menschen, die ihn unterdrücken — ich würde keinen Augenblick zögern, die erste Lage zu erwählen. Gut ist es, ausgebeutet zu werden, aber selber kein Ausbeuter zu sein, das ist dann gut, wenn es im Namen der demütigen Unterwürfigkeit an den Willen Gottes geschieht und der Liebe zu den Menschen; geschieht dies aber jenseits der Demut vor dem Willen Gottes — im Namen eines Hasses gegen die Menschen, der nur zurückgehalten wird durch die Unmöglichkeit, zur Tat zu werden, dann ist die Lage des Ausgebeuteten tausendmal schlimmer. Die ganze Sache liegt doch gar nicht in den äusseren Bedingungen, vielmehr in der seelischen Beziehung zu dieser oder jener Lebenslage. Am allerteuersten ist das liebevolle Verhalten zu allen, ohne jede Ausnahme, ein Seelenzustand, wie er uns überkommt, wenn wir Gott lieben, und gerade das wünsche ich Ihnen. Ich weiss, bei Ihrem grossen Verstande und Ihrem feurigen Herzen sind Sie durchaus imstande, mich zu begreifen, und deshalb trage ich keinerlei Bedenken, Ihnen dies alles zu schreiben.

Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, wenn ich das, was ich sagte, nicht so sanft und so gütig ausdrückte, wie das nötig gewesen wäre. Auf jeden Fall leitete mich dabei einzig und allein jenes Gefühl der Liebe zu Ihnen, indem ich bleibe Ihr Sie liebender Bruder.

Leo Tolstoi.

[171.] An A. M. Bodjanski Jassnaja Poljana, 1. Sept. 1908.

Ihr Brief rührte mich, lieber Alexander Michailowitsch. Sie haben durchaus recht. Aber das zu sagen, was Sie mir raten, geht in meiner Lage gar nicht an. Denn wenn unter den Tausenden, die mir zu meinem Jubiläum Grüsse senden, auch nur ein einziger Aufrichtiger ist — und ich habe gar nicht das Recht, an irgend einem zu zweifeln — was für ein Recht habe ich dann, jene zu beleidigen? Ihr Gedanke ist indes durchaus richtig und mir sympathisch. Je mehr ich mich dem Tode nähere, um so stärker erfasst mich die Überzeugung, dass das, was wir beide in gleicher Weise wünschen, unaufhaltsam sich verwirklicht, d. h. dass — wenn auch nur teilweise bemerkbar — die Verwirklichung jenes Reiches Gottes eintritt, dem ich, soweit ich das vermochte, mich, wenn auch nur manchmal, in meinem Leben anzunähern bestrebte. Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[172.] An S. N. Solomachin Jassnaja Poljana, 7. Nov. 1908.

Ich schrieb Ihrem Vater über das gleiche, worüber Sie schreiben. Der Mensch hat keine Macht in äusseren Dingen, dagegen gibt es für ihn in seinem inneren geistigen Leben gar keine Schranken. Daran muss man glauben und danach leben. Leo Tolstoi.

[173.] An W. A. Molotschnikoff 30. November 1908.

Lieber Wladimir! Ich erhielt Ihren letzten Brief über Ihre Unterredung mit politischen Sträflingen. Wie immer, war mir das interessant und bedeutsam. Besondere Freude bereitete mir Ihr Gedanke: Man solle nicht die Liebe zu erweitern streben (das ist unmöglich, sie ist Gott), vielmehr nur das aus dem Wege räumen, was ihrem Offenbarwerden im Wege steht. Wie wunderbar verstehen sich doch Menschen, die von einem und demselben leben. Ich bringe das in meinem neuen Lesebuch zum Ausdruck. Leben Sie wohl. Leo Tolstoi.

[174.] An den Studenten N. N. Jassnaja Poljana, 20. Dez. 1908.

Mit den Worten Christi die Todesstrafe zu verteidigen, hat bis jetzt noch kein einziger Abergläubischer gewagt. Eine solche Rechtfertigung ist — ganz abgesehen von ihrer Gekünsteltheit — dumm und gewissenlos.

Aus einer solchen Auslegung des Buchstabens der Schrift, die man die Heilige nennet, kann man nur einen Schluss ziehen: Dass es nämlich nichts Schädlicheres gibt für das Verständnis der Lehre Christi, und nichts, was mehr die wahre Religion und die wahre Sittlichkeit untergräbt, als wenn man dem Buchstaben der Schrift Unfehlbarkeit zuschreibt, d. h., dass es gar keine grösseren Albernheiten, Widerlichkeiten und Rohheiten gibt, als die, die sich auf diesen Buchstaben gründeten und gründen. Auf den Aufsatz von S. kann man aber nur mit dem einzigen Wort: „Schmachvoll“ antworten, und das habe ich ihm auch geschrieben. Leo Tolstoi.

[175.] An den Geistlichen S. K. Jassnaja Poljana, 25. Dez. 1908.

Ihr Brief hat mich sehr gerührt. Ich ersehe daraus, dass Sie, geleitet von wahrer Christenliebe, mich von einem Irrtum befreien und mir den Ihrer Überzeugung nach wahren Glauben vermitteln wollen. Indes ist bereits jenes erste Dogma von der Persönlichkeit Gottes, aus dem Sie alles übrige ableiten, völlig unannehmbar für mich.

Sie sagen, da der Mensch eine Persönlichkeit ist, sei auch Gott Persönlichkeit. Mir aber scheint es, wenn der Mensch sich selber als Persönlichkeit erfasst, so gibt er damit der Erkenntnis seiner Beschränktheit Ausdruck. Jede Beschränktheit ist aber unvereinbar mit dem Begriff Gottes. Gibt man zu, dass Gott Persönlichkeit ist, so wird die natürliche Folge die sein, und das ist auch stets bei allen ursprünglichen Religionen der Fall gewesen, dass man Gott menschliche Eigenschaften zuschreibt: Zorn, Neigung zum Bestrafen, Wunsch nach Lob und das Verlangen, zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort, in ganz bestimmten Büchern Kundgegebenes als ein für ewige Zeiten unfehlbares Gesetz hinzustellen. Solche Bücher sind die Veden, die Schriften des Konfuzius, das Trinitak, die Bibel, der Koran und vieles derartige. Eine solche Auffassung von Gott als einer Persönlichkeit und von einem solchen Gesetz von ihm, das in irgend einem Buch zum Ausdruck gelangte, ist mir völlig unannehmbar.

Ich sende Ihnen ein Büchelchen mit ausgewählten Gedanken über Gott, die meiner Auffassung von ihm entsprechen. Für mich persönlich ist die höchste Auffassung von Gott, die mich völlig befriedigt, diejenige, die im ersten Brief des Johannes Kap. 4, Vers 7, 12 und 16 zum Ausdruck gelangt. Nämlich, dass Gott die Liebe ist. Schliesst ein solcher Gottesbegriff auch jede Hinwendung zu ihm als zu einer Persönlichkeit, jedes Loben, jede Bitte, sogar das Gebet aus, so schliesst er dafür in sich ein die Anerkennung des Gottes der Liebe in einem selber, und infolgedessen die Notwendigkeit Seines Offenbarens zu jeder Stunde unseres Lebens durch die Liebe zu Ihm, d. h. durch die Liebe zur Selbstvervollkommnung, zu jedem Lebendigen und besonders zu den Menschen als zu denjenigen Geschöpfen, in denen ganz der gleiche Gott lebt, der die Liebe ist. Dasselbe hat Christus gesagt Matthäi 22, Vers 36 bis 40.

Glauben Sie bitte nicht, ich wolle die Richtigkeit Ihres Glaubens bestreiten — davor möge mich Gott bewahren. Ich freue mich nur über Menschen, die einen so festen Glauben haben, wie ich in Hinsicht auf Sie aus Ihrem Briefe schliesse. Ich schreibe das, was ich schreibe, nur deshalb, damit Sie mich nicht verurteilen sollen.

Ich vermag nicht aufzuhören, an den Gott der Liebe zu glauben: erstens deshalb, weil dieser Glaube mir jetzt, hier in dieser Welt, das höchste Heil gewährt, indem er mir jederzeit die Möglichkeit eines seligen Lebens in dem Gott der Liebe offenbart, das von mir allein abhängt; zweitens deshalb, weil ich, da ich weiss, dass Gott die Liebe

ist, und dass ich, wenn es zum Sterben kommt, zu Ihm, von Dem ich ausging, zurückkehre, zu dem Gott der Liebe — ich auch im Tode gar nichts anderes ausser mein Heil zu erwarten imstande bin. Drittens auch noch deshalb, weil ein solcher Glaube an den Gott der Liebe mich nicht nur von keinem Bekenner aller anderen Glaubensbekenntnisse trennt, mich vielmehr mit ihnen vereinigt, da ich ja in allen Glaubensbekenntnissen: dem brahmanischen, buddhistischen, konfuzianischen und allen anderen, und ebenso auch in der Lehre der heidnischen Weisen ganz das Gleiche, ganz die gleiche Lehre finde — nur nicht so klar ausgesprochen wie im Christentum —: dass Gott die Liebe ist, und dass in der Liebe das Gesetz für das Leben der Menschen beruht. Und deshalb bin ich ganz ebenso ausserstande, aufzuhören an den Gott der Liebe zu glauben und zu beginnen an einen persönlichen Gott zu glauben, der belohnt und straft . . . . wie ich ausserstande bin, jetzt daran zu glauben, dass ich kein 80jähriger Greis bin, der jede Stunde seinen Tod erwartet, vielmehr ein in der Blüte seiner Kraft und seiner Leidenschaften stehender Jüngling, wie ich vor 60 Jahren war. Ich danke Ihnen für Ihre guten Empfindungen zu mir und bitte Sie, den Ausdruck meiner aufrichtigen Achtung und brüderlichen Liebe entgegenzunehmen.

Leo Tolstoi.

[176.] An einen Indier — Jassnaja Poljana, 14. Dez. 1908.

Alles, was ist, ist einheitlich: die Menschen bezeichnen nur dies Einheitliche mit verschiedenen Namen — die Veden.

Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm. — 1. Brief Johannes.

Gott ist ein einziges Ganzes; wir sind nur seine Teile.
Aus der Auslegung der Veden durch Vivekananda.

„Suche nicht Ruhe, suche nicht Ausruhen in dem Erdenreich, das Gedanken und Wünsche erzeugt. Denn wirst du das dort suchen, so wirst du durch die Wüste eines Mir fremden Lebens gelockt werden. Fühlst du, dass deine Füsse sich verstricken in den verschlungenen Wurzeln des Lebens, so wisse: Du bist abgekommen von dem Wege, zu dem Ich Dich rief, denn Ich habe Dich auf einen weiten Weg gestellt, der leicht zu gehen und von Blumen bedeckt ist, und ich gab Dir ein Licht zu eigen, dem Du immer nachgehen kannst, und wenn Du ihm folgst, wirst Du niemals vom Wege abgeraten.“

Krischna.

Ich erhielt Ihren Brief und zwei Nummern der Zeitschrift. Beides interessierte mich im höchsten Grade. Denn die Knechtung und die daraus hervorgehende Verderbnis der einen Menschen durch andere, einer grossen Anzahl durch eine kleine Zahl, ist eine Erscheinung, die mich stets beschäftigte und besonders lebhaft in der letzten Zeit. Ich bestrebe mich, Ihnen alles das zu sagen, was ich hierüber im allgemeinen

denke, und im besonderen in Hinsicht auf die Grundsätze, denen zufolge jene schrecklichen Übel geschahen und immer noch geschehen, von denen Sie in Ihrem Briefe schreiben, und wovon in den mir gesandten Nummern der indischen Zeitschrift die Rede ist.

Die Ursachen, denen zufolge jene erstaunliche Tatsache zutage tritt, dass die Mehrheit des arbeitenden Volkes sich einem kleinen Häufchen müssiger Menschen unterwirft, die nicht nur über die Arbeit, vielmehr auch über das Leben der Mehrheit verfügen, waren immer und überall ganz die gleichen, sowohl dort, wo die Geknechteten und die Knechtenden zu einem und demselben Volke gehören, wie auch dort, wo, wie das in Indien und auch in andern Ländern der Fall ist, die Unterdrücker zu einer andern Nation gehören als die Unterdrückten. In Indien scheint dies besonders auffallend, weil hier ein mehr als 200 Millionen zählendes, hochbegabtes Volk — sowohl was geistige wie körperliche Kräfte anbetrifft, — sich in der Gewalt einer geringen Anzahl von ihm völlig fremden Menschen befindet, die in religiös-sittlicher Hinsicht unvergleichlich niedriger stehen als diejenigen Menschen, über die sie herrschen. Die Ursachen hiervon, wie das sowohl aus Ihrem Briefe wie aus den Zeitschriften-Aufsätzen hervorgeht, aus den sehr interessanten Werken des indischen Schriftstellers Swami Vivekananda u. a. beruhen in ganz dem Gleichen, worin die Übel aller Völker unserer Zeit wurzeln: In dem Fehlen einer vernünftigen religiösen Lehre, die, indem sie den Menschen den Sinn ihres Daseins erklärt, auch das höchste Gesetz bestimmen würde, das ihre Taten leiten muss, — und darin, dass an Stelle dieses und jenes die mehr als zweifelhaften Lehren einer falschen Religion und einer falschen Wissenschaft getreten sind, und jene aus beiden hervorgehenden unsittlichen Folgen, die man Zivilisation nennt.

Wie aus Ihrem Brief und aus den Aufsätzen nicht nur der beigelegten Zeitschrift, vielmehr auch aus der ganzen politischen indischen Literatur der Neuzeit hervorgeht, schreibt die Mehrzahl derer, welche die öffentliche Meinung ihres Volkes leiten, den religiösen Lehren, zu welchen sich das indische Volk bekannte und immer noch bekennt, schon gar keine Bedeutung mehr zu, und sehen sie die einzige Möglichkeit, um dieses Volk von der auf ihm lastenden Knechtung zu befreien, darin, dass es sich ganz die gleichen antireligiösen und tief unsittlichen Formen der Gesellschaftsordnung aneigne, in denen jetzt das englische Volk lebt und die anderen vermeintlich christlichen Völker. Nichts beweist offenbarer als dieses Bestreben — das indische Volk dazu bewegen zu wollen, sich die Lebensform der europäischen Völker anzueignen, — dass den jetzigen Führern des indischen Volkes jegliches religiöse Bewusstsein abgeht. Dabei beruht aber gerade in diesem Fehlen des religiösen Bewusstseins und dem hieraus hervorgehenden Handeln, — das zu unserer Zeit allen Völkern des Ostens und Westens gemeinsam ist, von Japan bis England und Amerika — gerade die

hauptsächlichste, wenn nicht einzige Ursache der Knechtung des indischen Volkes durch die Engländer. —

„Oh Ihr, die Ihr das Unheil über Euren Köpfen und unter Euren Füssen von rechts wie von links erschaut! Ewig werdet Ihr Euch selber ein Rätsel sein, bevor Ihr demütig und froh werdet wie ein Kind. Dann werdet Ihr Mich erkennen, und indem Ihr Mich wieder zu Euch ruft, werdet Ihr die Welten lenken, und indem Ihr aus der grossen Welt in Eurem Innern auf die kleine Welt ausserhalb Eurer hinschaut, werdet Ihr alles segnen, was ist, und werdet Ihr wissen, dass alles gut ist, in Euch und ausserhalb Eurer." Krischna.

Um Ihnen meine Gedanken zu erklären, muss ich ein wenig weit ausholen. Wie die Menschheit vor Millionen oder auch nur vor einigen Zehntausenden Jahren lebte, wissen wir nicht und können wir nicht wissen. (Ich sage dabei kühl: Wir brauchen das auch gar nicht zu wissen); dass aber die Menschheit von der Zeit an, seit wir etwas von ihr wissen, stets in einzelnen Vereinigungen lebte: Familienstämmen, Völkern, in denen die Mehrzahl sich gerne und gehorsam und in der Überzeugung, dies sei unbedingt notwendig, der Gewalt eines Einzelnen oder einiger wenigen unterwarf, der allerkleinsten Minderheit, das wissen wir ganz bestimmt. Solche Lebensbedingungen erwiesen sich ungeachtet aller äusseren Mannigfaltigkeit von Ereignissen und Personen in gleicher Weise bei allen Völkern, von deren früherem Leben wir irgend etwas wissen. Und eine solche Lebenseinrichtung galt, je mehr die Zeit zurückliegt, in um so höherem Grade, sowohl bei den Herrschenden, wie bei den Beherrschten, als unerlässliche Vorbedingung dafür, dass die Menschen in Eintracht untereinander leben könnten.

So war das überall. Aber ungeachtet dessen, dass eine solche Lebenseinrichtung in ihren äusseren Formen jahrhundertelang andauerte und auch jetzt noch andauert, ward bereits vor Tausenden von Jahren inmitten der sich auf Gewalt gründenden Lebenseinrichtung, zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern einer und derselbe Gedanke ausgesprochen, dass in jedem einzelnen Menschen einer und derselbe geistige Ursprung zur Offenbarung gelangt, der allem Bestehenden Leben verleiht, und dass gerade dieser geistige Ursprung zur Vereinigung mit allem strebt, was ihm gleichartig ist, und diese Vereinigung durch die Liebe erreicht. Dieser Gedanke gelangte in verschiedenen Formen und mit grösserer oder geringerer Vollständigkeit und Klarheit zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zum Ausdruck. Er äusserte sich sowohl im Brahmanismus wie im Judentum, wie bei den Anhängern des Zoroaster, im Buddhismus, im Taotismus, im Konfuzianismus, in den Schriften der griechischen und römischen Weisen, im Christentum und im Mohammedanismus. Schon das allein, dass dieser Gedanke, einer und derselbe, unter den verschiedensten Völkern und zu verschiedenen Zeiten zum Ausdruck gelangte, beweist, dass dieser Gedanke der Menschennatur entspricht und die Wahrheit

in sich einschliesst. Diese Wahrheit aber, die sich inmitten von Menschen offenbarte, welche die einzige Möglichkeit dazu, dass die Menschen sich in Gesellschaften zusammenschliessen, nur in der Anwendung der Gewalt der einen über die andern erblickten, diese Wahrheit stimmte so wenig überein mit der bestehenden Gesellschaftsordnung und ward zudem, in der ersten Zeit ihrer Offenbarung, so bruchstücksweise und unklar ausgedrückt, dass, wenn die Menschen sie auch in der Theorie annahmen, sie in ihr doch keine verpflichtende Richtschnur für ihr Verhalten erblicken konnten. Ausserdem hatten alle Offenbarungen dieser Wahrheit, in dem Masse, als sie sich inmitten einer auf gewaltsamer Grundlage beruhenden gesellschaftlichen Einrichtung äusserte, ein und dasselbe Schicksal, nämlich folgendes: Da diejenigen Menschen, welche den Vorteil der Macht genossen, sehr wohl fühlten, dass die Anerkennung dieser Wahrheit durch die Menschen ihre Lage vernichten würde, entstellten sie teilweise bewusst, teilweise unbewusst, so viel sie konnten, diese Wahrheit, indem sie sie umhüllten mit ihrem Wesen durchaus fremden Zusätzen und Auslegungen, und indem sie sich ausserdem direkt mit Gewalt ihrer Verbreitung widersetzten. Demnach musste diese der Menschennatur entsprechende Wahrheit: dass das Menschenleben geleitet sein soll von demjenigen geistigen Grundsatz, der die Grundlage des Menschenlebens bildet, und in der Liebe zur Offenbarung gelangt, demnach musste diese Wahrheit, um Eingang zu finden in das Bewusstsein der Menschen, ganz abgesehen von der Undeutlichkeit ihres Ausdrucks, auch noch den Kampf aufnehmen mit bewussten und unbewussten Entstellungen von ihr, und auch mit unmittelbarer Gewalt, welche die Menschen durch Strafen und Verfolgungen dazu zwang, die von der herrschenden Gewalt festgesetzte Auffassung des religiösen Gesetzes anzuerkennen, welche der offenbarten Wahrheit widerspricht. Eine solche Entstellung und Verdunklung der neuen, noch nicht zu voller Klarheit gelangten Wahrheit ging überall vor sich: im Konfuzianismus, im Taotismus, im Buddhismus, im Christentum, im Mohammedanismus und in Ihrem Brahmanismus.

„Meine Hand säte die Liebe überall hin, indem sie sie denjenigen anbot, der sie aufnehmen will. Das Heil ward gegeben allen meinen Kindern, aber häufig sehen sie es nicht in ihrer Blindheit. Nur wenige begreifen die Gaben, die im Überfluss zu ihren Füssen liegen, aber noch mehr sind es derer, die in ihrem selbstzufriedenen Leichtsinn sich von ihnen wenden und sich dann weinend darüber beklagen, sie hätten nicht das, was Ich ihnen gab. Viele von ihnen verneinen nicht nur meine Gaben, vielmehr auch Mich. Mich, den Quell alles Segens, den Schöpfer ihres Lebens.“ Krischna.

„Oh, enthalte dich nur ein klein wenig der Eitelkeit und des Kampfes der Welt, und Ich werde dein Leben verschönern durch Liebe und Freude, denn das Licht der Seele — das ist die Liebe. Da wo

die Liebe ist, ist Zufriedenheit und Friede, wo aber Zufriedenheit und Friede ist, da bin ich mitten unter Euch." Krischna.

„Der Entschluss des Fehlerlosen besteht darin, anderen keinen Kummer zu bereiten, selbst wenn er dadurch grosse Macht erlangen könnte.

Der Entschluss des Fehlerlosen ist: denen nichts Übles zu erweisen, die ihm selber unrecht taten.

Wenn ein Mensch sogar diejenigen leiden macht, die ihn ohne Grund hassen, so wird er letzten Endes unabweisbaren Kummer haben.

Die Strafe derjenigen, die da Übles tun, besteht darin, dass man sie zwingt, sich ihrer Taten zu schämen, — indem man ihnen hohe Wohltaten erweist.

Welchen Nutzen hat derjenige von seiner Gelehrsamkeit, der nicht bestrebt ist, seinen Nächsten ganz ebenso sehr von allen Leiden zu befreien, wie sich selber.

Wenn ein Mensch am frühen Morgen einem andern etwas Böses tun will, so wird noch am gleichen Abend das Böse zu ihm zu Gaste kommen." Indisch.

So war das überall. Überall ward die Wahrheit, dass die Liebe das höchste sittliche Gefühl ist, weder abgewiesen noch widerlegt, aber überall ward sie auf künstliche Weise mit einer solchen Menge mannigfaltigster Lügen vereinigt, die sie entstellten, dass von der Anerkennung der Liebe als höchster sittlicher Empfindung nichts anderes mehr blieb, als Worte. Es ward den Menschen einzureden versucht, dieses höchste sittliche Gefühl sei anwendbar nur auf das persönliche Leben, tauglich sozusagen nur zum häuslichen Gebrauch; für das gesellschaftliche Leben ward es dagegen als zum Heile der Mehrzahl der Menschen unerlässlich anerkannt, dass man gegen schlechte Menschen alle Arten von Gewalt anwenden könne, Gefängnisse, Todesstrafe, Kriege, alles Taten, die bereits der schwächsten Empfindung der Liebe von Grund aus entgegengesetzt sind. Aber ungeachtet dessen, dass der gesunde Menschenverstand sagte: dass, wenn die einen Menschen imstande sind, zu entscheiden, gegen welche Menschen man Gewalttaten jeder Art anwenden müsse, um des vermeintlichen Heiles vieler wegen, diese paar Menschen doch auch ganz das Gleiche entscheiden könnten in Hinsicht auf diejenigen, welche ihnen gegenüber Gewalt anwenden; auch dessen ungeachtet, dass die grossen, religiösen Lehrer — die brahmanischen Lehrer, die buddhistischen und besonders die christlichen — diese Entstellung des Gesetzes der Liebe voraussahen, und darum unmittelbar hinwiesen auf die unvermeidliche Bedingung der Liebe: dass man nämlich Beleidigungen, Kränkungen und jede Art Gewalttaten hinnehmen soll, ohne sich dem Übel mit Gewalt zu widersetzen, — fuhren die Menschen damit fort, Unvereinbares zu bekennen: die Gültigkeit der Liebe und gleichzeitig damit, dass man der Gewalt Widerstand leisten müsse mit Gewalt, die doch unmittelbar das Gegen-

teil der Liebe ist. Und solche Lehren haben sich, ungeachtet dessen, dass sie einen offenbaren Widerspruch in sich bergen, so eingewurzelt, dass Menschen die Gültigkeit der Liebe bekennen und dabei gleichzeitig die Richtigkeit einer Lebenseinrichtung, die auf einer Gewalt beruht, die es in sich schliesst, dass nicht nur die einen Menschen andere foltern und quälen, vielmehr sogar töten.

Lange Zeit hindurch lebten die Menschen in diesem offenbaren Widerspruch, ohne ihn überhaupt zu bemerken. Es kam aber die Zeit, da begann dieser Widerspruch immer häufiger die denkenden Menschen verschiedener Völker in Staunen zu setzen und zu erschüttern. Die uralte, einfache Wahrheit, dass es den Menschen eigentümlich ist, einander zu helfen und sich zu lieben, keineswegs aber einander zu quälen und zu morden, begann immer häufiger zum Ausdruck zu gelangen, und immer weniger vermochten die Menschen den lügenhaften Erklärungen Glauben zu schenken, durch die das Abweichen von dieser Wahrheit gerechtfertigt werden sollte.

In den alten Zeiten war das Hauptmittel dazu, um die Anwendung der Gewalt, die der Liebe entgegengesetzt ist, zu rechtfertigen, dass man den sogenannten Herrschern, Zaren, Sultanen, Radschas, Schahs und den anderen Staatsoberhäuptern, ganz besondere, übernatürliche Rechte zuerkannte. Je länger aber die Menschheit lebte, um so schwächer ward der Glaube an die besonderen, durch Gott geheiligten Rechte der Herrscher. Dieser Glaube verblasste ganz ebenso und fast gleichzeitig in der christlichen wie in der brahmanischen, wie in der buddhistischen und in der konfuzianischen Welt, und in der letzten Zeit ist dieser Glaube bereits so schwach geworden, dass er schon nicht mehr wie früher zur Rechtfertigung dienen konnte für Taten, die offenbar sowohl dem gesunden Menschenverstand wie dem wahren religiösen Gefühl widersprechen. Immer klarer erkannten die Menschen, und sie erkennen bereits heute in ihrer Mehrzahl ganz klar, dass es sinnlos und unsittlich ist, ihren Willen demjenigen solcher Menschen unterzuordnen, die ganz ebenso sind wie sie, und die von ihnen Handlungen verlangen, die nicht nur im Widerspruch stehen zu ihrem Vorteil, vielmehr auch zu ihrem sittlichen Gefühl. Und deshalb, so sollte man meinen, verstehe es sich ganz von selber, dass Menschen, welche den Glauben verloren an die von der Religion aufrecht erhaltene Göttlichkeit der Macht von aller Art Herrschern, sich aus ihrer Herrschaft befreiten. Zum Unglück aber genossen die Vorteile der Herrschaft über die Völker nicht nur diese sich selber für übernatürliche Wesen haltenden Herrscher, vielmehr bildete sich auch überall, infolge des Vorhandenseins dieser vermeintlich übernatürlichen Wesen, im Laufe ihrer Herrschaft eine stets wachsende Zahl von Menschen, die sich an die Herrscher anschlossen, und unter dem Vorwand, sie regierten das Volk, von seiner Arbeit lebten. Und gerade diese Menschen haben auch dafür Sorge getragen, dass in dem Masse, wie der alte religiöse

Betrug: die Herrschaft der Fürsten sei übernatürlich gegründet und von Gott selber eingesetzt — abnahm, ein ebensolcher neuer Betrug entstand, der den alten ersetzen, und ganz ebenso wie dieser die Völker in der Sklaverei einiger weniger Herrscher halten könnte.

„Wollt Ihr wissen, Kinder, wovon sich Eure Herzen leiten lassen sollen? Gebt auf Euer Wünschen und Euer Streben nach dem, was nichtig und leer ist; werft von Euch Eure rohen Vorstellungen vom Glück, von der Weisheit und von leeren und unaufrichtigen Begierden. Werft alles dieses von Euch, und Ihr werdet die Liebe erkennen."

Krischna.

„Seid doch nicht Eure eigenen Vernichter! Erhebt Euch zu Eurem wahrhaftigen Ich, erhebt Euch zu ihm, und dann braucht Ihr gar nichts mehr zu fürchten." Krischna.

An Stelle der veralteten, überlebten religiösen Vorstellungen traten neue. Diese Rechtfertigungen sind zwar ganz ebenso unbegründet wie die früheren, sie sind aber noch neu, und daher kann ihre Unhaltbarkeit nicht auf einmal von der Mehrzahl begriffen werden, und ausserdem verbreiten und fördern diejenigen, die Vorteil ziehen aus der Gewaltherrschaft, so kunstvoll diese Rechtfertigungen, dass sie vielen, sogar denjenigen, die unter dem leiden, was jene rechtfertigen, als unwiderleglich gelten. Diese neuen Rechtfertigungen werden wissenschaftlich genannt. Unter dem Wort „wissenschaftlich" wird ganz das Gleiche verstanden, was unter dem Wort „religiös" verstanden worden war, dass nämlich, ganz ebenso, wie alles dasjenige, was Religion genannt ward, schon aus dem einen Grunde, weil es so genannt ward, stets für zweifellos wahr galt, dass ganz genau ebenso auch alles das, was Wissenschaft heisst, schon allein deshalb, weil es so heisst, stets zweifellos wahr sein muss. So ward im gegebenen Falle die überlebte religiöse Rechtfertigung der Gewalt, die in der Anerkennung des besonderen, übernatürlichen Wesens der die Macht ausübenden Personen bestand, und durch die Macht Gottes bestätigt ward („es gibt keine Macht ausser von Gott"), durch die wissenschaftliche Rechtfertigung ersetzt. Sie beruht erstens darin: der Umstand, dass von jeher unter den Menschen die Gewaltherrschaft der einen über die anderen bestanden habe, beweise, dass eine solche Vergewaltigung stets bestehen müsse. Hierin, d. h. dass die Menschen nicht im Einklang mit ihrer Vernunft und ihrem Gewissen leben sollen, vielmehr im Einklang mit dem, was lange Zeit unter ihnen vor sich ging — hierin besteht das, was die Wissenschaft das historische Gesetz nennt. Die zweite wissenschaftliche Rechtfertigung der Gewalt beruht in folgendem: ganz ebenso, wie unter Pflanzen und Tieren der Kampf ums Dasein vor sich geht, der stets mit dem Überleben der am besten dem Leben Angepassten endigt, so müsse ganz der gleiche Kampf auch unter den Menschen vor sich gehen, die dabei mit den Gaben der Vernunft und der Liebe ausgestattete Wesen sind — und das sind doch Eigenschaften, die

den Geschöpfen abgehen, die dem Gesetze des Kampfes ums Dasein und der Zuchtwahl unterliegen. Hierin besteht die zweite „wissenschaftliche" Rechtfertigung der Gewalt.

Die dritte, hauptsächlichste und leider verbreitetste wissenschaftliche Rechtfertigung der Gewalt ist tatsächlich ihre allerälteste religiöse Rechtfertigung, nur ein wenig abgeändert in ihrer äussern Gestalt, und sie besteht darin: da es im gesellschaftlichen Leben unvermeidlich ist, dass man Gewalt anwenden muss gegen einige — zum Heile vieler, so ist eben, mag die Liebe der Menschen untereinander noch so wünschenswert sein, Gewaltanwendung gleichwohl unerlässlich. Der Unterschied in der Rechtfertigung der Gewalt durch eine falsche Wissenschaft und ihrer Rechtfertigung durch eine falsche Religion liegt darin, dass, auf die Frage, weshalb denn diese und nicht andere Menschen das Recht haben sollen, zu bestimmen, wer eigentlich die Menschen sind, gegen welche Gewalt angewendet werden kann und soll, die Wissenschaft schon nicht das Gleiche antwortet, was die Religion antwortete: diese Bestimmungen seien deshalb gerecht, weil sie von Menschen ausgehen, die eine übernatürliche Gewalt innehaben, vielmehr: diese Bestimmungen stellten den Willen des Volkes dar, der sich bei einer auf allgemeinem Wahlrecht beruhenden Regierung in allen Entscheidungen und Taten derjenigen Menschen äussere, die sich im gegebenen Augenblick an der Macht befinden.

Das sind die wissenschaftlichen Rechtfertigungen der Vergewaltigung. Sie sind nicht nur unbegründet, vielmehr geradezu albern. Sie sind indes für diejenigen Menschen, die eine bevorzugte Lage innehaben, so vorteilhaft, dass diese ebenso blind an sie glauben, wie sie vordem an die unbefleckte Empfängnis glaubten, und ganz ebenso überzeugt diesen Glauben verbreiten.

Die unglückliche und von Arbeit niedergedrückte Mehrheit des Volkes ist derart verblendet von der Wichtigkeit, mit der ihr diese „wissenschaftlichen Wahrheiten" überliefert werden, dass sie unter dieser neuen Hypnose diese wissenschaftlichen Dummheiten ganz ebenso wie früher die fälschlich religiösen Rechtfertigungen der Gewalt für heilige Wahrheit halten und damit fortfahren, sich sklavisch ihren neuen ebenso grausamen, nur ein wenig an Zahl vermehrten Herrschern zu beugen.

„Wer bin ich? Ich bin das, was du suchtest von der Zeit an, als dein kindliches Auge mit Staunen und Bewunderung auf die Welt schaute, deren Schranken deinem Blick das wahrhafte Leben verbergen. Ich bin das, worum du betetest in deinem Herzen, das du verlangtest, als habest du durch deine Geburt ein Recht darauf, obgleich du nicht einmal wusstest, was das eigentlich ist. Ich bin dasjenige, was seit Jahrhunderten, seit Tausenden von Jahren tief in deinem Herzen lag. Bisweilen lag ich in dir, trauernd darüber, dass du mich nicht erkennst. Bisweilen erhob ich mein Haupt, öffnete die Augen, streckte die

Hände aus und rief dich, bald zärtlich, bald leise, bald laut und forderte von dir, du solltest dich empören gegen die eisernen Ketten der Erde, die dich zum Staube niederzogen." Krischna.

So geschah das und geschieht es heute noch in der christlichen Welt. Man hätte hoffen können: in der gewaltigen brahmanisch-buddhistischen und konfuzianischen Welt werde dieser neue Aberglauben keinen Platz finden, die Chinesen, Japaner, Indier, welche die Lüge des religiösen Betrugs begriffen hatten, durch den die Gewalt gerechtfertigt ward, würden unmittelbar übergehen zur Erkenntnis des der Menschheit eigentümlichen Gesetzes der Liebe, das so mächtig verkündet ward von den erhabenen Lehrern des Ostens. Dabei erweist es sich aber, dass der wissenschaftliche Aberglaube, der den religiösen ersetzte, immer mehr auch die Völker des Ostens ergriff und ergreift. Mit besonderer Macht geschah das im Lande des äussersten Ostens, in Japan, und es scheint: schon nicht mehr die Führer allein, vielmehr auch die Mehrzahl dieses Volkes — trotzdem ihm dieser Aberglauben die grössten Unbilden verursacht. Er, dieser Aberglaube, ergriff auch die 400 Millionen Chinesen und Ihre 200 Millionen Indier, oder wenigstens die Mehrzahl derjenigen, die sich wie Sie für Führer dieser Völker halten.

In Ihrer Zeitschrift stellen Sie als Grundsatz, der die Tätigkeit Ihres Volkes leiten sollte, den Gedanken auf: der Widerstand gegen einen Überfall sei nicht nur gerechtfertigt, vielmehr auch Pflicht: Nicht Widerstand zu leisten schade in gleicher Weise dem Altruismus wie dem Egoismus.

Die Liebe ist aber das einzige Mittel, um die Menschen von allen Übeln zu erretten, die sie zu erdulden haben. Im gegebenen Fall ist das einzige Mittel zur Befreiung Ihres Volkes aus der Knechtung: die Liebe. Die Liebe, als religiöse Grundlage des Menschenlebens, ward in Ihrem Volke mit besonderer Kraft und Klarheit bereits im fernsten Altertum verkündet. Eine Liebe aber, welche zulässt, dass man sich der Gewalt mit Gewalt widersetzt, trägt einen inneren Widerspruch in sich, so dass sie jeden Sinn und jede Bedeutung verliert, und wie denn? Im zwanzigsten Jahrhundert bestreiten Sie, das Mitglied eines der religiösesten Völker, leichten Herzens, und überzeugt von Ihrer wissenschaftlichen Aufklärung und darum von Ihrem zweifellosem Recht, dieses Gesetz, indem Sie jene — verzeihen Sie mir — erstaunliche Dummheit wiederholen, welche Ihnen die Verteidiger der Gewalt einredeten, die Feinde der Wahrheit, anfangs die Diener der Theologie, dann der Wissenschaft: Ihre europäischen Lehrer.

Sie sagen, die Engländer hätten die Indier deshalb unterjocht und in Knechtschaft gehalten, weil letztere sich in ungenügendem Masse der Gewalt durch Gewalt widersetzt hätten und noch widersetzen.

Aber davon ist doch gerade das Gegenteil der Fall. Wenn die Engländer die Indier unterjochten, so nur deshalb, weil die Indier

als Grundgesetz ihrer eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen die Gewalt anerkannten und noch anerkennen. Im Namen dieses Grundsatzes unterwarfen sie sich ihren Fürsten, in seinem Namen kämpften sie untereinander, kämpften sie mit den Europäern, mit den Engländern und bestreben sich jetzt gegen sie den Kampf zu führen.

Eine Handelsgesellschaft machte ein Volk von 200 Millionen zu Sklaven. Sagen Sie dies einem Menschen, der von jedem Aberglauben frei ist — so wird er gar nicht begreifen, was diese Worte eigentlich bedeuten. Was bedeutet es denn, dass 30 000 Menschen, die durchaus keine Riesen sind, sogar eher schwach und schlecht, 200 Millionen lebendiger, gescheiter, starker, freiheitsliebender Menschen zu Sklaven machten? Geht es denn nicht schon allein aus diesen Zahlen deutlich hervor, dass nicht die Engländer die Indier, vielmehr die Indier sich selber zu Sklaven machten.

Wenn die Indier sich darüber beklagen, dass die Engländer sie unterjocht hätten, so ist das ganz ebenso, wie wenn Leute, die sich der Trunksucht ergaben, klagen wollten: Alkoholverkäufer, die sich bei ihnen ansiedelten, hätten sie dem Laster unterworfen. Sagen Sie jenen, sie bräuchten doch gar nicht zu trinken, so werden sie Ihnen antworten, sie seien so daran gewöhnt, dass sie gar nicht mehr imstande wären, sich zu enthalten, sie müssten unbedingt ihre Energie durch den Alkohol aufrecht erhalten. Ist denn nicht ganz das Gleiche mit allen denjenigen Menschen der Fall, es handelt sich um Millionen, die sich einigen Tausenden oder einigen Hunderten von Menschen Ihres eigenen Stammes oder fremden Stammes unterwerfen?

Wenn die Indier durch Gewalt geknechtet wurden, so nur deshalb, weil sie selber vom Vergewaltigen lebten, noch jetzt davon leben und sich nicht zum ewigen, der Menschheit eigenen Gesetz der Liebe bekennen.

„Jämmerlich und ungebildet ist der Mensch, der das sucht, was er hat, und gar nicht weiss, dass er es besitzt. Ja, jämmerlich und ungebildet ist der Mensch, der den Segen jener Liebe nicht kennt, die ihn umgibt, und die ich ihm gab.“ (Krischna.)

Sobald nur der Mensch in Einklang lebt mit dem seinem Herzen angemessenem und ihm bereits offenbarten Gesetz der Liebe, das das Gebot des Nichtwiderstandleistens in sich schliesst, und sobald er deshalb selbstverständlich nicht mehr Anteil nimmt an irgend einer Gewalttat, werden nicht nur keine Hunderte von Menschen mehr Millionen Menschen unterwerfen, vielmehr Millionen Menschen werden nicht mehr einen einzigen zum Knecht machen. Widersetzt Euch nicht dem Übel, nehmt aber selber auch nicht teil an ihm, wirkt nicht mit an den Gewalttaten der Verwaltung, der Gerichte, der Steuereinnahme, und vor allem des Heeres — und niemand in der Welt wird Euch knechten!

„Oh Ihr, die Ihr in den Gefängnissen sitzt und leidet um der Freiheit willen und nach ihr sucht, sucht einzig und allein die Liebe. Die Liebe ist die Welt in sich selber, und eine Welt, die volle Befriedigung gewährt. Ich — bin der Schlüssel, der die Türe öffnet in dieses Land, das so selten geschaut wird, und in dem allein das Genügen wohnt.“ Krischna.

Mit der Menschheit unserer Tage, sowohl im Osten, wie im Westen, vollzieht sich ganz das Gleiche, was mit jedem einzelnen Menschen vor sich geht, wenn er, von einer Altersstufe zu einer andern übergehend (das Kind zum Jüngling, der Jüngling zum Mann), dasjenige verliert, was ihn vordem im Leben leitete, und sich noch nicht klar ward über eine neue, seinem Alter entsprechende Richtlinie, und er dann ohne Richtschnur lebt, um sich, seinen Fähigkeiten nach, Geschäftigkeiten, Sorgen, Zerstreuungen, Aufregungen und Berauschungsmittel auszudenken, die ihm die Armut und Sinnlosigkeit seines Lebens verbergen sollen. Ein solcher Zustand kann lange währen.

Wie aber bei dem Übergang eines Menschen von einer Altersstufe zu einer andern unweigerlich der Zeitpunkt eintreten muss, wann er sein Leben schon nicht mehr in bisheriger Weise fortführen kann, in sinnloser Geschäftigkeit und Erregung, und der Mensch verstehen muss, dass, wenn die bisherige Richtschnur seines Lebens ihm schon nicht mehr entspricht, dass das dann keineswegs bedeutet, er müsse ohne jede vernünftige Leitung im Leben leben, vielmehr: er müsse bestrebt sein, sich selber über denjenigen Begriff des Lebens klar zu werden, der seiner Altersstufe zukommt, und wenn er das getan hat, sich von ihm leiten zu lassen auf seiner neuen Altersstufe. Ganz ebensolche Zeiten müssen auch für die fortschreitende und sich wandelnde Menschheit eintreten, und ich glaube, die Zeit eines solchen Übergangs der Menschheit aus einer Altersstufe zu einer anderen ist heute gekommen. Ich gebrauche dabei das Wort „heute“ nicht in dem Sinne, dass ich damit gerade das jetzige Jahr 1908 meine, vielmehr in dem Sinne, dass jener innere Widerspruch im Leben der Menschen: zwischen dem Bewusstsein der Richtigkeit des Gesetzes der Liebe und einer Lebensführung auf der Grundlage der diesem Gesetze entgegengesetzten Gewalt, — dass dieser Widerspruch, der zur Folge hat, dass das Leben der Menschheit heute so sinnlos aufgeregt ist und angefüllt mit eitler Geschäftigkeit und tiefen Leiden, und der bereits Jahrhunderte andauert, — in unserer Zeit eine derartige Spannung erlangte, bei der er schon nicht mehr bestehen kann und unausweichlich seine Lösung finden muss — und zwar offenbar nicht zugunsten des längst überlebten Gesetzes der Gewalt, vielmehr zugunsten der bereits seit ältesten Zeiten von der ganzen Menschheit erkannten Wahrheit, dass das Gesetz des Lebens das Gesetz der Liebe ist.

Die Anerkennung aber dieser Wahrheit in ihrer ganzen Bedeutung ist den Menschen nur dann möglich, wenn sie sich restlos von jedem,

sowohl religiösen wie wissenschaftlichen Aberglauben befreien und von der aus ihm hervorgehenden Falschdeutung, Entstellung und Verhüllung, vermittelst deren diese Wahrheit so viele Jahrhunderte lang der Menschheit verborgen gehalten ward.

Um ein sinkendes Schiff zu retten, muss man den Ballast aus ihm herauswerfen, der ihm vielleicht einmal nötig war, ihm jetzt aber Verderben bereitet. Ganz das Gleiche gilt von dem religiösen und wissenschaftlichen Aberglauben, der den Menschen die rettende Wahrheit verhüllte. Damit die Menschen sie schon nicht mehr in so nebelhafter Gestalt aufnehmen, wie sie sich ihnen darbot in der Zeit ihrer Kindheit, und auch nicht so einseitig und entstellt, wie sie ihnen ausgelegt ward durch religiöse und wissenschaftliche Lehren, vielmehr so, dass sie das höchste Gesetz für das Leben der Menschen werde, dazu bedarf es der restlosen Befreiung dieser Wahrheit von allen, ausnahmslos allen abergläubischen Vorstellungen, sowohl fälschlich religiöser, wie fälschlich wissenschaftlicher Art, die sie jetzt verhüllen. Und diese Befreiung darf nicht zaghaft, nicht schüchtern erfolgen, indem sie mit der durch das Alter geheiligten Überlieferung rechnet und mit den Gewohnheiten eines Volkes. Es darf sich nicht um eine solche Befreiung handeln, wie sie auf religiösem Gebiete bei Ihnen Guru Nanaka vornahm, der Begründer der Religion der Seiker, und im Christentum Luther, und ebensolche Reformatoren in den anderen religiösen Bekenntnissen, es darf sich vielmehr nur um die restlose Befreiung der religiösen Wahrheit handeln von allen abergläubischen Vorstellungen, sowohl früherer religiöser wie neuerer wissenschaftlicher Art.

Der Mensch befreie sich nur von dem Glauben an diese oder jene Ormuzde, Brahmas, Zebaoths, an deren Verkörperung in Krischnas oder Christus, von dem Glauben an Paradies und Hölle, an die Engel und den Mond, an Wiedergeburt und Auferstehung, an die Einmischung Gottes in das äussere irdische Leben; der Mensch befreie sich vor allem von der Anerkennung der Unfehlbarkeit aller Arten von Veden, Bibeln, Evangelien, Tripitate, Korane usw.; der Mensch befreie sich ganz ebenso auch von dem blinden Glauben an allerhand wissenschaftliche Lehren von den unendlich kleinen Atomen und Molekülen, von verschiedentlichen unendlich grossen und unendlich fernen Welten, ihren Bewegungen, ihrem Ursprung und ihren Kräften, von dem blinden Glauben an die zweifellose Wahrheit mannigfaltiger vermeintlich wissenschaftlicher Gesetze, denen die Menschheit untergeordnet sein soll — Gesetzen geschichtlicher und wirtschaftlicher Art, Gesetzen des Kampfes ums Dasein und des Überlebens usw.; der Mensch soll sich nur befreien von dieser schrecklichen Belastung durch jene müssigen Übungen der niederen Fähigkeiten des Verstandes und des Gedächtnisses, die man Wissenschaften nennt, von allen diesen zahllosen Unterabteilungen der verschiedenen Geschichtsfächer, Spezialfächer der Anthropologie, der Homiletik, der Bakteriologie, der Jurisprudenz, der Kosmographie, der

Strategie, — und alle diese Fächer machen bereits eine Legion aus — der Mensch befreie sich nur von diesem verderblichen und ihn umnebelnden Ballast, — und jenes einfache, klare, allen zugängliche, alle Fragen und jede Ratlosigkeit lösende Gesetz der Liebe, das der Menschheit so eigentümlich ist, wird ganz von selber klar und verpflichtend erlebt werden.

„Kinder, schaut auf die Blumen zu Euren Füssen und zertretet sie nicht. Achtet auf die Liebe unter Euch und weist sie nicht zurück.“

Krischna.

„Es gibt eine höchste Vernunft, die über alle Menschenklugheit geht. Sie ist fern und doch nah. Sie durchdringt alle Welten und steht dabei unendlich höher als sie.

Der Mensch, der sieht, dass alle Dinge enthalten sind in dem höchsten Geist „und dass der höchste Geist alle Wesen durchdringt, kann sich gar nicht mit Verachtung verhalten zu irgend einem Geschöpf.“

Für denjenigen, für den alle geistigen Wesen gleichartig sind dem Höchsten, kann es weder Betrug noch Leiden geben.

Diejenigen, die in ihrer Unbildung nur den religiösen Formen ergeben sind, weilen noch in dichtem Nebel, diejenigen aber, die nur fruchtlosem Nachdenken ergeben sind, befinden sich in noch dichterer Finsternis.“

Upanischad.

Ja, zu unserer Zeit brauchen die Menschen, um sich von dem Übel zu befreien, die sie sich selber antaten, und die die höchste Stufe erreichten: ob es sich um den Indier handelt, der sich zu befreien sucht aus englischer Knechtschaft, oder um irgend einen anderen Menschen, der mit seinem Vergewaltiger kämpft, ob diese Vergewaltiger zu dem gleichen Volke gehören oder zu einem fremden, ob es sich um den Kampf des Negers handelt mit dem Nordamerikaner oder des Persers, Russen, Türken mit seiner persischen, russischen oder türkischen Regierung, wie auch ganz im allgemeinen jeder Mensch, der das höchste Heil sowohl für sich selber wie auch für alle anderen Menschen sucht — alle diese Menschen brauchen gar nicht neue Auslegungen und Rechtfertigungen alter religiöser Aberglauben, wie das bei Ihnen Vivekananda, Baba-Barati u. a., und bei uns im Christentum eine zahllose Menge ebensolcher Neuausleger und Erklärer dessen, was niemand zu irgend etwas nötig hat, die Menschen brauchen gar nicht zahllose Wissenschaften über Gegenstände, die niemandem nötig, ja grösstenteils schädlich sind (auf geistigem Gebiete gibt es nichts Gleichgültiges, vielmehr ist das Unnütze auch stets schädlich). Sowohl der Indier wie der Engländer, der Franzose, der Deutsche und der Russe brauchen weder eine Konstitution noch eine Revolution, noch irgend welche Konferenzen, noch Kongresse, noch kunstvolle Erfindungen von Unterseeboten, Flugmaschinen, mächtigen Sprengstoffen, oder von Bequemlichkeiten mannigfacher Art zum Vergnügen der reichen herrschenden Klassen. Nicht neue Schulen sind nötig, Universitäten mit

unzähligen Lehrfächern, nicht nötig ist die Verbreitung der Zeitungen und Bücher, Grammophone und Kinematographen, nicht nötig sind jene kindischen grösstenteils verderbten Dummheiten, die man Künste nennt; nötig ist vielmehr nur ein Einziges: Die Erkenntnis jener einfachen, klaren, in der Seele eines jeden Menschen vorgezeichneten, weder von religiösem, noch von wissenschaftlichem Aberglauben umnebelten Wahrheit, dass das Gesetz des Menschenlebens das Gesetz der Liebe ist, und dass es das höchste Heil gewährt sowohl dem einzelnen Menschen wie auch der ganzen Menschheit. Sobald sich nur die Menschen in ihrem Bewusstsein von jenen ganzen Bergen von abgeschmacktem Zeug befreien, welche ihnen jetzt die Wahrheit verhüllen, wird jene zweifellose ewige Wahrheit, die stets dem Wesen aller Menschen entsprach, und welche ein und dieselbe ist bei allen grossen Religionen der Welt, sich ganz von selber herausschälen aus jenem ganzen fälschlich religiösem Unsinn, der sie jetzt noch verhüllt. Und das wird in der Weise geschehen, dass diese Wahrheit in das Bewusstsein der Menschen eingeht, und ganz von selber jener ganze Wust schwinden wird, der sie verhüllt — und zugleich mit ihm auch das Übel, an dem jetzt die Menschheit leidet.

„Ihr Kinder, schaut nach oben mit Euern blind gewordenen Augen, und eine Welt, voll von Freuden und Liebe, wird Euch aufgehen, eine vernünftige Welt, die geschaffen ward durch meine Weisheit, die einzig wirkliche Welt. Dann werdet Ihr erfahren, was die Liebe aus Euch machte, womit Euch die Liebe lohnte, und was sie von Euch verlangt!“ (Krischna.)

[177.] An J. F. Naschiwin   Jassnaja Poljana, 12. März 1908.

. . . . Für uns beide kann gar keine Frage darüber bestehen, was am allerwichtigsten auf der Welt ist: Wir wissen sehr wohl, dass nichts wichtiger ist, als dem Gesetz der Liebe treu zu bleiben. Wie sehr aber die Liebe durch diese oder jene Tat verletzt wird, und ob es eine Möglichkeit gibt, sich aus dieser oder jener Lage herauszuziehen ohne gegen das Gesetz der Liebe zu verstossen — das weiss nur der, dem gerade diese Prüfung bevorsteht, und deshalb übernehme ich es auch nicht, hierüber zu urteilen und freue mich nur, dass Sie sich aus der qualvollen Lage zu befreien vermochten, in der Sie sich befanden . . . . .

Was Sie mir von meinem schrecklichen Jubiläum schreiben, ist sicherlich für Sie nicht so schwer, wie für mich. Ich tue alles, was ich vermag, um dem Einhalt zu tun, ich sehe aber, dass ich darin machtlos bin . . . .

Ich möchte noch zu dem Brief hinzufügen, den ich Ihnen bereits schrieb, dass der Aufsatz jenes Indiers mich besonders erschütterte. Das ist ganz aussergewöhnlich schön, und das ganze Buch ist herrlich.

Es wäre nur nötig, jene Stimmen der Völker, die sich dort äussern, noch zu ergänzen. Leo Tolstoi.

[178.] An den Bulgaren Christo Dosseff den 17. März 1908.

Lieber Dosseff! Ich erhielt Ihren Brief und freute mich sehr über das, was Sie über sich selber und über unsere gemeinsamen Freunde schreiben; ich muss aber sagen, ich fürchte stets, den äussern Erscheinungen allzu grosse Bedeutung beizulegen. Das lenkt einen ab von der Sorge um das innere Leben — und nur in diesem innerlichen Fortschreiten, in der Vereinigung mit Gott — beruht das persönliche Glück, soweit wir es empfinden können, und damit auch unsere edelste Einwirkung auf die andern Menschen.

Sie fragen mich nach der Theosophie. Mich selber interessierte diese Lehre, zu meinem Bedauern lässt sie aber das Wunder zu, und das geringste Zulassen des Wunders nimmt bereits der Religion jene Einfachheit und Klarheit, die Kennzeichen sind für die wahrhafte Beziehung des Menschen zu Gott und seinem Nächsten. Und deshalb kann ja in dieser Lehre viel sehr Gutes sein, wie ja auch in den Lehren der Mystiker, sogar im Spiritismus, — man muss sich nur davor hüten.

Die Hauptsache liegt aber, glaube ich, darin, dass diejenigen Menschen, die ein Bedürfnis hegen nach dem Wunder, noch nicht völlig die wahrhafte, einfache Christenlehre begriffen haben.

Leben Sie wohl, mein lieber Dosseff, schreiben Sie mir bisweilen, ich werde mich stets sehr freuen, mit Ihnen in Gemeinschaft zu treten.

Leo Tolstoi.

[179.] An A. M. Bodjanski Jassnaja Poljana, März 1908.

Teurer Alexander Michailowitsch!

Ich las Ihren Brief an Gusseff, in dem Sie so schön zum Ausdruck brachten, wie man mich einzig und allein und auf die beste Weise ehren könnte, d. h. etwas zu tun vermöchte, was mir in Wahrheit angenehm wäre und mich befriedigen würde: nämlich mich ins Gefängnis zu werfen, weil ich diejenigen Schriften verfasst habe, wegen deren Verbreitung Sie sechs Monate im Gefängnis sitzen müssen, und ausser Ihnen schon so viele, so viele andere. Vielen kommt dieser Gedanke wie ein Scherz vor, wie ein Paradox, und dabei ist das die einfachste und zweifelloseste Wahrheit. Tatsächlich, nichts würde mich so durchaus befriedigen und mir eine solche Freude geben, als gerade, wenn man mich ins Gefängnis werfen würde, in ein richtiges, wirkliches Gefängnis: wo es stinkt, kalt ist, und man Hunger leidet. Sie haben das klar und deutlich zum Ausdruck gebracht, was ich nur ganz dunkel und unbestimmt wünschte. In der letzten Zeit fühle ich mich derartig glücklich, dass ich häufig darüber nachdenke, ob es noch irgend etwas gibt, was ich mir wünschen möchte, und ich konnte durchaus nichts finden. Jetzt aber kann ich nicht umhin, mit ganzer

Seele zu wünschen, dass dasjenige, was Sie vorschlagen, nicht als ein Scherz betrachtet werde, vielmehr als eine Tat, die tatsächlich alle diejenigen zu beruhigen vermöchte, denen meine Schriften und ihre Verbreitung unangenehm sind. Zudem würde mir ein solches Geschehnis in meinem Alter, dem Tode so nahe, aufrichtige Freude und Befriedigung gewähren, und mich auch von der ganzen mir bevorstehenden Last des mir drohenden Jubiläums befreien. Ich drücke Ihnen aufrichtig die Hand. Leo Tolstoi.

[180.] An W. A. Molotschnikoff Jassnaja Poljana, März 1908.

Wie immer, bereitete mir Ihr Brief Freude, lieber Wladimir, und wie stets fand ich in ihm den Ausdruck Ihrer tiefen, inneren Arbeit, die mich stets rührt. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass dieses Himmelhochjauchzen und Zutodebetrübtsein eine natürliche Eigenschaft der Seele ist. Es ist schon gut, wenn man solche Zustände der Niedergeschlagenheit überhaupt wahrnimmt, und darunter leidet, wie unter einer Krankheit. Mir scheint, das ist ein Zeichen dafür, dass man sich allmählich dem Ziele annähert, zu dem man hinschreitet.

Aus irgend einem Grund empfinde ich heute ganz besonders lebendig, dass unser ganzes Leben, ich spreche da gar nicht von meinem Leben, der ich ein Greis bin, und dem schon der Tod so nahe bevorsteht, vielmehr jedes Leben, wie z. B. auch dasjenige meiner dreijährigen Enkelin, die jetzt bei uns wohnt, nichts anderes ist, als ein allmähliches Hinsterben. Dieses langsame Sterben ist gar nichts anderes als das, was wir Leben nennen, d. h. ein allmähliches Freiwerden des Geistigen vom Körper.

Ich werde bald die Freude haben, Sie zu sehen. Schreiben Sie doch von sich selber und von Ihrer Familie. Ich bitte Sie darum.

[181.] An A. J. Ikonikoff Jassnaja Poljana, Mai 1908.

Mein lieber und meinem Herzen teurer Bruder Ikonikoff! Heute erhielt ich Ihren Brief, ich las ihn in liebevoller Erregung, und beeile mich Ihnen zu antworten. Ich bin ausserstande, Ihnen auszudrücken, was für ein gemischtes Gefühl ich dabei habe: der Begeisterung vor Ihrer frommen Festlichkeit, der Angst für Sie, des Mitleids mit Ihnen, und vor allem der Liebe zu Ihnen, die ich stets empfinde, wenn ich an Sie denke. Möge Gott Ihnen helfen, Er, Der in Ihnen ist, Den Sie kennen, und durch Den Sie leben. Wie schwer auch das Werk ist, das Sie verrichten, es muss getan werden, und wenn nicht Sie, so werden andere es tun. Und wie schwer es auch denjenigen wird, die es verrichten, ihr Schicksal ist glücklich. Nicht umsonst wird ihr Leben gewesen sein, wie das Leben der allermeisten, das nicht nur zwecklos verläuft, vielmehr auch noch ihren Menschenbrüdern Schaden bringt. Ich leide darunter und freue mich dabei doch über die Nachricht, dass immer häufiger und allerorten in den Menschen das Bewusstsein erwacht, durch das Sie leben, und das Sie zwingt, das zu tun, das Sie

tun. Dieser Tage erfuhr ich von neuen Verweigerungen des Kriegsdienstes und von neuen Verurteilungen zu Gefängnisstrafen: in Bulgarien, in Ungarn, und immer häufiger in Russland.

Es scheint mir so, als seien Sie etwas unzufrieden mit Ihrer Haltung vor Gericht. Wie hätten Sie sich aber besser halten können? Ohne zu murren und seelenruhig die Verurteilung zu vier Jahren Gefängnis zu vernehmen und dabei zu wissen, was Sie davon befreien könnte? Was die Erregung der Nerven anbetrifft, so haben wir darauf keinen Einfluss. Ihr Sie liebender Bruder Leo Tolstoi.

[182.] An W. A. Molotschnikoff Jassnaja Poljana, 6. Juni 1908.

Ich danke Ihnen, mein lieber Wladimir, für Ihren Brief. Gott möge Ihnen helfen, Er, Der in Ihnen ist. Er möge Ihnen helfen, durch Ihn zu leben, für Ihn und nach Seinen Geboten. Das tun Sie auch. Das ist die wahre Freiheit und die wirkliche, gar nicht zu erschütternde Macht: denn sie stammt nicht von Menschen, vielmehr von Gott, wenn der Mensch wie Sie spricht: „Sie wollen mich ins Gefängnis werfen — seien Sie so gut, gerade das wünsche auch ich. Wollen Sie mich mit Ruten schlagen? Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Aufmerksamkeit. Wollen Sie mich hängen? In welche Schlinge befehlen Sie, dass ich meinen Hals stecken soll?“ Wie begreifen nur die Menschen nicht, dass man nur durch ein solches Verhalten gegenüber der Gewalt sie besiegen und vernichten kann, und dass dabei tatsächlich die Gefahren, das Wagnis und die Unannehmlichkeiten keineswegs grösser sind, als wenn man gegen die Gewalt ankämpft. Sonst aber wollen die Menschen durch Gewalt die von ihnen verurteilte Vergewaltigung bekämpfen, und sie begreifen gar nicht, dass, indem sie Gewalt anwenden gegen Gewalt, sie gerade dadurch auf die allermächtigste Weise jene Vergewaltigung fördern, gegen die sie ankämpfen.

Gott möge Ihnen helfen! Schreiben Sie mir, damit ich weiss, in welchem Seelenzustand Sie sich befinden. Doch glauben Sie durchaus nicht, Sie würden mir Betrübnis bereiten, wenn Sie Schwäche empfinden und das auch eingestehen. Ja, so kann man aus der einfachsten, nichtigsten und scheinbar unangenehmsten Sache etwas Bedeutendes und Freudebringendes machen. Leben Sie wohl.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[183.] An A. J. Ikonikoff Jassnaja Poljana, 23. Juni 1908.

Ihre Briefe, lieber Bruder Antoscha, habe ich wohl alle erhalten. Ich danke Ihnen, dass Sie mir schreiben, und bitte Sie, wenn es Ihnen nicht schwer fällt, damit fortzufahren. Häufig, sehr häufig denke ich an Sie und spreche ich von Ihnen. Heute las ich in dem „Lesebuch“, das man Ihnen nicht übergibt, und verfiel dabei unter anderem auf Gedanken, die mir teuer und notwendig sind, und ich glaube, das sind sie Ihnen in noch höherem Grade: bei der Prüfung,

der Sie jetzt unterliegen. Ich sende Ihnen daher diese Sprüche. Nur in leichten Fällen bin ich imstande, die Wahrheit der Behauptung nachzuprüfen, dass man alle Leiden und Entbehrungen in Heil umzuwandeln vermag, Sie aber können das wohl erleben bei Ihrer schweren Lage. Hierbei möge Ihnen Gott helfen, Der in uns allen lebt.

Ich kenne viele Baptisten, die sich von ihrem Aberglauben befreiten und die Heilslehre in ihrer Reinheit anerkannten. Würde ich mit jenem Baptisten sprechen, mit dem Sie sich so oft unterhalten, so würde ich zu ihm sagen: „Lasst uns doch nicht davon sprechen, wer Christus ist, noch davon, was Gott tat, und was er unterliess, noch von dem, was nach dem Tode sein wird. In dem allen können wir uns irren. Lasst uns vielmehr von solchen Dingen sprechen, worüber ein Irrtum ausgeschlossen ist, und die wir mit voller Sicherheit wissen: nämlich davon, was wir tun sollen. Hierin sind wir alle mit dem einverstanden, was das Evangelium lehrt: dass unser Leben in der Liebe besteht, dass, je mehr wir sowohl die uns nahe, wie die uns ferne Stehenden und vor allem unsere Feinde lieben, wir um so besser Gottes Willen erfüllen, dass wir uns selber um so wohler fühlen, und es allen denjenigen, denen wir begegnen, um so besser sein wird — hierin sind wir alle einig. Nun, so lasst uns denn lernen, das auch zu erfüllen und hierbei einer dem andern beizustehen."

Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Ich küsse Sie brüderlich. Schreiben Sie mir, wenn das Ihnen nicht schwer fällt.

Ihr Sie liebender und Ihnen dankbarer Leo Tolstoi.

[184.] An W. A. Molotschnikoff 7. Juli 1908.

Soeben erhielt ich den zweiten Brief von Ihnen, mein lieber Bruder Molotschnikoff. Ich freue mich sowohl über Sie, als ich auch — verzeihen Sie mir — unaufhörlich um Sie Angst habe, und ganz einfach und von Herzen Sie und Ihre liebe Frau besonders deshalb bemitleide, weil es möglich wäre, ihre Lage zu erleichtern. Aber offenbar ist das unnötig. Gott möge ihr helfen, Der in ihr und in uns allen lebt. Ich möchte Ihnen gar sehr helfen, ich fühle aber, dass die Prüfung, der Sie jetzt unterliegen, eine solche ist, dass einzig und allein Ihr geistiges Wesen Ihnen zu helfen vermag.

Obgleich Sie das alles ebenso gut wissen wie ich, möchte ich Ihnen eines sagen, als das Einzige und Hauptsächliche, und es mag in Ihrer Lage schwer fallen, aber gerade in Ihrer Lage ist es besonders nötig: man soll bei dem Umgang mit Menschen (das ist das Allerschwierigste) stets eingedenk bleiben, dass in dem, mit dem man es gerade zu tun hat, ganz dasselbe Höchste und Heiligste ist, durch das ich lebe, und bei diesem Umgang ist wichtiger als alle andern Veranlassungen dieses Verkehrs und geht ihnen allen voran: meine geistige Vereinigung mit demjenigen, mit dem ich es gerade zu tun habe, und sie wird dabei nur auf einem Wege erreicht: Wenn ich es vermag, durch Liebe, ver-

mag ich das aber nicht, dann wenigstens durch Achtung. Ich schreibe Ihnen das, weil ich selber in dieser Hinsicht an Schwäche leide. Ich brauche mich nur umzuschauen — so habe ich schon das getan, was ich nicht hätte tun sollen, oder ich habe das nicht gesagt, was ich hätte äussern müssen. Dann reut es mich, es ist aber schon zu spät. Gott möge Ihnen helfen.

Ja, so geben Sie mir doch Aufträge: das würde mir das allergrösste Vergnügen bereiten. Ihr Bruder Leo Tolstoi.

[185.] An W. A. Molotschnikoff

Jassnaja Poljana, 1. September 1908.

Lieber W. Molotschnikoff! Unaufhörlich denke ich an Sie, und besonders lebhaft, wenn ich Ihre Briefe erhalte, für die ich sehr dankbar bin. Ich weiss und begreife, dass Sie es schwer haben, und ich möchte irgendwie Ihre Lage erleichtern, ich weiss aber auch, dass alles nur in Ihnen selber liegt: in dem Bewusstsein jenes Freien, Ewigen und Geistigen im Menschen, von dem wir alle leben. Bisweilen ist es mir bange um Sie, ich fürchte jene Augenblicke, wann die äusseren Umstände jenes Bewusstsein erkalten lassen, ich fürchte, Sie möchten sich in diesen Augenblicken bei Ihrem leicht erregbaren Charakter dem Gefühl der Gereiztheit hingeben, und des Aburteilens über die Menschen, und das ist doch eine Empfindung, die nicht in Einklang steht mit dem Bewusstsein unserer geistigen Grundlage, das sich seinerseits nur einstellt, wenn wir von Liebe erfüllt sind, was Sie ebenso gut wissen wie ich.

Ich bitte zu entschuldigen, dass ich so lange nicht geschrieben habe, ich fühlte mich schwach und hatte viele Besuche. Jetzt ist meine Gesundheit besser. Haben Sie Bücher? Kann man Ihnen welche schicken? Ihre Beschreibungen der näheren Umstände Ihres Lebens, und Ihrer Kameraden interessieren mich stets sehr. Ich küsse Sie brüderlich. Leo Tolstoi.

[186.] An W. A. Molotschnikoff

Jassnaja Poljana, 28. November 1908.

Lieber Bruder Wladimir! Ihren Brief erhielt ich. Ich danke Ihnen, dass Sie mir schreiben. Häufig sage ich mir: da leben nun die Menschen in Freiheit, inmitten einer scheinbar überlebendigen Tätigkeit, und dabei wissen sie gar nichts zu erzählen und zu schreiben. Sie dagegen sitzen im Gefängnis, und jeder Brief von Ihnen ist inhaltsreicher als der vorhergehende.

Es hat mich sehr gefreut, aus Ihrem Briefe von Ihrer interessanten Vergangenheit zu erfahren. Wie wird sich jetzt Ihr Leben gestalten? Ich weiss, man soll sich darum nicht Sorge machen, aber aus alter Gewohnheit denke ich nicht eigentlich an Sie persönlich, vielmehr an Ihre Familie. Möchte nur Ihre Frau Ihnen im Geiste nahe bleiben. Gott möge ihr dabei helfen. Das ist wichtiger als alle praktischen

Erwägungen. Sagen Sie ihr das, und grüssen Sie sie herzlich von mir. Nicht bloss mit Worten, vielmehr in Wahrheit liebe ich sie wegen ihrer Liebe zu Ihnen und ihres Glaubens an das, wovon wir beide leben und uns zu leben bemühen.

In der letzten Zeit geht es mir körperlich nicht gut. Ich danke aber nur Gott dafür und freue mich darüber. Ich schreibe auf einem kleinen Blättchen, weil ich gerade dabei war, einen Eintrag in mein Tagebuch zu machen und es mir dabei einfiel: Weshalb soll ich eigentlich für mich selber schreiben, besser schon, ich schreibe für einen Mitmenschen. Vielleicht wird es Ihnen angenehm sein — und dabei hatte ich nur dieses kleine Blättchen zur Hand. Ihr Sie liebender

Leo Tolstoi.

[187.] An den Geistlichen N. Jassnaja Poljana, Dezember 1908.

Ich erhielt Ihren Brief, mein lieber Bruder J. J., und las ihn in freudiger Rührung. Er ist ganz durchdrungen von einer wahrhaft christlichen Empfindung der Liebe, und deshalb war er mir besonders teuer.

Von mir selber möchte ich nur folgendes sagen: In einem arabischen Gedicht findet sich folgende Legende: Bei seiner Wanderung in der Wüste näherte sich Moses einstmals einer Herde und vernahm, wie der Hirt zu Gott betete. Und das war des Hirten Gebet: „O mein Gott! Wie kann ich nur zu dir hingelangen, wie kann ich nur dein Sklave werden? Mit welcher Freude würde ich dir die Schuhe anziehen, würde ich dir die Füsse waschen, sie küssen, würde ich dir die Haare kämmen, würde ich dein Gewand waschen, deine ganze Wohnung aufräumen, und dir Milch bringen von meiner Herde. Nach dir verlangt mein Herz!“ Als Moses diese Worte vernahm, ward er zornig auf den Hirten und sprach: „Du Gotteslästerer, Gott ist körperlos, er hat weder Kleidung nötig, noch eine Wohnung, noch Gesinde. Du sprichst Böses!“ Und das Herz des Hirten umdüsterte sich. Er war nicht imstande, sich ein Wesen vorzustellen ohne körperliche Form und ohne körperliche Bedürfnisse, und er vermochte nicht mehr zu Gott zu beten und ihm zu dienen, und dadurch verfiel er in Verzweiflung. Da sprach Gott zu Moses: „Weshalb hast du mir meinen treuen Knecht abspenstig gemacht? Jeder Mensch hat seinen Körper und auch seine Art zu reden. Was für dich nicht schön ist, das ist für einen anderen gut. Was für dich Gift bedeutet, ist für einen anderen süsser Honig. Die Worte haben gar nichts zu sagen. Ich sehe das Herz dessen, der sich an mich wendet!“

Diese Legende gefällt mir ausserordentlich, und ich möchte Sie bitten, auf mich ganz ebenso hinzuschauen, wie auf jenen Hirten. Ich selber blicke genau so auf mich hin. Alle unsere menschlichen Vorstellungen von Ihm werden stets unvollkommen sein. Ich schmeichle mir indes mit der Hoffnung, mein Herz sei ebenso wie dasjenige jenes

Hirten, und deshalb fürchte ich das zu verlieren, was ich besitze, und was mir völlige Seelenruhe und volles Glück gewährt.

Sie sagen mir, ich möchte mich wieder mit der Kirche vereinigen. Ich glaube, ich irre mich nicht, wenn ich annehme, dass ich mich niemals von ihr trennte — d. h. nicht von irgend einer einzelnen jener Kirchen, welche die Menschen voneinander scheiden, vielmehr von jener Kirche, die stets alle, alle Menschen vereinigte und noch vereinigt, die aufrichtig Gott suchen, angefangen von jenem Hirten, bis zu Buddha, Laotse, Konfuzius, die Brahmanen, Christus, und vielen, vielen anderen Menschen. Von dieser die ganze Welt umfassenden Kirche habe ich mich niemals getrennt, und ich fürchte nichts mehr auf der Welt, als mich von ihr zu trennen.

Ich danke Ihnen sehr für Ihren liebevollen Brief und drücke Ihnen brüderlich die Hand.

Leo Tolstoi.

[188.] An W. A. Molotschnikoff

Jassnaja Poljana, 8. Januar 1909.

Lieber Freund Wladimir! Soeben erhielt ich Ihren Brief. Ich bin durchaus nicht einverstanden mit Arnold, wenn er behauptet, das Christentum sei aus dem Judentum hervorgegangen. Ich nehme an, das Christentum trat nur in geschichtlicher Vereinigung mit dem Judentum ins Leben. Die grundlegenden religiösen Wahrheiten sind ganz die gleichen bei allen Glaubensbekenntnissen: in den Veden, bei Zarathustra, im Buddhismus, bei Konfuzius, bei Laotse und in der Bibel.

Mein Leben wird nach wie vor mit jedem Tage und mit jeder Stunde freudevoller, und ich staune über die Menschen und bedauere sie, dass sie nicht Dankbarkeit zu empfinden vermögen für die Wohltat, am Leben zu sein. Ich brauche nicht imstande zu sein, Nutzen zu ziehen aus dem vollen Segen, der im Leben liegt, ich bin aber ausserstande, daran zu zweifeln, dass diese Gnade mir gewährt ward. Bisweilen fühle ich, ich müsste dies irgendwie den Menschen klarer machen, ich bringe das aber nicht fertig: offenbar bin ich dessen nicht würdig, und geht es über meine Kraft hinaus. Leben Sie wohl. Vielleicht werden wir uns auch wiedersehen.

Leo Tolstoi.

[189.] An A. M. Bodjanski Jassnaja Poljana, 8. Januar 1909.

(Auf dem Briefbogen: Eingetroffen bei der Gendarmerieverwaltung des Gouvernements von Charkoff am 20. Januar 1909.

Abgesandt an den Staatsanwalt am 23. Januar 1909.

Durchgelassen von dem Staatsanwalt des Charkoffer Kreisgerichts am 26. Januar 1909.)

Ihren Brief erhielt ich, mein lieber Alexander Michailowitsch, und ich war sehr traurig über ihn. Ich möchte stets und besonders in der letzten Zeit an Ihrer Stelle sein; wenn ich mir aber das lebhaft vorstelle, was Sie da beschreiben, dann denke ich: „Betrügst du dich auch nicht selber? Natürlich, es liegt in unserer menschlichen Eigen-

art, aus dem Zustand des geistigen Mutes und der geistigen Stärke überzugehen zu Stimmungen der Schwäche, und gerade solche Augenblicke sind auch furchtbar. Möge Ihnen jene höchste geistige Macht, die in uns lebt, helfen, geduldig und in Ergebenheit diese schweren Augenblicke zu überstehen und immer demütiger und frommer zu werden. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie mir geschrieben haben. Schreiben Sie mir immer wieder, wenn Sie können und wollen. Wäre ich imstande, Ihnen einen Dienst zu erweisen, so würde mich das sehr freuen. Leo Tolstoi.

[190.] An M. S. Dudtschenko Jassnaja Poljana, 18. Febr. 1909.

Ich erhielt Ihren schönen Brief, mein lieber Mitrofan Semjonowitsch, und wie seltsam es Ihnen vorkommen mag, ich bin durchaus einer Meinung mit Ihnen, was jene allgemeine Bedeutung anbetrifft, die Sie der Landgemeinde und besonders dem Streben der Menschen, sich miteinander zu vereinigen, zuschreiben, wie es in der Landgemeinde zum Ausdruck gelangt. Wenn ich auf die Verführungen hinwies, die dieser Form des Lebens eigen sind, so beweist das durchaus nicht, dass ich sie für unrichtig und nutzlos halte. Eine ungünstige Seite und gewisse Verführungen sind jeder menschlichen Einrichtung eigen. Sehr wahrscheinlich habe ich mit besonderer Schärfe auf diese Verführungen hingewiesen, weil ich selber diese Lebensart nicht aus Erfahrung kenne, während ich dagegen durchaus die ganze Unrichtigkeit und Falschheit derjenigen Lebensform begreife, in der ich nach wie vor lebe. Das Einzige, worauf ich bestehe, und was mir mit den Jahren immer klarer wird, ist die Gefahr, schwächer zu werden in der innerlichen, geistigen Arbeit, an sich selber, wenn man die Energie — die Anstrengung — aus dem Bereiche des Innern auf ein äusseres Bereich überträgt.

Aber ganz im allgemeinen die gemeindliche Lebensform zu verurteilen, dazu sind nur solche Menschen berechtigt, die innerhalb einer Lebensform leben, die den Anforderungen des Christentums und der Sittlichkeit in höherem Masse entspricht als die Landgemeinde.

Ich kenne keine solche Lebensform, ausser einzig und allein der Lebensführung des heimatlos Umherschweifenden, die noch am ehesten einem Menschen zukommt, der erfüllt ist von dem Wunsche, die Lehre Christi restlos zu befolgen.

Und deshalb halte ich mich nicht für berechtigt, die Form der Gemeinde abzulehnen; alles, was ich hierüber sagte, sollte nur einen Hinweis bedeuten auf diejenigen Verführungen, die dieser Lebensform eignen. Leo Tolstoi.

[191.] An N. N. Jassnaja Poljana, 1909.

Bevor Sie sich darüber Sorge machen, wie Sie in die Universität eintreten könnten, sollten Sie sich darum bemühen, sich jene religiösen Überzeugungen zu erarbeiten, die, wie Sie sagen, Ihnen noch fehlen. Der Übergang zu einem Glaubensbekenntnis, an das man nicht glaubt,

ist eine schlechte Tat, die man durch keinerlei vermeintliche Weisheit wieder gut machen kann, wie Sie sie auf der Universität zu erlangen hoffen — und auch nicht durch die Verbesserung Ihrer gesellschaftlichen Lage, die Ihnen das Diplom verschaffen wird.

Leo Tolstoi.

[192.] An das kleine Mädchen Sonja Jassnaja Poljana, 1909.

Gott ist nicht im Himmel, vielmehr in jedem Menschen. Gott ist dasjenige, was allen Menschen und jedem Lebendigen das Leben gibt. Gott erkennen wir durch die Liebe. Durch die Liebe vereinigt sich der Gott in mir mit dem Gott in den andern Geschöpfen. Deshalb beruht das ganze Gesetz Gottes darin, dass man Gott und den Nächsten lieben soll, und deshalb besteht auch das höchste Glück auf der Welt darin, alle zu lieben. Ich lege ein Gebet bei. Ich rate, es zu beten und rate gleichfalls sich zu bemühen, sich alles dessen zu enthalten, was die Liebe verhindert, und sich zu bemühen, alle Menschen in gleicher Weise zu lieben.

Leo Tolstoi.

[193.] An L. Toniloff Jassnaja Poljana, 21. Januar 1909.

. . . . . Meiner Ansicht nach kann sich das Leben eines Menschen, der den Wunsch hegt, der Lehre Christi zu folgen, keineswegs in irgend einer bestimmten Lage im Leben äussern, wie z. B. als Leben in der Landgemeinde, als Leben als Arbeiter, als Leben bei einem Bauern, als Leben eines Einsiedlers, oder in irgend einer andern Form des Lebens. Alles liegt an dem Seelenzustand, in dem sich der Mensch befindet, und in der Arbeit, die er an sich selber zu dem Zwecke vornimmt, um im Leben diejenige Wahrheit zu verwirklichen, um derentwillen er lebt.

Jeder Mensch — ich spreche nicht von mir, vielmehr jeder Mensch, Sie und alle diejenigen, die mit Ihnen leben . . . . wenn sie nur stets aufrichtig, in ihrer Seele bewusst bleiben, dass sie bei weitem nicht diejenigen Ideale verwirklichten, die sie für richtig halten, und zu denen sie hinstreben — dass sie sie nicht verwirklichten und niemals verwirklichen werden . . . . weil das gute Leben für einen Menschen keineswegs in einer einzelnen, ganz bestimmten Lage besteht, vielmehr in ständiger Selbstbefreiung von denjenigen Sünden, Verführungen und Aberglauben, in denen sich jeder Mensch befindet. Sich von alledem frei zu machen, gelingt einem niemals; die Aufgabe besteht nur darin, sich soweit als möglich davon zu befreien. Demnach muss man auf die eigenen Sünden und auf das, was einen verführt, nicht wie auf etwas hinsehen, von dem man sich völlig zu befreien vermag, vielmehr wie auf das, woran man nie aufhören darf, zu arbeiten.

Stellt sich aber der Mensch vor, er könne sich ein solches Leben einrichten, bei dem er völlig frei sein werde von allen Sünden und Verführungen, so betrügt er sich nur selber, und, indem er alle seine

Kräfte zum Erreichen einer äusseren Lage aufwendet, statt sie auf die innere Arbeit zu richten, schwächt er nur die Möglichkeit zur Selbstvervollkommnung.

Diesen Fehler begehen viele — er ist sehr gewöhnlich — bei der Errichtung von Lebensgemeinschaften. Den gleichen Fehler begehen die Menschen, die andere Menschen nach den äusseren Umständen beurteilen, in denen sie sich befinden. Wichtig ist nicht die Lage, in der sich ein Mensch befindet, vielmehr die Mühe, die er darauf verwandte und verwendet, sich aus den falschen Lebensbedingungen zu befreien, in denen er sich befindet oder befand.

Was eine einzelne äussere Lebensbedingung anbetrifft, die des Besitzes, so tut man sogar gut daran, sich an die Worte Johannes des Täufers zu erinnern: Wer zwei Röcke hat, möge einen demjenigen geben, der gar keinen besitzt (ich möchte hinzufügen, wer auch nur ein Kleid hat, gebe es demjenigen ab, der mehr friert als er).

An diesen Worten kann man klar erkennen, dass die Selbstaufopferung gar keine Grenze haben kann. Man kann nicht leben und sich für gerechtfertigt halten, wenn man jeden Tag auch nur eine einzige trockene Brotrinde isst, solange es Menschen, Greise und Kinder gibt, die gar nichts zum Beissen haben. Und deshalb hat die Bewertung der äusseren Taten gar keine Bedeutung; man kann sogar nicht einmal sagen, dass das Stückchen Brot, das ein Bettler mit einem ebensolchen Bettler teilte, eine grössere Wohltat bedeutet, als die Million, die irgend ein Reicher aus seinen hundert Millionen für irgend einen Zweck spendet.

Die ganze Sache liegt in der inneren, rein-geistigen Anstrengung, aber hiervon weiss Gott allein.

Und wir kommen wiederum zu demselben: dass wir nicht imstande sind, andere Menschen nach ihren Werken zu beurteilen, und auch gar nicht das Recht dazu haben. Wir können nur das Eine, und das ist das, womit Sie auch Ihren Brief beendigen: Nach Möglichkeit alle lieben und besonders diejenigen, die — nach dem Evangelium — uns hassen, oder besser gesagt, die uns unangenehm sind. Leo Tolstoi.

[194.] An N. P. P. Jassnaja Poljana, 28. November 1909.

Lieber N. P.! Was habe ich Ihnen eigentlich getan? Wofür hassen Sie mich so schrecklich? Jedesmal, wenn ich Ihre Briefe erhalte, auch heute, frage ich mich: Habe ich ihm nicht irgend etwas Böses getan? Ich kann mich indes nicht nur auf gar nichts derartiges besinnen, ich weiss vielmehr, dass ich stets das aufrichtigste Wohlwollen zu Ihnen empfand und auch eben empfinde. Hören Sie doch auf, lieber N. P., wozu quälen Sie sich so? Ein Jeder hat seine Überzeugungen, besonders ein 80jähriger Greis, der jeden Tag sich zum Sterben vorbereitet, und weshalb soll man sich denn darüber aufregen, dass ein Mensch nicht genau so denkt wie ich, und meiner Ansicht

nach im Irrtum befangen ist. Sie sagen, dieser Brief sei Ihr letzter. Bitte tun Sie auch so — wenn Sie mir nur das zu schreiben haben, was den Menschen im allgemeinen, und Ihnen im besonderen gar nicht zugehörig ist — nämlich Nichtgutes. Leo Tolstoi.

[195.] An W. A. Molotschnikoff

Jassnaja Poljana, 25. Februar 1909.

Ich erhielt Ihren letzten Brief, mein lieber Wladimir, und bin ganz erschüttert darüber, was für ein sprühendes Leben in Ihnen ist, während Sie im Gefängnis sitzen. Ja, „Alles ist in Dir!“, wie Sutajeff sagte. Mancher Mensch lebt, so sollte es scheinen, im Mittelpunkt der Bewegung und ist dabei allein, und hier befindet sich ein Mensch in Einzelhaft — und steht dabei in Gemeinschaft mit der ganzen Welt. Gott helfe Ihnen, mein lieber Bruder, der Verführung nicht zu verfallen, die in Ihrer Lage zehnmal so stark wirkt. Alle Verführungen sind ja dadurch so furchtbar (aller Kummer kommt in die Welt durch Verführungen), dass sie völlig unbemerkt den besten Bestrebungen das Böse beimischen. So ist die Liebe unter den Geschlechtern, so ist diejenige furchtbare Verführung, von der Sie schreiben: die Verführung durch den Ruhm vor den Menschen. Gott helfe Ihnen.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[196.] An Seine Schwester Amalia Nikolajewna

Jassnaja Poljana, 3. März 1909.

. . . . Ich denke sehr daran, Dich im Sommer wieder zu sehen. Ich fahre nirgendshin. Würde ich aber irgendwohin fahren, so zu allererst zu Dir ins Kloster, wenn mich nur nicht Deine Nonnen hinausjagen. Nein, dass ich zu Dir kommen möchte, ist durchaus nicht im Spass gesagt . . . . Dein, je älter er wird, Dich um so mehr liebender Bruder Leo.

[197.] An den Geistlichen S. K. Jassnaja Poljana, März 1909.

Verzeihen Sie mir bitte, dass ich wider Willen Ihren Brief so lange unbeantwortet liess.

Ich habe ihn aufmerksam durchgelesen, doch zu meinem Bedauern, — das sage ich ganz aufrichtig —, fand ich in ihm keinerlei neue Beweisgründe, die mich überzeugt hätten. Ihr Hauptbeweisgrund ist der Glaube an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit der Kirche, und es versteht sich ganz von selber, dass, wenn man diesen Glauben hegt, einem alles, was in ihm einbeschlossen ist, als zweifellos erscheint. Indes — ich wiederhole: zu meinem Bedauern — ich habe diesen Glauben nicht, und bin auch nicht imstande, ihn in mir wachzurufen. Ich kann nicht den Glauben an jene Kirche in mir erwecken, die nach Ihrer eigenen Bestimmung eine einzige sein muss, dabei aber in die griechisch-russische, römisch-katholische, lutherische und andere zerfällt, von denen jede für sich ausschliessliche Gültigkeit geltend macht.

Vielleicht ist die einzig wahre von allen Kirchen diejenige, zu der Sie sich bekennen, ich kann das aber nicht anerkennen. Versetzen Sie sich doch bitte durch Ihr gutes Herz in meine Lage. Ich — bin ein alter Mann, ich stehe mit einem Fuss im Grabe und wünsche nur Eines: die letzten Tage oder Stunden meines Lebens in Frieden und Eintracht mit allen zu leben; würde ich mich aber zu Ihrem Glauben an eine Vergeltung im zukünftigen Leben bekennen, so könnte ich mich ja dadurch, dass ich die Wahrheit des Kirchenglaubens nicht anerkenne, für ewig ins Verderben stürzen. Wozu sollte ein solcher Mensch sich lossagen von der Anerkennung dessen, was Millionen höchster Achtung würdiger Menschen für die Wahrheit anerkannten und anerkennen? Wozu sollte ein solcher Mensch sich von einem solchen Bekenntnis lossagen, da es doch, statt für ihn schlimme Folgen zu haben, ihm die besten Empfindungen einer gewaltigen Zahl von Menschen zuzog, darunter auch vieler, die mir sehr nahe stehen — wie meiner Schwester, der Nonne, und vieler anderer? Weshalb sollte ein solcher Mensch damit fortfahren, seine nichtkirchlichen, christlichen Überzeugungen zu äussern, wo sie ihm doch das grösste Übelwollen und die schwerste Verurteilung von seiten einer in unserer Zeit sehr beträchtlichen Zahl Menschen zuziehen, wie der sogenannten Intelligenten, die jede Religion für etwas Überlebtes, Unnötiges und sogar Schädliches halten? Wenn ein Mensch in meiner Lage schweren Herzens die Liebe so vieler guter Menschen entbehren muss, die seine Bekehrung zum Kirchenglauben wünschen, und er zugleich damit das Übelwollen, und — das sage ich Ihnen — die Verachtung derjenigen Menschen erregt, die die herrschende öffentliche Meinung bilden, so ist es doch ganz klar, dass er nur deshalb so handelt, weil er eben gar nicht anders handeln kann.

In der Tat, was soll ich denn eigentlich tun, wenn ich, wörtlich genommen, nicht imstande bin, Ihren Wunsch und den Wunsch so vieler guter Menschen zu erfüllen? Wäre es denn nicht unvergleichlich schlechter, wenn ich nicht nur behaupten würde, ich glaube an das, woran ich gar nicht glaube, vielmehr mich auch noch bemühen würde, mich selber zu betrügen, indem ich mein Verlangen danach, in Eintracht mit den Menschen zu stehen, die ich achte und liebe, für Glauben halten würde.

Wirklich, lieber Bruder, lassen Sie mich mein Leben zu Ende führen bei denjenigen religiösen Überzeugungen, zu denen ich gelangte (ich glaube nicht, dass ich mich hierin irre) in dem aufrichtigen Wunsch, den Willen Dessen zu erfüllen, Der mich ins Leben sandte. Wenn ich aber damit, dass ich alle meine Kräfte darauf verwandte, Seinen Willen zu erkennen, und dadurch, dass ich jetzt die letzten Stunden meines Lebens dazu benutze, Seinen Willen zu erfüllen, wenn ich mich darin irrte, und noch irre, so kennt Er mich, und kann mir aus meinem Irrtum keine Schuld machen. Verzeihen Sie mir aber bitte

auch noch wegen einer Bemerkung, die ich noch machen möchte. Weshalb suche ich denn — und ich bin meiner Meinung nach nicht weniger tief überzeugt als viele von denen, die mich zu bekehren trachten — weshalb suche ich denn nicht jene zu dem zu bekehren, was ich für die Wahrheit halte, indem ich, so gut ich es kann, auseinandersetze, was ich dabei für Irrtum halte, aber es jedem frei lasse, meine Behauptungen anzunehmen oder abzulehnen, und mich an niemanden wende mit der Forderung oder der Aufforderung, meine Anschauungen zu den seinigen zu machen. Das unterlasse ich deshalb, weil ich weiss, dass jeder seine eigene, weit zurückgehende geistige Vergangenheit mit sich herumschleppt, dass jeder seine Art hat, die Wahrheit zu erkennen, und ich weiss, wie verwickelt die geistige Arbeit ist, und wie unmöglich die Einmischung eines anderen in sie. Ich wünschte, Sie möchten sich ebenso auch zu mir verhalten.

Auf jeden Fall danke ich Ihnen noch einmal für Ihre brüderliche, liebevolle Gesinnung zu mir und verbleibe in ganz der gleichen Gesinnung Ihr Sie achtender Leo Tolstoi.

[198.] An N. E. F. Jassnaja Poljana, 30. April 1909.

..... Gott helfe Ihnen, fest und ruhig Ihre Prüfung zu überstehen. Ich glaube nicht nur, ich weiss vielmehr ganz bestimmt: was uns auch immer begegnen mag, alles hängt davon ab, wie wir uns dazu verhalten — und alle Leiden, ganz besonders wenn sie von Menschen ausgehen, können mit leichter Mühe in ein Heil umgewandelt werden, wenn man sie aufnimmt, ohne mit sich selber Mitleid zu haben, und vor allem, ohne diejenigen Menschen zu verurteilen, von denen diese Leiden ausgehen.

Ich weiss, dass ich es leicht habe, so zu sprechen, dass es mir selber aber schwer wäre, dies zu ertragen, ich sage indes nur das, was ich mir selber sagen würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bitte. Ihr Sie sehr liebender

Leo Tolstoi.

[199.] An J. M. Treguboff Jassnaja Poljana, 11. Mai 1909.

Sie schreiben mir, ich möchte mich zu der Frage äussern, die am 12. Mai in der Duma beraten werden wird: Über die sogenannte Freiheit des Gewissens. Zunächst stelle ich fest, dass Gewissensfreiheit ein Pleonasmus ist. Das Gewissen kann gar nicht unfrei sein. Das Gewissen — ist deshalb Gewissen, weil es immer frei ist. Ein „freies Gewissen" wäre ganz das gleiche wie ein „nichtdunkles Licht". Darüber, was die Duma tun kann, um das Licht nicht dunkel zu machen, ich meine das, was Sie Gewissensfreiheit nennen, möchte ich folgendes sagen: Wenn mir auch Menschen, die irgend etwas von der Duma erwarten, so vorkommen wie jener Mensch, der, nach der scherzhaften Bemerkung eines Weisen des Altertums, ein Netz unter den Euter

einer Ziege hält — so glaube ich in diesem Falle gleichwohl, dass die Duma hier tatsächlich Nutzen bringen kann, und ich hoffe sogar, dass sie das tun wird. Nämlich dadurch, dass sie unter dem Vorwand des Schutzes des wahren Glaubens neue Mittel ausdenken wird, denjenigen Menschen Unannehmlichkeiten zu bereiten, die nicht so glauben, wie das die Regierung wünscht. Dieser Nutzen wird darin bestehen, dass alle Schwachen und Unaufrichtigen unter den Menschen, die einen der Regierung unliebsamen Glauben hegen, wenn sie diese Unannehmlichkeiten erfahren, sich sondern werden von den aufrichtig Gläubigen. Diese aber werden sich dadurch in ihrem Glauben kräftigen, dass sie sich von den unaufrichtigen Heuchlerischen trennen, und sie werden darum um hundert- ja tausendmal stärker und einflussreicher werden, als sie vordem waren. Dieses wohltätige Werk besorgt die russische Regierung seit undenklichen Zeiten, und es war im höchsten Grade förderlich, zur Stärkung des wahren Glaubens in Russland.

Dieses Werk wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der Duma seinen Fortgang nehmen, und darin besteht der Nutzen, den ich in dieser Sache von dieser Einrichtung erwarte . . . . . .

Leo Tolstoi.

[200.] An W. A. Molotschnikoff Jassnaja Poljana, 4. Mai 1909.

Über Ihren Brief habe ich mich gefreut, mein lieber Wladimir. Der Brief Alexanders rührte und erfreute mich. Es ist mir ein wenig bange deswegen, weil dieser Umschwung allzu plötzlich erfolgte (alles Bleibende vollzieht sich allmählich), dafür aber ersah ich aus seinem Brief etwas, was ich bei denjenigen, die vor ihm den Kriegsdienst verweigert hatten, noch nicht beobachtet hatte: eine deutliche Erkenntnis dessen, wie erniedrigend und schmachvoll es ist, sich andern Menschen zu schlechten Zielen unterzuordnen. Auch ersah ich, dass er sich mit seinem ganzen Wesen dieser Unterordnung widersetzt. Ich freue mich für ihn, und vor allem wünsche ich, dass seine Freude — das ist eigentlich nicht Freude, vielmehr ein inneres Befriedigtsein — die ihm Ruhe gewährt, andauern möge. Ohne den Glauben an Gott — kann es gar keine Liebe geben, oder besser gesagt, kann dieses gar nicht aus Liebe hervorgegangen sein. Hat er aber die Liebe, strebt er nach ihr hin?

Ich kann mich nicht entsinnen, was ich Ihnen über das Gebet geschrieben habe. Für mich besteht das notwendigste Gebet darin, — dass ich mich, wenn ich unter Menschen bin, daran erinnere, was eigentlich „ich" bin, und was die andern Menschen sind, und wie demnach mein Verhalten zu ihnen sein muss.

Schreiben Sie mir von sich: über Ihre materiellen Angelegenheiten. Gerade an sie müssen Sie jetzt den Massstab Ihrer geistigen Forderungen anlegen. Aber seien Sie auch nicht allzu anspruchsvoll an sich in dieser Hinsicht. Leo Tolstoi.

[201.] An Frau E. Dobrotin Jassnaja Poljana, 29. Mai 1909.

Sie fragen mich, ob ich damit einverstanden bin, dass Sie mein Antwortschreiben auf Ihre Fragen in Hinsicht auf die Frauen veröffentlichen. Mir scheint, in diesem Briefe steht Überflüssiges, was nicht interessant genug ist, um gedruckt zu werden, und deshalb ziehe ich es vor, Ihnen diesen Brief zum Abdruck zu schicken, in dem ich etwas ausführlicher das wiederhole, was ich in meinem ersten Briefe schrieb.

Für einen religiösen Menschen ganz im allgemeinen und für einen Christen im besonderen kann die Ungleichheit von Mann und Frau überhaupt gar nicht in Frage kommen, da ja in jedem Menschen ohne Unterschied des Geschlechts nach der Lehre Christi eine und für alle gleiche Offenbarung der Gottheit lebt, der Sohn Gottes, die deshalb in diesem oder jenem Menschen doch gar nicht in höherem oder geringerem Masse vorhanden sein kann. Das Offenbarwerden dieser göttlichen Grundlage ist ebenso möglich in der Frau wie im Manne. Wenn aber auch Unterschiede bestehen können zwischen dem Mann und der Frau in gewissen niedrigeren Eigenschaften der Menschen, und dabei bei manchem, wie z. B. der physischen Kraft, der Mann im Vorteil ist, bei anderem hingegen, wie bei der Fähigkeit zu der ausschliesslichen mütterlichen Liebe und mütterlichen Selbstaufopferung, der Vorzug auf Seiten der Frau liegt, so kann in den hauptsächlichsten, höchsten, geistigen Eigenschaften gar kein Unterschied zwischen Mann und Frau bestehen.

So ist meine Meinung, der ich, soweit ich mich entsinne, auch in meinen Schriften Ausdruck verlieh. Ich freue mich, die Gelegenheit zu haben, dies in dem Briefe an Sie zu wiederholen.

Leo Tolstoi.

[202.] An W. A. Molotschnikoff

Jassnaja Poljana, 6. Juni 1909.

Ich danke Ihnen, mein lieber Wladimir, dass Sie mich nicht vergessen. Es interessiert mich auch der Verlauf Ihres Lebens. Klagen Sie nicht über die Sorgen, die über Sie gekommen sind, dem kann man sich nicht entziehen, und man muss gerade so handeln, wie Sie das tun: Man darf sich ihnen nur soweit hingeben, als das unerlässlich ist, ohne dabei aber aufzuhören, mit allen Kräften dagegen anzukämpfen, dass sie Macht über uns gewinnen.

Afanasiefs Brief ist vortrefflich, und gerade, wie Sie auch schreiben, durch seine Naivität.

Es wäre wünschenswert, mit diesem Korrespondenten und vor allem mit Alexander in Verbindung zu treten. Die Gedanken Galizins (die Arbeit solle nicht wie jetzt verkauft werden, vielmehr von dem Arbeiter nur in dem Masse verrichtet werden, in dem das unbedingt notwendig ist) sind in höchstem Grade interessant: das ist gar nichts anderes, als eine unbewusste Lehre von der Liebe, und nicht nur unbewusst, sie geht vielmehr auch mit Absicht dem Hinweis auf diese

einzige Grundlage aus dem Wege, auf der diese praktischen Pläne verwirklicht werden können. Ich begreife übrigens durchaus seine Scheu und seinen Widerwillen vor dem Worte „Liebe": Dieses Wort ist derartig oft im falschen Sinne angewandt worden, dass man durchaus jedes Streben begreift, es zu vermeiden. Leo Tolstoi.

[203.] An E. A. Molotschnikoff Blagodatnoje, 16. Juni 1909.

Mein lieber Freund Wladimir! Soeben erst habe ich Ihren Brief und die ihm beigefügten interessanten und wichtigen Briefe durchgelesen. Ich freue mich darüber, wie energisch Sie arbeiten, sowohl in der inneren Welt — an sich selber, und das vergessen Sie niemals — als auch in der Aussenwelt. Ich freue mich, wenn ich daran denke, dass nach mir — meine Zeit ist sehr nahe — solche Leute zurückbleiben wie Sie, und dass es Gott sei Dank viele derartiger Freunde sind.

Den Brief Alexanders las ich, er rührte mich sehr, und ich werde ihm unbedingt schreiben. — Unter anderem schreibt er, er sei in Armut geraten: Kann man ihm nicht Geld schicken? Ich habe solches, über das ich verfügen kann . . . . Ach, über solche Dinge stöhnt die ganze Welt, und man weiss gar nicht, wo man hinfliehen soll, um sie nicht mehr zu sehen. Ich lebe jetzt bei meiner Tochter, und erschaue jetzt unter mir neuen Verhältnissen mit besonderer Schärfe und besonderem Schmerz jenes zur feststehenden Einrichtung gewordene immer wieder begangene und dabei doch so offenbare Verbrechen des Raubes, durch das man den Menschen nicht nur ihr Vermögen, vielmehr auch ihre Kräfte und ihr Leben nimmt. Man darf den Kopf nicht sinken lassen, und je grösser das Übel draussen ist, um so mehr muss man es in sich selber verschwinden lassen, denn hierin beruht das einzige Mittel, das Übel überhaupt auszurotten.

Der Brief Alexanders ist so schön, dass man gar nicht glauben möchte an eine solche Kraft — inmitten der allgemeinen Schwäche und Niedrigkeit. Helfe ihm Gott! Schreiben Sie ihm bitte, dass ich mit ganzer Seele mit ihm bin. Ich sage deshalb: Schreiben Sie, — weil ich, trotzdem ich die Absicht habe, selber zu schreiben, gar nicht weiss, ob ich dazu komme.

Den Brief von der N. habe ich erhalten. Das ist ein lieber, schöner Brief, ich freue mich aber, dass Ihre Beziehungen zu ihr dort ihre Grenze fanden, wo sie ihre Grenze finden mussten. Für Euch jungen Leute sind Beziehungen zu Frauen stets gefährlich, und man kann da gar nicht vorsichtig genug sein. Leo Tolstoi.

An Alexander habe ich geschrieben.

[204.] An A. S. Solowieff Jassnaja Poljana, 16. Juni 1909.

Mein lieber Bruder Alexander!

Soeben las ich Ihren Brief an Molotschnikoff, und ungeachtet aller Ihrer äusseren, körperlichen Leiden im Gefängnis kann ich nicht umhin, mich von ganzer Seele über Sie zu freuen und über das ewige

Gotteswerk, das sich ganz besonders sichtbar und deutlich durch das vollzieht, was Sie tun. Viele Ungerechtigkeiten gibt es in der Welt, und nur wenige Menschen haben dafür ein Gefühl. Denn diese Ungerechtigkeiten sind so eingewoben in die gewöhnlichen Lebensbedingungen in der Welt, dass nur wenige das überhaupt bemerken. Aber der scharfe Widerspruch, ich sage schon gar nicht zwischen dem Guten, vielmehr zwischen dem einfachen, gesunden Menschenverstand, und dem, was von vielen Hunderttausenden von Menschen als Soldaten verlangt wird, und dem, was geschrieben steht in dem von ihnen anerkannten Gesetz Gottes und vor allem in ihrem Gewissen — dieser Widerspruch ist ganz besonders erschütternd, und deshalb gibt man sich auch besonders Mühe, ihn zu verbergen — und man muss schon eine so grosse Kraft haben, wie in Ihnen lebt, um diesen Widerspruch kühn bei Namen zu nennen. Wenn es Ihnen möglich ist, schreiben Sie mir bitte. Molotschnikoff schrieb Ihrem Oberst. Der Gedanke ist gut, und ich würde mit Freuden das gleiche tun, wenn ich nicht fürchten müsste, mein Brief könne der Sache nur schaden.

Ja, Sie haben durchaus darin recht, was Sie Wladimir darüber schreiben, dass Sie durchaus nicht Tolstoi leitet, vielmehr das, was Ihnen erlaubt, sowohl Tolstoi wie auch Christus zu verstehen, das, was Tolstoi leitet, ja, und Tausende und Tausende anderer Menschen, die Gott sei Dank ganz das gleiche begriffen haben und begreifen. Damit bis zum nächsten Briefe. Ich küsse Sie brüderlich.

Leo Tolstoi.

[205.] An W. A. Molotschnikoff Blagodatnoje, 17. Juni 1909.

Ich danke Ihnen, mein lieber Freund Wladimir, dass Sie mir von Alexander Nachrichten gaben. Als ich Ihren Brief las, weinte ich vor freudiger Rührung. Da leidet ein Mensch, ich aber freue mich und beneide ihn ebenso wie Sie, ja, und wie ich ihn noch beneide . . . . . Eines nur tröstet: der Gedanke daran, dass es offenbar so nötig ist, und dass ich das nicht wert bin. So werde ich wenigstens versuchen, durch mein Papierschwärzen der gleichen Sache zu dienen. Ich habe gerade diese Nacht nicht schlafen können und immer daran gedacht, dass das Schloss, das das Übel der Welt verschlossen hält — das Soldatentum ist, und der Schlüssel — oder besser gesagt die Buchstaben, die man im Kreise um das Schloss herumsetzen muss, damit es sich öffnet, das ist der Glaube — nicht Worte über den Glauben — vielmehr der richtige Glauben, für den man sein Leben hingibt. Ich habe ihm einen Brief geschrieben. Seinen Vorgesetzten würde ich gerne schreiben, ich fürchte nur, ihm dadurch zu schaden. Obgleich ich weiss, dass man bei uns solches weder zu drucken noch zu lesen erlaubt, schreibe ich jetzt das (immer das Alte), was ich sehr lebendig und heftig, dabei aber ganz besonders schmerzlich hierüber empfinde. Ich werde versuchen, Ihnen das Lesebuch und was ich sonst noch zu-

sammenbringen kann zu senden. Ich lebe bei meiner Tochter und habe es dort sehr gut. L. T.

[206.] An A. S. Solowieff Jassnaja Poljana, 25. Juni 1909.

Ich antworte Ihnen, mein lieber Bruder Alexander, sowohl auf Ihren Brief an mich, als auf diejenigen Briefe von Ihnen, die mir — und dafür danke ich Ihnen — Molotschnikoff regelmässig zusendet, und auf diejenigen Gespräche über Sie, die ich mit Ihrem lieben Freund Pawel hatte. Ich weiss, wie schwer Sie es haben, lieber Bruder. Für mich beruht in schweren Augenblicken das Heil nur in dem Einen (ja, und das wissen Sie auch selber): Die Persönlichkeit zu vergessen, sowohl die eigene wie diejenige anderer Menschen, und auch ihre Urteile, und mich bewusst hinzustellen vor die Forderungen des Höchsten in meiner Seele — vor Gott, und sogleich wird es mir leicht, bis ich wiederum zurückverfalle. Gott helfe Ihnen, sich nicht von seinem Anblick abzuwenden, und wenn Ihnen solches begegnet, sich sogleich wieder ihm gegenüber zu stellen. Mir — ja was soll ich denn von mir sagen? — geht es so gut, solange ich mich nicht von Gott abwende, dass ich gar nichts anderes zu tun weiss, als Demjenigen zu danken, was mir mein Selbst gab — das Leben. Ich sende Ihnen ein Gebet, das ich herzusagen liebe, wenn ich in Gefahr bin, mich von Gott abzuwenden, und um das nicht zu tun. Ich küsse Sie brüderlich

Leo Tolstoi.

[207.] An die Gesellschaft „Slavien" Jassnaja Poljana, Juli 1909.

Teure Brüder! Euer Brief hat mich tief gerührt. Von ganzer Seele wünschte ich auch nur zum allerkleinsten Teile das zu sein, wofür Ihr mich haltet.

Ich kann nicht umhin, an eine besondere Berufung des Slaventums zu glauben in Hinsicht auf die Vereinigung nicht nur aller Christen, vielmehr überhaupt aller Menschen, wie das so schön bei Kollar gesagt ist. Ich danke auch für das Geschenk. Leo Tolstoi.

[208.] An L. S. Jassnaja Poljana, 8. August 1909.

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut, mein lieber Leonid. Gott helfe Ihnen Fortschritte zu machen, und vor allem fest zu werden in der inneren geistigen Arbeit, die, nach Ihrem Briefe zu urteilen, mit ganz besonderer Stärke gerade eben in Ihrer Seele vor sich geht Wer auf diesem Wege auch nur ein klein wenig geschritten ist, — der biegt schon nicht mehr von ihm ab. In Ihrem Brief tat mir nur Eines leid: Ihre mystische Beziehung zu Ihrem toten Freunde. Das veranlasst mich, um Sie besorgt zu sein. Ich kenne die ganze Schwierigkeit Ihrer Lage, ich glaube aber, diese Schwierigkeit zu erleichtern, ja zu beseitigen, vermag einzig und allein das Bewusstsein der Einheit mit allen, mit Gott, und bei diesem Bewusstsein muss ein beträchtlicher Teil von allem Persönlichen schwinden — sowohl der eigenen Per-

sönlichkeit, wie auch jeder anderen, ob es sich um einen Lebendigen oder um einen Toten handelt. Ich danke Ihnen, dass Sie mir geschrieben haben. Geben Sie mir bitte Nachrichten von sich. Ich habe Sie mehr liebgewonnen, als ich einen einzelnen Menschen zu lieben wünsche.

Leo Tolstoi.

[209.] An M. M. D. Jassnaja Poljana, 31. August 1909.

Meine liebe, mir im Geiste nahestehende und darum in Wahrheit geliebte Schwester Marja Michailowna! Ich las Ihren Brief meiner Schwester vor und war gerührt über Ihre freundliche Gesinnung für mich. Aber verzeihen Sie mir, liebe Marja Michailowna, mich hat in Ihrem Brief das betrübt, was entgegengesetzt ist sowohl meinem Geiste wie Ihrem Leben und dem, was teurer ist als alles auf der Welt, sowohl für mich, wie für Sie: nämlich eine selbstverständlich Ihrerseits unbeabsichtigte, aber gleichwohl mir schmerzhafte Verletzung der Liebe. Aus Ihrem Briefe ersehe ich, wie übrigens aus vielen Briefen, die ich von guten, religiösen, rechtgläubigen Menschen erhalte, ein Bedauern über jene Verwirrung, jenes Nichtwissen der Wahrheit, in dem ich mich befinden soll. Und gerade dies ist mir schmerzlich. Sie wissen doch: das, woran der Mensch glaubt, wodurch er lebt, ist für ihn, wie Sie selber sehr gut wissen, teurer als alles andere, teurer als Mutter, Gattin, Kinder, teurer als man sich selber ist. Und da sagen Menschen, die anders glauben als der, an den sie sich wenden, ihm gerade heraus oder geben ihm wenigstens zu verstehen, dass er — in der Lüge ist, sie hingegen — in der Wahrheit. Eine empfindlichere Beleidigung kann man doch niemandem antun. Ich möchte wenigstens, was mich anbetrifft, mich offen aussprechen in meiner Beziehung zur Rechtgläubigkeit. Ich war ein leichtsinniger, nichtsnutziger und an gar nichts glaubender Mensch. Es kam aber die Zeit, da fühlte ich unausweichlich die Notwendigkeit zu glauben, und ich bekannte mich zu dem Glauben der Rechtgläubigkeit, in dem ich geboren und erzogen worden war. Ich nahm ihn von ganzem Herzen, mit allen Kräften meiner Seele auf und bemühte mich, mich auf jede Weise in ihm zu bestärken, ich erfüllte alle seine Forderungen, ich erforschte seine Lehre. Aber ach, während ich in der Lehre Christi stets Antworten fand auf alle Fragen meiner Seele, fand ich sie nicht in dem, was kirchlicher Glaube genannt wird. Nicht genug, dass ich sie dort nicht fand, was ich dort fand, hinderte mich vielmehr daran, mich völlig der Lehre Christi hinzugeben, die er doch selber so bestimmt und zusammenfassend in der Antwort an den Pharisäer kundgab: das ganze Gesetz bestehe in dem einen Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Liebe Marja Michailowna, ich sage ja gar nicht, ich allein sei in der Wahrheit, und alle diejenigen, die anders glaubten, seien im Irrtum befangen, ich bitte aber auch alle anderen, sich zu mir in ganz der gleichen Weise zu verhalten. Weder aus Leichtsinn, noch aus Eitelkeit trennte ich mich von der Rechtgläubigkeit, vielmehr mit Schmerzen und

Leiden. Ich trennte mich von ihr deshalb, weil ich nicht anders konnte. Die Grundlage meines Glaubens — liegt in denjenigen Versen des Briefes des Johannes, die ich in Abschrift beilege. Die äusseren Offenbarungen meines Glaubens beruhen aber ganz in dem Einen — in dem Bestreben Liebe zu erweisen: in Taten, Worten und Gedanken — wie ich das ausdrückte in dem gleichfalls beiliegenden kurzen Gebet. Ich sage gar nicht, der Glaube an die Göttlichkeit Christi, daran, dass er unsere Sünden gesühnt habe, an die Sakramente usw., sei unrichtig, oder ein Irrtum, ich weiss nur das eine, dass das alles mir ganz unnötig ist, wenn ich das eine Gebot der Liebe kenne: als die einzige Forderung des Gesetzes Gottes, und alle Kräfte meiner Seele darauf verwende, es zu erfüllen. Ich glaube fest an die Wahrheit dieses Gebotes erstens deshalb, weil sie im Einklang steht, nicht nur mit meiner Vernunft, vielmehr auch mit der Vernunft der Weisen und heiligen Leute der ganzen Welt: Der Brahmanen, Buddhas, des Konfuzius, Laotse, und anderer, aber ebenso auch aller, aller einfachen Leute auf der Welt, die stets einverstanden sind mit diesem Gebot und dem Gesetz der Liebe.

Das ist das erste. Zweitens aber deshalb, weil die Erfüllung dieses Gebotes den Menschen das höchste Heil gewährt, und drittens und vor allem deshalb, weil die Erfahrung des Lebens mir beweist, dass, sobald ich nur mit allen Kräften meiner Seele bemüht bin, dieses Gebot zu erfüllen. Ich fühle, wie es gesagt ist im Briefe Johannes, dass Gott in mir ist, und ich in ihm, und dass, wenn ich die Menschen mit christlicher Liebe liebe, ich nicht nur frei werde von aller Unruhe, allen Sorgen und allen Leiden meiner Seele, vielmehr volle Seligkeit empfinde, die auch nicht mehr, wie das früher war, durch den Gedanken an den Tod beeinträchtigt wird. Im Gegenteil, der Tod wird zu einem gewünschten Heil, dem ich mich ruhig und freudig annähere. Ich bin doch sicherlich nicht schuld daran, dass für mich die Erfüllung der Lehre Christi nur dann möglich ist, wenn ich die Forderung der Liebe als das einzige, allereinzigste Gesetz gelten lasse.

Es ist sehr möglich, dass andere hierbei auch noch andere Glaubensinhalte nötig haben, mich würden sie aber nur hindern, und deshalb lasst uns gegenseitig Achtung haben vor unserm Glauben, und vor allem lasst uns einander lieben, was mir in Hinsicht auf Sie sehr leicht fällt. Ja, das Gegenteil wäre mir unmöglich.

So leben Sie denn wohl, meine liebe Marja Michailowna. Ihr Sie aufrichtig liebender Leo Tolstoi.

[210.] An die Polin N. N. Krenschino, 8. September 1909.

Sehr geehrte Frau! Ich erhielt Ihren Brief, in dem Sie mir darüber Vorwürfe machen, dass, als ich meine Meinung über die Anektierung von Bosnien und der Herzogowina ausdrückte, ich gar nichts äusserte

über die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die in Polen verübt wurden und noch verübt werden. Unter anderem verurteilen Sie mich wegen meiner angeblich von mir erfundenen Lehre und Philosophie des Nichtwiderstandleistens gegen das Übel: Sie behaupten, diese Lehre habe Russland zugrunde gerichtet und werde es noch völlig zugrunde richten. Sie schreiben, Skarga, Kochanowskj, Kosciuschko, Slowazkj und Miszkewisch hätten anderes gelehrt, nämlich den Kampf, und nur er allein vermöge Polen zu retten.

Dieser Tage erhielt ich gerade einen Brief von einem Indier, der mit andern Worten ganz den gleichen Gedanken ausdrückt, und dieselbe Scheu und den gleichen Widerwillen vor der Lehre vom Nichtwiderstandleisten gegen das Übel zu erkennen gibt. Dieser Indier sandte mir zugleich mit seinem Brief auch die Zeitschrift: „Das freie Hindostan“, in der als Schlusswort die Bemerkung steht: „Der gewaltsame Kampf gegen die Vergewaltigung sei nicht nur zulässig, vielmehr Pflichtgebot, hingegen sei das Nichtwiderstandleisten entgegengesetzt den Forderungen sowohl des Altruismus wie auch des Egoismus.“ In dieser Zeitschrift kommen überhaupt Gedanken zum Ausdruck, die sehr denjenigen gleichen, die Sie aussprechen. Ganz dieselben Gedanken äussern alle Kämpfer gegen die Unterdrückung nicht nur von Völkern, vielmehr auch von Ständen. Sie alle offenbaren eine ganz besondere Erbitterung in Hinsicht auf die Lehre von dem Nichtwiderstandleisten gegen die Gewalt, gleich als liege in dieser Lehre das Haupthindernis gegen die Befreiung der Menschen. Und dabei, wie seltsam das auch scheinen mag, beruht die Befreiung der Menschen, sowohl unterjochter Völker wie unterdrückter Stände, nur in ganz dem Gleichen, was so leidenschaftlich und hartnäckig verneint wird sowohl von Ihnen, wie von jenem Indier, ja, und auch von allen Führern unterjochter Völker und des unterdrückten Arbeiterstandes. Und diese Lehre wird nicht nur verneint, sie weckt auch die erbittertsten Gefühle des Übelwollens gegen diejenigen, welche sie verkündigen, und das erinnert doch wirklich daran, wie ein Hund voller Wut diejenigen beisst, die ihn losbinden wollen.

Die Befreiung aller versklavten Menschen, Stände und Völker, darunter auch der Polen, beruht keineswegs darin, dass gegen die russische und österreichische Regierung gekämpft wird, und man sich mit Gewalt von ihnen befreit, vielmehr in etwas dem durchaus Entgegengesetzten: nämlich darin, dass man aufhört, in seinen Landsleuten: den Polen ausschliesslich geliebte, unterjochte Brüder zu sehen, vielmehr alle Menschen, sowohl die einem stammesgleichen Polen, wie die einem fremden und feindlichen Russen als gleich nahestehende Brüder anerkennt, zu denen, wer sie auch sein mögen, durchaus keine anderen Beziehungen erlaubt sind, als diejenigen der Liebe, die die Möglichkeit ausschliessen, dass irgend eine Gewalttat gegen irgend jemanden ausgeübt werde. Die Befreiung beruht in der Anerkennung

des Gesetzes der Liebe — in seiner vollen Bedeutung, d. h. in der Anerkennung auch des mit ihm unzertrennlich verbundenen Gesetzes des Nichtwiderstandleistens.

Ich weiss, der Gedanke, dass nur sich dem Übel nicht mit Gewalt zu widersetzen die Unterjochten aus der Knechtschaft erretten kann, scheint den Menschen unserer Zeit und der Welt derart albern und unanwendbar, dass sie sich gar nicht mehr die Mühe geben, über ihn nachzudenken, vielmehr nur verächtlich die Achseln zucken und lächeln, wenn sie an eine so unpraktische und phantastische Art des Kampfes mit dem Übel erinnert werden. Ich weiss das und gleichwohl behaupte ich: die Befreiung nicht nur der Polen, vielmehr aller Menschen von allen Ungerechtigkeiten und Leiden, über die sie sich jetzt so hartnäckig beschweren, kann sich nur dadurch vollziehen, dass die Menschen das Gesetz der Liebe als für sich verpflichtend anerkennen — und es ist unvereinbar mit der Anwendung irgend welcher Gewalt gegen den Nächsten, d. h. das ist das Gesetz des Nichtwiderstandleistens. „Und sie bewegt sich doch!“ Ich glaube nicht, dass Gallilei tiefer überzeugt war von der Zweifellosigkeit der von ihm entdeckten Wahrheit, als ich ungeachtet ihrer allgemeinen Verneinung überzeugt bin von der Zweifellosigkeit der nicht von mir, auch nicht von Christus allein, vielmehr von allen grössten Weisen der Welt entdeckten Wahrheit: dass das Übel nicht durch das Übel, vielmehr nur durch das Gute überwunden wird.

Ja, es liegt etwas Erstaunliches darin: das einzige Mittel zur Errettung von dem Übel, an dem alle geknechteten Völker und Stände leiden, wird nicht nur hartnäckig verneint von diesen Völkern und Ständen selber, mehr noch: sie verwenden auch noch alle ihre Kräfte darauf, solche Taten zu verüben, die, so sollte man meinen, doch ganz offenbar gar keine anderen Folgen haben können, ausser dass die Unterjochung, über die sie sich beklagen, nur noch stärker und schlimmer wird.

In der Tat, man braucht gar nicht zu erinnern an die innere, religiöse Bedeutung des Gesetzes der Liebe, dessen Erfüllung das höchste Heil gewährt sowohl jedem einzelnen Menschen, wie auch jeder grösseren oder kleineren Menschengemeinschaft, welche dieses Gesetz erfüllen; man braucht auch gar nicht daran zu erinnern, dass diejenigen Menschen, die sich zum Gesetz der Liebe zum Nächsten bekennen, d. h. der Liebe zu allen Menschen, durchaus und unmittelbar diese von ihnen anerkannte Lehre verneinen, wenn sie diese oder jene ganze Völker hassen, — man braucht gar nicht an das alles zu erinnern, — schon der einfache gesunde Menschenverstand müsste den Menschen beweisen, dass Gewaltanwendung, besonders von seiten Schwacher gegenüber ihrer Vergewaltigung durch unvergleichlich Stärkere, nur die Lage der Geknechteten zu verschlechtern, sie aber in keinem Falle zu befreien vermag. Und dabei hetzen alle revolutionären Führer gerade

zu diesem selben Kampf mit Gewaltmitteln den Schwachen gegen den Stärkeren.

Man sollte meinen, das sei doch ein so einfacher und klarer Zusammenhang, dass man sich schämt, ihn darzulegen, — derart offensichtlich ist er: Wenn ja das polnische Volk geknechtet ist und unterjocht ward, und ganz ebenso das indische und die anderen versklavten Völker, wenn der Stand der Arbeiter gleichfalls geknechtet ist von einer kleinen Anzahl reicher Unternehmer, so werden doch alle diese Knechtungen keineswegs vorgenommen von Kaisern, Königen, Ministern, Generälen, Grundbesitzern, reichen Kaufleuten und Bankiers: Einige Dutzende Menschen, sagen wir sogar einige Tausende, sind doch gar nicht imstande, Millionen in Knechtschaft zu halten. Diese Knechtung hat vielmehr darin ihren Ursprung, dass die Geknechteten sich nicht nur der Knechtung fügen, vielmehr auch noch Anteil nehmen an ihr . . . .

Die . . . . Österreicher, Preussen, die jetzt die Polen unterdrücken, herrschen keineswegs deshalb über sie, weil die erste, zweite und dritte Teilung Polens vorgenommen ward . . . .

Die Sache ist doch sehr einfach. Von den ältesten Zeiten an unterjochten die einen Menschen die andern, die einen Völker — die andern Völker. Nachdem aber die Unterdrücker ihre Mitmenschen einmal unterjocht hatten, nutzten sie das Streben aller Menschen, gegen einander Gewalt anzuwenden, zu dem eigenen, persönlichen Vorteil aus, und schufen eine solche Einrichtung (oder besser gesagt, diese Einrichtung trat ganz von selber ein), bei der die Unterjochten, indem ein jeder von ihnen seinem persönlichen Vorteil nachging, die Herrschaft der Unterjocher aufrecht erhielten und festigten . . . .

So geschah das mit allen Völkern, die von andern unterjocht worden waren. Und so geschah das und geschieht das auch noch in Polen, und so geschieht dies, und dazu noch mit besonderer Kunst, in Indien, wo einige Dutzend durchaus beschränkter Krämerleute ein 200 Millionen starkes, hochentwickeltes und aufgeklärtes Volk unterjochten und es dauernd in Knechtung halten. So geschieht das auch bei der Knechtung der Arbeiter durch die Nichtarbeiter. Eine solche Unterjochung ist doch nur aus dem einzigen Grunde möglich, weil jeder Einzelne von den Geknechteten das Gesetz der Liebe nicht anerkennt, das ihm die Teilnahme an der Vergewaltigung verboten hätte, und sich deshalb sagt: „Was soll ich mich allein eines Vorteils berauben oder Entbehrungen aussetzen, indem ich meine Teilnahme an der Knechtung verweigere, wenn nicht ich, so ein anderer“, sagt er und nimmt teil an der Vergewaltigung, das gleiche tut ein zweiter und ein dritter . . . .

Und da wollen, bei einer solchen Einrichtung der Gesellschaft . . . . die Geknechteten, ohne jenen Grundsatz der Vergewaltigung aufzugeben, der die Ursache ihrer Knechtung war, durch diese selbe Gewalttat,

oder was noch lächerlicher ist — durch die Reden von Mitgliedern von Parlamenten, die sich durchaus in der Gewalt der Regierung befinden, mit den Knechtenden kämpfen, und als etwas Seltsames, Albernes und Unnötiges das einzige Mittel von sich weisen, das sie ganz ebenso sicher befreit, wie eine geöffnete Tür den Gefangenen Freiheit gibt.

Aber dabei ist das Mittel zur Befreiung so einfach . . . . ., man braucht sich nur auf einen solchen Standpunkt zu stellen — und die Menschen der christlichen Welt und unserer Zeit können eigentlich gar nicht umhin, diesen ebenso dem Gefühle wie dem Verstand der Menschen entsprechenden Gesichtspunkt einzunehmen — und wie ein Kartenhäuschen stürzt ganz von selber das ganze so gewaltige und erhaben dreinschauende Reich der Vergewaltigung zusammen.

Ja, die Befreiung aller geknechteten Menschen unserer Zeit, nicht nur des polnischen Volkes, vielmehr aller Völker und auch aller geknechteten Stände, beruht keineswegs im Entflammen dieses oder jenes: polnischen, indischen oder slavischen Patriotismus oder dieses oder jenes revolutionären Aufruhrs und noch weniger darin, dass man sich neue Formen des Lebens ausdenkt, denen sich Völker und Menschen anpassen sollen, und noch weniger in dem sogenannten parlamentarischen Kampf, d. h. in der Übung in Schönrednerei, vielmehr einzig und allein in einem: darin, dass man sich von dem überlebten, schon nicht mehr den Menschen angepassten Gesetz des Kampfes und der Gewalt lossagt, und zum Grundgesetz des Gemeinschaftslebens in unserer Zeit das Gesetz der Liebe erhebt, der Liebe, welche die Möglichkeit der Teilnahme an irgend einer Gewalt ausschliesst.

Und der Ersatz dieses überlebten Gesetzes der Gewalt durch das Gesetz der Liebe wird schon so lange von allen religiösen Lehren der Welt verkündet, und besonders von derjenigen Lehre, zu der sich die christlichen Völker bekennen, so offenbar wird der Widerspruch zwischen dem Gewissen der Menschen der christlichen Welt und den Lebensbedingungen dieser Völker, dass die Lage, in der jetzt diese Völker leben, schon nicht mehr von Dauer sein kann.

Ich bin daher durchaus überzeugt, dass diese Umordnung sich vollzieht, und sogar, dass sie sich sehr bald vollziehen wird. Aber ausser dieser meiner persönlichen Überzeugung habe ich auch noch einen Grund. Dieser Grund beruht darin: Dieser gewaltige Umsturz im Leben der Menschheit wird gerade unter uns seinen Anfang nehmen, unter den slavischen Völkern, die weniger kriegerisch als die anderen sind, und mehr christlich in der wirklichen Bedeutung des Christentums, und deshalb fähiger zur Erkenntnis jenes neuen Gesetzes der Liebe, das das überlebte Gesetz der Gewalt ersetzen soll.

Weshalb sollte diese, das Schicksal der Menschheit entscheidende Bewegung nicht in dem gequälten Polen ihren Anfang nehmen? Wenn aber nicht in Polen, so in dem innerlich noch mehr gequälten Russland? Würde aber diese Bewegung bei einem von den slavischen

Völkern einsetzen, so würden ganz von selber auch die anderen, heute von den Verführungen der Staatlichkeit verdorbenen slavischen Völker sich dem anschliessen. Würde aber diese Bewegung das ganze Slaventum erfassen, so würde sie unausweichlich auch alle übrigen christlichen Völker anstecken.

Das sind meine Gedanken hierüber. Meine Antwort auf Ihren Brief ist hiermit gegeben: Sie besteht darin, dass die Befreiung Polens wie auch aller anderen geknechteten Völker in dem einen besteht — als höchstes Lebensgesetz das Gesetz der Liebe anzuerkennen, das das Nichtwiderstandleisten in sich schliesst, und darum weder die Vergewaltigung selber zulässt, noch irgend eine Teilnahme an ihr.

Leo Tolstoi.

[211.] An den Studenten N. Jassnaja Poljana, Oktober 1909.

Wenn Sie dem Professor N. glauben: das Gesetz der Liebe, das in den Herzen aller Menschen geschrieben steht, und verkündet ward von allen Weisen von Buddha bis auf Christus einschliesslich, von allen grossen Genien der Menschheit, wenn Sie glauben, dies Gesetz sei ungültig, weil das Widerstandleisten gegen das Übel durch Gewalt dieses Gesetz völlig vernichtet, und weil es Leute gibt, welche die Vergewaltigung nötig haben, und sie deshalb als zu Recht bestehend hinstellen — wenn Sie das einem von den Professoren glauben, so werden Sie auch unbedingt zu dem Glauben an die gewissenlose Lüge gelangen, die Ausschweifung sei nützlich. Glauben Sie nur sich selber und den grossen Weisen, nicht aber den Professoren.

[212.] An A. N. Savazkj Jassnaja Poljana, 13. Nov. 1909.

Geehrter Alexej Markowitsch! Wenn ich sage, Gott sei nicht im Himmel, vielmehr in jedem Menschen, so will ich damit nur äussern, dass Gott keine Persönlichkeit ist, die sich an einem ganz bestimmten Orte aufhält, vielmehr jene höchste geistige Grundlage, die wir in uns selber anerkennen und erleben. Diese Worte bedeuten durchaus nicht, dass Gott im Menschen sei, und Sie haben durchaus recht, wenn Sie mit einem solchen Sinn nicht einverstanden sind.

Wie ich Gott auffasse, werden Sie aus den Büchern erkennen, die ich Ihnen sende. Mit vorzüglicher Hochachtung Leo Tolstoi.

[213.] An D. N. Borodin Jassnaja Poljana, 4. Dezember 1909.

Dimitri Nikolajewitsch! Es wird mir eine grosse Freude sein, soweit es in meinen Kräften steht, Sie bei Ihrer schönen Absicht zu fördern. Je mehr ich das Übel erkenne, das durch die Trunksucht entsteht (ich habe aber dieses Übel in furchtbarem Umfang vor Augen), und je häufiger ich über dieses Übel sprechen muss mit solchen, die an ihm leiden, um so tiefer überzeuge ich mich, dass die Erlösung von ihm, in der Hauptsache, wenn nicht ausschliesslich, keineswegs darin besteht, dass solche Menschen das Verderbliche dieses Lasters für ihren Körper

einsehen, vielmehr für ihre Seele — dass das nämlich Sünde ist. Von ihr aber vermag sich der Mensch nicht dann zu befreien, wenn er der Möglichkeit beraubt sein wird, zu trinken, vielmehr erst dann, wenn er nicht trinken wird, ob auch vor ihm in seinem Zimmer Alkohol steht, er den Geruch von ihm wahrnimmt, und er nur die Hand auszustrecken brauchte. Das wird aber nur dann der Fall sein, wenn der Mensch sein geistiges Heil höher stellt als sein körperliches Wohlsein. Eine solche Bevorzugung der Seele vor dem Körper kann aber nur ein religiöser Mensch erleben.

Demnach entsteht meiner Ansicht nach die Trunksucht — aus dem Mangel an religiösem Bewusstsein, und besteht die Rettung aus ihr in der Erweckung dieses Bewusstseins.

Mit vorzüglicher Hochachtung Leo Tolstoi.

[214.] An einen Studenten Jassnaja Poljana, 27. April 1909.

Ich erhielt Ihren Brief und beantworte ihn mit Vergnügen. Dasjenige, was Sie mir aus dem Buch des Herrn Petraschitzky ausschrieben, kam mir einerseits im höchsten Grade komisch vor durch seine imperativischen, attributivischen, ethischen und noch anderen Erlebnisse, besonders wenn ich mir vorstelle, mit welcher Wichtigkeit dies alles von ehrbaren, meist bereits ältlichen Männern gelehrt wird, und mit welcher ehrfurchtsvollen Hochachtung das alles aufgenommen und auswendig gelernt wird von Tausenden junger Leute, die durchaus nicht dumm sind, und sich für gebildet halten. Aber ausser dieser komischen Seite hat diese Angelegenheit auch noch eine sehr ernste Seite, und gerade hiervon möchte ich Ihnen das sagen, was ich darüber denke. Diese ernste Seite beruht darin, dass diese ganze erstaunliche sogenannte „Wissenschaft" vom Recht — in Wirklichkeit der grösste Unsinn ist, der je ausgedacht und verbreitet wurde, nicht „aus frohem Herzen" wie die Franzosen sagen, vielmehr zu einem ganz bestimmten und sehr hässlichen Zweck: Nämlich, um die schlechten Taten zu rechtfertigen, welche beständig die Angehörigen der nichtarbeitenden Stände verüben. Die ernsthafte Seite dieser Angelegenheit beruht auch noch darin, dass man nirgends sonst mit grösserer Klarheit erkennen kann, auf wie niedriger Stufe die wirkliche Bildung unserer Zeitgenossen steht, als bei dieser erstaunlichen Erscheinung, dass eine Sammlung solcher äusserst wirren unklaren Erörterungen, die mit ausgedachten, jeglichen Sinnes entbehrenden lächerlichen Worten zum Ausdruck gelangen, in unserer Welt als „Wissenschaft" gilt, und in allem Ernst auf den Universitäten und Akademien gelehrt wird.

Das Recht! Das natürliche Recht, das Staatsrecht, das bürgerliche Recht, das Strafrecht, das Kirchenrecht, das Kriegsrecht, das Völkerrecht, das „Recht" „le Droit" „Prawo"! Was ist denn das eigentlich, was man mit einem so seltsamen Wort belegt? Wenn man die Sache nicht „wissenschaftlich" erörtert, d. h. nicht nach attributiv-impera-

tivischen Erlebnissen, wenn man vielmehr nach dem allen Menschen eigenen gesunden Menschenverstand das bestimmt, was tatsächlich unter dem Wort „Recht“ verstanden wird, so gestaltet sich die Antwort auf die Frage, was eigentlich das Recht sei, sehr einfach und klar: Recht heisst in Wirklichkeit für Leute, die Macht ausüben, die Erlaubnis, die sie sich selber geben, diejenigen Menschen, über welche sie Macht haben, zu zwingen, das zu tun, was ihnen, den Herrschenden, vorteilhaft ist. Für die Beherrschten aber bedeutet Recht die Erlaubnis, alles das zu tun, was ihnen nicht verboten ward. Das Staatsrecht ist das Recht, den Menschen die Ergebnisse ihrer Arbeit abzunehmen, sie zu einem Morden auszuschicken, das Krieg genannt wird, für diejenigen aber, denen man die Ergebnisse ihrer Arbeit abnimmt, und die man in den Krieg schickt, bedeutet Recht: alle diejenigen Erzeugnisse ihrer Arbeit zu nutzen, die man ihnen noch nicht abnahm, und bis dahin nicht in den Krieg zu gehen, bis man sie in den Krieg schickt. Das bürgerliche Recht ist das Recht der einen Menschen auf Bodenbesitz, auf Tausende, sogar Zehntausende Tagwerke, und auf den Besitz der Arbeitsmittel. Dagegen besteht das Recht derjenigen, welche weder Boden noch Arbeitsmittel besitzen, darin, dass sie, weil sie vor Not und Hunger dem Tode nahe sind, ihre Arbeit und ihr Leben denjenigen verkaufen, die im Besitz des Bodens und des Kapitals sind. Das Strafrecht ist das Recht der einen Menschen, alle diejenigen zu verschicken, einzusperren und aufzuhängen, von denen sie es für nötig halten, dass man sie verschickt, einsperrt und hängt. Für die Verschickten, Eingesperrten und zu Hängenden dagegen beruht das Recht darin, dass sie bis dahin nicht verschickt, eingesperrt und gehängt werden, bis das denjenigen, die die Möglichkeit haben, dies zu tun, nötig zu sein scheint. Ganz ebenso steht es mit dem Völkerrecht: Das ist das Recht für Polen, Indien, Bosnien und die Herzegowina, unabhängig zu leben, — aber nur so lange, bis diejenigen, die über ein stärkeres Heer verfügen, anders beschliessen.

Das ist klar für jeden Menschen, der nicht nach attributiv-imperativischen Erlebnissen urteilt, vielmehr nach dem allen Menschen gemeinsamen gesunden Menschenverstand. Jedem solchen Menschen ist es klar, dass dasjenige, was sich unter dem Wort „Recht“ verbirgt, gar nichts anderes ist, als gerade eben die rohe Rechtfertigung derjenigen Gewalttaten, welche von den einen Menschen gegen die anderen ausgeübt werden.

„Das Recht wird aber durch das Gesetz bestimmt“, entgegnen hierauf die „Wissenschaftler“. Durch das Gesetz? Ja, aber eben diese Gesetze werden doch von ganz denselben Menschen ausgedacht, mögen das nun Kaiser, Könige, kaiserliche Ratgeber, königliche Kanzler oder Parlamentsmitglieder sein, die von den Gewalttaten leben und deshalb diese Gewalttaten stützen durch von ihnen selber aufgestellte Gesetze. Sie selber, ganz die gleichen Menschen, bringen aber auch diese

Gesetze zur Durchführung, und sorgen für ihre Befolgung nur solange, als diese Gesetze für sie vorteilhaft sind; werden aber diese Gesetze für sie unvorteilhaft, so denken sie sich neue aus und solche, wie sie sie brauchen.

Das alles ist doch sehr einfach. Es gibt Vergewaltiger und Vergewaltigte, und die ersteren wollen ihr Tun rechtfertigen. Und da nennen sie denn ihre Verfügungen darüber, wie sie im gegebenen Fall und zur gegebenen Zeit ihre Mitmenschen zu vergewaltigen beabsichtigen — Gesetze, die Erlaubnis aber, die sie sich selber dazu geben, ihre Gewalttaten zu verüben, und die Vorschriften für die zu Vergewaltigenden: nur das zu tun, was ihnen nicht verboten wird — das nennen sie das Recht.

Dabei lernen Tausende und Abertausende junger Leute eifrig alle diese Dummheiten auswendig — und das wäre noch kein Unglück, wenn es sich nur um Dummheiten handelte, doch die Gemeinheiten, auf denen sich dieser rohe und verderbliche Betrug aufbaut? Und Millionen und Millionen einfacher Menschen glauben dem, was ihnen die „Gelehrten" einreden, und fügen sich unwiederbringlich jenem unnatürlichen und unterdrückten Leben, das für sie die Folge dieses von den „Gelehrten" verkündeten und anerkannten Betrugs ist.

Wenn irgend ein persischer Schah, ein Johann der Grausame, ein Dschingiskan, ein Nero Tausende von Menschen schlachten und zu Tode prügeln lässt, ist das furchtbar, aber gleichwohl nicht so entsetzlich, wie das, was die Herrn Rechtslehrer und ihresgleichen tun. Sie töten zwar keine Menschen, aber alles Heilige, was in den Menschen ist.

Unschön ist der Aberglaube (und zum Teil ist das auch Betrug), wenn ein wundertätiges Bild der mütterlichen Himmelskönigin im Volke herumgefahren wird, indes liegt dennoch eine gewisse Poesie in diesem Aberglauben und Betrug; ausserdem ruft er gleichwohl auch gute Empfindungen in den Menschen wach; in dem Aberglauben und dem Betrug des „Rechts" liegt aber gar nichts ausser gemeinster Schurkerei: nämlich dem Wunsche, nicht nur den Menschen die von allen im Bewusstsein getragene sittlich-religiöse Wahrheit zu verbergen, sie vielmehr auch noch zu entstellen: die grausamsten, jeder Sittlichkeit widersprechendsten Taten: Räubereien, Gewalttaten, Morde für Wahrheit auszugeben!

Erstaunlich ist dabei sowohl die Frechheit wie die Dummheit und die Verachtung des gesunden Menschenverstandes, womit diese Herrn Gelehrten ganz ruhig und selbstgewiss behaupten, dieser selbe Betrug, der mehr als alles andere die Menschen verdirbt, trage auch noch zu ihrer sittlichen Erziehung bei. Man könnte dies ja sagen — und auch dann wäre es etwas seltsam — wenn man den Ursprung des Rechtes für göttlich erklärt; jetzt aber, wo das, was „Recht" heisst, in Gesetzen zum Ausdruck gelangt, die entweder von einzelnen Menschen

ausgedacht werden oder von miteinander im Streite liegenden Parlamentsparteien, sollte es doch wirklich schon so scheinen, als sei es unmöglich, die Bestimmungen des „Rechtes“ als absolut gerecht hinzustellen und von der erziehenden Bedeutung des „Rechts“ zu sprechen. Vor allem aber ist es schon deshalb unmöglich, von einer erziehenden Wirkung des „Rechts“ zu sprechen, weil die Entschliessungen des „Rechts“ durch Gewalttaten: Verschickung, Einsperrung und Todesstrafe zur Ausführung gelangen, d. h. durch unsittlichste Taten. Wenn man heutzutage von der ethisch erziehenden Bedeutung des „Rechts“ spricht, ist das ganz ebenso, als wenn man (und auch das ist geschehen) von einer sittlich-erziehenden Bedeutung der Herrschaft der Sklavenbesitzer für die Sklaven sprechen würde. Wir haben jetzt in Russland diese erziehende Bedeutung des Rechts klar vor aller Augen! Wir sehen, wie vor unsern Blicken das Volk verdorben wird dank den nie aufhörenden Verbrechen, die — zweifellos als „Recht“ gerechtfertigt — von der russischen Regierung verübt werden. Die verderbliche Wirkung der Tätigkeit, die auf dem „Recht“ gegründet ist, ist jetzt besonders klar in Russland bemerkbar, es ist aber überall und stets ganz ebenso, war so und wird so sein, wo — (und auch das ist überall der Fall, die Gesetzlichkeit jeder Art von Gewalttaten, den Mord eingeschlossen, anerkannt wird, wenn sie sich auf dem „Recht“ gründen.

Ja, die erziehende Bedeutung des „Rechts!“

Kaum in irgend einem andern Fall sind die Frechheiten, die Lüge und die Dummheit der Menschen so weit gegangen!

Die ethisch erziehende Bedeutung des „Rechts!“ Aber das ist ja entsetzlich! Die Hauptursache der Unsittlichkeit der Menschen unserer christlichen Welt — das ist ja gerade dieser furchtbare Betrug, der Gesetz heisst — und dabei sprechen jene auch noch von der erzieherischen Bedeutung des „Rechts“!

Es wird doch sicherlich niemand in Abrede stellen, dass die primitivsten, die niedrigsten Forderungen der Sittlichkeit, ich sage schon gar nicht der Liebe, darin bestehen, dass man dem andern nicht das tun soll, was man nicht wünscht, dass er einem selber antue, dass man ferner Mitleid habe mit dem Armen, dem Hungerleidenden, dass man Beleidigungen verzeiht, dass man die Mitmenschen nicht beraubt, dass die einen Menschen sich nicht dasjenige aneignen, worauf die anderen ganz das gleiche Recht haben wie sie, überhaupt, dass man nicht das tut, worin jeder unverdorbene vernünftige Mensch ein Übel erblickt. Und was wird denn, als Beispiel der Gerechtigkeit und der Erfüllung der sittlichen Forderungen, auf die feierlichste Weise von Menschen getan, die sich für Lehrer und Führer der Menschen halten? Die Reichtümer von Grossgrundbesitzern, Fabrikanten, Kapitalisten, die alle ihre Güter durch Raub des Bodens erlangten, der doch natürlicherweise allen gehören muss, oder durch Ausbeutung der

Arbeit von Arbeitern, (die deshalb, weil man ihnen den Boden nahm, in völlige Abhängigkeit von den Kapitalisten gerieten) — das alles wird so eifrig bewahrt und in Schutz genommen, dass, wenn einer von den Beraubten, Unterdrückten, Betrogenen, von allen Seiten zum Trinken berauschender Getränke Angereizten sich irgendwie auch nur den millionsten Teil von den Gegenständen aneignet, die man durch ständigen Raub ihm und seinen Kameraden abnahm, man ihn nach dem „Recht" verurteilt, einschliesst und verschickt! Da lebt der Besitzer von Tausenden von Tagewerken, d. h. ein Mensch, der entgegen der augenfälligsten Gerechtigkeit sich als einzelner das natürliche Eigentum vieler aneignete, insonderheit derjenigen, die auf diesem Boden leben, d. h. der vor aller Augen Raub verübte, und nicht aufhört, jene Menschen zu berauben — und da geht einer von diesen Beraubten, der nicht lesen und schreiben lernte, der eingelullt ward von einem falschen Glauben, der ihm von Geschlecht zu Geschlecht überliefert ward, der von der Regierung durch Schnaps betrunken gemacht worden war und der seine primitivsten Lebensbedürfnisse nicht zu befriedigen vermag, nachts mit einem Beil in den Wald und fällt einen Baum, den er zu einem Bau braucht, oder dazu, um für das durch seinen Verkauf erlöste Geld sich das Notwendigste anzuschaffen. Er wird ertappt. Er verletzte das „Recht" des Besitzers von Tausenden Tagwerken Waldes. Die Kenner des „Rechts" verurteilen ihn, setzen ihn ins Gefängnis, und berauben so seine hungernde Familie des letzten Versorgers. Ganz das gleiche geschieht überall in Hunderten und Tausenden solcher Fälle, in den Städten, in den Werkstätten, auf den Fabriken.

Man sollte meinen, es könne ohne Gerechtigkeit weder Sittlichkeit geben, noch Güte, noch Mitleid, noch Verzeihen erlittener Beleidigungen. Hier aber wird das alles durchbrochen im Namen des „Rechtes". Und solche Taten, die täglich an allen Orten zu Tausenden, auf Grundlage des „Rechts" verübt werden, sollen auch noch die Menschen sittlich erziehen!

Der erziehende, sittliche Einfluss des Rechts?!!

Es gibt doch gar nichts, sogar nicht einmal die Theologie ausgeschlossen, was so unausbleiblich die Menschen verdirbt, sie nur verderben kann!

Man vermag nur darüber zu staunen, dass sich ungeachtet dieser ununterbrochenen, immer zunehmenden, von zwei Seiten ausgehenden, auf Verderbnis des Volkes gerichteten Tätigkeit überhaupt noch der wahre Begriff der Gerechtigkeit in ihm erhalten hat, den die nichtarbeitenden Stände längst schon völlig verloren haben.

Wenn die „Gelehrten Herren", die alle göttlichen und menschlichen Gesetze kennen, dabei an gar nichts Mangel leiden und reich sind, die Meinung haben, man müsse einem armen Teufel, der aus Not oder sei es sogar aus Dummheit, aus Trunkenheit oder Unwissenheit einen Baum im Wald fällte, oder Ware für zwei Rubel aus einer Fabrik

wegschleppte, ins Gefängnis setzen, man dürfe ihm nicht verzeihen, man müsse vielmehr auch noch seine Familie Hungers sterben lassen, was soll dann ich, Blutarmer, völlig Ungebildeter tun, wenn man mir das Pferd wegführt? Darf ich dann den Pferdedieb richten, und gar nicht einmal richten, vielmehr einfach totschlagen?" — So müssten die Leute aus dem einfachen Volke urteilen. Aber ungeachtet aller Verderbnis, der sie unterliegen von seiten des Rechts und der Kirchenlehre — besonders aber des „Rechts", bewahren sie sich gleichwohl richtige, sittliche, menschliche Züge, wovon diejenigen Menschen keine Spur mehr besitzen, welche das Recht festsetzten und nach ihm leben.

Kant sagte: das Geschwätz an den höheren Lehranstalten beruhe grösstenteils auf einem stillen Übereinkommen, der Entscheidung schwieriger Fragen auszuweichen, indem man den Worten einen trügerischen Sinn gebe. Aber dieses Geschwätz der Gelehrten hat nicht nur zum Zweck, der Beantwortung schwieriger Fragen aus dem Wege zu gehen — dieses Geschwätz hat, wie das in Hinsicht auf das Recht vor sich geht, häufig auch den allerbestimmtesten unsittlichen Zweck — nämlich das bestehende Übel zu rechtfertigen.

So steht das in sittlicher Hinsicht. Aber auch vom Standpunkt der Vernunft ist der Glaube an irgend eine wundertätige, himmlische Gottesmutter, oder an die dieser Tage heilig gesprochene Jeanne d'Arc gleichwohl nicht so albern, wie der Glaube an die attributivischen und imperativischen Erlebnisse. Es sollte scheinen, in unserer Zeit würden auch bereits die offenbare Ungenauigkeit, die Sophistik der Begriffe selber und die Künstlichkeit der gar nicht bestehenden, vielmehr nur zu ihrem Ausdruck ausgedachten Worte alle frischen, gesunden Geister abstossen von der Beschäftigung mit solchen Gegenständen. Aus Ihrem Briefe ersehe ich aber, dass es jetzt ganz ebenso ist, wie vor 60 Jahren. Ich war ja selber Jurist, und ich entsinne mich, dass mich auf dem zweiten Kurs die Theorie des „Rechts" interessierte, und ich nicht nur für das Examen sie zu erforschen begann, indem ich glaubte, ich werde in ihr die Erklärung dessen finden, was mir seltsam und unklar erschien — in den Einrichtungen des Menschenlebens. Ich entsinne mich aber: je tiefer ich damals eindrang in den Sinn der Theorie des Rechts, um so mehr überzeugte ich mich, dass entweder etwas Unrichtiges in dieser Wissenschaft enthalten, oder dass ich nicht imstande sei, sie zu begreifen; kürzer gesagt, ich überzeugte mich ein wenig, dass einer von uns beiden dumm sein müsste: entweder Newolin, der Verfasser der „Enzyklopädie des Rechts", die ich studierte, oder ich, dem die Fähigkeit abgehe, die ganze Weisheit dieser Wissenschaft zu begreifen. Ich war damals erst 18 Jahre alt, und ich musste deshalb zugeben, dass ich dumm sei, und deshalb glaubte ich, die Beschäftigung mit der Jurisprudenz übersteige meine geistigen Fähigkeiten, und darum liess ich das dann bleiben. Jetzt aber, da ich schon einige Jahrzehnte von ganz anderen Interessen in

Anspruch genommen bin, hatte ich die Wissenschaft des „Rechts“ fast vergessen, und mir schwante sogar dunkel, die Mehrzahl unserer Zeitgenossen sei diesem Betrug bereits entwachsen. Leider ersehe ich aus Ihrem Briefe, dass diese „Wissenschaft“ immer noch besteht, und fortfährt, ihr unheilvolles Werk zu verrichten, und deshalb freue ich mich, die Gelegenheit zu haben, das auszusprechen, was ich von dieser „Wissenschaft“ jetzt denke, und ich nehme an, dass ich darin durchaus nicht allein stehe, vielmehr sehr, sehr viele ganz ebenso denken.

Ich werde den Professoren der verschiedenen „Rechte“, die ihr ganzes Leben damit zubrachten, diese Lüge zu studieren und zu lehren, die auf diesem Unterricht ihre Stellung in der Universität und in den Akademien gründeten, und in ihrer Naivität so oft meinen, sie täten etwas sehr Wichtiges und Nützliches, wenn sie ihre „motivierten“ Wirkungen ethischer Erlebnisse usw. lehrten, ich werde diesen Herrschaften nicht raten, ihr schlechtes Handwerk aufzugeben, ebensowenig wie ich das den Geistlichen und Bischöfen raten werde, die ebenso wie diese Herrschaften ihr ganzes Leben damit zubrachten, das zu verbreiten und wirksam zu erhalten, was sie für notwendig und nützlich erachten. Ihnen aber, einem jungen Menschen, und allen Ihren Kameraden kann ich nicht umhin, den Rat zu erteilen, möglichst rasch, solange ihr Kopf noch nicht völlig verwirrt, und ihr sittliches Empfinden noch nicht restlos abgestumpft ist, diese nicht nur leere und verdummende, vielmehr auch schädliche und verderbende Beschäftigung von sich zu werfen.

Sie schreiben, Herr Petraschizky erwähne in seinen Lexionen auch das, was er meine Lehre nennt. Ich habe gar keine Lehre und habe niemals eine gehabt. Ich weiss gar nichts derartiges, was nicht alle Menschen wüssten. Ich weiss aber mit allen Menschen, mit der gewaltigen Mehrzahl der Menschen der ganzen Welt, dass in die Seele aller Menschen — als freier vernünftiger Wesen — ein und dasselbe, höchste, sehr einfache, klare und allen zugängliche Gesetz gelegt ist, das nicht das Geringste gemein hat mit denjenigen Vorschriften von Menschen, die „Rechte“ und „Gesetze“ heissen. Dieses höchste Gesetz, das einfachste von allen, und jedem Menschen zugänglich, besteht darin, dass man seinen Nächsten lieben soll wie sich selber, und deshalb andern nichts tun darf, was man nicht sich selber wünscht. Dieses Gesetz steht dem menschlichen Herzen so nahe und ist so vernünftig, seine Erfüllung bildet so zweifellos das Heil sowohl für den einzelnen Menschen, wie für die ganze Menschheit, und dieses Gesetz ward so einmütig von allen Weisen der Welt verkündet, von den Vedalehrern Indiens, von Buddha, von Christus, Konfuzius bis Rousseau, Kant und den Denkern der allerletzten Zeit, dass, ohne die selbstsüchtigen und schädlichen Anstrengungen, welche die Theologen und Rechtslehrer tun und taten, um dieses Gesetz den Menschen zu verbergen, es längst

schon von der gewaltigen Mehrheit aller Menschen anerkannt wäre, und die Sittlichkeit der Menschen unserer Zeit nicht mehr auf einer so niedrigen Stufe stehen würde wie jetzt.

Das sind die Gedanken, die Ihr Brief in mir hervorrief, und zu deren Äusserung ich sehr gerne diese Gelegenheit benutze.

Diesen Brief möchte ich drucken lassen. Wenn Sie erlauben, würde ich Ihren Brief gleichzeitig zum Abdruck geben.

[215.] An einen Revolutionär. Jassnaja Poljana, 30. Januar 1909.

Ich erhielt Ihren interessanten Brief und freue mich sehr, die Gelegenheit zu haben, ihn zu beantworten.

Sie sagen erstens: ein richtig verstandener Egoismus — sei das Heil aller, und diese Wahrheit werde, sobald nur die alte Gesellschaftsordnung zerstört sei, rasch in das Bewusstsein der Menschen übergehen; wenn dieses aber geschehe, werde sogleich das Heil für alle eintreten. Zweitens sagen Sie: der menschliche Verstand sei imstande, Bedingungen eines Gemeinschaftslebens auszudenken, bei denen der Egoismus des einen Menschen dem andern nicht mehr schaden werde. Und drittens sagen Sie, bei diesen — ausgedachten — Bedingungen des Gemeinschaftslebens, könne, wie Sie sich ausdrücken, bis zu einem gewissen Grade auch das Element des Zwanges seine Stelle finden, d. h. dazu, damit die Menschen die Forderungen der — der ausgedachten Theorie nach — besten Gesellschaftsordnung erfüllten, könne und müsse man Gewalt anwenden.

Diese drei Behauptungen werden in gleicher Weise von allen Gelehrten, Politikern und Volkswirtschaftlern unserer Zeit anerkannt. Die wissenschaftlichen Theoretiker sprechen das nur nicht so offen aus wie Sie. Auf diesen drei Behauptungen gründen sich die Erklärungen von Hunderten, ja soger Tausenden Menschen, die sich für die Führer der Menschheit halten. Dabei beruhen aber alle diese drei Behauptungen in gar nichts anderem, als in seltsamsten, völlig in der Luft schwebenden Aberglauben. Ich spreche schon gar nicht davon, wie willkürlich es ist, zu behaupten, der Egoismus, das heisst der Grundsatz des Streites und der Uneinigkeit, könne zur Eintracht und Übereinstimmung führen, ich spreche auch gar nicht von der Seltsamkeit eines so verbreiteten Aberglaubens: ein kleiner Haufe von Menschen, die grösstenteils gar nicht besser, vielmehr schlechter sind als die andern, sei imstande, sich die beste Lebenseinrichtung auszudenken für Millionen Menschen — schon der eine Umstand, dass die Gewalt zugelassen wird zur Einführung der ausgedachten Gesellschaftsordnung, während es doch Hunderttausende derartiger ausgedachter Gesellschaftsordnungen gibt, und eine der andern widerspricht, schon dies eine beweist die völlige Undurchdachtheit und Willkür dieser seltsamen abergläubischen Annahme.

Die Menschen erkennen die Ungerechtigkeit und Dürftigkeit der Lage der Arbeiterklasse an, die der Möglichkeit beraubt ist, die Früchte ihrer Arbeit zu geniessen, da sie ihnen von einer Minderheit von Machthabern und Kapitalisten abgenommen werden — und da denken sich denn die Menschen Mittel aus, um diese Lage der gewaltigen Mehrheit der Menschheit zu ändern und auszugleichen. Und eben zur Veränderung und Ausgleichung eines solchen Zustandes werden von verschiedenen Menschen verschiedene Wege zur Gesellschaftseinrichtung vorgeschlagen: die einen wollen eine konstitutionelle Monarchie mit sozialistischen Einrichtungen für die Arbeiter. (Es gibt auch solche, die für eine unbegrenzte Monarchie eintreten); andere wollen eine Republik haben mit mannigfachen, besonderen Einrichtungen: die Menschewiki, die Trudewiki, die Bolschewisten, die Maximalisten, die Syndikalisten; andere wiederum verlangen die unmittelbare Gesetzgebung des Volkes; wiederum andere — die Anarchie mit kommunaler Gesellschaftsordnung und vieles andere. Jede Partei, die ganz bestimmt weiss, was zum Heile der Menschen nötig ist, sagt: „Gebt mir nur die Macht, und ich werde das Heil aller verwirklichen!" Aber ungeachtet dessen, dass viele von diesen Parteien sich bereits an der Macht befanden oder sogar heute noch die Macht innehaben, ist das versprochene Heil aller immer noch nicht eingetreten, und die Lage der Arbeiter verschlechtert sich wie bisher immer mehr. Das kommt daher, dass die herrschende Minderheit, mag sie sich nennen, wie sie will: unbegrenzte Monarchie, Konstitution oder demokratische Republik, wie in Frankreich, der Schweiz und Amerika — während sie sich an der Macht befindet und sich leiten lässt von dem allen Menschen eigenen Egoismus, natürlich diese Macht dazu benutzt, um für sich selber vermittelst der Gewalt diejenigen Vorteile zu erlangen, die nur auf Kosten des werktätigen Volkes erlangt werden und gar nicht anders erlangt werden können. Demnach wechseln bei allen Revolutionen und bei allen Änderungen der Regierung einzig und allein diejenigen, welche die Macht ausüben: auf den Platz der einen setzen sich andere, die Lage des werktätigen Volkes bleibt aber stets die gleiche. (Wer daran zweifelt, dass die Lage des arbeitenden Volkes überall dem Wesen nach gleich ungerecht und gleich schwer bleibt, und sich nicht bessert, vielmehr nur verschlechtert, dem rate ich, das schöne Buch Losinskis zu lesen: „Die Ergebnisse des Parlamentarismus.") So war das in Frankreich, in England, in Deutschland, in Amerika, und so offenbart sich das jetzt mit ganz besonderer Deutlichkeit in Russland. Augenblicklich hat die Partei des Despotismus die Oberhand erlangt, und sie verwendet natürlich alle ihre Kräfte auf den Kampf mit den ihr entgegengesetzten Parteien und kümmert sich nicht im geringsten um die Verbesserung der Lage des arbeitenden Volkes. Würden aber die Anhänger der Konstitution die Oberhand gewinnen, so wäre ganz das Gleiche der Fall: Sie würden gegen die Reaktionäre und Sozialisten kämpfen und sich ganz

ebensowenig um die Verbesserung der Lage des Volkes bekümmern. Ganz das Gleiche wäre auch der Fall, wenn die Macht an die Republikaner käme, wie das in Frankreich bei der grossen Revolution und allen folgenden Revolutionen der Fall war, und wie das noch überall vor sich ging und heute noch vor sich geht. Sobald nur die Sache durch Gewalt entschieden wird, kann gar kein Ende gemacht werden mit der Gewalt. Die Vergewaltigten werden von Erbitterung erfasst gegen die Vergewaltigenden, und sobald sie nur die Möglichkeit dazu haben, wenden sie alle ihre Kräfte an zum Kampfe gegen diejenigen, welche auf sie Gewalt ausübten. Das kommt daher, dass bei der Entscheidung dieser Sache durch Gewalt der Sieg niemals den besten Menschen zufällt, vielmehr denjenigen, die am selbstsüchtigsten, gewissenlosesten und grausamsten vorgehen. Die selbstsüchtigen, gewissenlosen und grausamen Menschen haben aber gar keine Veranlassung, zugunsten des Volkes auf die Vorteile zu verzichten, die sie sich errangen, und die sie geniessen, die Vorteile aber, welche die Herrschenden geniessen, sind stets auf Kosten des Volkes. Demnach steht also der Befreiung des Volkes aus der Knechtung und dem Betrug, worin es sich jetzt befindet, keineswegs der Umstand entgegen, dass diese oder jene Gesellschaftseinrichtung von vorneherein falsch ausgedacht ward, vielmehr der Umstand, dass diese oder jene Gesellschaftseinrichtung mit Gewalt eingeführt und aufrecht erhalten wird — und deshalb sollten sich natürlicherweise, so sollte man wenigstens meinen, diejenigen Menschen, die wirklich die Befreiung des Volkes wünschen, durchaus nicht damit beschäftigen, sich die möglichst beste Lebenseinrichtung für das aus der Knechtschaft befreite Volk auszudenken, vielmehr Mittel ausfindig zu machen, um das Volk aus der Gewaltherrschaft zu befreien, die es knechtet.

Worin beruht aber denn diese Gewalttätigkeit, welche das Volk knechtet, und von wem geht sie aus? Es sollte scheinen, es liegt auf der Hand, dass ein paar Hunderte von Herrschenden, Regierungsbeamten und Reichen, gar nicht imstande sind, viele Millionen Arbeiter zu zwingen, ihnen gehorsam zu sein, und dass, wenn tatsächlich ein paar Hunderte über Millionen herrschen, die Gewalttat, welche Millionen des werktätigen Volkes angetan wird, keineswegs unmittelbar von dem Häufchen der Herrschenden ausgeht, vielmehr von dem Volke selber, das durch ganz bestimmte, äusserst verwickelte, schlau ausgedachte und künstliche Massnahmen in die seltsame Lage gerät, bei der es sich genötigt fühlt, sich selber Gewalt anzutun. Und deshalb, so sollte es scheinen, würde es für Menschen, die wirklich die Befreiung des Volkes aus seiner Knechtschaft wünschen, das Natürlichste sein, zunächst einmal die Ursachen dieser Selbstknechtung des Volkes zu erforschen und nach ihrer Beseitigung hinzustreben. Dabei wurden aber und werden von Leuten wie Marx, Jaurès, Kautski und anderen Theoretikern noch ganze Berge von Büchern geschrieben darüber, wie,

entsprechend den von ihnen entdeckten Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung, die menschliche Gesellschaft sein und wie ihre Einrichtung beschaffen sein soll. Darüber aber, wie man die häuptsächlichste nächste Grundursache des Übels — die Gewalt, welche die Arbeiter sich selber antun — beseitigt, darüber wird nicht nur kein Wort gesprochen — im Gegenteil, alle jene lassen die Unerlässlichkeit dieser selben Gewalt zu, aus der dabei die Knechtung des arbeitenden Volkes hervorgeht.

Wie seltsam es auch klingen mag, es springt einem doch in die Augen, dass alle Berge von sozialistischen, politischen und volkswirtschaftlichen Schriften, die ganz voll sind von Gelehrsamkeit und Gescheitheit, tatsächlich gar nichts anderes darstellen, als inhaltslose, völlig unnötige und dabei auch noch äusserst schädliche Schreibereien, welche den menschlichen Gedanken von seinem natürlichen und vernünftigen Weg ablenken und ihn auf einen künstlichen, verlogenen und verderblichen Pfad hinweisen. Alle diese Schreibereien sind durchaus dem ähnlich, was Menschen tun würden, die nur Waldboden besitzen, wenn diese Menschen, statt dieses Land anbaufähig zu machen, ihre Zeit damit zubringen würden, kluge Sprüche darüber zu machen und sich darüber zu streiten, welche Pflanzen man auf diesem Boden setzen und säen müsse, wann er einmal ganz von selber, nach einem von ihnen angenommenen Gesetz der geschichtlichen Entwicklung, zum Feldbau geeignet sein werde. Diese gelehrten Leute denken sich die beste zukünftige Einrichtung für das Leben derjenigen Menschen aus, die durch Gewalt unterdrückt sind, sie erwägen eifrig alle Einzelheiten dieser zukünftigen Gesellschaftsordnung und streiten heftig untereinander darüber, wie sie eigentlich sein soll, — und dabei sagen sie kein Wort von der Gewalttätigkeit, bei deren Vorhandensein keinerlei zukünftige Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens, keinerlei Verbesserung der Lage des werktätigen Volkes auch nur denkbar ist.

Zur Verbesserung der Lage des werktätigen Volkes ist nur eines nötig, — dass man nicht Erörterungen anstellt über die zukünftige Gesellschaftsordnung, vielmehr nur sich selber befreit von der Gewalttätigkeit, die jetzt, nach dem Willen der Herrschenden, das arbeitende Volk sich selber antut.

Wie soll sich aber denn das Volk von der Gewalttätigkeit befreien, die es — zum Vorteil einer Minderheit — gegen sich selber ausübt? Die Antwort kann nur die eine sein: Sich von der Gewalttätigkeit zu befreien, vermag sich das arbeitende Volk nur dadurch, wenn es aufhört teilzunehmen an irgend einer Gewalttat, um welche Zwecke es sich dabei auch handelt, und unter welchen Umständen sie auch vor sich gehen mag. Wie soll man es aber anstellen, dass die Menschen keine Gewalttaten mehr verüben, dass sie nicht mehr teilnehmen an solchen für irgend welche Zwecke und unter irgend welchen Bedingungen? Hierfür gibt es nur ein einziges Mittel. Es beruht darin, dass alle

Menschen einsehen müssten, was sie eigentlich sind, und dass sie infolgedessen zugeben müssten, was sie stets, unter welchen Bedingungen das auch sein mag, zu tun haben, und was sie niemals tun dürfen, unter welchen Bedingungen dies sein mag, darunter einbegriffen jede Art von Gewalttat eines Menschen über den anderen, da dies nicht im Einklang steht mit der Erkenntnis des Menschen von der ihm eigenen menschlichen Würde.

Dazu aber, damit die Menschen begreifen, wer sie eigentlich sind und infolgedessen anerkennen müssen, dass es sowohl Dinge gibt, die sie stets tun müssen, wie solche, die sie niemals, unter keinen Umständen tun dürfen (darunter auch die Gewalttat eines Menschen über den andern) — dazu ist ganz das Gleiche erforderlich, was Sie bestreiten und auch Ihre Lehrer und Führer: Dazu bedarf es einer der Zeit, d. h. der vernünftigen Entwicklung der Menschheit entsprechenden Religion.

Demnach kann die Befreiung des arbeitenden Volkes aus seiner Knechtschaft und die Veränderung seiner Lage keineswegs erreicht werden durch Entwürfe der besten Gesellschaftsordnung — noch weniger durch Versuche, sie mit Gewalt einzuführen, vielmehr nur durch eines, und zwar ganz dasselbe, was die Wortführer des Volkes verneinen: dadurch, dass man unter den Menschen ein solches religiöses Bewusstsein erweckt und verbreitet, bei dem der Mensch die Unmöglichkeit für sich anerkennen müsste, irgendwie die menschliche Eintracht und die Ehrfurcht vor dem Nächsten zu stören, und deshalb auch die sittliche Unmöglichkeit, irgend welche Gewalt dem Nächsten gegenüber anzuwenden. Und ein solches religiöses Bewusstsein, welches die Möglichkeit der Gewalttat ausschliesst, könnte doch, so sollte es wenigstens scheinen, sehr leicht nicht nur von der christlichen, vielmehr von der gesamten Menschheit unserer Zeit erfasst werden, — bestände nicht einerseits der fälschlich religiöse Aberglaube, andererseits der noch schädlichere, vermeintlich wissenschaftliche Aberglaube.

Sie sagen, ein richtig verstandener Egoismus — das sei das Heil aller, der Mensch könne gar nicht sein Glück völlig geniessen, wenn die Gesellschaft leidet, die zukünftige, wünschenswerte Gesellschaft müsse aufgebaut werden auf der Arbeit und der Solidarität aller. Das alles ist durchaus richtig, dies wird aber nur durch religiöses Bewusstsein erreicht, dessen Grundlage die Liebe ist und keineswegs die Gewalt, die doch einzig und allein der Errichtung eines solchen Gesellschaftszustandes im Wege steht. Damit das Volk sich aber von der Gewalt befreien könnte, die es, nach dem Willen der Herrschenden, sich selber antut, wäre es nötig, dass unter dem Volke eine der heutigen Zeit entsprechende Religion entstehe, die ganz die gleiche göttliche Grundlage in allen Menschen anerkennt und deshalb die Möglichkeit der Gewalt eines Menschen über den andern ausschliesst. Darüber aber, wie das Volk seine Einrichtungen schaffen wird, wenn es sich von der Gewalt

befreit, wird es selber nachdenken, wenn diese Befreiung sich vollzieht, und dazu braucht es gar nicht die Hilfe der Gelehrten und Professoren. Es wird ohnedies die Einrichtung finden, die ihm entspricht, und die es nötig hat.

Da die Gedanken, die Sie ausdrückten, von sehr vielen Menschen unserer Zeit geteilt werden, gebe ich diese meine Antwort gleichzeitig auch in den Druck, wovon ich Sie hiermit benachrichtige.

[216.] An den altgläubigen Rukawischnikoff

Jassnaja Poljana, 4. Februar 1909.

Nikolai Alexejewitsch! Gleichzeitig mit Ihrem Brief erhielt ich ein langes Schreiben von einer Dame, die mir vorwirft, ich habe, wie sie sagt, den Glauben „zerstört", und die mich zu überreden sucht, zum Kirchenglauben zurückzukehren, den sie für den wahren Glauben hält. Sie bittet mich, ihr folgende drei Worte zu antworten: „Ich verstand Sie!" Ich fürchte, ich werde nicht imstande sein, ihr mit den gewünschten Worten zu antworten — hauptsächlich deshalb, weil ich die Gründe nicht einsehe, die sie und ebenso viele, sehr viele, sowohl Geistliche, als Nichtgeistliche bewogen, sich mit solchen Ratschlägen an mich zu wenden.

Wie ich unlängst demselben ehrwürdigen Geistlichen schrieb, der mir noch gestern vielerlei Bücher und Aufsätze sandte, die mich bestimmen sollten, zur Rechtgläubigkeit zurückzukehren, glaube ich: das Allerbeste, was wir in Hinsicht auf andere Menschen zu tun imstande sind, ist, dass wir es Gott überlassen, zu entscheiden, welche Beziehung zu Ihm Ihm gefälliger ist, uns selber aber einzig und allein und ohne je darin aufzuhören nur darum bemühen, einander möglichst zu lieben. Ich kann demnach gar nicht jene mir von allen Seiten werdenden Ratschläge, und sogar Forderungen begreifen: Ich solle Gott und meine Beziehung zu Ihm nicht so auffassen, wie mir das eigen ist, und wie ich das nötig habe, vielmehr so, wie Ihn andere Leute auffassen. — Diese mir zuteil werdenden Ratschläge erregen deshalb besonders mein Staunen, weil die Lehre, die man mir vorschlägt, mir nicht im geringsten neu und unbekannt, vielmehr ganz die gleiche ist, auf deren Erforschung ich, soweit ich das vermochte, alle meine Kräfte verwandte, und die ich, wenn auch unter schweren Seelenleiden, gleichwohl aufgeben musste. Und gerade jetzt, wo ich doch schon mit einem Fuss im Grabe stehe, von Stunde zu Stunde den Tod erwarte, und, so sollte es scheinen, mich auch ohne den Rat anderer in vollem Ernst den Fragen nach Leben und Tod, nach der Seele und nach Gott hingebe, erhalte ich immer häufiger von den verschiedensten Seiten, schriftlich und mündlich, den Ratschlag, ich möchte wiederum das annehmen, was ich schweren Herzens aufgab, und das ich ebenso wenig annehmen kann, wie ich imstande bin zuzugeben, zweimal zwei sei drei, nicht aber vier.

In Hinsicht darauf aber, dass es nicht nötig sei, wie Sie sagen, den Glauben anderer zu stören, — füge ich nur folgendes hinzu: Wenn dieser Glaube aufrichtig ist — bin ich durchaus mit Ihnen einverstanden. Sie sagen: „Ist es nicht ganz einerlei, woran ich glaube, wenn es mir innerlich warm ist, und meine Wärme einzig und allein durch die Tatsache bedingt wird, dass ich glaube. Wenn ich, den Blick auf die heimische Flamme einer Kerze gerichtet, wenigstens einen kleinen Augenblick nicht ärgerlich werde (der Ärger — ist die Mutter des Übelwollens: der Nichtliebe), weshalb soll ich mich denn dann in einen Kampf einlassen, um die Vernichtung der Kerzen? Möge alles Aberglauben sein, woran ich glaube. Sie haben einen einfachen Glauben. Der meinige ist viel verwickelter: Sie brauchen sich nur an Gott zu erinnern und weiter gar nichts, ich dagegen brauche den Rosenkranz, das Schwören mit zwei Fingern, die Gnade, Reliquien, — wozu stören Sie meinen Glauben!?"

Demnach werfen auch Sie, ganz ebenso wie jene Dame, an die ich eben erinnerte, und sehr, sehr viele Menschen mir vor, ich verneine — gerade als täte ich das zu meinem Vergnügen — dieselben Formen, durch die es Ihnen und so vielen andern warm ums Herz ist, und die Sie und so viele andere nötig haben. Wenn ich aber das verneine, was ich verneine, so tue ich das doch nicht deshalb, weil mir diese Verneinung an sich Freude bereitet, vielmehr nur deshalb, weil ich nicht anders kann. In unserer Zeit dürfen Leute, die nur ein wenig gebildet sind, sich nicht so anstellen, als wüssten sie nicht, dass es 500 Millionen Chinesen und Japaner, 400 Millionen Indier, Türken, Perser und Tataren gibt, die bereits seit Jahrhunderten sich zu ganz andern Bekenntnissen bekannten und noch bekennen, als das unsrige ist. (Sind wir wirklich allein so glücklich, dass wir die einzig wahre, nicht nur allgemein christliche, vielmehr rechtgläubige, altgläubige, katholische, lutheranische Religion haben, während jene Milliarden Menschen ins Verderben gingen und noch ins Verderben gehen?)

Wir dürfen uns auch nicht mehr so anstellen, als wüssten wir nicht das, was über die Bedeutung und die Berufung des menschlichen Lebens, d. h. der Religion gesagt ward von Sokrates, Marc Aurel, Buddha, Laotse, Mohammed, Luther, Spinoza, Kant, Rousseau, Lammenais, Emerson, Channing, Skoworoda, Ruskin und vielen, vielen andern. Ich meine hierbei nur die religiösen Schriftsteller, ich schweige ganz von den Verneinern der Religion in der Art Voltaires. Die Geistlichen, die in den Akademien erzogen wurden, haben es leicht, nichts von dem zu beachten, was auf religiösem Gebiet von der Menschheit geschah: sie, jene Unglücklichen, sind in eine fast ausgangslose Lage gestellt — und um so höher sie stehen, um so schlimmer ist es für sie — bei der sie behaupten müssen, dasjenige sei eine zweifellose Wahrheit, woran die Mehrzahl von ihnen bereits gar nicht mehr

glauben kann, und was seit Jahrhunderten von der Menschheit überlebt ward.

Demnach ist das für die Geistlichen nötig, für die Nichtgeistlichen ist das aber durchaus nicht nötig — und auch unschön.

Um Ihnen meine Gedanken deutlicher zu machen, will ich Ihnen ein Erlebnis aus meinem früheren Leben erzählen.

In unserem Dorfe lebte eine Frau, die sich durch liederlichen Lebenswandel auszeichnete, und ungeachtet dessen, dass ihr Mann sie sehr grausam prügelte, solange sie jung war, sich stets von neuem ihrem Laster hingab. Ausserdem war sie auch noch unehrlich, eine Diebin, überhaupt galt sie für ein sehr schlechtes, völlig verlorenes Weib. Einstmals nun, in der Nacht, schon längst seitdem diese Frau aufhörte, „Matroschka" zu sein, vielmehr „die Greisin Matrena" geworden war, kam ich in der Nacht durch das Dorf und an Matrenas Hütte vorüber. Nirgends brannte mehr Licht, nur in dem Hause, wo sie wohnte, und wo ich vorübergehen musste (das war im Winter), leuchtete ein Feuer. Ich blickte durchs Fenster und sah Matrena auf Knien vor den Heiligenbildern liegen. Sie bekreuzte sich und verneigte sich immer wieder bis zur Erde. In der Hütte war es ganz still; offenbar schliefen bereits alle. Ich blieb stehen, schaute hin und ging dann weiter. Als ich dann zurückkehrte und wieder in das Fenster blickte, lag Matrena immer noch ebenso auf den Knien, bekreuzte sich, erhob den Kopf zu den Heiligenbildern und fiel wiederum zur Erde nieder.

Worum sie eigentlich betete, weiss ich nicht, ich brauche das aber auch gar nicht zu wissen. Eines weiss ich nur: ich möchte sowohl für mich selber wie auch für die Dame, die mir schrieb, und ebenso für jenen Geistlichen, für Sie und für alle Menschen so beten, wie Matrena betete. Deshalb wünsche ich auch, alle möchten so beten können, weil dieses Gebet einem von nichts berührtem, keinerlei Erklärungen und Rechtfertigungen bedürfendem wahren Glauben entsprang, an den Ursprung von allem, an Gott, an das eigene Gebundensein an ihn, und die Abhängigkeit von ihm. Und deshalb würde ich es für das grösste Verbrechen halten, dieses Weib ihres Glaubens zu berauben. Ja, und das wäre auch ganz unmöglich: Kein Weiser der Welt vermöchte Matrena von der Wahrheit ihrer religiösen Vorstellungen abzubringen, mag auch die Form ihres Ausdrucks uns fremd sein. Matrena betete wahrscheinlich zur himmlischen Gottesmutter, und sah in ihr eine wirkliche Königin und in dem Himmel den wirklichen Himmel, in dem Gott, der himmlische Vater, sitzt, oder irgend etwas dergleichen, und dieser Glaube gab ihr in Wahrheit Beruhigung und seelisches Wohlbefinden, weil durch ihn ihre Seele in Beziehung trat zu dem Urgrund von allem, was es gibt, zu Gott.

Ich glaube aber, unsere Behauptung, wir glaubten an das, woran wir gar nicht glauben können: an die Himmelskönigin, an den Himmel

mit seinen Engeln, an die leibliche Himmelfahrt Christi, an das Paradies, an die Hölle usw., vermag uns keineswegs irgend eine Beruhigung zu geben, — uns vielmehr nur des wahren religiösen Empfindens zu berauben.

Wenn die Gelehrten unserer Zeit von ihren kirchlichen Glaubenssätzen sprechen und schreiben, kann ich nicht umhin, mir den so richtigen Gedanken Kants ins Gedächtnis zu rufen, dass, wenn ein Mensch von Kindheit an in einer Religion erzogen wird, die seinem Bewusstsein und seinem Wissen nicht entspricht, er mit den Jahren zum Sophisten seiner religiösen Überzeugung wird, d. h. er sich bemüht, durch verwickelte, künstliche, gedankliche Ableitungen, durch Vergleiche, historische Überlieferungen und gemachten Pathos den andern und vor allem sich selber seinen Unglauben an das zu verhüllen, was für zweifellose Wahrheit zu erklären er notwendig hält. Und das ist sehr hässlich. Deshalb, weil nichts in höherem Grade die Verbreitung des Unglaubens fördert. Derartige Versuche, das Unvernünftige und Unnötige auszulegen, zu rechtfertigen und zu erklären, wirken vornehmlich deshalb so zerstörend auf die Religion, weil, da sie doch die höchste Wahrheit ist, derartige Auslegungen und Rechtfertigungen des Unvernünftigen nur Lüge sein können. Die Menschen aber der neuen Generation, wenigstens die besten von ihnen, empfinden diese Lüge und entäussern sich mit ihr auch desjenigen religiösen Empfindens, welches die Ausleger der Religion auf einem so falschen Wege retten wollen, und dann bleiben diese Menschen ohne jeden Glauben und gelangen zu der sich immer mehr verbreitenden Überzeugung der Mehrzahl aller Gebildeten, die Religion sei nur ein Überbleibsel aus alter Zeit, und darum für unsere aufgeklärte Zeit schon völlig unnötig.

So verhalten sich zu der Lüge, die das Unvernünftige zu rechtfertigen versucht, die besten Leute der jungen Generation, Menschen, denen die Wahrheit an sich teuer ist. Weniger feingeistige Menschen hingegen glauben demjenigen aufs Wort, was ihnen ihre Umgebung und ihre Lehrer einreden, und indem sie sich nur noch der öffentlichen Meinung fügen, halten sie sich noch für religiös, während dabei das, was sie Religion nennen, überhaupt gar nichts mehr gemein hat mit der wirklichen Bedeutung dieses Wortes, nichts anderes ist, als ein Beobachten von Anstandsregeln, und zu gar nichts verpflichtet.

Und so ist in religiöser Hinsicht die Lage von 99% der Angehörigen aller besitzenden und gebildeten Stände der christlichen Welt. Und dem gleichen Zustand nähern sich mit wachsender Schnelligkeit auch diejenigen aus dem einfachen Volke, die Matrenas Glauben verloren haben und bei dem allgemeinen Unglauben der gebildeten Klassen landeten.

Ich bestreite demnach gar nicht aus Lust am Bestreiten die religiösen Dogmen, die nicht mehr vereinbar sind mit der geistigen

Entwicklung unserer Zeit, vielmehr deshalb, damit die Menschen sie aufgeben und dann die mitten unter ihnen lebende, ewige, religiöse Grundlage erschauen möchten, welche uns das Christentum in seiner wirklichen Bedeutung gibt.

Für das Christentum aber in seiner wirklichen Bedeutung halte ich nicht das, was mir so vorkommt, vielmehr dasjenige, was in gleicher Weise von allen erhabensten Denkern der Welt vor und nach Christus anerkannt ward und noch anerkannt wird. Das wahre Christentum, das ist keine von den andern Lehren getrennte, ausschliessliche Lehre, es ist vielmehr der für unsere Zeit vollständigste und deutlichste Ausdruck der ewigen, göttlichen Wahrheiten, die in gleicher Weise von allen grossen religiösen Lehren der Welt anerkannt werden: Von dem Brahmanismus, Buddhismus, Konfuzianismus, Masdeismus, Taotismus, Mohammedanismus u. a. Der wahre Glaube beruht nicht in der Rechtgläubigkeit und nicht in der Altgläubigkeit, nicht im Katholizismus und nicht im Lutheranertum, nicht im Judaismus, nicht im Mohammedanismus und seinen Sekten, nicht im Buddhismus oder im Konfuzianismus mit allen seinen Unterabteilungen, vielmehr einzig und allein in dem, was ein und dasselbe ist in allen Religionen, und in gleicher Weise, als längst vorausgeahnte Wahrheit, mit Freuden aufgenommen wird von allen Menschen der Welt. Und ganz das Gleiche gelangte im Christentum in seiner wahren Bedeutung zum Ausdruck.

Und deshalb ist es nicht schrecklich, sich zu trennen von dem griechisch-russischen, oder dem altgläubigen oder irgend einem anderen Glaubensbekenntnis, das sich allein für die Wahrheit hält, schrecklich ist es vielmehr, sich von der die ganze Welt umspannenden Kirche der ganzen Menschheit zu trennen, die sich immer mehr dem Zusammenschluss nähert, der seinerseits nur durch die wahre Erkenntnis des Menschen und Gottes erreicht wird.

Das Leben — ist etwas Ernstes, und im Leben ist das Ernsteste die Religion, d. h. dasjenige, wie der Mensch sich selber begreift und seine Beziehung zu dem All, zu Gott. Und deshalb ist es gefährlich und verderblich, aus der Religion ein Mittel zu machen, um irgend welche egoistische Zwecke — ich spreche schon gar nicht von plumper Selbstsucht, Ehrgeiz und Ruhmliebe, sei es vielmehr auch nur in der Art von Seelenruhe — zu erreichen. Das Ziel der Religion kann nur eines sein: Die Erkenntnis der höchsten Wahrheit, die dem Menschen zugänglich ist, und die Unterordnung des eigenen Lebens unter diese Erkenntnis.

Wenn Sie glauben, dass mein Brief dies verdient, so möchte ich darum bitten, dass er abgedruckt werde. Er kann in Ihrer Zeitschrift zum Abdruck gelangen, doch nur ohne irgendwelche Kürzungen. Geht das aber nicht, so werde ich bemüht sein, ihn an einer solchen Stelle abdrucken zu lassen, wo er vollständig abgedruckt werden kann.

Ihr Sie achtender . . . .

[217.] An N. N. 1909.

Ich habe die unmittelbare Empfindung, als sei es unschön, ja sogar gegen das Gewissen, wenn man um materielle Hilfe bittet für Leute, die um der Wahrheit willen leiden. Sie fragen, weshalb ich mich dem Aufruf angeschlossen habe, der von Tsch. und T. geschrieben worden ist? Ich war damals, wie immer, gegen Hilfeleistung an die Hungerleidenden in der Form, in der wir sie gewährten, — wenn man uns aber sagt: „Es sind da Kinder, Greise, Schwache, Wöchnerinnen, stillende Frauen, die durch den Mangel leiden, und Sie können diesem Mangel abhelfen durch Ihr Wort oder durch die Tat, sagen Sie dieses Wort und tun Sie diese Tat!" — So bedeutet dem zuzustimmen: in Widerspruch zu treten zu den eigenen Überzeugungen, die darin wurzeln, dass die einzige wirkliche Hilfe, die stets wirksam ist für alle, nur darin besteht, sein eigenes Leben zu reinigen von der Sünde — und nicht für sich, vielmehr für Gott zu leben, und dass jede Hilfe vermittelst der Arbeit anderer, die man um ihren Arbeitslohn brachte, nur Betrug ist, Pharisäertum und Förderung des Pharisäertums — dem nicht zuzustimmen bedeutet aber ein Wort und eine Tat zu verweigern, die sogleich die durch den Mangel erzeugten Leiden erleichtern könnten. Ich habe stets aus Schwäche meines Charakters den zweiten Weg erwählt, und das war mir immer qualvoll. So war es auch hier, als Tsch. und T. mich gleichsam baten, ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit zu bezeugen, und ich schrieb damals meinen Zusatz zu ihrem Aufruf, indem ich mich bemühte, meine Hauptaufmerksamkeit auf die Bedeutung dessen zu wenden, was die Duchoboren taten. Da haben Sie meine Beichte in dieser Sache. (Ich bin sehr froh, dass Sie mir durch Ihre Anfrage die Gelegenheit gaben zu dieser Erklärung, und sich selber so schön und richtig äusserten.) Ich bedaure nur, dass Sie über sich und die Ihrigen gar nichts geschrieben haben. Wenn ich von Ihnen höre oder an Sie denke, scheint es mir stets, Sie alle seien viel zu anspruchsvoll gegen sich selber und quälten nur sich selber und einander. Aber übrigens ist auch das gut. Von der Verschickung des Tsch. und B. haben Sie wahrscheinlich bereits gehört. Das alles ist gut so. Schlimm ist nur das einzige, dass jene nicht mich anrühren. Sie machen es aber dadurch nur schlimmer für sich, indem sie mir allein die Möglichkeit geben, die ganze Wahrheit frei zu äussern, ja sie verpflichten mich, das zu tun, ich fühle, dass ich eine Schuld auf mich nehmen würde, wenn ich schweigen würde. Mir scheint dabei, dass ich noch vieles frei aussprechen muss.

[218.] An M. M. Krymbajeff Jassnaja Poljana, 16. März 1909.

Sehr geehrter Herr! Die Grundlage aller Religionen ist eine und dieselbe: Die Liebe zu Gott, d. h. zur höchsten Vollendung und zum Nächsten. Aber bei allen Religionen ereignet es sich und ereignet

es sich jetzt noch, dass mit der grundlegenden religiösen Wahrheit, die allen Religionen gemeinsam ist, falsche Deutungen vereinigt werden, welche von ihren Anhängern in diese Lehre gebracht wurden. Ganz das gleiche geschah und geschieht auch im Mohammedanismus, und deshalb beruht ebenso, wie bei allen andern Religionen auch in Hinsicht auf den Mohammedanismus die Aufgabe der jetzigen Menschheit nicht darin, die Religion überhaupt aufzugeben, und an ihre Stelle enge, unbegründete und banale, sogenannte wissenschaftliche Weltanschauungen zu setzen, vielmehr darin, das Wesen der religiösen Lehre zu erfassen und bestrebt zu sein, ihre religiöse Grundwahrheit von dem zu befreien, was sie verhüllt. Und das geschieht auch in allen Religionen, auch im Mohammedanismus. So besteht hier die ihrer religiösen Lehre nach sehr hochstehende Sekte der Babisten, deren Fortsetzer Baga-Ula von der türkischen Regierung nach Uka verschickt ward, wo sein Sohn wohnt. Diese Menschen erkennen keinerlei äussere religiöse Formen an, und die Grundlage ihrer Religion, die sie für eine und dieselbe in allen religiösen Bekenntnissen halten, erblicken sie in einem guten Leben, d. h. in der Liebe zum Nächsten und in dem Nichtanteilnehmen an der Betätigung des Bösen. Eine andere mohammedanische Sekte kenne ich in Kasan. Diese Sekte nennt sich „Gottes Regiment" oder nach dem Namen ihres Begründers die „Waizoffza". Beide Sekten bedeuten eine Vorwärtsbewegung des Mohammedanismus auf dem Wege zu seiner Befreiung von toten äusseren Formen, deren es, das muss man zugestehen, im Mohammedanismus, da er verhältnismässig spät entstanden ist, bei weitem weniger gibt als bei allen andern grossen religiösen Bekenntnissen. Und deshalb bin ich der Meinung: jeder Mensch, welcher der Menschheit zu dienen wünscht, darf nicht die Religion im ganzen verneinen, in der er geboren und erzogen ward, wie Sie im Mohammedanismus, im Gegenteil, er soll bestrebt bleiben, die tiefen Grundlagen, die in jeder Religion und auch im Mohammedanismus sind, zu erfassen und von den Auswüchsen zu befreien, die sie verhüllen. Auch im Koran kann man viel Wahres und Tiefes finden. Zudem gibt es ein kleines Büchelchen, das in Indien in englischer Sprache herausgegeben ward, und in dem Aussprüche Mohammeds von bemerkenswerter Tiefe und Geistigkeit gesammelt sind.

[219.] An den slavischen Kongress in Sofia

Otradnoje, 20. Juni 1910.

Ich erhielt Ihre Einladung und würde ihr mit Freuden Folge leisten, wenn das meine Jahre und meine Gesundheit erlauben würden. Ich würde zu Ihnen kommen, um persönlich mit Ihnen über den Gegenstand zu beraten, der Sie zusammenführte. Ich will mich bemühen, dies wenigstens brieflich zu tun.

Die Vereinigung der Menschen, d. h. gerade das, in dessen Namen

sie sich versammelten, ist nicht nur die wichtigste Angelegenheit der ganzen Menschheit, in ihr sehe ich vielmehr auch den Sinn, das Ziel und das Heil des menschlichen Lebens. Damit aber eine solche Tätigkeit fruchtbar werde, muss sie in ihrer ganzen Bedeutung erfasst werden — ohne jede Verkleinerung, Beschränkung und Entstellung. Das ist nötig in Hinsicht auf alle wichtigsten Betätigungen: Religion, Liebe, Menschheitsdienst, Wissenschaft und Kunst. Alles muss man bis zu Ende führen — bis zu den äussersten Schlussfolgen, wie fremdartig oder unangenehm sie einem auch sein mögen. Alles oder gar nichts! Und gerade gar nichts, nicht aber irgend etwas, — weil ja alle diese erhabensten Betätigungen der menschlichen Seele, wenn sie nicht zu Ende geführt werden, nicht nur keinerlei Nutzen bringen, keinen wirklichen — noch so kleinen, wie viele sagen und denken, vielmehr unmittelbar verderblich wirken und mehr als alles andere dasselbe Ziel hemmen, zu dem sie vermeintlich hinstreben. So ist das mit der Religion, die einen blinden Glauben, so ist das mit der Liebe, wenn sie gewaltsamen Widerstand, so ist das mit dem Menschendienst, wenn er Gewalt über die Menschen zulässt. So ist das mit allem und besonders mit der Tätigkeit, welche die Vereinigung der Menschen zum Ziele hat.

Zweifellos sind die Menschen stärker, wenn sie miteinander vereinigt, als wenn sie voneinander getrennt sind. Die Familie ist stärker als der einzelne Mensch. Eine Bande von Räubern ist stärker als jeder einzelne Räuber. Die Gemeinschaft ist stärker als die Einzelpersönlichkeit. Ein Reich, das durch Vaterlandsliebe zusammengehalten wird, ist stärker als einzelne voneinander getrennte Völkerschaften. Die Sache ist aber die, dass der Vorteil miteinander vereinigter Menschen gegenüber Einzelnen und die unvermeidliche Folge dieses Vorteils — die Versklavung oder wenigstens Ausbeutung der Einzelstehenden — ganz von selber in ihnen den Wunsch wachruft, sich zu dem Zwecke miteinander zu vereinigen, um anfangs der Gewalt Widerstand zu leisten, und sie dann später selber auszuüben. Es versteht sich von selber, dass die slavischen Völkerschaften, die durch die Einheit des österreichischen, russischen, deutschen und türkischen Reiches das Übel am eigenen Leibe erfuhren, den Wunsch hegten, — um diesem Übel Widerstand zu leisten, zu einer Gemeinschaft zusammenzutreten, — aber diese neue Gemeinschaft, wenn sie überhaupt erfolgt, wird unweigerlich zu einer ganz ebensolchen Tätigkeit verleitet: nicht nur mit den anderen Gemeinschaften zu kämpfen, vielmehr auch die schwächeren Gemeinschaften und einzelne Persönlichkeiten zu unterdrücken und auszubeuten.

Ja, in der Einigkeit — beruht der Sinn, das Ziel, und das Heil des menschlichen Lebens, aber auch Ziel und Heil werden nur dann erreicht, wenn es sich um eine Einigkeit der ganzen Menschheit handelt, im Namen der Grundlage, die der ganzen Menschheit eigen

ist, nicht aber um eine Vereinigung kleinerer oder grösserer Teile der Menschheit im Namen beschränkter Teilziele. Mag diese Gemeinschaft eine Familie sein, eine Räuberbande, eine Landgemeinde, ein Staat, einzelne Völker oder der heilige Bund der Staaten — solche Vereinigungen fördern nicht nur keineswegs den wahren Fortschritt der Menschheit, sie hemmen ihn vielmehr mehr wie alles andere; will man daher mit Bewusstsein dem wahren Fortschritt dienen, so darf man — das ist wenigstens meine Meinung — keine derartige teilweise Vereinigung fördern, man muss ihr vielmehr stets entgegenhandeln. Die Eintracht ist der Schlüssel, welcher die Menschen vom Übel befreit. Damit aber dieser Schlüssel seine Aufgabe erfüllen kann, muss er ganz ins Schlüsselloch gesteckt sein, bis zu der Stelle, wo er das Schloss öffnet, nicht aber zerbricht und auch nicht das Schloss verdirbt. So steht es auch mit der Vereinigung von Menschen — soll sie die ihr eigenen wohltätigen Folgen zeitigen, so muss sie die Vereinigung aller Menschen zum Ziele haben im Namen der allen Menschen eignenden und von ihnen allen in gleicher Weise anerkannten Grundlage. Eine solche Vereinigung kann aber nur auf jener religiösen Grundlage des Lebens erfolgen, die einzig und allein die Menschen eint, und leider Gottes von der Mehrzahl der Leute, die heute die Völker führen, für unnötig und überlebt angesehen wird.

Man wird mir sagen: „Wir erkennen diese religiöse Grundlage an, wir verneinen aber auch nicht den Grundsatz einer Vereinigung von Stämmen, Völkerschaften und Staaten!“ Die Sache ist indes die, dass eines das andere ausschliesst. Ward als Endziel des menschlichen Lebens eine religiöse Vereinigung aller Menschen anerkannt, so verneint dies Bekenntnis alle anderen Grundlagen der Vereinigung, und umgekehrt: Wenn man zum Grundsatz der Vereinigung den Volksstamm, die völkische Zugehörigkeit, die Vaterlandsliebe und den Staat macht, so verneint man damit unabweisbar die religiöse Grundlage als wirkende Grundlage des Lebens.

Ich glaube, ja ich bin fast überzeugt, diese meine Gedanken werden als unanwendbar und unrichtig angesehen werden, ich hielt es indes für meine Pflicht, sie ganz aufrichtig solchen Leuten kundzugeben, die ungeachtet dessen, dass ich den Patriotismus der Stämme und Völkerschaften verneine, mir gleichwohl näher stehen, als die Mitglieder anderer Völker. Nicht nur das: Ich will einmal den Gedanken daran, dass man aus meinen Worten Mangel an Folgerichtigkeit und Widerspruch zu dem Obigen herauslesen kann, ganz offen sagen, was mich besonders veranlasste, meine obigen Äusserungen zu tun: das ist mein Glaube daran, dass jene Grundlage einer allgemein religiösen Vereinigung, die allein imstande ist, indem sie mehr und mehr die Menschen vereinigt, sie zu dem ihnen eigenen Heil zu führen, — dass diese Grundlage von allen Völkern der christlichen Welt zuerst gerade von denjenigen des slavischen Stammes aufgenommen werden wird.

[220.] An Konstantin Jakowlewitsch Grot

Kotschety, 18. September 1910.

Konstantin Jakowlewitsch! Ich erhielt Ihren Brief und einen Teil des Sammelwerkes, das dem Andenken Ihres Bruders gewidmet ist. Sie haben durchaus mit Recht vermutet: was Sie mir da senden, werde in mir die Erinnerung an den lieben Nikolai Jakowlewitsch wachrufen. Ganz so ist es gekommen. Ich las alles durch, und als ich heute meinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machte, musste ich unaufhörlich an Nikolai Jakowlewitsch denken. Ich will mich bemühen, meine Gedanken Ihnen mitzuteilen.

Ich kann mich nicht erinnern, wie, durch wessen Vermittlung, und unter welchen Umständen ich mit Nikolai Jakowlewitsch bekannt wurde, ich entsinne mich aber sehr wohl, dass wir bereits bei der ersten Begegnung einander liebgewannen. Mir war, abgesehen von seiner Gelehrsamkeit, und ich will ganz offen sagen, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, Nikolai Jakowlewitsch dadurch teuer, dass ganz die gleichen Fragen, die mich innerlich beschäftigten, auch ihm keine Ruhe liessen, und dass er sich mit diesen Fragen nicht so abgab, wie die Mehrzahl der Gelehrten, nur für seinen Katheder, vielmehr für sich selber, für seine Seele.

Es fiel ihm schwer, sich von dem Aberglauben an die Wissenschaft zu befreien, in dem er aufgewachsen und zum Manne geworden war, und in dessen Dienst er hervorragenden Erfolg in der Welt erlangt hatte, ich sah aber, dass seine lebendige, aufrichtige und tiefsittliche Natur unwillkürlich und rastlos sich bemühte, sich hiervon zu befreien. Nachdem durch innere Erfahrung Nikolai Pawlowitsch die ganze Enge und ganz einfach die Dummheit der materialistischen Weltauffassung erkannt hatte, die mit keinerlei sittlicher Lehre in Einklang zu bringen ist, ward er unweigerlich zu dem Bekenntnis einer geistigen Grundlage von allem hingeführt und damit hingeleitet zu den Fragen über die Beziehung des Menschen zu dieser geistigen Grundlage, das heisst zu den Fragen der Sittlichkeit, mit denen er sich dann immer mehr befasste.

Tatsächlich kam es so, dass Nikolai Jakowlewitsch durch einen verwickelten und langen Weg des wissenschaftlich-philosophischen Gedankens zu der einfachen Erkenntnis gelangte, die von jedem noch so ungebildeten russischen Bauern anerkannt wird, dass man nämlich für seine Seele leben muss. Um aber für seine Seele zu leben, muss man wissen, was man dann tun, und was man unterlassen muss.

Die Stellung von Nikolai Jakowlewitsch zu dieser Frage war meiner Ansicht nach durchaus richtig, leider vermochte er sich aber durchaus nicht von jenem wissenschaftlichen Ballast zu befreien, den er sich als etwas Nötiges und Wertvolles angeeignet hatte, der nach Verwendung verlangte, den Gedanken belastete und seinem freien Offenbarwerden im Wege stand. Indem er mit allen „Wissenschaftlern“ den

Aberglauben teilte, die Philosophie sei diejenige Wissenschaft, welche die Grundlagen ausnahmsweise aller anderen Wahrheiten feststelle, schuf sich Nikolai Jakowlewitsch unaufhörlich, indem er diese Wahrheiten begründen wollte, eine Theorie nach der andern, und kam dabei zu keinerlei bestimmtem Ergebnis. Seine grosse Bildung und die noch grössere Biegsamkeit und Findigkeit seines Geistes ermutigten ihn hierzu. Die Hauptursache aber der Ergebnislosigkeit aller dieser Arbeiten war die meiner Ansicht nach falsche Überzeugung (sie festigte sich bei den wissenschaftlichen Philosophen und ward auch von ihm geteilt): die Religion sei gar nichts anderes, als ein Glaube — im Sinne der Gläubigkeit — an dasjenige, was durch diese oder jene Menschen behauptet werde, und deshalb könne der Glaube oder die Religion keinerlei Bedeutung für die Philosophie haben. Demnach brauche die Philosophie der Religion zwar nicht feindlich gegenüberzustehen, sie müsse aber völlig unabhängig von ihr bleiben.

Wie alle wissenschaftlichen Philosophen sah Nikolai Jakowlewitsch nicht ein, dass Religion — gleich Glaube, abgesehen von ihrer Bedeutung als Dogmen, als begründet auf blindem Glauben an irgend eine Schrift, wie sie jetzt noch aufgefasst wird, noch eine andere ihr eigentümliche Bedeutung hat: nämlich eines Bekennens und klaren Ausdrückens von nichtbestimmbaren, aber von allen Menschen bewusst erlebten Grundlagen (die Seele und Gott), und dass deshalb alle diejenigen Fragen, welche die wissenschaftlichen Philosophen so leidenschaftlich beschäftigen, und zu deren Lösung von jeher eine unermessliche Zahl von Theorien geschaffen wurde und noch geschaffen wird, die einander widersprechen und häufig sehr dumm sind — alle diese Fragen wurden schon vor vielen Jahrhunderten durch die Religion gelöst und zwar derart, dass weder die Notwendigkeit, noch die Möglichkeit vorliegt und vorliegen kann, diese Lösung von neuem vorzunehmen.

Wie alle seine Mitbrüder, die wissenschaftlichen Philosophen, sah Nikolai Jakowlewitsch dieses nicht ein. Er erkannte nicht, dass Religion, nicht im Sinne jener Entstellungen, denen sie überall unterlag und noch unterliegt, vielmehr im Sinne des Bekennens und Ausdrückens der unbestimmbaren, aber von allen Menschen innerlich erlebten Grundlagen (die Seele und Gott) die unvermeidliche Vorbedingung ist zu jeder vernünftigen, klaren und fruchtbringenden Lehre vom Leben (jeder solchen Lehre, aus der man allein feste Grundsätze der Sittlichkeit abzuleiten vermag), und dass deshalb die Religion in ihrer wirklichen Bedeutung nicht nur der Philosophie keineswegs feindlich gegenüberstehen, dass vielmehr die Philosophie gar keine Wissenschaft sein kann, wenn sie nicht die durch die Religion gegebenen Tatsachen zur Grundlage nimmt.

Wie seltsam dies Menschen vorkommen mag, die gewöhnt sind, die Religion für etwas Ungenaues, „Unwissenschaftliches“, Phantasti-

sches, Nichtfeststehendes zu halten, die Wissenschaft hingegen für etwas Feststehendes, Bestimmtes, Unbestreitbares — kommt es in der Philosophie gerade auf das Gegenteil heraus.

Die religiöse Auffassung sagt: Vor allem andern und zweifelloser als es, besteht etwas uns Unbekanntes und Unbestimmbares; dieses Etwas ist unsere Seele und Gott. Aber gerade deshalb, weil wir dies zu allererst wissen, und es uns zweifelloser ist, als alles andere, können wir es schon keineswegs mehr durch irgend etwas bestimmen, wir glauben vielmehr nur, dass es ist, und dass es die Grundlage von allem bildet — und auf diesem Glauben bauen wir schon unsere ganze übrige Lehre auf. Die religiöse Auffassung sondert aus alledem, was von den Menschen zu erkennen ist, dasjenige aus, was nicht mehr der Bestimmung unterliegt, und sagt davon: „Ich weiss das nicht!“ Und ein solches Verhalten in Hinsicht auf das, was den Menschen nicht zu wissen gegeben ist, bildet die erste und unerlässlichste Vorbedingung jedes wahren Wissens. So ist die Lehre von Zoroaster, der Brahmanen, Buddhas, Laotses, des Konfuzius und von Christus. Hingegen erkennt die philosophische Auffassung des Lebens den Unterschied zwischen der Erkenntnis der äusseren Erscheinung und der Erkenntnis der Seele und Gottes entweder überhaupt nicht, oder sie schliesst davor die Augen und ist der Anschauung, dass die chemischen Verbindungen, die Erkenntnis des Menschen von seinem „Ich“, die astronomischen Beobachtungen und Ausrechnungen, und die Anerkennung der Grundlage alles Lebens, dass dies alles in gleicher Weise der Bestimmung durch die Überlegung und das Wort unterliegt: sie verwechselt das zu Bestimmende mit dem Nichtzubestimmenden, das Zuwissende mit dem Zuerkennenden, sie baut unaufhörlich phantastische Theorien, von denen eine der anderen widerspricht, und ist bestrebt, das nicht zu Bestimmende zu bestimmen. So sind die Lehren vom Leben, wie sie Aristoteles, Plato, Leibnitz, Lokke, Hegel, Spencer und viele andere vortrugen, deren Namen Legion ist. Im wesentlichen stellen aber alle diese Lehren entweder leere Überlegungen über das dar, was der Überlegung nicht unterliegt — Erörterungen, die man Philosophistik, nicht aber Philosophie nennen kann — nicht Weisheitsliebe, vielmehr Liebe sich weise zu stellen, oder schwache Wiederholungen dessen, was in Hinsicht auf die sittlichen Gesetze bei weitem besser in den religiösen Lehren zum Ausdruck gelangt.

Ja, wie seltsam das auch Menschen, die niemals hierüber nachdachten, vorkommen mag, die Lebensauffassung eines Heiden, der in seinem religiösen Glauben die unerklärliche Grundlage von allem anerkennt, mag sie für ihn auch in einem Idol verkörpert sein — und mögen auch seine Vorstellungen von dieser unerklärlichen Grundlage noch so unvernünftig sein, eine solche Lebensauffassung steht gleichwohl unvergleichlich höher, als diejenige eines Philosophen, der unbestimmbare Grundlagen der Erkenntnis bestreitet. Der religiöse Heide

erkennt etwas Unbestimmbares an, er glaubt, dass es ist, und dass es die Grundlage von allem darstellt, und auf diesem Unbestimmbaren, mag es gut oder schlecht sein, baut er seine Lebensauffassung auf, er unterwirft sich diesem Unbestimmbaren und lässt sich von ihm in seinen Handlungen leiten, der Philosoph hingegen, wenn er den Versuch unternimmt, dasjenige zu bestimmen, was alles andere bestimmt und deshalb selber nicht bestimmt sein kann, hat keinerlei feste Grundlage mehr — weder zum Aufbau seiner Lebensauffassung, noch um sich in seinen Handlungen leiten zu lassen.

Das kann auch gar nicht anders sein, da ja alles Wissen nur eine Festsetzung der Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen darstellt. Die Kette der Ursachen ist aber endlos, und deshalb ist es klar, dass die Erforschung einer gewissen Reihe von Ursachen in ihrer endlosen Kette nicht die Grundlage der Weltauffassung darstellen kann.

Wie soll es demnach sein? Woher soll man sie nehmen? Die Besinnung, d. h. die Tätigkeit des Verstandes gibt keinerlei Grundlage. Gibt es aber nicht im Menschen noch eine andere Art Erkenntnis ausser der rein verstandesmässigen, eine Erkenntnis, die unabhängig ist von der endlosen Kette der Ursachen und Wirkungen, und die jeder in sich selber kennt? Diese Erkenntnis ist das Bewusstsein des eigenen geistigen „Ich".

Wenn der Mensch diese von der Kette der Ursachen und Wirkungen unabhängige Erkenntnis unmittelbar selber findet, so nennt er das Bewusstsein; findet er aber dieses allen Menschen gemeinsame Bewusstsein in religiösen Lehren wieder, so nennt er diese Erkenntnis, im Unterschied von der verstandesmässigen Erkenntnis, Glaube.

So sind alle Glaubensbekenntnisse, von den ältesten bis zu den neuesten. Das Wesentliche von ihnen allen beruht darin, dass ungeachtet der häufig albernen Formen, die sie in ihrer Entstellung annahmen, sie gleichwohl demjenigen, der sie in sich aufnimmt, derartige von der Kette der Ursachen und Wirkung unabhängige Grundlagen der Erkenntnis gewähren, die einzig und allein die Möglichkeit einer vernünftigen Weltauffassung geben. Demnach ist der wissenschaftliche Philosoph, wenn er keine religiösen Grundlagen anerkennt, unabweisbar in die Notwendigkeit versetzt, in der endlosen Kette der Ursachen sich drehend und wendend eine nur vorgestellte und unmögliche Ursache aller Ursachen ausfindig zu machen. Der religiöse Mensch hingegen erlebt diese Ursache aller Ursachen, er glaubt an sie, und infolgedessen hat er eine feste Lebensauffassung und eine ebenso feste Leitung für seine Handlungen. Der wissenschaftliche Philosoph hingegen hat weder das eine noch das andere, und kann das auch gar nicht haben.

Dieser Tage erklärte mir ein gelehrter Professor, jetzt seien schon alle seelischen Eigenschaften auf mechanische Ursachen zurückgeführt. „Nur das Bewusstsein ist noch nicht völlig aufgeklärt", sprach mit ver-

blüffender Naivität der gelehrte Professor. „Wir kennen schon die ganze Maschine, wir wissen nur noch nicht ganz genau, wodurch und wie sie in Bewegung gesetzt wird!“ Erstaunlich! Einzig und allein das Bewusstsein (sehr schön ist dieses „einzig und allein“!) ist noch nicht auf mechanische Prozesse zurückgeführt. Das ist noch nicht gelungen, aber der Professor ist offenbar völlig überzeugt, dass er jeden Augenblick die Nachricht erhalten kann, dass irgend ein Professor Schmidt aus Berlin oder Ochsenberg aus Frankfurt die mechanische Ursache des Bewusstseins entdeckte, d. h. Gott in der Seele des Menschen. Ist es denn nicht ganz offenbar, dass ein altes Weibchen, das an die himmlische Gottesmutter und Himmelskönigin von Kasan glaubt, nicht nur sittlich, vielmehr auch geistig unvergleichlich höher steht als dieser gelehrte Professor?

Verzeihen Sie mir, Konstantin Jakowlewitsch, dass ich so greisenhaft ins Schwätzen geriet. Zu meiner Rechtfertigung kann ich nur anführen, dass dieser Gegenstand, nämlich die falsche Auffassung von der Bedeutung der Religion, die in unserer sogenannten gebildeten Gesellschaft so verbreitet ist, mich stets lebhaft innerlich beschäftigte, dies auch jetzt noch tut, und auch damals tat, als ich mich mit Nikolai Jakowlewitsch befreundete. Ich entsinne mich, ich wies ihn auf diese meiner Meinung nach von allen Männern der Wissenschaft geteilte falsche Auffassung von der Bedeutung der Religion hin. Ich kann mich nur nicht entsinnen, in welcher Form ich ihm eigentlich diese Gedanken äusserte. Wahrscheinlich nicht in derjenigen, wie ich das eben tat, ich entsinne mich nur, dass ich ihm das ausdrückte, und dass er mehr oder minder mit mir einverstanden war.

Ich glaube, Nikolai Jakowlewitsch und ich gingen zwar auf verschiedenen Wegen, aber zu dem gleichen Zentrum, welches alle vereinigt, und mir scheint, wir waren uns beide dessen bewusst, und deshalb wurden unsere freundschaftlichen Beziehungen niemals gelöst. Und ich freue mich, die Gelegenheit zu haben, mich mit aufrichtiger Liebe an diesem nicht nur geistig begabten, vielmehr, was am allerwichtigsten ist, von Herzen guten und aufrichtigen Menschen zu erinnern.

[221.] An E. J. Kaplan Jassnaja Poljana, 13. Juli 1910.

Ich erhielt Ihren Brief und fühlte aus ihm die Aufrichtigkeit Ihrer Fragen heraus. Ich beeile mich, sie zu beantworten. Das ist mir deshalb leicht, weil ich dieselben Fragen, die vor Ihnen stehen, auch vor meinem Auge habe.

Erstens: Hängt die geistige Gesundheit eines Menschen von seiner physischen ab und umgekehrt?

Auf einer gewissen niedrigen Stufe ist das der Fall, d. h.: dem Menschen ist es schwer, gut und zu allen liebevoll zu sein, wenn er

selber körperlich leidet. Aber gerade diese Hemmung des geistigen Lebens trägt den Ansporn in sich, sich auf eine höhere Stufe von ihm zu erheben, so dass das körperliche Leiden — die Krankheit, sofern der Mensch nur aus aller Kraft bestrebt ist, die höchste Vollendung zu erreichen, dieses Streben keineswegs schwächt, vielmehr im Gegenteil seine Notwendigkeit im verstärkten Masse erleben lässt. Aus eigener Erfahrung kann ich berichten: wenn ich mich dem Gedanken hingab, dass ich wegen körperlichen Unwohlseins nicht imstande sei, so zu sein, wie ich sein möchte, ich immer niedriger sank; blickte ich aber auf diese Leiden hin wie auf eine Herausforderung zu verstärkter innerer Arbeit, so erreichte ich im Gegenteil den mir selber erfreulichsten Seelenzustand. Aus persönlicher Erfahrung möchte ich die Behauptung aufstellen, dass ärztliche Behandlung im allgemeinen dem Menschenleben eher schädlich ist, als ihm wirklichen Nutzen bringt.

Zweitens: Wie soll man seine Feinde von Herzen lieben, wenn man unter ihnen lebt und auf jeden Schritt zusammenstösst mit ihrer gewohnheitsmässigen Getreibe an Lüge, Ehrgeiz, Materialismus, Unmässigkeit usw.?

Ich weiss, dies ist schwer, und es ist leicht zu sagen: „Nein, solche Leute kann ich nicht lieben!“ Gott möge einem aber vor einem solchen Gedanken behüten: Das würde nur das Übelwollen verstärken — und vor allem die Selbstzufriedenheit erhöhen. „Ich bin demnach ein guter Mensch, alle anderen aber sind miserabel!“ Wie schwer dies indes auch sein mag, bemühe dich diejenigen zu lieben, die dir am allerunangenehmsten sind, wie das so schön im Evangelium gesagt ist! Werde nur nicht schwach darin, lasse die Zügel nicht locker, und du wirst empfinden, dass du diejenigen liebst, von denen du glaubtest, du könntest sie niemals lieben. Das Gleiche kann ich aus Erfahrung sagen. Mag sie auch gering und schwach sein.

Drittens: Ist es erlaubt, diese Welt zu verlassen, wenn das Leben in ihr unerträglich wird?

Natürlich nein. Aus den gleichen Gründen, mit denen ich die ersten zwei Fragen beantwortete, ja und ausserdem ist das auch gar nicht nötig. Es ist seltsam zu sagen, die Welt der Menschen, und gerade solcher, die wir für schlecht halten, ist uns nötig, damit sie uns die eigene Schwäche vor Augen führe, unsere Schlechtigkeit, und dass wir nicht im geringsten besser sind als gerade diejenigen, die wir verurteilen wollen . . . .

Sie sagen, die Leiden durch das Leben in dieser Welt sei nutzlos. Ja, das sind sie, wenn der Mensch sie nicht zu nutzen vermag wie ein Heil, wie diejenigen Qualen, von denen jede Geburt begleitet ist, mag es sich um körperliche oder um geistige handeln. Das ist alles. Gott möge Ihnen helfen!

[222.] An A. Solowjeff Jassnaja Poljana, 25. Juli 1910.

Ich antworte Ihnen, mein lieber Bruder Alexander, sowohl auf Ihren Brief an mich, als auch auf Ihre Briefe, die mir zu meiner Freude Molotschnikoff übersandte, und auf diejenigen Unterhaltungen über Sie, die er mit Ihrem Freund Pawlow hatte. Ich weiss, dass Sie es schwer haben, mein lieber Bruder. Ich kenne nur eine Rettung in schweren Augenblicken (ja und auch Sie wissen das alles): die Persönlichkeit zu vergessen, sowohl die eigene wie diejenige aller anderen, und auch ihre Urteile, dabei aber im Geiste zu stehen vor den Forderungen des Höchsten in der eigenen Seele — vor Gott, — und sogleich wird es mir leicht, so lange ich mich nicht wiederum wegwende. Möge Ihnen Gott helfen, dabei zu beharren, und wenn Sie sich einmal abwandten, möglichst rasch wieder diese innere Stellung einzunehmen. Mir selber — ja was soll ich eigentlich von mir sprechen? — ist es so wohl, so lange ich mich nicht wegwandte, dass ich ihm nur zu danken weiss: Dem, was mir mich selber gab — meinem eigentlichen Leben. Ich sende Ihnen ein Gebet, das ich, wenn ich in Versuchung bin, mich wegzuwenden, mir herzusagen liebe, um standhaft zu bleiben. Ich grüsse und küsse Sie brüderlich. Leo Tolstoi.

[223.] An J. A. Malinowski Jassnaja Poljana, Sept. 1910.

Joanniki Alexeiwitsch! Von Herzen danke ich Ihnen dafür, dass Sie mir Ihr Buch sandten. Ich bin noch nicht dazu gekommen, es aufmerksam durchzulesen, aber schon bei flüchtigem Durchblättern freute ich mich, da ich die ganze grosse Bedeutung dieser Schrift erkannte in Hinsicht auf die Befreiung unserer Gesellschaft und unseres Volkes von jener furchtbaren Hypnose . . . . . . Ich bin überzeugt, Ihr Buch wird dank der den Massen imponierenden Autorität der Wissenschaft und vor allem — dank jenem Gefühl des Unwillens gegen das Übel, wovon es ganz durchdrungen ist, eines von den Hauptwerkzeugen zu dieser Befreiung werden. Derartige Bücher sind imstande, wie ich gestern scherzend meinem jungen Freunde, Ihrem Landsmann und Bekannten W. Bulgakoff sagte, das zu vollbringen, was mir unmöglich schien: mich sogar mit der offiziellen Wissenschaft zu versöhnen. Konnte ich denn vor fünfzig Jahren annehmen, dass ein halbes Jahrhundert später bei uns in Russland der Galgen eine normale Erscheinung sein, und „Gelehrte und Gebildete" seine Nützlichkeit beweisen werden. Wie aber jedes Übel unvermeidbar ein von ihm unzertrennliches Gutes mit sich bringt, so auch hier: Wären nicht diese schrecklichen letzten Jahre der Revolution gewesen, so wäre es auch nicht zu jenen leidenschaftlichen Ausbrüchen des Unwillens gegenüber der Todesstrafe gekommen und zu jenen sowohl moralischen, wie religiösen und rein verstandesmässigen Beweisführungen, die mit solcher Augenscheinlichkeit das Verbrecherische und Wahnsinnige der Todesstrafe beweisen — so dass die Rückkehr zu ihr einstmals un-

möglich sein wird. Und unter diesen Widerlegungen wird Ihr Buch eine der ersten Stellen einnehmen. Ich hoffe und ich bin überzeugt, dass ich mich hierin nicht irre. Noch einmal danke ich Ihnen dafür, dass Sie mir Ihr schönes Buch geschickt, und vor allem, dass Sie es geschrieben haben, und wünsche Ihnen von Herzen das beste Glück in dieser Welt: Die Fortdauer einer so fruchtbaren Tätigkeit.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Liebe Leo Tolstoi.

[224.] An W. F. Totomianz Jassnaja Poljana, 13. Jan. 1910.

Wachan Phomitsch! Sie haben durchaus recht, wenn Sie vermuten, die Genossenschaftsbewegung müsse meine Sympathie für sich haben. Wenn ich auch niemals aufhören werde, zu glauben und auszusprechen, dass das einzige radikale Mittel, welches imstande wäre, das bestehende Übel des Kampfes, der Vergewaltigung und der Unterdrückung der Mehrzahl des Volkes durch die nicht selber arbeitenden Stände auszurotten — die Erneuerung des religiösen Bewusstseins im Volke ist, kann ich doch nicht umhin, zuzugestehen, dass die genossenschaftliche Tätigkeit — die Errichtung von Genossenschaften und die Teilnahme an ihnen — die einzige gesellschaftliche Betätigung ist, an der zu unserer Zeit ein sittlicher Mensch, der sich selber achtet und nicht den Wunsch hegt, mitzumachen bei der Vergewaltigung, Anteil nehmen kann.

Ich will auch zugeben, dass die genossenschaftliche Bewegung dazu angetan ist, die Not des Arbeiterstandes, die in der letzten Zeit aufs Äusserste gestiegen ist, zu erleichtern. Ich glaube indes keineswegs, wie das einige zu glauben scheinen, die genossenschaftliche Bewegung sei imstande, ein religiöses Verhalten der Menschen zu den Fragen des Lebens zu erwecken oder zu befestigen. Im Gegenteil, ich glaube, dass nur der Aufschwung des religiösen Bewusstseins der genossenschaftlichen Bewegung einen haltbaren und fruchtbaren Charakter zu geben vermag.

In jedem Falle glaube ich, dass in unserer Zeit dies eine der besten Betätigungen ist, denen sich junge Menschen widmen können, die ihre Kräfte zum Dienste ihres Volkes verwenden wollen, und derartiger junger Leute gibt es so viele. Wäre ich selber jung, ich würde mich damit beschäftigen, und auch jetzt verzichte ich keineswegs darauf, unter der Bauernschaft, die mir nahe steht, in diesem Sinne zu wirken. Ihr Sie achtender Leo Tolstoi.

[225.] An den Sektanten S. Jassnaja Poljana, 1. März 1910.

Lieber S.! Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief, und freue mich, die Gelegenheit zu haben, Ihren, d. h. — unsern Brüdern über den Brauch „Im Geiste zu schreiten“ zu schreiben, dem sie sich hingeben, und den Sie durchaus mit Recht nicht billigen. Ich möchte Ihnen folgendes sagen:

„Liebe Brüder! Einer von den Hauptirrtümern der . . . . Kirche, von der Ihr Euch getrennt habt, beruht grade darin, dass die kirchlich Gläubigen glauben, man könne Gott gefällig sein durch äussere Zeremonien, dadurch, dass man sich versammelt, durch lautes Beten und Psalmengesang. Man soll nicht im Tempel beten, vielmehr wie Christus sagte: „Gehe in dein Kämmerlein, schliesse dich ein, und dort wird dich Gott eher vernehmen, als in einer volkreichen Versammlung.“ Jedes Gebet ist ein geistiges Ingemeinschafttreten mit Gott. Aber ist denn ein solcher Verkehr möglich bei den körperlichen Bewegungen und dem vielstimmigen Lärm in volkreichen Versammlungen? In den Kirchen singt man indes nur und . . . . . . bekreuzt sich, nach Euerer Zeremonie gelangt aber der ganze menschliche Körper in Bewegung, und es wird ein Zustand erreicht, der dem Rausch ähnlich ist. Will man mit Gott in Beziehung treten, so gehört dazu die gespannteste Aufmerksamkeit und Ruhe — während doch hier durchaus das Gegenteil herrscht . . . .

Ich möchte Euch sehr raten, diesen Brauch aufzugeben, oder wenn Ihr schon allzu grosses Verlangen habt, so zu laufen, so gesteht wenigstens, dass Ihr das zu Euerer eigenen Lust tut, aber keineswegs um Gott zu dienen. Gott dienen könnt Ihr nur durch Eines: dadurch, dass wir uns zu allen Menschen mit der gleichen brüderlichen Liebe verhalten. Um hierzu die Kraft zu haben, muss man beten, doch keineswegs in der Gemeinschaft, laut, an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden, und unter besonderen Bewegungen, vielmehr ist hierzu ein allstündliches, inneres Gebet nötig, ein solches, dass, wenn man es mit dem Mitmenschen, seinem Bruder, zu tun hat, man Gott darum bittet: Er möge mir helfen, liebevoll und mit Ehrfurcht mit ihm umzugehen, d. h. mit jedem Menschen, mit dem man es zu tun hat.

Gleichzeitig hiermit, liebe Brüder, möchte ich Euch gerne auch von etwas anderem sprechen, das, wie mir scheint, und wie man mir erzählte, viele von Euch falsch verstehen. Ich meine den geschlechtlichen Verkehr zwischen Mann und Frau. Wie auch im Evangelium gesagt ward, ist das Beste für einen Menschen — volle Keuschheit. Wenn man aber nicht die Kraft hat, sich zu enthalten, so soll der Mann sich mit einer und derselben Frau ein für allemal vereinigen, für das ganze Leben, ohne sich von ihr zu trennen und ohne sich scheiden zu lassen, wie das gesagt ist Matthäi 5, 32. Man braucht den Menschen nur zu erlauben, die Gattin zu wechseln, so kennt die Ausschweifung schon gar keine Grenzen mehr, da ja die geschlechtliche Lust um so mehr zunimmt, je mehr sich der Mensch ihr hingibt, und der Mensch sich bei seiner Ausschweifung mehr gehen lässt wie das Tier, und dabei jeglicher Gemeinschaft mit Gott verlustig geht.

Auch hierüber bitte ich Euch nachzudenken, liebe Brüder, und

überzeugt zu sein, dass ich das nur aus Liebe zu Euch schrieb und in dem Wunsche, Euch nach Kräften nützlich zu sein.

Euer liebender Bruder Leo Tolstoi.

[226] An W. G. Korolenko Jassnaja Poljana, 27. März 1910.

Wladimir Galaktionowitsch! Soeben hörte ich der Vorlesung Ihres Aufsatzes über die Todesstrafe zu, und obgleich ich mir beim Anhören alle Mühe gab, die Tränen zurückzuhalten, konnte ich lautes Schluchzen nicht unterdrücken. Ich finde gar keine Worte, um Ihnen meinen Dank und meine Liebe für diesen sowohl nach Ausdruck und Sinn, als auch vor allem der ihn beseelenden Empfindung nach — vorzüglichen Aufsatz auszudrücken.

Man müsste ihn in Millionen Exemplaren drucken und verbreiten. Gar keine Dumareden, keine Traktätchen, keine Dramen und Romane werden auch nur den tausendsten Teil der wohltätigen Wirkung üben, die aus diesem Aufsatz hervorgehen muss.

Solche Wirkungen muss dieser Aufsatz deshalb haben, weil in ihm ein derartiges Gefühl des Mitleidens mit dem zum Ausdruck gelangt, was die Opfer dieser menschlichen Wahnsinnstat durchlebten und durchleben, dass man ihnen unwillkürlich verzeiht, mögen Sie getan haben was sie wollen . . . .

Ausser allen diesen Empfindungen muss Ihr Aufsatz aber auch noch ein anderes Gefühl erwecken, das ich wenigstens in höchstem Masse empfinde — das Gefühl des Mitleids nicht nur für die Ermordeten, vielmehr auch für diejenigen . . . ., welche solche Greuel verrichten . . . . . .

Nur das eine erfüllt mit Freude, dass ein solcher Aufsatz wie der Ihrige, viele, sehr viele lebendige, noch nicht völlig verdorbene Menschen vereinigt in dem allen gemeinsamen Ideal des Guten und der Gerechtigkeit, das, was auch immer seine Feinde tun mögen, immer heller und heller aufflammt. Leo Tolstoi.

[227.] An D. R. Jassnaja Poljana, 7. April 1910.

(Nachschrift zu einem Brief von W. F. Bulgakoff.)

Ich glaube ganz dasselbe wie Bulgakoff: je besser die Tat ist, an die man sich machen will, um so grösser ist die Gefahr, dass man damit in einer Weise beginnt, die man nachher zu bereuen hat. Was ich Ihnen vor allem mitteilen möchte, ist folgendes:

Die innere Arbeit an sittlicher Selbstvervollkommnung ist meiner Ansicht nach derart wichtig und verlangt eine solche Anstrengung, dass man Scheu davor hegen muss, viele Energie auf die Einrichtung seines äusseren Lebens zu verwenden, um so mehr, als diese äussere Lebensgestaltung häufig — besonders wenn man Misserfolg dabei hat — der inneren Beschäftigung mit Selbstvervollkommnung nur schaden kann. Setze zehnmal an, schneide aber auf einmal durch.

Ihr Sie liebender Bruder Leo Tolstoi.

[228.] An den Bauern **W a s s i l i N e k r a s o f f**

Kotscheti, 21. September 1910.

Ich erhielt Ihren klugen und schönen Brief, mein lieber Nekrasoff! Die Bücher, welche ich hier zur Hand habe, sende ich Ihnen. Auf Ihre Frage in Hinsicht auf die Unmöglichkeit, ein vegetarisches Leben zu führen — und diese Frage tun gewöhnlich solche, die nicht den Wunsch haben, an ihrer Selbstvervollkommnung zu arbeiten, und nach Entschuldigungsgründen für ihr unordentliches Leben suchen, auf diese Frage muss ich öfters antworten, ich will Ihnen aber besonders antworten:

Der ganze Sinn der christlichen Lehre beruht darin, dass sie vor dem Menschen das Ideal der Vollkommenheit hinstellt. Dieses Ideal — restlose Vollkommenheit — ist offenbar unerreichbar. Die Aufgabe und der Beruf des Christen beruhen aber darin, sich diesem Ideal anzunähern — soweit er das vermag. Eine solche Annäherung liegt in der Demut, der Selbstaufopferung, der Gerechtigkeit, der Sanftmut, in der Bereitschaft, erlittene Beleidigung zu verzeihen, in der Keuschheit, aber auch in der Liebe zu den Menschen und zu jedem Lebewesen. Bist du ausserstande, Menschen zu töten — so ist das gut, bist du unfähig, ein Rind oder Geflügel zu töten, so ist das noch besser, kannst du auch keinen Fisch und kein Insekt töten, so ist das noch viel besser. Sei bestrebt, das zu erreichen, was dir erreichbar ist, ohne dir den Kopf darüber zu zerbrechen, was möglich und was unmöglich ist. Tue das, was für dich möglich ist, deinen Kräften entsprechend, und alles beruht hierin. Diejenigen Entgegnungen, die man Ihnen macht, gehen gewöhnlich auf allen Gebieten der Lehre von denjenigen aus, die den Wunsch haben, ihr schlechtes Leben weiter zu führen, man muss sich aber fest und sicher auf das besinnen, was ich Ihnen eben sagte: dass die Christenlehre nicht darin besteht, dass man vollkommen sein soll, vielmehr darin, dass man sich nach seinen Kräften der Vollkommenheit anzunähern hat.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[229.] An **N. P. P e t e r s o n** Jassnaja Poljana, 5. Okt. 1910.

Ihren Brief erhielt ich, lieber Nikolai Pawlowitsch, und erkannte aus ihm Sie und alles das, was ich an Ihnen liebe, und was in Wahrheit würdig ist der Liebe aller. Ihre Aufsätze las ich durch und bin mit vielem einverstanden, mit Ihrem Grundgedanken indes (über die Rettung in dem Sinne, wie Sie sie auffassen) kann ich zu meinem Bedauern, wie stets, nicht einverstanden sein — weder mit Ihnen, noch mit Nikolai Fjedorowitsch, dessen Andenken mir sonst teuer ist. Sie finden, mein Gedanke: die Befreiung, die Erlösung vom Übel sei diejenige religiöse Grundlage, welche die Menschen vereinigt, und allein zu vereinigen vermag, dieser mein Gedanke sei unrichtig, diese Grundlage könne nicht genügen. Aber diese Grundlage ist doch gar

nichts anderes als die Liebe, d. h. dasjenige Gefühl, das allen Menschen eigentümlich ist, wie das jeder in sich selber bestätigt findet, und wie wir das am deutlichsten bei den Kindern sehen.

Die Liebe ist Gott, Gott ist die Liebe, so drückt das der Apostel Johannes aus, und wir alle — wenigstens ich — erleben das durchaus als richtig. Und deshalb muss meiner Meinung nach unsere ganze Tätigkeit, vornehmlich soweit unsere Anstrengung auf ein Unterlassen gerichtet ist, die Vereinigung aller zum Ziele haben, die ja das Wesen und das Endziel der Liebe ausmacht. Dieses Ziel wird aber erreicht durch eine ganz bestimmte Tätigkeit: durch das Bestreben, sich zu beherrschen, und sich von allen denjenigen Sünden, Verführungen und abergläubischen Meinungen zu befreien, — Ausschweifung, Eigennützigkeit, Übelwollen, Hochmut, Ehrgeiz, Rachsucht, den falschen Lehren der Kirche und der Wissenschaft, die dem Erreichen des Zieles der Liebe — der Eintracht im Wege stehen.

Das ist es, was ich sagen wollte. Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich Sie eigentlich bat, mir über irgend etwas nicht zu schreiben, und worum es sich dabei handelte. Es ist mir sogar sehr peinlich, wenn ich Sie wirklich einmal darum gebeten habe. Schreiben Sie mir bitte über alles, was Ihrem Herzen nahesteht, und besonders darüber, worin Sie mit mir nicht übereinstimmen, und kritisieren Sie mich nur. Das ist stets nützlich, und besonders von seiten so aufrichtiger Menschen wie Sie, und deshalb ist es auch angenehm. Die Bücher von Nikolai Fjedorowitsch besitze ich nicht und bitte Sie deshalb, sie mir zu schicken. Ich werde sie unbedingt aufmerksam durchlesen. Leben Sie wohl.

Ihr Sie aufrichtig liebender Leo Tolstoi.

[230.] An den Studenten A. R. Jassnaja Poljana, 24. Okt. 1910.
(Nachschrift an einen Brief von W. F. Bulgakoff.)

Bulgakoff hat Ihnen so schön alles das mitgeteilt, was ich Ihnen hätte sagen und wünschen können, dass mir nur übrig bleibt hinzuzufügen, d. h. zu wiederholen, dass mir Ihr Brief Freude machte, dass ich Sie liebe, und Ihnen Beharrlichkeit wünsche auf dem Wege, den Sie eingeschlagen haben. Je weiter Sie darin fortschreiten werden, um so fester und freier werden Sie sich fühlen. Vor allem aber rate ich Ihnen, auf alle diejenigen Hindernisse, die Ihnen noch begegnen werden, ebenso wie auf dasjenige Hemmnis, das Ihnen jetzt bevorsteht (Ihre Beziehungen zu Ihren Eltern), nicht wie auf ein Übel hinzublicken, vielmehr wie auf eine Prüfung auf die Kraft und Aufrichtigkeit Ihrer Überzeugung. Es liegt in unserer Macht, alles dasjenige, was uns wie ein Übel vorkommt, in ein Gut zu verwandeln.

Ihr Sie liebender Leo Tolstoi.

[231.] An die Gräfin S. A. Tolstoi

Jassnaja Poljana, 23. Oktober 1910.

..... Meine Abreise wird Dir Kummer bereiten, das tut mir leid, begreife aber und glaube mir, dass ich nicht anders handeln konnte. Meine Lage im Hause wird unerträglich ....., ich kann nicht mehr in den Verhältnissen des Luxus leben, in denen ich lebte, und ich tue das, was gewöhnlich Greise meines Alters tun: Sie ziehen sich von dem Leben in der Welt zurück, um die letzten Tage ihres Lebens in Einsamkeit und Stille zuzubringen. Bitte begreife das und reise mir nicht nach, wenn Du erfährst, wo ich bin. Deine Ankunft würde meinen Entschluss auch gar nicht rückgängig machen. Ich danke Dir dafür, dass Du 48 Jahre mit mir in Ehren gelebt hast, und bitte Dich, mir alles zu verzeihen, was ich Dir angetan habe, ganz ebenso, wie auch ich von ganzer Seele Dir das verzeihe, worin Du von mir schuldig sein könntest. Ich rate Dir, Dich mit der neuen Lage auszusöhnen, in die Dich meine Abreise versetzt, und keinerlei Übelwollen gegen mich zu hegen . . .

[232.] An X. Ohne Datum.

Die Berufung jedes Menschen, des Mannes und der Frau, liegt darin, den Mitmenschen zu dienen. Mit dieser allgemeinen Behauptung werden wohl alle sittlich empfindenden Menschen einverstanden sein. Der Unterschied zwischen Mann und Frau in Hinsicht auf die Erfüllung dieses Berufes liegt nur in den Mitteln, durch die sie das erreichen, d. h. wodurch sie den Mitmenschen dienen.

Der Mann dient den Mitmenschen sowohl durch körperliche Arbeit — indem er Mittel zum Unterhalt erwirbt, wie durch geistige Arbeit — indem er die Gesetze der Natur zu ihrer Überwindung erforscht, wie endlich auch durch gesellschaftliche Arbeit — indem er die Form des Lebens festsetzt und die Beziehungen zwischen den Menschen bestimmt. Die Mittel, den Mitmenschen zu dienen, sind für den Mann sehr mannigfaltig. Die ganze Tätigkeit der Menschheit, mit Ausnahme des Kindergebärens und an der Brust Grossziehens, bildet den Bereich seines Dienstes an die Mitmenschen. Die Frau hingegen ist, ganz abgesehen davon, dass sie die Möglichkeit hat, den Mitmenschen mit ganz denselben Seiten ihres Wesens zu dienen wie der Mann, ihrer Körperanlage nach zu gerade demjenigen Dienst bestimmt und unausweichlich hingezogen, der allein dem Manne verschlossen ist.

Der Menschheitsdienst fällt ganz von selber in zwei Teile: Erstens — die Vermehrung des Heiles in der bestehenden Menschheit, zweitens — die Fortdauer der Menschheit selber. Zu ersterem sind vornehmlich die Männer berufen, da sie der Möglichkeit beraubt sind, den zweiten Dienst zu leisten. Zu diesem aber sind vornehmlich die Frauen berufen, da sie ausschliesslich hierzu die Fähigkeit besitzen. Es geht nicht an, es ist unerlaubt und sündhaft (d. h. fehlerhaft), diesen

Unterschied unerwähnt zu lassen und verwischen zu wollen. Aus ihm ergeben sich die Verpflichtungen beider — und diese Verpflichtungen wurden nicht von Menschen erdacht, sie liegen vielmehr in der Natur der Dinge. In dem gleichen Unterschied gründet sich aber auch die Schätzung der Tugend und des Lasters bei Mann und Frau — und diese Schätzung hat durch alle Jahrhunderte hindurch bestanden, besteht jetzt noch und wird niemals aufhören zu bestehen, solange die Menschen Vernunft besassen, besitzen und besitzen werden.

Es war immer so und wird immer so sein, dass der Mann, indem er den grössten Teil seines Lebens in der seinem Wesen eigenen mannigfaltigen, körperlichen, geistigen und gesellschaftlichen Tätigkeit zubringt, und die Frau, indem sie den grössten Teil ihres Lebens mit der ihr allein möglichen Tätigkeit zubringt, Kinder zu gebären, zu säugen und gross zu ziehen, — in gleicher Weise fühlen werden, dass sie das tun, was ihre Pflicht ist, und in gleicher Weise bei den andern Menschen Achtung und Liebe erwecken werden, weil beide dasjenige ausführen, was ihnen ihrer Natur nach vorausbestimmt ward.

Die Berufung des Mannes ist mannigfaltiger, und sein Betätigungsfeld weiter. Die Berufung der Frau ist eintöniger, enger, aber tiefer, und deshalb war es immer so und wird immer so sein, dass der Mann, der tausend Verpflichtungen hat, auch wenn er eine oder ein Dutzend davon nicht erfüllt, gleichwohl weder ein schlechter noch ein schädlicher Mensch ist, sofern er nur den grösseren Teil seiner Berufung erfüllt. Wenn aber die Frau, die nur eine kleine Zahl von Verpflichtungen hat, eine von ihnen versäumt, fällt sie schon gleich sittlich niedriger als der Mann, wenn der ein Dutzend von seinen hundert Verpflichtungen nicht erfüllt. So war stets die öffentliche Meinung, und so wird sie auch immer sein, denn das ist das Wesentliche der Sache.

Um den Willen Gottes zu erfüllen, muss der Mann Ihm sowohl auf dem Gebiete der körperlichen Arbeit dienen, wie des Gedankens und der Sittlichkeit: mit allen diesen Betätigungen kann er seine Berufung erfüllen, für die Frau aber sind die Mittel, Gott zu dienen, vornehmlich und fast ausschliesslich (denn ausser ihr vermag dies niemand zu tun) die Kinder. Nur durch seine Taten ist der Mann berufen, Gott und den Mitmenschen zu dienen; nur durch ihre Kinder ist die Frau berufen, Gott und ihren Mitmenschen zu dienen.

Und deshalb wird die Liebe zu ihren eigenen Kindern, die der Frau ins Herz gelegt ist (eine ausschliessliche Liebe, gegen die mit Vernunftgründen anzukämpfen ganz vergeblich ist), stets dem Weibe als Mutter eigen sein und muss das auch. Diese Liebe zum Kinde in seinem frühesten, seinem Säuglingsalter ist durchaus nicht Selbstsucht, das ist die Liebe eines Arbeiters zu der Arbeit, die er verrichtet, zu der Zeit, wann er sie verrichtet.

Nehmt dem Arbeiter diese Liebe zu dem Gegenstand seiner Arbeit, und sofort wird die Arbeit unmöglich. Während ich ein paar Stiefel mache, liebe ich sie mehr als alles in der Welt. Würde ich das nicht tun, so wäre ich ausserstande, diese Stiefel anzufertigen. Wird man mir die Stiefel verderben, so werde ich in Verzweiflung sein, ich liebe sie aber nur so lange, als ich an ihnen arbeite; habe ich die Arbeit verrichtet, so bleibt noch eine gewisse Anhänglichkeit an ihren Gegenstand, eine kleine Bevorzugung, die unberechtigt ist.

Ganz das gleiche ist bei der Mutter der Fall. Der Mann ist berufen, den Menschen zu dienen durch mannigfache Arbeiten, und er liebt diese Arbeiten, während er sie verrichtet. Die Frau ist berufen, den Menschen zu dienen durch ihre Kinder. Und sie kann nicht umhin, diese ihre Kinder zu lieben, während sie Menschen aus ihnen macht, bis zu drei, sieben oder zehn Jahren.

Ihrer allgemeinen Bestimmung nach — Gott und den Menschen zu dienen, sind Mann und Frau durchaus einander gleichgestellt. Ungeachtet des Unterschieds in der Form dieses Dienstes. Die Gleichheit beruht darin, dass der eine Dienst ganz ebenso wichtig ist wie der andere, dass das eine sinnlos ist ohne das andere, dass das eine das andere bedingt, und dass, um wirklichen Dienst zu leisten, sowohl der Mann wie die Frau in gleicher Weise die Wahrheit wissen müssen, ohne deren Erkenntnis die Tätigkeit beider für die Menschheit nutzlos ja sogar schädlich wird. Der Mann ist berufen, seine mannigfaltige Arbeit zu verrichten; aber seine Arbeit ist nur dann nützlich, — und seine Arbeit — mag sie körperlich, geistig oder gesellschaftlich sein — ist nur dann fruchtbringend, wenn sie im Namen der Wahrheit und des Heiles aller Menschen geschieht. Mag sich ein Mann noch so eifrig damit beschäftigen, seinem Vergnügen nachzujagen, oder müssigen Gedanken, oder einer gesellschaftlichen Tätigkeit zu seinem eigenen Nutzen — seine Arbeit wird unfruchtbar bleiben. Fruchtbar wird sie nur dann sein, wenn sie darauf gerichtet ist, dass die Menschen weniger leiden unter der Not, unter der Unbildung und unter falschen gesellschaftlichen Einrichtungen.

Ganz ebenso steht es mit der Berufung der Frau: Ihr Gebären, Säugen und Kindererziehen wird der Menschheit nur dann nützlich sein, wenn sie die Kinder nicht nur zu ihrer eigenen Freude gross zieht, vielmehr als zukünftige Diener der Menschheit: wenn die Erziehung dieser Kinder vor sich geht im Namen der Wahrheit und zum Heile der Menschen, d. h. wenn sie die Kinder so erzieht, dass aus ihnen die besten Menschen und die besten Arbeiter für ihre Mitmenschen werden.

Das ideale Weib wird meiner Ansicht nach dasjenige sein, das sich die höchste Weltanschauung der Zeit, in der sie lebt, zu eigen macht, und sich dabei ihrem weiblichen, ihr unabweisbar auferlegten Berufe hingibt — eine möglichst grosse Anzahl von Kindern zu ge-

bären, zu säugen und zu erziehen, von Kindern, die fähig sind, für die Menschen zu arbeiten in dem Sinne der Weltanschauung, die sie sich zu eigen machte.

Um sich aber die höchste Weltauffassung zu eigen zu machen, liegt meiner Ansicht nach durchaus nicht die Notwendigkeit vor, höhere Lehrkurse zu besuchen, man muss nur das Evangelium durchlesen und Augen, Ohren und vor allem — das Herz offen lassen.

Nun aber diejenigen, die keine Kinder haben, die nicht heirateten oder verwitwet sind? Die werden sehr gut daran tun, wenn sie Anteil nehmen an der mannigfaltigen Tätigkeit der Männer. Man wird indes immer bedauern müssen, wenn ein so wertvolles Werkzeug, wie die Frau, der Möglichkeit beraubt ward, die ihr eigene, erhabene Berufung zu erfüllen.

Um so mehr, als jede Frau, wenn die Zeit des Gebärens vorüber ist, und sie noch Kräfte besitzt, die Möglichkeit hat, dem Manne in seiner Arbeit Gehilfin zu sein. Die Hilfe der Frau bei dieser Arbeit ist zwar sehr wertvoll, es wird einem aber immer leid tun, wenn man sieht, wie ein junges Weib, das dazu gemacht ist, Kinder zu gebären, sich mit männlicher Tätigkeit befasst. Der Anblick eines solchen Weibes wirkt ebenso, wie wenn man sieht, dass wertvoller Schwarzerdeboden mit Sand bestreut ist, um als Platz oder Ort zum Spazierengehen zu dienen. Ja, der Anblick eines solchen jungen Weibes tut einem noch mehr leid: denn diese Erde könnte doch nur Brot erzeugen, das Weib hingegen könnte das erzeugen, was ganz unschätzbar ist, und höher steht wie alles andere — den Menschen. Und nur sie allein kann dies tun.

[233.] An A. D. Ohne Datum.

Dem Menschen, Ihnen oder mir, kommt in einer ganz bestimmten Periode seines Lebens der verblüffende und anfangs Entsetzen erregende innere Widerspruch zum Bewusstsein zwischen seinem persönlichen Leben und der Vernunft. „Ich, nur ich, alles ist für mich, ausserhalb meiner ist alles tot. Interessant, wichtig, teuer ist für mich nur mein Ich, und ich glaube gar nicht an meine Vernichtung, ich will ewig leben. Ich kann mir gar kein Leben ohne mich vorstellen", und dabei sagt mir diese schreckliche Vernunft, die untrennbar mit meinem Ich vereint ist, klar und deutlich: Erstens, dass ich nicht allein bin, dass es viel mehr solcher wie ich, die ganz die gleichen Forderungen auf Ausschliesslichkeit erheben, ganz unzählige gibt, dass ich weder dem Kampfe mit diesen „Ichs", noch dem Untergang in diesem Kampfe zu entgehen vermag; zweitens, dass die Bestrebungen meines „Ichs" mit dem allgemeinen Leben, das mich von allen Seiten berührt, nicht übereinstimmen, vielmehr ihm unmittelbar entgegengesetzt sind; drittens, dass von mir, von dem mir so teuren Ich, das ewig zu leben wünscht und dabei nur in meiner Empfindung vorhanden ist, im besten Falle

nur ein Dünger bleibt — für andere, zukünftige Leben, sonst aber überhaupt gar nichts. Dieser Widerspruch, der mir furchtbar vorkommt, wenn ich ihn mir ganz zum Bewusstsein bringe, liegt dabei in der Seele jedes Menschen, sogar des Kindes, und bildet die unerlässliche Vorbedingung zum Leben des Menschen als eines vernünftigen Wesens. Dieser Widerspruch ist furchtbar, wenn man nicht in Hinsicht auf ihn lebt, handelt, und ihn stets vor Augen hält. Aber dieser gleiche Widerspruch wächst auch wiederum aus dem Leben hervor, begleitet das Leben und ändert seine Gestalt zugleich mit dem Leben. Dieser Widerspruch kann für den Menschen nicht mit Worten gelöst werden, da er die Grundlage seines Lebens bildet, und wird für die Menschen nur durch das Leben gelöst — durch die Tätigkeit des Lebens, das den Menschen von diesem Widerspruch befreit.

Leben muss man, sonst zerreisst dieser Widerspruch das Leben, wie ein nicht arbeitender, geheizter Dampfkessel in Stücke springt. Und tatsächlich leben alle Menschen und befreien sich durch ihr Leben von diesem Widerspruch, wenn er in ihnen aufkommt. Wann kommt er aber auf: Denn dieser Widerspruch ist weder im Lebenskeim, noch im Kinde, noch im Idioten? Die Vernunft, die diesen Widerspruch gebiert, entsteht in den gleichen Wesen, die ein persönliches Leben leben und zu ihm heranwuchsen. Die Natur, Gott, bewirkt die grössten Ergebnisse bei der geringsten Anstrengung. Die Vernunft offenbart sich nicht als neue Kraft, sie wird vielmehr geboren durch ganz die gleiche Lebenskraft, sie bildet nur ihre Blüte. Die Lebensenergie, durchdrungen von der Vernunft, bewirkt eine neue Arbeit des Lebens — vermittelst ganz der gleichen Werkzeuge. Die Vernunft gelangte zur Blüte, der Widerspruch kam zum Bewusstsein, aber leben muss man, d. h. das Leben verlangt Tätigkeit wie das Rad, wenn Pferde vorgespannt sind. Man muss leben mit der Vernunft, die den Widerspruch erzeugte, und dann kommt es zu dem Kampfe, ob man das frühere persönliche Leben, wie man es von klein auf führte, weiterführen, und der Stimme der Vernunft nicht folgen, den Widerspruch nicht sehen, oder ob man sich der Vernunft hingeben und auf ihrem Wege die Lösung des Widerspruchs suchen soll.

Wir alle befinden uns in dieser Lage und befanden uns stets in ihr. Sogar in der Zeit unserer Kindheit und Jugend, als wir, ohne diesen Widerspruch zu erschauen, nur wuchsen und uns entwickelten für uns, nur für uns, zogen wir durch diese selbe Entwicklung die unausweichliche Vernunft in uns gross, die, nachdem sie einmal heranwuchs, unser persönliches Leben vernichtet. Dieser Lage kann man nirgendshin entfliehen. Es kommt die Zeit, da tritt dieser Widerspruch in seiner ganzen Kraft dem Menschen vor Augen: Ich will für mich leben und will vernünftig sein, — für sich zu leben ist aber unvernünftig. Wir nennen das einen Widerspruch, wenn er uns zum erstenmal vor Augen tritt und von uns empfunden wird. Aber ist das denn

eigentlich ein Widerspruch? Kann für den Menschen dasjenige ein Widerspruch sein, was das allgemeine Gesetz seines Lebens bedeutet? Wenn dem ja so ist, so liegt auch für den verfaulenden Samenkern ein Widerspruch darin, dass, indem er fault, er den Keim ausstösst.

In der Tat, worin liegt eigentlich für mich ein Widerspruch: wenn ich liege und mich krank fühle, und ich mich dabei bewegen und froh sein möchte, oder wenn ich sogar nicht einmal krank bin, nur essen und mich freuen will? Darin, dass ich mich vergnügen will, die Vernunft mir aber beweist, dass nicht darin das Leben beruht — liegt gar kein Widerspruch, das ist vielmehr die Erklärung des Lebens, wenn ich dem glaube. Ein Widerspruch ist nur dann vorhanden, wenn ich der Vernunft nicht glaube und im Widerspruch zu ihr ohne jede Begründung sage: in dem persönlichen Leben, in dem Vergnügen, beruhe das Leben. Ein Widerspruch wäre dann vorhanden, wenn die Vernunft sagen würde, in dem Vergnügen sei überhaupt kein Leben; sie sagt das aber gar nicht, sie sagt vielmehr, in persönlichem Vergnügen sei kein Leben, es gebe aber ein vernünftiges Leben. Widerspruch ist nur dann vorhanden, wenn ich der Stimme der Vernunft nicht folgen will. Die Vernunft beweist, dass es notwendig ist, das Bewusstsein des Lebens aus dem persönlichen Leben in etwas anderes zu verlegen, sie beweist die Unnötigkeit und Sinnlosigkeit des persönlichen Lebens und verspricht ein neues Leben, wie der Samenkern sich entwickelt, wenn er die Hülle des Kirschkerns durchbrochen hat. Widerspruch besteht nur dann, wenn wir uns an diese äussere Form des Lebens anklammerten, die zu ihrer Zeit Bedeutung hatte, jetzt aber überlebt ist. Hören wir nicht auf die Forderungen der Vernunft, so wollen oder können wir auf dem Wege, den sie uns wies, nicht weiterschreiten. Wenn die Hülle des Samens, nachdem er sie bereits durchbrach, ihr Eigenleben weiterführen will, so ist das, was wir einen Widerspruch nennen, nur die Qual der Geburt zu einem neuen Leben. Man braucht nur jenen Widerstand aufzugeben gegen die unausweichliche Vernichtung des persönlichen Lebens durch die Erkenntnis der Vernunft, und sich diesem vernünftigen Bewusstsein hinzugeben — dann wird sich ein neues Leben offenbaren, wie für einen Neugeborenen. Der Neugeborene weiss aber gar nicht, woran er leidet, er wird seine Freiheit erst erfahren. Nur der Neugeborene wird auf vernünftigem Wege dasjenige erkennen, wovor er sich durch seine Geburt rettete, und wird das Heil, das in der Geburt liegt, erfassen. Und diese Neugeburt ist für den Menschen, der bis zu dem Zeitpunkt heranwuchs, wo er diesen inneren Widerspruch klar erfasst, ebenso unausweichlich, wie seine körperliche Geburt war. In der Tat, darin besteht diese Frage, die sich dem Menschen offenbart, wenn er bis zu dem Zeitpunkt lebte, wo ihm dieser Widerspruch klar wird: Erstens: ich lebe zu meinem Vergnügen. Alle leben zu dem gleichen Zweck. Jedes Vergnügen von mir stört das Vergnügen anderer. Ich muss ewig kämpfen, und

wenn ich dabei auch ewig Erfolg haben werde, so muss ich doch immer fürchten, dass alle diese Wesen, die gleichfalls um ihr Vergnügen kämpfen, mich auch einmal erdrücken werden. Und das bereitet Leiden und flösst mir Furcht ein. Das ist dumm. Zweitens: der Sinn des Lebens ist für mich — mein Glück; die ganze Welt aber um mich herum lebt von etwas anderem, und die ganze Welt ist für mich — Sinnlosigkeit, und drittens: das Allerschrecklichste, das in sich alles schliesst, den ganzen Sinn meines Lebens — mein Leben, und mit jeder Bewegung, mit jedem Atemzug vernichte ich mein Leben und gehe seinem völligen Untergang entgegen. Das alles sehe ich deutlich, ich kann mir das gar nicht verbergen; die Vernunft, die ein Teil meines Ichs ausmacht, weist mich unaufhörlich hierauf hin. Was soll ich da tun? So leben wie bisher, wie ich in meiner Kindheit lebte, das geht nicht an, man kann nicht leben als Hülse — sie sprang bereits, der Same wuchs heraus — das ist die Vernunft, welche den Sinn jedes Schrittes in meinem Leben vernichtet. Zu versuchen, mir selber dieses Licht zu verbergen, dasjenige zu vergessen, was die Vernunft mir aufweist — gibt keine Erleichterung. Die zum Schweigen gebrachte Vernunft offenbart sich in Gestalt von Gewissensbissen, die jeden Schritt meines Lebens vergiften. Ob er es will, oder ob er es nicht will, der Mensch muss ein Einziges tun: Sein ganzes rein persönliches Leben zu Grabe tragen, nachdem er ihm Dank abstattete für alles, was es ihm gab — es gab ihm ja die Vernunft und liess sie erstarken — und übergehen — nicht übergehen: Das ist ein unrichtiger Ausdruck, denn er schliesst den Begriff von Willkür in sich ein, die dabei gar nicht vorhanden ist — also nicht übergehen zu, vielmehr sich hingeben jenem einzigen Leben, das einem bleibt, wenn man sein persönliches Leben vernichtete. Das ist anfangs schrecklich ungewohnt, es kommt einem ganz seltsam vor, aber man kann nichts anderes tun. Man muss sich diesem Leben hingeben, weil es einen zu sich hinruft. Es nimmt einen in sich auf, wie ein Gefäss den Körper, der hinein fällt. Man muss sich diesem Leben hingeben, denn es allein löst alle Widersprüche des rein persönlichen Lebens. Das persönliche Leben — ist Kampf, das vernünftige Leben ist Eintracht. Das persönliche Leben ist Nichtübereinstimmung, Widerstand gegen das Leben dieser Welt; das vernünftige Leben steht ganz in Eintracht mit dem Leben dieser Welt. Das persönliche Leben wird durch den Tod vernichtet. Für das vernünftige Leben gibt es keinen Tod. Deshalb nicht, weil der Mensch sein Leben ganz zum Dienste hingibt an das ewige Gesetz der Welt, und darum der Zweck seines Lebens nicht mehr das Leben selber ist, vielmehr dieser Dienst. Ein solcher Mensch stirbt körperlich, während er diesen Dienst verrichtet und lernt den Tod nicht kennen.

„Aber das ist doch ganz unmöglich!“ werden diejenigen sagen, die sich nicht loszumachen vermögen vom persönlichen Leben. Im Gegenteil. Unmöglich ist das Entgegengesetzte. Unmöglich ist es, nicht

ausserhalb seiner zu leben. Und alle Leute leben so. Und nur dies allein ist ihr tätiges Leben: die Familie, das Eigentum, das Vaterland und dergleichen. Der Propf der Vernunft, der gross wuchs an dem wilden Baume des Lebens, ist das einzige Treibende im Leben. Er verschlingt alles, und jede Tätigkeit im Leben verwandelt sich in vernünftiges, unsterbliches Dasein. —

[234.] An Alexander III. Jassnaja Poljana, März 1881.

Kaiserliche Majestät!

Ich nichtiger, nicht dazu berufener, schwacher und schlechter Mensch schreibe dem russischen Kaiser und rate ihm, was er tun soll unter den allerverwickeltsten und schwierigsten Verhältnissen, die jemals vorgekommen sind. Ich fühle, wie seltsam, unziemlich und frech das ist, und gleichwohl schreibe ich. Ich denke mir: Du wirst schreiben, dein Brief wird unnötig sein, man wird ihn gar nicht lesen, oder wenn man ihn liest, wird man finden, dies sei schädlich und wird dich dafür strafen. Das ist aber auch alles, was eintreten kann. Und dabei kann für dich gar nichts geschehen, weshalb du das bereuen würdest. Wirst du aber nicht schreiben und später erfahren, dass niemand dem Zaren dasjenige sagte, was du ihm sagen wolltest — und dass der Zar später, wenn schon gar nichts mehr zu ändern ist, sich besinnen und sagen wird: „Hätte mir doch irgendwer dies gesagt!" — Wenn das eintreten wird, dann wirst du ewig bereuen, dass du nicht das geschrieben hast, was du dachtest. Und deshalb schreibe ich Eurer Majestät das, was ich denke.

Ich schreibe in einem abgelegenen Winkel auf dem Lande, ich weiss gar nichts Bestimmtes. Was ich weiss, weiss ich aus den Zeitungen und nach Gerüchten, und deshalb schreibe ich vielleicht ganz unnötige, nichtige Dinge über solches, was gar nicht da ist, und dann verzeihen Sie um Himmelswillen meine Selbstüberzogenheit, und seien Sie gewiss, dass ich nicht deshalb schreibe, weil ich von mir selber eine hohe Meinung habe, vielmehr einzig und allein deshalb, weil ich schon derart schuldig bin vor allen, und ich noch schuldiger zu werden fürchte, wenn ich nicht dasjenige tue, was ich tun könnte und müsste.

Ich werde nicht in dem Tone schreiben, wie man sich gewöhnlich an den Kaiser wendet — mit byzantinischen Floskeln und verlogener Schönrederei, wodurch nur Gefühle und Gedanken verdunkelt werden. Ich werde einfach schreiben, wie der Mensch zum Menschen.

Die Aufrichtigkeit meiner Hochachtung vor Ihnen, als Menschen und Zaren, wird ohne diese Verzierungen klarer zutage treten.

Ihren Vater, den russischen Zaren, der viel Gutes tat und immer den Menschen Gutes wünschte, einen guten alten Mann, hat man auf unmenschliche Weise verstümmelt und ermordet. Und das waren nicht

seine persönlichen Feinde, vielmehr die Feinde der bestehenden Ordnung. Man ermordete ihn im Namen eines Heils für die ganze Menschheit.

Sie traten an seine Stelle, und vor Ihnen stehen diejenigen Feinde, die das Leben Ihres Vaters vergifteten und ihn töteten. Sie sind Ihre Feinde deshalb, weil Sie den Platz Ihres Vaters einnehmen, und für jenes vermeintliche allgemeine Heil, das jene suchen, müssen sie auch Sie zu ermorden wünschen.

In Hinsicht auf diese Menschen muss in Ihrer Seele das Gefühl der Rache leben, da das ja die Mörder Ihres Vaters sind, und dabei doch auch das Gefühl des Entsetzens vor der Pflicht, die Sie auf sich nehmen mussten. Eine schrecklichere Lage kann man sich gar nicht vorstellen, denn man kann sich gar keine stärkere Verführung zum Bösen ausdenken. „Die Feinde des Vaterlandes und des Volkes, verachtete, dumme Buben, gottlose Geschöpfe, störten die Ruhe und das Leben der Ihnen anvertrauten Millionen und ermordeten Ihren Vater. Was kann man anders mit ihnen tun, als die russische Erde von dieser Pest säubern, als sie zu zerdrücken wie hässliches Ungeziefer? Das fordert nicht nur meine persönliche Empfindung, sogar nicht eimal mein Rachegefühl für die Ermordung meines Vaters, das verlangt von mir meine Pflicht, das erwartet von mir ganz Russland!" In dieser Versuchung beruht auch das ganze Entsetzliche Ihrer Lage. Wer wir auch sein mögen, ob Zar oder Hirt, wir sind Menschen, die erleuchtet wurden durch die Lehre Christi.

Ich spreche nicht von Ihren Verpflichtungen als Zar. Den Pflichten des Zaren gehen die Pflichten des Menschen vor, sie müssen die Grundlage bilden für die Verpflichtungen des Zaren, und mit ihnen in Übereinstimmung stehen.

Gott wird Sie nicht fragen, ob Sie Ihre Verpflichtungen als Zar erfüllten, vielmehr ob Sie Ihren menschlichen Pflichten gerecht wurden. Ihre Lage ist furchtbar, aber auch nur dazu ist die Lehre Christi nötig, um uns in den schrecklichen Augenblicken der Versuchung zu leiten, die zum Menschenlos gehören. Auf Ihr Teil fiel die furchtbarste aller Versuchungen. Wie entsetzlich sie aber auch sein mag, die Lehre Christi überwindet sie: alle Netze der Versuchungen, von denen Sie umstellt sind, fallen in Staub vor einem Menschen, der Gottes Willen erfüllt.

Matthäus 5, 43. „Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Liebe Deinen Nächsten und hasse Deinen Feind; ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde . . . . . . tuet wohl denen, die Euch hassen . . . . . . und werdet Söhne Eures himmlischen Vaters."

Matthäus 5, 38. „Es ist Euch gesagt: „Aug um Aug, Zahn um Zahn", ich aber sage Dir: „Widersetze Dich nicht dem Übel."

Matthäus 18, 23. „Ich sage Dir, nicht siebenmal, vielmehr siebenmal siebenzigmal."

„Hasse nicht Deinen Feind, tue ihm wohl, widersetze Dich nicht dem Übel, werde nicht müde, zu verzeihen.“

Das ward den Menschen gesagt, und jeder Mensch kann das erfüllen. Und keinerlei zarische, staatliche Erwägungen können diese Gebote hinfällig machen.

Matthäus 5, 19. „Und wer eines von diesen geringsten Geboten übertritt, der wird als der Geringste gelten im himmlischen Reiche, wer aber die Gebote befolgt und lehrt, der wird im himmlischen Reiche für gross gelten.“

Matthäus 7, 24. „Wer diese meine Worte hört, der ist gleich einem vernünftigen Manne, der sein Haus auf Felsen baute. (25.) Und der Regen kam, und die Flüsse traten aus, und die Winde erhoben sich, und bliesen auf dieses Haus, es fiel aber nicht um, weil es auf Stein gegründet war. (26.) Wer aber diese meine Worte hört und sie nicht erfüllt, ist gleich einem unvernünftigen Menschen, der sein Haus auf Sand baute. (27.) Und der Regen kam, und die Ströme traten über, und der Sturm erhob sich und blies auf dieses Haus; und es fiel um und sein Fall war gross.“

Ich weiss, wie fern diese Welt, in der wir leben, denjenigen göttlichen Wahrheiten ist, die in der Lehre Christi zum Ausdruck gelangten und in unserem Herzen leben. Die Wahrheit — ist aber Wahrheit, und sie lebt in unseren Herzen und äussert sich durch Begeisterung und durch den Wunsch, ihr nahe zu kommen. Ich weiss wohl, dass ich ein nichtswürdiger, schlechter Mensch bin, und dass ich in Versuchungen, die tausendmal schwächer sind als diejenigen, die über Sie hereinbrachen, nicht bei der Wahrheit und dem Guten blieb, vielmehr der Versuchung nachgab, und dass es frech und sinnlos ist, wenn ich, ein vom Bösen erfüllter Mensch, von Ihnen eine solche Geisteskraft verlange, die nicht ihresgleichen hat, wenn ich fordere, dass Sie, der russische Zar, trotz des Druckes Ihrer ganzen Umgebung, und als liebender Sohn eines ermordeten Vaters, dessen Mördern verzeihen und Böses mit Gutem vergelten; ich kann aber gar nicht umhin, dies zu wünschen. Ich kann mir gar nicht die Augen davor verschliessen, dass jeder Schritt von Ihnen zur Verzeihung, ein Schritt zum Guten, und jeder Schritt zur Bestrafung ein Schritt zum Bösen ist; das kann ich mir gar nicht verbergen. Aber ebenso wie ich für mich selber in einem ruhigen Augenblick, wenn keine Versuchung vorliegt, mit allen Kräften meiner Seele den Weg des Guten und der Liebe zu wählen hoffe und wünsche, so wünsche ich das auch für Sie und kann gar nicht anders, als mich der Hoffnung hingeben, dass Sie danach streben werden, vollkommen zu sein wie Ihr Vater im Himmel, und Sie werden das erhabenste Werk in der Welt tun — Sie werden die Versuchung niederkämpfen — und Sie, der Zar, werden der Welt das erhabenste Beispiel geben, wie man die Lehre Christi befolgt — Sie werden Böses mit Gutem vergelten.

„Vergeltet Böses mit Gutem, widersetzt Euch nicht dem Übel, verzeiht allen.“

Dieses, und nur dieses muss man tun. Das ist der Wille Gottes. Ob der eine oder der andere genügend Kraft dazu hat, oder nicht, das ist eine andere Frage, aber man darf nur dies allein wünschen, nur nach dem allein streben, nur dies allein für gut halten, und man muss dabei wissen, dass alles, was einen dagegen bestimmen will, — nur Versuchungen und Verführungen, und dass sie alle völlig unbegründet, schwankend und dunkel sind.

Aber abgesehen davon, dass kein Mensch sich von etwas anderem in seinem Leben leiten lassen darf und kann, als von diesem Ausdruck des Willens Gottes, ist die Erfüllung dieser göttlichen Gebote zugleich auch die für Ihr und Ihres Volkes Leben vernünftigste Handlung.

„Die Wahrheit und das Heil sind stets Wahrheit und Heil, auf Erden wie im Himmel. Den entsetzlichsten Frevlern gegen menschliche und göttliche Gebote zu verzeihen und ihnen Böses mit Gutem zu vergelten“ — das wird im besten Falle vielen wie Idealismus, wie Sinnlosigkeit vorkommen, viele werden aber auch eine böse Absicht dahinter vermuten. Sie werden sagen: „Man darf gar nicht verzeihen, man muss vielmehr den Eiter entfernen, mit Feuer ausbrennen.“ Man braucht indes nur diejenigen, die solches sagen, aufzufordern, diese ihre Behauptung zu beweisen, und sofort wird die Sinnlosigkeit und die böse Absicht sich auf ihrer Seite offenbaren.

Ungefähr vor zwanzig Jahren bildete sich eine Gruppe von Menschen, grösstenteils jungen Leuten, welche die bestehende Ordnung hassten und ebenso die Regierung. Diese Menschen stellen sich eine andere Lage der Dinge vor, oder sogar gar keine, und suchen dabei mit allen gottlosen und unmenschlichen Mitteln — durch Brandlegen, Raub und Mord die bestehende Gesellschaftsordnung zu zerstören. Schon zwanzig Jahre kämpft man mit dieser Gruppe, und wie ein Nest, das beständig neue Führer erzeugt, ward diese Gruppe bis jetzt nicht nur keineswegs vernichtet, sie nimmt vielmehr ständig an Zahl zu, und diese Leute sind auf die entsetzlichsten, grausamsten und frechsten Taten verfallen, um den Lauf des staatlichen Lebens zu stören.

Diejenigen, welche gegen diese Eiterbeule mit äusseren Mitteln kämpfen wollten, wandten zweierlei Mittel an: Erstens — das kranke faule Glied abzuschneiden, d. h. strenge Strafen, zweitens — der Krankheit ihren Lauf zu lassen und ihn nur zu regeln: Das waren die liberalen Massnahmen, welche die unruhigen Elemente beruhigen und das Emporkommen feindlicher Kräfte hemmen sollten.

Für Menschen, die von materiellem Gesichtspunkt aus auf diese Angelegenheit hinschauen, gibt es keine anderen Wege: entweder entschiedene Massnahmen der Unterdrückung oder solche der liberalen

Abschwächung. Was für Leute sich auch immer vereinigten, und wo sie das taten, um darüber zu beraten, was man unter den jetzigen Umständen tun müsse, wer das auch sein mag, Bekanntschaften, die man im Wirtshaus macht, Mitglieder des Staatsrats oder der Volksvertretung — wenn sie davon sprechen werden, was man zur Verhütung des Übels tun soll, werden sie gar nicht herauskommen aus diesen zwei Hinblicken auf den Gegenstand: Entweder Ausmerzen --- Strenge, Hinrichtungen, Verschickungen, Polizei, Zensurverbote usw., oder liberale Massnahmen: Freiheiten, Mässigung in den Strafmassen und sogar eine Volksvertretung, eine konstituierende Versammlung.

Die Leute können noch viel Neues sagen in Hinsicht auf Einzelheiten dieser oder jener Handelnsart; in vielem werden viele aus einem und demselben Lager nicht gleicher Meinung sein, und miteinander streiten, aber weder die einen, noch die anderen — werden davon ablassen — die einen: Mittel zur gewaltsamen Ausmerzung des Übels ausfindig zu machen, die andern: Mittel zur ungehemmten Betätigung um der begonnenen Gärung freien Lauf zu lassen. Die einen werden die Krankheit zu heilen suchen durch entschiedene Mittel gegen die Krankheit selber, die andern werden die Krankheit gar nicht zu heilen suchen, sich vielmehr nur bemühen, den Organismus in die vorteilhaftesten hygienischen Bedingungen zu versetzen, indem sie darauf hoffen, die Krankheit werde ganz von selber vorübergehen. Man wird dabei vielerlei neue Einzelheiten zu hören bekommen, aber durchaus nichts Neues, denn beide Mittel wurden bereits angewandt, und beide haben nicht nur keineswegs zur Heilung des Kranken geführt, vielmehr überhaupt gar keine Wirkung ausgeübt, die Krankheit nahm bis jetzt ihren Fortgang und verschlimmerte sich beständig. Und deshalb nehme ich an, dass man nicht so ohne weiteres die Erfüllung des Willens Gottes in Hinsicht auf politische Angelegenheiten Träumerei und Wahnsinn nennen kann. Und wenn man sogar in der Erfüllung des Gesetzes Gottes das Allerheiligste erblickt: ein Mittel gegen das Übel der irdischen Welt, auch dann kann man hierauf nicht mit Verachtung hinschauen, da ja offenbar die ganze Weisheit der Welt nicht helfen konnte und nicht helfen kann.

Man hat den Kranken zu heilen gesucht mit gewaltsamen Mitteln, und dann hat man damit aufgehört, und seiner Vergiftung freien Lauf gelassen. Weder das eine noch das andere System brachte Hilfe: der Kranke ward immer kränker. Es bietet sich aber noch ein Mittel, ein solches, wovon die Ärzte gar nichts wissen, ein seltsames Mittel. Weshalb sollte man es nicht versuchen? Dieses Mittel hat bereits den einen unbestreitbaren Vorzug vor den andern Mitteln, dass jene erfolglos angewandt wurden, während dieses überhaupt noch keine Anwendung fand.

Man versuchte im Namen der staatlichen Notwendigkeit, des Heiles der Massen, die Übeltäter zu verfolgen, zu verschicken, hin-

zurichten, man versuchte im Namen ganz derselben Notwendigkeit des Heiles der Massen ihnen Freiheit zu geben — und alles blieb beim Alten. Weshalb soll man nicht versuchen, im Namen Gottes nur Sein Gesetz zu erfüllen — ohne an den Staat zu denken und an das Heil der Massen? Im Namen Gottes und der Erfüllung seines Gesetzes kann kein Übel geschehen.

Ein anderer Vorzug des neuen Mittels — und auch er ist zweifellos — beruht darin, dass diese andern zwei Mittel an und für sich Übel waren: Das erste bestand in Gewaltanwendung und Hinrichtung (wie gerecht sie auch scheinen mögen, jeder Mensch weiss, dass das ein Übel ist) —; das zweite bestand in einer nicht durchaus gerechten Gewährung der Freiheit. Die Regierung gab mit der einen Hand diese Freiheit, mit der anderen — hielt sie sie zurück. Die Anwendung beider Mittel, wie nützlich sie auch für den Staat zu sein schienen, war eine unschöne Sache für diejenigen, die sie anwendeten. Das neue Mittel hingegen ist nicht nur der Menschenseele eigentümlich, es bereitet ihr vielmehr die höchste Freude und das höchste Glück.

Das Verzeihen und die Vergeltung des Bösen mit Gutem ist an und für sich etwas Gutes. Und weil die Anwendung der zwei alten Mittel der Seele eines Christen zuwider sein muss, muss sie an sich Reue hinterlassen, während das Verzeihen demjenigen, der es ausübt, die höchste Freude bereitet.

Der dritte Vorzug des christlichen Verzeihens vor der Unterdrückung oder künstlichen Ablenkung der schädlichen Elemente, bezieht sich auf den jetzigen Augenblick und hat besondere Wichtigkeit. Ihre Lage und die Lage Russlands gleichen jetzt derjenigen eines Kranken während der Krise. Ein einziger falscher Schritt, die Anwendung eines unnötigen, schädlichen Mittels kann den Kranken für immer zugrunde richten, ganz ebenso kann auch jetzt eine einzige Handlung in diesem oder jenem Sinn — die Rache für das Übel durch grausame Hinrichtungen oder die Berufung von Volksvertretern — die ganze Zukunft festlegen. Jetzt, in diesen zwei Wochen, während welcher die Verbrecher gerichtet und verurteilt werden, wird ein Schritt getan, der einen von den drei Wegen wählt, welche Lösung verheissen: Der Weg der Unterdrückung des Übels durch Übel oder der Weg der liberalen Abschwächung — beide sind erprobt, und man weiss, dass sie zu gar nichts führen, — oder ein noch neuer Weg — der Weg der christlichen Erfüllung des Willens Gottes durch den Zaren als Menschen.

Herrscher! Aus verhängnisvollen, entsetzlichen Missverständnissen entflammte in der Seele der Revolutionäre der schreckliche Hass gegen Ihren Vater — ein Hass, der zu dem furchtbaren Mord hinführte. Dieser Hass kann mit ihm begraben werden. Die Revolutionäre konnten — wenn auch mit Unrecht — ihn verurteilen, weil er einige Dutzende der ihrigen zugrunde gerichtet habe. An Ihren Händen klebt

kein Blut. Sie sind — das unschuldige Opfer Ihrer Lage. Sie sind rein und unschuldig vor Ihrem eigenen Gewissen und vor Gott. Sie stehen aber am Scheideweg. Nur noch wenige Tage — und wenn diejenigen den Sieg davon tragen, die sagen und glauben, die christliche Lehre sei nur zur Unterhaltung da, im Staatsleben aber müsse man Blut vergiessen, und müsse der Tod herrschen — so werden Sie auf ewig jenen seligen Zustand der Reinheit und des Lebens mit Gott verlieren und den Weg der finstern staatlichen Notwendigkeiten beschreiten, die alles rechtfertigen, sogar die Übertretung des Gottesgesetzes für den Menschen.

Wenn Sie nicht verzeihen, wenn Sie die Mörder hinrichten lassen, so tun Sie gar nichts anderes, als dass Sie aus der Zahl von Hunderten drei oder vier ausmerzen, und das Übel wird Übel gebären, und an Stelle der drei oder vier werden dreissig oder vierzig erstehen — und Sie selber werden auf ewig jenen Augenblick verlieren, der einzig und allein teurer ist als die ganze Welt — den Augenblick, in welchem Sie den Willen Gottes hätten erfüllen können, und ihn nicht erfüllten, und Sie werden für ewig jenen Scheideweg verlassen, auf welchem Sie das Gute statt des Bösen hätten wählen können, und auf immer werden Sie sich verstricken in die Übeltaten, die man staatlichen Nutzen nennt. (Matth. 5, 25.)

Verzeihen Sie mir, vergelten Sie nicht das Böse mit dem Guten, und aus Hunderten von Missetätern werden Dutzende von dem Teufel zu Gott übergehen, und Tausenden, ja Millionen wird das Herz beben vor Freude und Rührung, wenn sie sehen, wie das Vorbild der Güte auf dem Throne gegeben wird, in einem für den Sohn eines ermordeten Vaters so schrecklichem Augenblick.

Mein Kaiser! Würden Sie dies tun, würden Sie diese Leute zu sich rufen, würden Sie ihnen Geld geben, sie irgendwohin nach Amerika schicken und ein Manifest erlassen, mit der Überschrift: „Ich aber sage Euch, liebet Eure Feinde, — ich weiss nicht, was die anderen tun würden, ich aber, ein schlechter Untertan, würde Ihr Hund, Ihr Sklave sein. Ich würde vor Rührung weinen, wie ich jetzt jedesmal weine, wenn ich Ihren Namen lese. Ja aber, was sage ich denn: „Ich weiss nicht, was die anderen tun werden.“ Ich weiss, in wie breitem Strom sich über ganz Russland hin das Gute und die Liebe ergiessen würden bei diesen Worten.

Die Wahrheiten Christi — sind lebendig im Herzen der Menschen, und nur sie sind lebendig, und wir lieben auch die Menschen nur im Namen dieser Wahrheiten.

Und Sie, der Zar, würden diese Wahrheit nicht mit Worten, vielmehr durch die Tat verkündet haben. Aber vielleicht ist das alles Träumerei, vielleicht kann man gar nichts Derartiges machen. Vielleicht, — obgleich es die Wahrheit ist, dass erstens derartige Handlungen, die noch niemals erprobt wurden, grössere Wahrscheinlich-

keit in Hinsicht auf den Erfolg für sich haben als diejenigen, die man bereits erprobte, und die sich als untauglich erwiesen, und dass zweitens ein solches Handeln zweifellos gut ist für den Menschen, der es vollbringt, und dass drittens Sie jetzt auch am Scheideweg stehen, und dies der einzige Augenblick ist, wo Sie nach Gottes Willen handeln können, und dass, wenn Sie diesen Augenblick vorbeigelassen haben, Sie ihn schon nicht mehr zurückgewinnen können — vielleicht, obgleich dies alles lautere Wahrheit ist, wird man sagen: Das ist unmöglich. Wenn man so tut, vernichtet man den Staat.

Aber nehmen wir an, die Menschen sind gewöhnt zu glauben: die göttlichen Wahrheiten seien nur Wahrheiten der geistigen Welt und nicht anwendbar auf die irdische; nehmen wir an, die Feinde werden sagen: Wir nehmen Ihr Mittel nicht an, mag es auch noch nicht erprobt und an sich nicht schädlich sein, und wir bestreiten auch gar nicht, dass jetzt eine Krisis vorliegt, wir wissen aber, dass dieses Mittel hierzu nicht passt, und gar nichts anderes schaffen kann, ausser Schaden. Die einen werden sagen: „Das christliche Verzeihen und die Vergeltung von Bösem mit Gutem ist gut für den einzelnen Menschen, nicht aber für den Staat. Wenn man diese Wahrheiten bei der Verwaltung des Staates anwendet, richtet man ihn zugrunde!“

Mein Kaiser! Das ist aber doch Lüge, böseste, tückischste Lüge! Erfüllung des Gesetzes Gottes sollte die Menschen zugrunde richten? Ja, wenn dieses doch das Gesetz Gottes für die Menschen ist, so ist es immer und überall Gottes Gesetz, und gibt es kein anderes Gesetz seines Willens. Und man kann gar nichts Gotteslästerlicheres sagen: als das Gesetz Gottes tauge nichts. Dann ist es doch gar nicht Gottes Gesetz! Aber nehmen wir an, wir vergessen, dass Gottes Gesetz höher steht als alle anderen Gesetze, und dass es stets anwendbar ist, wir vergessen das. Gut: das Gesetz Gottes ist nicht anwendbar, und wenn wir es erfüllen, so kommt es zu einem noch grösseren Übel. Wenn man den Verbrechern verzeiht, alle aus dem Gefängnis und der Verbannung freilässt, so wird ein noch grösseres Übel entstehen. Ja, weshalb denn eigentlich? Wer hat das denn gesagt? Wodurch will man das beweisen? Durch die eigene Feigheit. Einen anderen Beweis hat man nicht. Und ausserdem hat man kein Recht, irgend ein Mittel von vorneherein zu verneinen, da ja, wie allen bekannt ist, die bisherigen Mittel nicht taugen.

Darauf wird man antworten: „Sobald man alle loslässt, wird es ein Morden geben, denn, wenn man nur ein wenig die Zügel loslässt, kommt es bereits zu geringen Unordnungen, lässt man die Zügel aber ganz los, so kommt es zu grossen Unordnungen!“ Wer so urteilt, der spricht von den Revolutionären, als seien das Banditen, eine Räuberbande, die sich zusammenschloss und ihr Ende findet, wenn man alle Mitglieder festnahm. Die Sache ist aber durchaus nicht so,

nicht auf die Zahl kommt es an, nicht darauf, möglichst viele von ihnen zu vernichten oder zu verschicken, vielmehr darauf, ihnen den Anlass zu nehmen, ihnen eine andere Richtung zu geben. Was sind denn Revolutionäre? Das sind Leute, welche die bestehende Ordnung der Dinge hassen, sie schlecht finden, und die Grundlagen für eine zukünftige Gesellschaftsordnung im Sinne haben, die besser sein soll.

Man kann gegen sie nicht erfolgreich ankämpfen, wenn man sie mordet und vernichtet. Wichtig ist nicht ihre Zahl, wichtig sind nur ihre Absichten. Wenn man mit ihnen kämpfen will, kann das nur auf geistige Weise geschehen. Ihr Ideal ist allgemeines Wohlbefinden, Gleichheit und Freiheit; will man mit ihnen kämpfen, so muss man ihrem Ideal ein anderes gegenüberstellen, das höher stände, und ihr Ideal in sich schlösse. Die Franzosen und Engländer kämpfen jetzt mit jenen und ebenso erfolglos.

Es gibt nur ein Ideal, das man jenen entgegenstellen kann — dasjenige, von dem sie ausgehen, ohne es zu begreifen, und indem sie es lästern. — Dasjenige, was ihr Ideal in sich schliesst, das Ideal der Liebe, des Verzeihens, und der Vergeltung des Bösen mit Gutem. Wenn nur ein einziges Wort des Verzeihens und der christlichen Liebe von der Höhe des Thrones gesagt und erfüllt wird, kann der Weg eines christlichen Herrschertums, den Ihnen zu betreten bevorsteht, das Übel vernichten, das auf Russland lastet.

Wie Wachs vor der Sonne schmilzt jeder revolutionäre Kampf vor dem Zar-Menschen, der das Gesetz Christi erfüllt.

[235.] An den Justizminister. Moskau, den 20. April 1896

Sehr geehrter Herr!

Ich wende mich an Sie wie ein Mensch zum andern, mit dem Gefühl der Achtung und des Wohlwollens, und ich bitte Sie, sich in gleicher Weise zu meinem Schreiben zu verhalten. Nur wenn diese Gefühle aufrichtig sind, sind Verständnis und Übereinstimmung möglich.

Es handelt sich um diejenigen Verfolgungen, denen von seiten der Beamten Ihres Ministeriums diejenigen Personen ausgesetzt sind, welche meine in Russland verbotenen Werke besitzen und sie denjenigen zum Lesen geben, die sie darum bitten. Soweit mir bekannt, wurden solchen Verfolgungen viele Personen verschiedenen Standes unterworfen. Einer der letzten Fälle betraf eine Frau, eine Ärztin in Tula, bei der Haussuchung stattfand, die dann ins Gefängnis geworfen ward und sich jetzt vor dem Untersuchungsrichter wegen Verbreitung meiner Werke zu verantworten hat.

Frau N. ist schon nicht mehr jung, von schwacher Gesundheit, ausserordentlich nervös. Ihren seelischen Eigenschaften nach in

höchstem Masse verehrungswürdig, erwarb sie sich die Liebe aller derer, die sie kennen. Darum ist dieser Fall besonders erschütternd.

Soweit mir bekannt ist, diente folgendes zum Anlass: Frau N. ist meinen Töchtern nahe bekannt und befreundet. Ein Tulaer Arbeiter schrieb mir mehrere Male und bat mich, ihm mein Werk: „Worin besteht mein Glaube?“ zum Lesen zu geben. Da ich kein freies Exemplar zur Hand hatte, und ich zudem diesen Menschen nicht kannte, liess ich mehrere Briefe unbeantwortet. Als ich aber diesen Winter von neuem einen Brief mit der gleichen Bitte erhielt, übergab ich ihn meiner Tochter und bat sie, wenn sich noch ein solches Buch bei uns finde, um das er bittet, es ihm zu schicken. Da meine Tochter kein freies Exemplar hatte, es ihr aber einfiel, dass in der gleichen Stadt Tula, von wo der Bittsteller geschrieben hatte, Frau N. wohnt, die einige meiner verbotenen Bücher besitzt, sandte sie dem Bittsteller einen Zettel an sie ein, der die Bitte enthielt, dem Übergeber dieses Buch zu überlassen, wenn es sich bei ihr vorfinde. Dieses Schreiben meiner Tochter an Frau N. diente zum Anlass für deren Festnahme und alle diejenigen Quälereien, denen man sie unterwarf.

Ich glaube, derartige Massnahmen sind unvernünftig, nutzlos, grausam und vor allem ungerecht. Unvernünftig sind sie deshalb, weil es gar keine Rechtfertigung dafür gibt und geben kann, dass von jenen Tausenden Menschen, die meine Werke besitzen, und sie ihren Bekannten zum Lesen geben, einzig und allein Frau N. zur Verfolgung ausgewählt ward.

Nutzlos sind diese Massnahmen deshalb, weil sie durchaus nicht ihren Zweck erreichen: die Beseitigung desjenigen Übels, das diese Massnahmen beseitigen wollen, erreichen sie deshalb nicht, weil dieses Übel unter Tausenden von Menschen weiterbesteht, die sämtlich festzunehmen und in den Gefängnissen zu halten gar keine Möglichkeit besteht. Grausam sind aber diese Massnahmen deshalb, weil für viele Leute, die schwach und nervös sind, wie Frau N., Haussuchungen, Verhöre und besonders der Aufenthalt im Gefängnis schwere Nervenkrankheiten zur Folge haben können, wie das auch mit Frau N. der Fall war, ja es kann sogar für solche Leute der Tod die Folge sein. Vor allem aber, — sind diese Massnahmen in höchstem Grade deshalb ungerecht, weil sie nicht gegen die Person gerichtet sind, von der dasjenige ausgeht, was die Regierung für ein Übel hält. Diese Person bin im gegebenen Falle ich: Ich schreibe diejenigen Briefe und Bücher und verbreite im persönlichen Umgang die Gedanken, welche die Regierung für ein Übel hält, und wenn die Regierung die Verbreitung dieses Übels verhindern will, so muss sie alle diejenigen Massnahmen gegen mich ergreifen. welche sie jetzt gegen diejenigen Persönlichkeiten anwendet, die ihr zufällig in die Hände fallen und nur darin schuldig sind, dass sie diese verbotenen Bücher interessieren, dass sie sie besitzen und sie ihren Bekannten zum Lesen geben. Die Re-

gierung muss auch noch deshalb so verfahren, weil ich, weit davon entfernt, diese meine Tätigkeit zu verbergen, vielmehr hier in diesem Brief geradeheraus erkläre, dass ich diejenigen Bücher, welche von der Regierung für schädlich gehalten werden, geschrieben und verbreitet habe, und dass ich auch jetzt noch damit fortfahre, schriftlich, in Büchern und in Briefen, und im Gespräche ganz die gleichen Gedanken zu verbreiten, die in jenen Büchern zum Ausdruck gelangen.

Der Kern dieser Gedanken beruht darin: den Menschen ist das zweifellose Gesetz Gottes offenbar, es steht höher als alle menschlichen Gesetze, und nach diesem Gesetz darf keiner von uns Feindschaft hegen, keiner dem anderen Gewalt antun, muss er im Gegenteil dem Mitmenschen helfen, und sollen wir uns alle zu unseresgleichen so verhalten, wie wir wünschen, dass die Mitmenschen sich zu uns verhielten.

Diese Gedanken und die sich aus ihnen ergebenden praktischen Schlüsse, brachte ich, so gut ich es vermochte, in meinen Büchern zum Ausdruck, und ich bemühe mich, das noch deutlicher und allgemein verständlicher auszudrücken in dem Buche, das ich jetzt schreibe. Ganz die gleichen Gedanken äussere ich in der Unterhaltung und in Briefen, die ich sowohl solchen schreibe, die mir bekannt sind, wie solchen, die ich gar nicht kenne. Diese selben Gedanken äussere ich jetzt auch Ihnen, indem ich auf diejenigen Grausamkeiten und Gewalttaten hinweise, die dem Gesetz Gottes widersprechen und von den Beamten Ihres Ministeriums begangen werden.

Die Worte, die Gamaliel über die Verbreitung der christlichen Lehre sprach: „Ist das Menschenwerk, so wird das ganz von selber zusammenbrechen, stammt es aber von Gott, so könnt Ihr es gar nicht zerstören; seid darum auf der Hut, dass Ihr Euch nicht als Gegner Gottes erweist!“ — diese Worte werden für immer ein Vorbild wahrer Regierungsweisheit bleiben in Hinsicht auf die Äusserungen der geistigen Tätigkeit der Menschen. Ist diese Tätigkeit falsch, so wird sie ganz von selber zugrunde gehen. Hat aber eine solche Tätigkeit das Werk Gottes zu seinem Inhalt, wie es zu unserer Zeit — darin besteht, dass der Grundsatz der Gewalt durch den Grundsatz der vernünftigen Liebe ersetzt werde, so sind keinerlei äussere Anstrengungen imstande, ihre Vollendung zu beschleunigen oder zu hemmen. Wird die Regierung die Verbreitung dieser Gedanken ungehindert zulassen, so werden sie sich allmählich und gleichmässig verbreiten; wird aber die Regierung, wie sie das jetzt tut, diejenigen verfolgen, die sich diese Gedanken aneignen und sie andern übermitteln, so wird die Verbreitung dieser Gedanken unter schüchternen, schwachen und noch nicht zur Selbstbestimmung gelangten Menschen ebenso abnehmen, wie sie zunehmen wird unter starken, energischen und überzeugten Menschen. Und deshalb wird der Prozess der Verbreitung der Wahrheit weder

aufgehalten, noch gehemmt, noch zur Ruhe gebracht, was die Regierung auch anfangen mag.

So ist meiner Meinung nach das allgemeine und unabänderliche Gesetz der Verbreitung der Wahrheit, und deshalb ist das Gescheiteste, was die Regierung in Hinsicht auf die Äusserung von ihr unerwünschter Ideen tun kann, gar nichts zu tun, und um so weniger derartige unwürdige, grausame und ganz offen ungerechte Massnahmen zu ergreifen, wie unschuldige Leute nur deshalb zu quälen, weil sie ganz dasselbe tun, was Dutzende von Tausenden anderer Leute tun und taten, die dafür nicht die geringste Verfolgung erdulden.

Will aber die Regierung durchaus nicht untätig bleiben, vielmehr dasjenige, was sie für ein Übel hält, strafen, bedrohen, und unterdrücken, so beruht das am wenigsten Unvernünftige und Ungerechte, was sie tun kann, darin, wenn diese Massnahmen zur Bestrafung, Einschüchterung oder Ausrottung des Übels gegen den gerichtet werden, welcher der Regierung als Quelle dieses Übels gilt, d. h. gegen mich, um so mehr, als ich hiermit im Voraus erkläre, dass ich, ohne je damit aufzuhören, bis zu meinem Tode das tun werde, was die Regierung für ein Übel hält, ich dagegen für meine geheiligte Pflicht vor Gott erachte.

Glauben Sie dabei nur bitte nicht, dass, wenn ich die Bitte ausspreche, gegen mich die gewaltsamen Massnahmen zu ergreifen, die gegenüber einigen meiner Bekannten in Anwendung kommen, ich von der Voraussetzung ausgehe, die Anwendung solcher Massnahmen mir gegenüber setze die Regierung in eine gewisse Verlegenheit: meine Popularität und meine gesellschaftliche Lage schützten mich vor Haussuchungen, Verhör, Verbannung, Einsperrung und anderen noch übleren Gewalttaten. Ich bin nicht nur weit davon entfernt, dies anzunehmen, ich bin vielmehr durchaus überzeugt, dass, wenn die Regierung entschlossen gegen mich vorgeht, mich verschickt, ins Gefängnis wirft oder noch stärkere Massnahmen ergreift, dies ihr keinerlei besondere Schwierigkeiten bereiten, und die öffentliche Meinung sich darüber nicht nur keineswegs empören, vielmehr die Mehrzahl aller ein solches Vorgehen durchaus billigen und sagen wird, dies sei längst schon nötig gewesen.

Gott ist mein Zeuge, dass, indem ich diesen Brief schreibe, ich durchaus nicht geleitet werde von dem Wunsche, mit der sittlichen Forderung aufzutrumpfen, die darin beruht, unschuldigen Menschen die Verantwortung zu nehmen für Taten, die ich tat, vielmehr hauptsächlich von dem Wunsche, die Mitglieder der Regierung und darunter auch Sie auf die Grausamkeit, Unvernunft und Ungerechtigkeit der von Ihnen angewandten Mittel hinzuweisen, und Sie zu bitten, soweit es Ihnen möglich ist, dem Einhalt zu tun und sich von der moralischen Verantwortung dafür zu befreien. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir in einem einfachen, nicht offiziellen Schreiben ant-

worten, was Sie über das von mir hier Gesagte denken, und ob Sie meine Bitte erfüllen: in Zukunft alle Verfolgungen, wenn sie schon für notwendig gelten, gegen mich zu richten, — die Hauptperson, die sie vom Standpunkt der Regierung aus verdient.

Mit dem Gefühl des aufrichtigen Wohlwollens bleibe ich Ihr Sie hochachtender L. Tolstoi.

[236.] An Nikolai II. 17. Dezember 1900

Ihre Kaiserliche Majestät!

Der einliegende Brief, den ich aus Kanada erhielt, ist so fromm, rührend, und beredt durch seine Einfachheit, und berührt dabei einen so wichtigen Gegenstand, dass ich Sie sehr bitte, ihn persönlich und allein durchzulesen und sich den guten Empfindungen hinzugeben, die dieser Brief zweifellos in Ihrem guten Herzen wachrufen wird.

Neun junge Frauen, die in Freiheit leben, und keinen Mangel leiden, und zwei alte Mütter bitten als eine besondere Gnade darum, es möchte ihnen die Möglichkeit gegeben werden, aus dem freien und gesicherten Leben überzuziehen nach dem schrecklichsten Ort der Verbannung und in die schwersten Lebensbedingungen. Wie sittlich und willensstark müssen diese Frauen und Männer sein, wenn sie nach alle dem Leiden, dem sie unterworfen waren, nicht an sich selber denken, vielmehr einer an den anderen und daran, dem Gesetz der Ehe treu zu bleiben. Und wie sehr mussten diese Leute einer um den anderen leiden während dieser sechsjährigen Trennung.

Es leiden aber durchaus nicht nur diese Leute: Dutzende, wenn nicht Hunderte, Tausende bester Russen leiden ebenso und noch schlimmer unter religiösen Verfolgungen, die infolge eines erstaunlichen Missverständnisses noch immer in Russland bestehen, und in der letzten Zeit sogar zunehmen, während doch längst schon von allen aufgeklärten Menschen und allen aufgeklärten Regierungen die Albernheit, grausame Ungerechtigkeit und vor allem Zwecklosigkeit solcher Verfolgungen eingesehen ward.

Längst schon wollte ich Ihnen von jenen schrecklichen und sinnlosen Grausamkeiten berichten, die unter dem Schein der Verteidigung der Staatsreligion in Ihrem Namen vollbracht werden. Mein vorgeschrittenes Alter und die Nähe meines Todes veranlassen mich, dies nicht weiter aufzuschieben. Tausende und Abertausende wahrhaft religiöser und deshalb bester Menschen, welche die Kraft jedes Volkes ausmachen, gingen bereits zugrunde und gehen immer noch zugrunde in den Gefängnissen und in schwerer Verbannung, oder wurden aus Russland verschickt und werden immer noch verschickt. Die Blüte der Bevölkerung nicht nur des Kaukasus, vielmehr ganz Russlands,

8000 Duchoboren, haben für immer ihr Vaterland verlassen und bedauern dies nicht nur keineswegs, sie entsinnen sich seiner vielmehr nur mit Abscheu und Widerwillen, dank den Grausamkeiten, die sie in ihm erleiden mussten. Einige Tausende Molokanen, aus dem Kreis von Karsk und aus dem erivanischen Gouvernement (ihre Bittschrift, sie aus Russland auswandern zu lassen, liess ich Ihnen seinerzeit zukommen), Molokanen aus Taschkent, einige Dutzend Tausend Leute aus den Gouvernements von Charkow, Kiew, Poltawa und Jekatharinoslaw, die wegen ihres Glaubens bedrückt werden, bitten nur um das eine: es möchte ihnen die Möglichkeit gegeben werden, ihr Vaterland zu verlassen und dahin zu gehen, wo sie ungehindert Gottes Gesetz so erfüllen könnten, wie sie es verstehen, und nicht so, wie das die Regierung versteht, die grösstenteils überhaupt keinen Gott anerkennt. Ich weiss, dies alles geschieht in Ihrem Namen (Sie müssen das wissen; wenn Sie es aber nicht wissen, so geben Sie einem gerechten Menschen den Auftrag, dies zu untersuchen, und er wird Ihnen meine Worte bestätigen), und da ich weiss, dass Sie dem ein Ende machen können, werden Sie keine Seelenruhe finden, bevor Sie das nicht getan haben.

Ihre Ratgeber, ganz dieselben Leute, welche diese Verfolgungen eingeleitet haben und sie leiten, werden Ihnen sagen, man könne das gar nicht abschaffen, ich sei ein Utopist, ein Anarchist, ein gottloser Mensch, und man müsse mich gar nicht anhören. Glauben Sie Ihnen aber nicht.

Das, was ich sage, sage ich nicht von mir aus, ich stelle mich auf den Gesichtspunkt einer vernünftigen und aufgeklärten Regierung, von deren Standpunkt aus ward es aber längst schon bewiesen, dass alle religiösen Verfolgungen, ganz abgesehen davon, dass sie das Ansehen der Regierung erschüttern und die Regierenden der Liebe des Volkes berauben, nicht nur keineswegs den Zweck erreichen, zu dem sie ins Leben treten, vielmehr durchaus entgegengesetzt wirken.

Und deshalb ist es längst schon Zeit, erstens die bestehenden Gesetze über die Verfolgungen um des Glaubens willen nachzuprüfen und abzuschaffen, und zweitens alle Verfolgungen einzustellen wegen Abfall von dem vom Staate angenommenen Bekenntnis, drittens alle diejenigen in Freiheit zu setzen, die auf Grundlage der früheren Gesetze wegen Verbrechen gegen den Glauben verschickt und verbannt wurden, und viertens es nicht als Verbrechen anzusehen, wenn das religiöse Gewissen mit den Forderungen des Staates nicht einverstanden sein kann, sich vielmehr zu bemühen, diesen Widerspruch auszugleichen, wie das vor Gericht geschieht, wenn man den Eid verweigert und dabei das Versprechen gibt, die Wahrheit zu sagen, oder wie das ausgeglichen ward, als die Menoniten den Kriegsdienst verweigerten, und man sie dafür zu unkriegerischen Arbeiten verpflichtete

Wenn Sie dies tun, werden Sie sich nicht nur von einer schweren

auf Ihnen lastenden Verantwortung befreien, Sie werden auch das freundliche Bewusstsein haben, ein gutes Werk vollbracht zu haben.

Gott helfe Ihnen das zu tun, was Ihm gefällig ist.

Ihr Sie liebender L. T.

[237.] An den Minister P. A. Stolypin Jassnaja Poljana, 26. Juli 1907.

Peter Akadjewitsch!

Ich schreibe Ihnen nicht als dem Minister, auch nicht als dem Sohne meines Freundes, ich schreibe Ihnen wie einem Bruder, wie einem Menschen, dessen Bestimmung, ob er das will oder nicht will, nur eine einzige ist: sein Leben in Einklang zu führen mit dem Willen, der ihn ins Leben schickte.

Die Angelegenheit, über die ich Ihnen schreibe, ist folgende:

Die Ursachen jener revolutionären Greuel, die jetzt in Russland vor sich gehen, haben sehr tiefe Wurzeln, eine davon aber, die naheliegendste, beruht in der Unzufriedenheit des Volkes mit der ungerechten Verteilung des Bodens.

Wenn die Revolutionäre aller Parteien Erfolg haben, so nur deshalb, weil sie sich auf diese bis zur Erbitterung fortschreitende Unzufriedenheit des Volkes stützen.

Beide, Revolutionäre und Regierung, sind sich dessen bewusst, leider haben sie aber bis jetzt nichts zur Entscheidung dieser Frage ausgedacht und vorgeschlagen, ausser grössten Dummheiten und Ungerechtigkeiten. Alle diese Massnahmen — von der sozialistischen Forderung, das ganze Land dem Volke zu geben, bis zum Verkauf von Staatsländereien durch die Bank an die Bauern, und gleichfalls die Auswanderungen — das alles sind entweder in der Luft schwebende Phantasien oder Palliative, denen der Nachteil anhaftet, dass sie die Erregung des Volkes nur dadurch verstärken, dass sie einerseits das Bestehen von Ungerechtigkeit zugeben, andererseits Massnahmen vorschlagen, welche die Ungerechtigkeit nicht beseitigen.

Zur Beruhigung des Volkes sind jetzt nicht solche Massnahmen nötig, welche den Bodenbesitz dieser oder jener Russen vermehren, die man Bauern nennt (so blickt man gewöhnlich auf diese Angelegenheit hin), man muss vielmehr eine uralte Ungerechtigkeit beseitigen.

Diese Ungerechtigkeit — sie ist durchaus gleich der zu meinen Lebzeiten beseitigten Ungerechtigkeit des Rechtes auf Menschenbesitz, der Leibeigenschaft, und widerstrebt ebenso den Grundgesetzen des Guten — diese Ungerechtigkeit, das sogenannte Recht auf Bodenbesitz, wird jetzt von allen Menschen der christlichen Welt empfunden, aber ganz besonders lebhaft von den Russen. Wenn auch nicht einzig und allein das Bewusstsein dieser Ungerechtigkeit die russische Revolution ins Leben rief, so erhält sie sich doch gerade durch diese dunkel empfundene und grösstenteils falsch verstandene Ungerechtigkeit lebendig und findet hier ihre Hauptkraft.

Diese Ungerechtigkeit beruht darin, dass ebenso wenig wie das Recht eines Menschen auf den Besitz eines anderen (die Sklaverei), das Recht eines Menschen (wer er auch sein mag, ob reich oder arm, ob Zar oder Bauer) darauf bestehen kann, Land als Eigentum zu besitzen.

Ob dieses jetzt anerkannt wird oder nicht, ob das in naher Zukunft verwirklicht wird oder nicht, jeder Mensch weiss und fühlt, dass die Erde nicht das Eigentum einzelner Menschen sein kann und darf — ganz ebenso wie damals, als die Sklaverei noch herrschte, ungeachtet des ganzen Alters dieser Einrichtung und ungeachtet aller Gesetze, welche die Sklaverei schützten, alle wussten, dass das nicht sein darf.

Ganz das gleiche ist jetzt der Fall mit dem persönlichen Eigentum an Grund und Boden.

Damit aber diese Neuordnung eintreten kann, muss man es tatsächlich vernichten und dieses Recht nicht von den einen Menschen auf die anderen übertragen, indem man einem ganz bestimmten Stande, den Bauern, nicht nur dieses Recht zuerkennt, vielmehr sie auch noch ermuntert, von diesem Recht Gebrauch zu machen — wie dies im Hinblick auf die Bauern geschieht. Für denjenigen, der diese Frage in ihrer wirklichen Bedeutung erfasst, muss es klar sein, dass das Recht selbst auf den geringsten Bodenteil, mag der Besitzer auch ein Kleinbauer sein, ebenso ungerecht und verbrecherisch ist, wie wenn ein Reicher oder der Zar eine Million Tagwerke besitzt. Und deshalb ist die Frage nicht die, wer den Boden besitzen soll und welchen Bodenteil, vielmehr, wie man das Recht auf Bodeneigentum beseitigen, und wie man es möglich machen kann, dass alle in gleicher Weise Anteil an ihm haben.

Eine solche Lösung der Bodenfrage in der Vernichtung des Rechts auf Eigentum, und in der Bestimmung, dass alle das gleiche Recht haben sollen, den Boden zu nutzen, ward längst schon klar und bestimmt ausgearbeitet durch die Lehre von Henri George.

Ich will sie Ihnen nicht auseinandersetzen. In allen Werken dieses hervorragenden Mannes ward sie in völliger Klarheit und mit unabweislicher Überzeugungskraft dargelegt, besonders kurz und deutlich in seinem Buch: „Social Problems“. Ich fürchte, wenn Sie das durchlesen, was ich Ihnen hier schreibe, werden Sie das sagen, was ich so oft gehört habe: „Ach, Henri George, den kenne ich.“ Sie werden das sagen und sich nicht nur keineswegs bemühen, das Wesen dieser Art der Bodenbefreiung kennen zu lernen und zu begreifen, Sie werden sich vielmehr unter dem Einfluss der so verbreiteten abfälligen Urteile über Henri George von seiten von Menschen, die ihn zwar nicht kennen, aber verneinen, gar nicht die Mühe geben, in das einzudringen, was ich Ihnen vorschlage, und in jene Art, diesen Vorschlag zu verwirklichen, welche von diesem Schriftsteller ausgearbeitet ward. Bitte

tun Sie das nicht, befreien Sie sich vielmehr auf einen kurzen Augenblick von den auf Ihnen lastenden Sorgen und Angelegenheiten, die mit Ihrer Lage verbunden sind, und bemühen Sie sich, nicht nach den Worten anderer, vielmehr aus eigenem Urteil sich mit der Lehre von George bekannt zu machen und denken Sie über das nach, was ich Ihnen vorschlage.

Würden Sie den Wunsch hegen, sich auf lebendigere Weise mit dieser Angelegenheit bekannt zu machen, so würde ich Ihnen raten, einen Freund von mir einzuladen (einen grossen Kenner, vielleicht den allerbesten in Europa, vor allem, was Henri George tat), mit Namen Nikolajew. Ich bin überzeugt, er wird sich nicht weigern, zu Ihnen zu fahren, um nach Massgabe seiner Kräfte dieses grosse Werk zu fördern.

Ich schlage Ihnen ein, seiner Wichtigkeit nach erhabenes, Werk vor. Verhalten Sie und die Regierung sich zu dieser Bodenfrage jetzt nicht so, dass Sie zu jämmerlichen Palliativen greifen, die zu gar nichts führen, vielmehr so, wie man es dem Wesen der Frage nach tun muss, d. h. so, dass Sie nicht irgend einen einzelnen Stand fördern oder den revolutionären Forderungen nachgeben wollen, vielmehr so, dass Sie den Wunsch hegen, eine von den ältesten Zeiten her bestehende Ungerechtigkeit auszugleichen, ohne daran zu denken, ob dies in Westeuropa bereits geschehen oder nicht geschehen ist — und dann werden Sie auf einmal, ich weiss zwar nicht, ob Sie die Revolution zur Ruhe bringen werden oder nicht — das kann niemand wissen — aber zweifellos wird einer von den hauptsächlichsten und begründetsten Anlässen, durch die die Erregung des Volkes hervorgerufen wird, den Revolutionären genommen sein.

Ich rate Ihnen das nicht in Hinsicht auf irgend welche staatlichen oder politischen Erwägungen, vielmehr in Hinsicht auf die wichtigste Sache auf der Welt: Um jene Feindschaft, Erbitterung, jenes sittliche Übel, welche jetzt ebenso die Revolutionäre wie die mit ihnen kämpfende Regierung in das Leben der Menschen tragen, wenn nicht zu vernichten, so wenigstens abzuschwächen.

Darüber, dass die ganze revolutionäre Erregung sich hält und stützt an die Unzufriedenheit der Bauern über die Verteilung des Landes, kann meiner Ansicht nach gar kein Zweifel bestehen. Ist dem aber so, und tut man nicht das, was diese Erregung besänftigen kann, indem man den Revolutionären den Boden unter den Füssen wegzieht, so ist das ganz so, als wenn man Wasser in den Händen trüge, das eine eben beginnende Feuersbrunst löschen könnte, und man es nicht ins Feuer giesst, vielmehr daneben, und sich mit etwas anderem beschäftigt.

Mir scheint, für einen energischen Menschen in Ihrer Lage ist das wohl möglich.

Beginnen Sie mit dieser Arbeit vor der Einberufung der Duma,

und die Duma wird Ihnen kein Feind sein, vielmehr ein Gehilfe. Gehilfen, nicht Feinde werden Ihnen auch alle besten Menschen sein, sowohl aus den gebildeten Schichten wie aus dem einfachen Volke.

Ich schreibe Ihnen, Peter Akadjewitsch, unter dem Drang des besten liebevollsten Gefühles zu dem auf einem falschen Wege stehenden Sohne meines Freundes.

Vor Ihnen liegen zwei Wege: entweder die Tätigkeit, die Sie bereits begannen, fortzuführen, d. h. nicht nur teilzunehmen an Verschickungen, Verurteilung zu Zuchthaus und Hinrichtungen, vielmehr sogar die Führung dabei zu übernehmen, und ohne Ihren Zweck zu erreichen, ein schlechtes Angedenken zu hinterlassen, vor allem aber Ihrer eigenen Seele Schaden zuzufügen — oder hierbei an die Spitze der europäischen Völker zu treten und die Ausrottung einer seit Urzeiten bestehenden, allen Völkern gemeinsamen, grossen und grausamen Ungerechtigkeit, dem Bodenbesitz, ein Ende zu machen, hiermit ein wahrhaft gutes Werk zu tun und durch das wirksamste Mittel, die Befriedigung der gerechten Wünsche des Volkes, es zu beruhigen, und damit jenen schrecklichen Missetaten ein Ende zu bereiten, die heute sowohl von seiten der Revolutionäre, wie von seiten der Regierung geschehen.

Denken Sie hierüber nach, Peter Akadjewitsch, überlegen Sie sich das. Wenn die Zeit einmal versäumt ist, kehrt sie schon nicht mehr zurück, und es bleibt nichts als Reue. Wenn aber auch nur eine Chance von Hunderten dafür besteht, dass Sie in dieser gewaltigen erhabenen Angelegenheit Erfolg haben werden, so sind Sie verpflichtet, damit den Anfang zu machen. Ich aber denke, dass im Gegenteil mehr Chancen für den Erfolg als für den Misserfolg sind. Beginnen Sie nur damit, und Sie werden sogleich sehen, dass sofort alle besten Menschen aller Parteien sich Ihnen anschliessen werden; mit Ihnen wird der ganze hundert Millionen zählende Bauernstand sein, der sich jetzt noch feindlich zu Ihnen verhält, und auf Ihrer Seite wird auch die mächtigste Kraft der öffentlichen Meinung sein. Wird aber diese Kraft auf Ihrer Seite sein, so wird sehr rasch ganz von selber jene wachsende Erbitterung und Verrohung des Volkes aufhören und sich verflüchtigen, die jetzt die Regierung so erfolglos zu unterdrücken bestrebt ist . . . .

Ich weiss, wenn Sie den hier vorgeschlagenen Weg wählen werden, stehen Ihnen grosse Schwierigkeiten bevor.

Alle diese Schwierigkeiten wird Ihnen aber das Bewusstsein leichter zu ertragen helfen, dass dasjenige, was Sie tun, Sie nicht für sich selber tun, nicht für Ihren Vorteil und auch nicht für Ihren Ruhm, vielmehr für Ihre Seele, für Gott. Gott helfe Ihnen, und ich bin überzeugt, er wird Ihnen helfen, wenn Sie sich hieran machen.

Leo Tolstoi.

Nachwort des Herausgebers und Übersetzers.

Der Herausgeber hat Tolstois Leben und Wirken ein jahrzehntelanges Studium gewidmet. In zwei grösseren Werken („Das heutige Russland". Eine Einführung an der Hand von Tolstois Leben und Wirken, Georg Müller, München 1915, sowie „Tolstois Meisterwerke", Georg Müller, München 1917) und in einer kleinen, die Hauptergebnisse dieser Bücher zusammenfassenden Schrift („Tolstoi und Wir". München 1920. Musarion-Verlag) behandelte er Tolstois Leben und Schaffen bis zu seiner Ende der siebziger Jahre erfolgenden religiösen Bekehrung. Einen Schlussband über Tolstois Prophetenzeit zu schreiben hielt und hält der Herausgeber bei dem geringen zeitlichen Abstand für verfrüht. Darum entschloss er sich zu einem Mittelweg: Tolstois Lehre in ihrer mildesten Form, als Briefe — zu bieten, ihn selber somit sprechen zu lassen in allem, was den Kern seiner Auffassung anbetrifft — und dabei nur leise — eben in der Form dieses Nachworts, auf die hier drohenden Klippen hinzuweisen.

Das Tragische auf dem religiösen Wege Tolstois beruht vornehmlich in seinem lebenslänglichen Befangensein in den falschen Elementen seiner Jugendbildung: Tolstoi hatte die russische Universität in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts besucht, d. h. zur Zeit des furchtbarsten geistigen Druckes, der jemals über dem russischen Bildungswesen gelegen hat. Hier — vor der verstümmelten, nur scheinbaren Wissenschaft — bildete sich sein bis an sein Lebensende beibehaltener Begriff von der Wissenschaft: als eines lediglich staatlichen Zwecken dienenden Werkzeuges zur Volksverdummung. Aber noch etwas anderes erblickte Tolstoi zeitlebens in der Wissenschaft: die materialistische Weltauffassung, d. h. diejenige naturwissenschaftliche Dogmatik, die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (d. h. derjenigen Zeit, in der Tolstoi die Lücken seiner Bildung auszufüllen bestrebt war) für die Summe der Weisheit gehalten wurde (nach B ü c h n e r, V o i g t und M o l e s c h o t t). Bis an sein Lebensende behauptete Tolstoi: das letzte Wort der Wissenschaft sei, dass die Welt aus kreisenden Atomen bestehe; und die Wissenschaftler seien überzeugt, endgültige Erklärungen für alle Lebenserscheinungen zu finden. Den Geisteswissenschaften stand Tolstoi auch noch darin verständnislos gegenüber, dass er von ihnen — wie von den exakten naturwissenschaftlichen Disziplinen — bedingungslos gültige, eindeutige Wahrheiten verlangte (die natürlich auch die Naturwissenschaft niemals zu geben vermag), während hier nur höchste Wahrscheinlichkeit, die freilich mit grösster Gewissenhaftigkeit erstrebt werden muss, das Endziel sein kann. Das alles ist deshalb hier so wichtig, weil damit die Rolle des Denkens im Dienste religiöser Welterklärung bei Tolstoi ihre Deutung findet. Und das nicht bloss, was die Denkart anbetrifft (man achte nur einmal auf sein beständiges Verwechseln von inneren und äusseren Gewissheiten), vielmehr auch den Denkinhalten nach. Das Verblüffendste in diesen Briefen ist doch wohl der Umstand, dass immer wieder der von Tolstoi sonst so verhöhnte Fortschritts- bzw. Entwicklungsglaube mithineinspielt: Tolstoi spricht mehrmals von dem geschichtlichen Wachstum des religiösen Bewusstseins der Menschheit. (In der Eiszeit habe das Gebot, man solle seinen Nächsten lieben, den Inhalt gehabt: man dürfe ihn nicht aufessen!) Er sagt, die Religion unterliege dem gleichen Entwicklungsgesetz wie alle anderen Lebenserscheinungen. Er verlangt, das sittliche Gebot müsse im Einklang stehen mit der jedesmaligen Entwicklungsstufe der Menschheit. Der hierin liegende Widerspruch zu der bedingungslosen Gültigkeit dieser Gebote entgeht ihm. (Ebenso der grosse praktische Widerspruch: Auf der einen Seite Evolution des religiösen Bewusstseins — auf der andern der durch alle Zeitalter als gleichbleibend behauptete Vergewaltigungscharakter des Staates.) — Und dabei glaubt sich Tolstoi noch gerade auf die bedingungslose Gültigkeit der Gottesgebote zu stützen — wenn er jede Offenbarung als eine geistig unmög-

liche Zumutung ablehnt (er spricht höhnend von dem Aberglauben: in einem kleinen asiatischen Völkchen könne Gott zur Offenbarung gelangt sein usw.). Das eigentliche (oder wie sollen wir sonst sagen?) christliche Erlebnis: Christus als religiöses Urphänomen entgeht ihm völlig. Ja, er hält diese Anschauung direkt für schädlich: „wenn erst einmal die Menschheit nicht mehr an alle Ormuzde, Buddhas und Christuse — als Gottesverkörperungen glaube — erst dann werde sie wirklich religiös werden.“ Wenn sich Tolstoi dabei immer wieder auf die allen Weisen der Menschheit gemeinsame Anschauung vom Religiösen beruft — auf eine Art Consensus omnium — so stammt auch dies aus der Aufklärungszeit. Tolstois Vernunftglauben — Tolstoi bestimmt übrigens niemals den Begriff Vernunft und versteht bald Gewissen, bald Verstand darunter — wurzelt dabei durchaus in der fortschrittlichen Überlieferung der russischen Intelligenz und geht auf das in den Juristenschulen Peters des Grossen gelehrte Naturrecht zurück. Auf diesen Vernunftglauben, der alle Menschen schliesslich aufgehen lässt in eine einzige mit der (bei allen gleichartigen) Vernunft begabte Menschheitsmasse, geht auch Tolstois verblüffendes Unverständnis für die menschliche Persönlichkeit zurück — die er nicht einzusehen vermag als sich selber bestimmend, wesenhaft einzigartig und jedem andern letzten Endes verschlossen. Tolstoi versteht vielmehr unter dem Persönlichen gerade das, was wir sonst nicht persönlich, vielmehr allzumenschlich nennen: So lehnt er einen persönlichen Gott ab, weil der dann zürnen und strafen müsse. Ja — weil Gott der Gott der Liebe sei, deshalb könne er nicht persönlich sein! Während für uns doch gerade die Liebe die höchstpersönliche Äusserung ist!

Das gleiche begriffliche Unvermögen erkennen wir aus Tolstois meisten Vorwürfen gegen die Kirche: er erklärt, der Glaube: der Mensch könne sich nicht selber vervollkommnen, sei der allerschädlichste Aberglauben — er ergeht sich dabei in masslosen Ausfällen gegen die Kirche — und dabei hat das niemand von kirchlicher Seite bestritten, es wird vielmehr nur behauptet (was Tolstoi ja selber an anderer Stelle zugibt), dass der Mensch nicht aus eigener Kraft, d. h. nicht hier auf Erden menschlich vollkommen werden könne. So kommt es denn mit Notwendigkeit dahin, dass Tolstoi im Namen der Selbstlosigkeit so gut wie jede Wirklichkeit verneint, und man sich bisweilen fragt, an welchem Material denn eigentlich die von ihm geforderte rastlose Selbstvervollkommnung eingeübt und wirksam werden soll? Man muss sich aber dem allem gegenüber stets vor Augen halten: Tolstois Lehre geht hervor aus der Abwehrstellung einer überempfindlichen Seele gegen unerträgliche Leiden, die in der Wirklichkeit (dazu ist Tolstoi Russe) beseitigt werden sollen. Der Mensch wird demnach auf seine moralische Natur beschränkt, ihm ein geistiges Wesen als solches, d. h. rein geistige Bedürfnisse einfach abgesprochen. Somit wird ein kosmischer Standpnukt die kosmische Fragestellung als solche, abgelehnt. Zu seinem Zweck — der Möglichkeit einer baldigen restlosen Erlösung, noch auf dieser Erde — kann Tolstoi kein irgendwie wirksames Beeinflusstwerden der Moralität eines Menschen anerkennen — und dadurch ist er selbstverständlich zur Sophistik gezwungen: er muss so oder so aus dem Glauben ein Wissen zu machen suchen. Um aber hierbei nicht in allzu unüberbrückbaren Gegensatz zur Wirklichkeit zu treten — war Tolstoi genötigt, primitivste Lebensverhältnisse als religiös geboten anzunehmen. Aber auch dabei geht es nicht ab, ohne dass er zweifellose Errungenschaften zur Selbsterhaltung des Menschen ablehnen muss: die Bakteriologie verhöhnt er, von der Medizin verlangt er als einzigen Fortschritt, dass sie sich selbst aufgeben soll, er erklärt die Tätigkeit der Ärzte an sich für schädlich, und erwartet als ersten Schritt zur Erlösung der Menschheit, dass die Menschen das Richten und das Heilen aufgeben werden (man beobachte die Zusammenstellung!).

Ward aber Tolstoi darauf aufmerksam gemacht, dass sich die Menschheit so doch offenbarster Mittel zur Selbsterhaltung — und damit auch zu ver-

längerter Möglichkeit Gott hier zu dienen — beraube — so nimmt er plötzlich eine andere Ausgangsstellung ein (in dem ewigen Wechsel seiner Ausgangsstellungen offenbart Tolstoi am peinlichsten, dass ihm eigentliche Denkerveranlagung abgeht); dann ist das plötzlich Gottes Sache — während Tolstoi doch sonst immer wieder allen Gottesdienst für Menschendienst erklärt! Er will trotz des allen ganz im allgemeinen die Wirklichkeit nicht einmal soweit gelten lassen, dass das bewusst geführte Leben eines Menschen zu sittlichem Wagnis wird: Tolstoi nimmt die aus dem Indischen übernommene Lehre von dem Uninteressiertseinmüssen an der eigenen Tat derart wörtlich, dass das bisweilen in reine Gefühlsseligkeit ausartet. („Ich gebe dem Bettler 15 Kopeken und es ist mir ganz gleichgültig, ob er sie vertrinkt".) Tolstoi will eben nicht wahr haben, dass gerade der Gewissenhafte letzte Anspannung seines Denkens nötig hat. (Dann wäre ja das Sittliche an etwas Nichtkinderleichtes geknüpft!)

Die Sophistik, zu der Tolstoi so notwendigerweise gelangt — weil er sein Denken nicht loslösen will von aus dringendsten Gefühlsbedürfnissen stammenden vorgefassten Meinungen — begeht er völlig aufrichtig, mit grösster Naivität, ja er wirft immer wieder seinen Gegnern Sophistik vor. Tatsächlich finden sich bei ihm aber alle sophistischen Schliche, die bereits die Antike so brandmarkte (Plato in Gorgias): so vor allem in den unleidlichen Zusammenstellungen von völlig Ungleichartigem (diese Unart macht uns einen grossen Teil seiner Lehrschriften ungeniessbar). Hier in diesen Briefen werden z. B. Dynamitattentate in eine Reihe gestellt mit persönlichem Eigentum; Zusammenraffung von Reichtum wird gleichgestellt mit Streben danach, eine Familie zu haben. Die Bakteriologie wird als unerlaubte Spezialwissenschaft koordiniert mit Strategie, Homiletik — freilich auch mit Kosmographie!

Eine weitere schon im Altertum berüchtigte sophistische Unart begeht Tolstoi darin, dass er immer wieder in der nicht zu billigenden Seite einer Einrichtung oder Erscheinung ihren Wesenskern anspricht — ohne sich jemals zu fragen, ob es sich nicht dabei ganz im Gegenteil um etwas Wesensfremdes, um eine nicht hingehörige Zutat handelt, um einen Missbrauch, ja um eine Karikatur! Z. B. der Staat ist ohne Morden nicht möglich. Er tut nichts anderes als vergewaltigen. Dass er aber auch verwaltet und sich darin — trotz aller Unvollkommenheit der zeitlichen Einrichtungen — grundsätzlich auf die Gleichberechtigung aller Staatsmitglieder gründet, dass der Staat mithin einen rein sittlichen Wesenskern hat, will Tolstoi nicht zugeben: Er kannte nur den zarischen, ausbeutenden Despotismus — das ist demnach der Staat. Verwaltungsarbeit ist lediglich müssiggängerische Ausbeutung des arbeitenden Volkes. Arbeit ist nur Handarbeit — hier ist die unselige Brücke zu der Weltgeissel: Marxismus.

Ebenso geht es der Kirche: weil sie den Staat nicht absolut ablehnt, trotzdem er Gewalt anwendet — rechtfertigt sie den Menschenmord. Derselbe Vorwurf trifft die Wissenschaft: weil einige ihrer Vertreter aus ihrer menschlichen Beschränktheit heraus die Todesstrafe verteidigen (die dabei als moralische Tat ausserhalb aller Wissenschaft steht, d. h. anzunehmen oder abzulehnen ist, wobei es ein müssiges Vergnügen bedeutet, zureichende Gründe aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit anzuführen).

Die Kunst — die nie etwas anderes gewesen ist als einer der dem Menschen gegebenen Wege, über das Wort hinaus und jenseits des Greifbaren in das Unendliche zu dringen: der Wortdeutung nicht mehr unterliegenden menschlichen Erlebnissen Deutung, Bewusstsein zu geben: seines Reichtums und damit seiner ganzen Verpflichtungen inne zu werden — ist für Tolstoi, weil sie, wie alles andere, missbraucht werden kann, Luxus der Reichen und dient lediglich dazu, die Lüste von Lustgreisen zu erregen!

Aber das Attentat auf die Geistigkeit des Menschen geht noch weiter — alles, was sich nicht rein mechanisch unterordnen lässt der wörtlichen Be-

folgung von Tolstois kinderleicht zu befolgenden fünf christlichen Geboten, wird entwertet: mechanisiert. Damit fällt die grosse Irrationale, die uns allein alle Hoffnung in diesem Leben aufrecht erhält. Es fällt der einzelne die Möglichkeit zu allen Wundern in sich tragende, durchaus einzigartige und jedem Mitmenschen letzten Endes verschlossene Mitmensch. Die menschliche Persönlichkeit ist für Tolstoi das Böse — das, was straft, sich rächt und vergewaltigt: man müsse die Persönlichkeit vergessen, wenn man Gott dienen will — während wir dagegen nur aus ihrem letzten und tiefsten Wesen heraus Gott dienen zu können uns bewusst sind!

Dann muss das Göttlichste an menschlicher Unerschöpflichkeit herhalten — die Mutterliebe. In seinen Lehrschriften nennt er sie einmal „viehisch", hier setzt er sie gleich der Liebe des Schusters zu seinem Stiefel!

Tolstoi ist übrigens durchaus nicht blind gegen seine Irrtümer und Übertreibungen, so nebenbei widerlegt er sie alle, er ist nur ausserstande, grundsätzlichen Irrtum bei sich anzunehmen, und so entgeht ihm der eigentliche Sinn der Demut. Dabei wirkt Tolstoi niemals überzeugender als da, wo er den Missbrauch seiner Lehre durch die Anhänger der gewaltsamen Revolution oder im Dienste des Klassenhasses bekämpft. (Diese Sammlung enthält dafür mehrere grossartige Belege.) Freilich wendet er sich hier zum Teil gegen sich selber — und er ist niemals grossartiger als wenn er das tut —: Denn man kann nicht Gewaltlosigkeit predigen, wenn man den Menschen für schuldig erklärt (und dazu noch an über ihn herrschenden, von ihm selber nicht geschaffenen Einrichtungen, deren sachlich gegebene üble Folgen dem Einzelmenschen als persönliche Schuld angerechnet werden). So hat sich denn Tolstoi sein Leben lang über die eigentliche Wirkung seiner Schriften getäuscht: ganze Seiten davon sind in Kampfbroschüren des gewalttätigen Sozialismus übergegangen, und es muss leider zugegeben werden, dass die dort gezogenen Schlüsse besser zu ihnen passen als Tolstois schliesslicher Aufruf zur Gewaltlosigkeit.

Trotz dem allen bleibt das grosse Beispiel eines Menschen, der die wichtigste Aufgabe des Menschen, seine Auseinandersetzung mit Gott und in ihm mit allen Mitmenschen in restloser Aufrichtigkeit unter grössten Opfern, und auf jede Ruhe verzichtend bis in sein höchstes Alter hinein unentwegt erfüllte, und damit in einzigartig eindringlicher Weise den Weg wies, wie wir aus den Wirren der Zeit herauskommen: und bei solchen Endzielen sind selbst alle Fehler und Irrtümer noch Lehren — haben sie Anspruch auf letzte geistige Erfassung und Nachprüfung.

Alles in allem genommen glaubte der Herausgeber, den Nöten der Zeit zu dienen, wenn er in dem Auswählen und der Verdeutschung der religiösen Briefe eines unbedingt aufrichtigen, von jeder Menschenfurcht freien und zu den letzten Opfern jederzeit entschlossenen Gottsuchers, wie das zweifellos Tolstoi war, das Vorbild, besser gesagt das ausgefüllte Schema, gibt für eine selbständige Auseinandersetzung mit den letzten Fragen nach unserer Stellung zu uns selber und zum All und nach den letzten Gewissheiten, die wir als Forderungen hierbei erleben. Damit ist die Stellung des Herausgebers zu dem Inhalt dieser Briefe bereits gegeben: Alles soll durchaus kritisch hingenommen werden, im Wesentlichen den Inhalt und Umfang der in Betracht kommenden Fragen verdeutlichen, und gleichzeitig damit soll durch den heiligen Ernst, der diese Auseinanderetzung mit Gott und dem Nächsten beseelt — Seele und Geist des Lesers in Hinsicht auf die berührten Gedankenkreise in tiefer und nachhaltiger Bewegung gehalten werden.

Pasing, Weihnachten 1922. Karl Nötzel.

Verzeichnis der religiösen Briefe Tolstois.

Von 1859—1910.

1—9. An die Gräfin A. A. Tolstoi.

1872.

10. An A. A. Fet.

1873.

11. An T. A. Kusminskaja.
12. An N. N. Strachoff.

1878.

13. An N. N. Strachoff.

1882.

14. An M. A. Engelhart.

1885.

15. An den Bauer T. M. Bondareff.
16. An einen Franzosen.

1886.

17. An Frei.
18. An einen Revolutionär.

1887.

19. An E. J. Popoff.
20. An N. E. Obolenski.

1888.

21. An E. J. Popoff.
22. An J. B. Feinermann.
23. An L. E. Obolenski.
24. An E. J. Popoff.

1889.

25. An N. N. Ge.
26. An N. N. Ge.
27. An E. J. Popoff.
28. An E. J. Popoff.
29. An Frau L. Ph. Annenkoff.
30. An M. A. Nowoseloff.
31. An J. G.
32. An M. A. Nowoseloff.

1890.

33. An E. J. Popoff.
34. An E. J. Popoff.
35. An E. J. Popoff.
36. An W. W. Rachmanoff.
37. An L. Ph. Annenkoff.
38. An E. J. Popoff.
39. An L. Ph. Annenkoff.
40. An X.

1891.

41. An J. B. Feinermann.
42. An W. W. Rachmanoff.
43. An E. J. Popoff.
44. An E. J. Popoff.
45. An E. J. Popoff.
46. An W. Rachmanoff.
47. An J. B. Feinermann.
48. An N. Ge.
49. An N. N. Ge.
50. An E. J. Popoff.
51. An J. B. Feinermann.

1892.

52. An L W. A.
53. An J. B. Feinermann.
54. An L. E. Obolenski.
55. An N. N. Ge.

1893.

56. An E. J. Popoff.
57. An E. J. Grot.
58. An N. N. Ge.
59. An J. B. Feinermann.

1894.

60. An Herrn N. N.
61. An E J. Popoff.
62. An Frau L. Ph. Annenkoffa.
63. An E. J. Popoff.
64. An E. J. Popoff.
65. An N. J. Grot.
66. An den Herausgeber einer Englischen Zeitung.

1895.

67. An D. P. Makowizki.
68. An Frau L. Ph. Annenkoffa.
69. An D. P. Makowizki.
70. An D. P. Makowizki.
71. An den Polen Ursin.
72. An E. J. Popoff.
73. An A. Schkarwan.
74. An T. W. Werigin.
75. An A. Schkarwan.

1896.

76. An den Amerikaner Crosbee.
77. An den Redakteur einer Deutschen Zeitschrift.
78. An M. A. Sopotzko.
79. An W. W. Rachmanoff.

1909.

1910.

234—237. An Zaren und Minister.

Auf den umstehenden vier Seiten ist ein Einblick in die Veröffentlichungen des Gemeinschafts-Verlages Sannerz gegeben, in dem die vorliegenden Briefe „Religiöse Briefe Tolstois“ erschienen sind.

LEO TOLSTOI. RELIGIÖSE BRIEFE. Kart. 10.— M. / Halbleinen 12.— M. / Halbperg. in Leinen 24.— M. / Übersetzt und herausgegeben von Karl Nötzel mit einem Holzschnitt von Karl Mahr / Der Umschlag des grössten Teils der Auflage ist von Karl Mahr / Die fünfzig gezählten Exemplare auf holzfreiem Papier haben einen Originalabzug des Holzschnittes (Tolstoikopf) von Karl Mahr und die Umschlagzeichnung des Offenbacher Schreibers Rudolf Koch in Halbpergament / Nach dem bis heute russisch vorliegenden Briefmaterial Tolstois vollständig / Die grosse Mehrzahl der Briefe ist noch nicht in deutscher Sprache erschienen / Die mangelhafte Übersetzung der früher veröffentlichten Briefe fordert dringend diese neue klärende Übertragung.

EIN DEUTSCHER HEILIGER IN RUSSLAND — FRIEDRICH HAAS. Von Karl Nötzel / 2.— M. / Ein Vorkämpfer der Menschenliebe gegen das russische und sibirische Gefängniswesen / Entschiedenster Kampf gegen Zwang, ohne Gewalt zu gebrauchen / Die Lebensarbeit eines Arztes, der Mensch war, Wegweisung deutscher Gründlichkeit und Gläubigkeit.

MITTERNACHT. Ein Spiel von Menschen, Marionetten und Geistern von Berta Lask / 2.— M. / Die Umschlagzeichnung (Kain und Abel) als Sinnbild dieser Dichtung ist von Karl Mahr / Ein Revolutions-Drama als Verkündigung gewaltloser Gerechtigkeit und Wahrheit / Erschütternde Bilder und Gesichte aus heutiger Wirklichkeit.

DER WEG IN DIE ZUKUNFT. Dichtung für Sprechchor von Berta Lask / 0.25 M. / Diese neue Dichtungsart als wirksamster Ausdruck der Volkssehnsucht nach Friede und Recht und Liebe / Die Stimme von oben in dem Chor der Denker, der Krieger, der Frauen, der Jugendlichen und der Knaben aus Fabriken und aus dem Erdinnern.

DAS GOLDENE KALB. Eine Tragödie in fünf Verwandlungen von Reinhold Zickel / 2.— M. / Die Umschlagzeichnung (Moseskopf) entwarf nach seinem Holzschnitt Conrad Ehlert / Der uralte Kampf Mammons gegen Gott in ekstatischer Steigerung / Das Ringen der hinaufhebenden und der herabziehenden Frau / Die Tragödie des Moses und sein Zeugnis von Gott im Kampf mit dem Götzendienst des Volkes.

DER SCHACHT. Ein Drama in drei Aufzügen von Reinhold Zickel / 2.— M. / Den Buchtitel mit der Gestalt des jugendlichen Kämpfers zeichnete Karl Mahr / Der Kampf der sich befreienden Jugend gegen den schwer belasteten religiösen Ernst der älteren Generation — als Kampf um Gott.

LEGENDEN. Alte Erzählungen in der Dichtung unserer Zeit / Pappb. 1.50 M. / In Leinen mit Gold 3.— M. / Eine Besinnung auf die Wurzeln des Seins in dichterischen Bildern der tätigen Liebe: in Beiträgen von B. v. Münchhausen / Karl Röttger / Anton Doerfler / Wilhelm Schäfer / Helene Christaller / Ludwig Finckh / Hans Thoma / Wilhelm Fischer / Martin Buber / Fritz Schloss / Hans Franck / Selma Lagerlöf / Karl Gjellerup / In gemeinsamer Arbeit mit der Neuwerk-Gemeinschaft Sonnherz von Fritz Schloss und herausgegeben mit Scherenschnitten von Hannchen Hönig und Bildern von Matthäus Schiestl und Hans Thoma.

FUNKEN

Eine Schriften-Reihe, herausgegeben von der Neuwerk-Gemeinschaft Sonnherz und ihren Freunden im Gemeinschafts-Verlag Sannerz. Mit Umschlagzeichnungen von Karl Mahr, Rudolf Koch und F. H. Ehmke.

GEGEN KRIEG UND BLUT

Bekämpfung des Militarismus, der Kriegsstimmung und des revolutionären Blutvergiessens im Namen des zukünftigen Christusreiches. Sinn und Bedeutung der heutigen Friedensbewegung. Die Jesus-Jüngerschaft.

GEGEN RASSENHASS UND JUDENHETZE

Der Sieg über den Antisemitismus und die Menschenverachtung, durch das Vertrauen auf die Gottessaat und den Gottesruf in allen Menschen. Tatsachen und Gründe der heutigen Verhetzung.

UM UNSERE KINDER

Aufruf zur praktischen Hilfe gegen das Elend der Kinder, ihre Unterernährung und ihre Verwahrlosung. Die persönliche und öffentliche Schuld aller an den Kindern. Das sofortige Eingreifen.

DIE KINDER-GEMEINDE

Bekenntnis zur freien Erweckung des Christusgewissens und der Begabung und der Verantwortlichkeit in der Kinderschar, als freier sich selbst leitender Gemeinde. Der Ruf nach Erziehern der Freiheit und der Kraft.

HAUS UND BROT FÜR ALLE

Gegen Wohnungsqual und Unterernährung durch Arbeit für alle. Untersuchung der heutigen Wohnungsnot und ihrer Ursachen. Vorschläge zur Abhilfe durch äusserste Einschränkung der grösseren Wohnungen und durch Bauen neuer Häuser auf allgemeine Kosten.

AUF ZUR GRUND- UND BODENREVOLUTION

Land, Feld und Acker als Eigentum aller in intensivster Bewirtschaftung. Enteignung des Grossgrundbesitzes. Freie Lehrkurse für Landwirtschaft.

GIFT WEG

Beseitigung des Alkohols aus dem öffentlichen Leben. Überwindung aller Volksgifte durch Gesundung des Volkes. Die Beispiele der Alkoholbefreiung in Amerika, Skandinavien und anderer Länder.

GEGEN ALLE SKLAVEREI

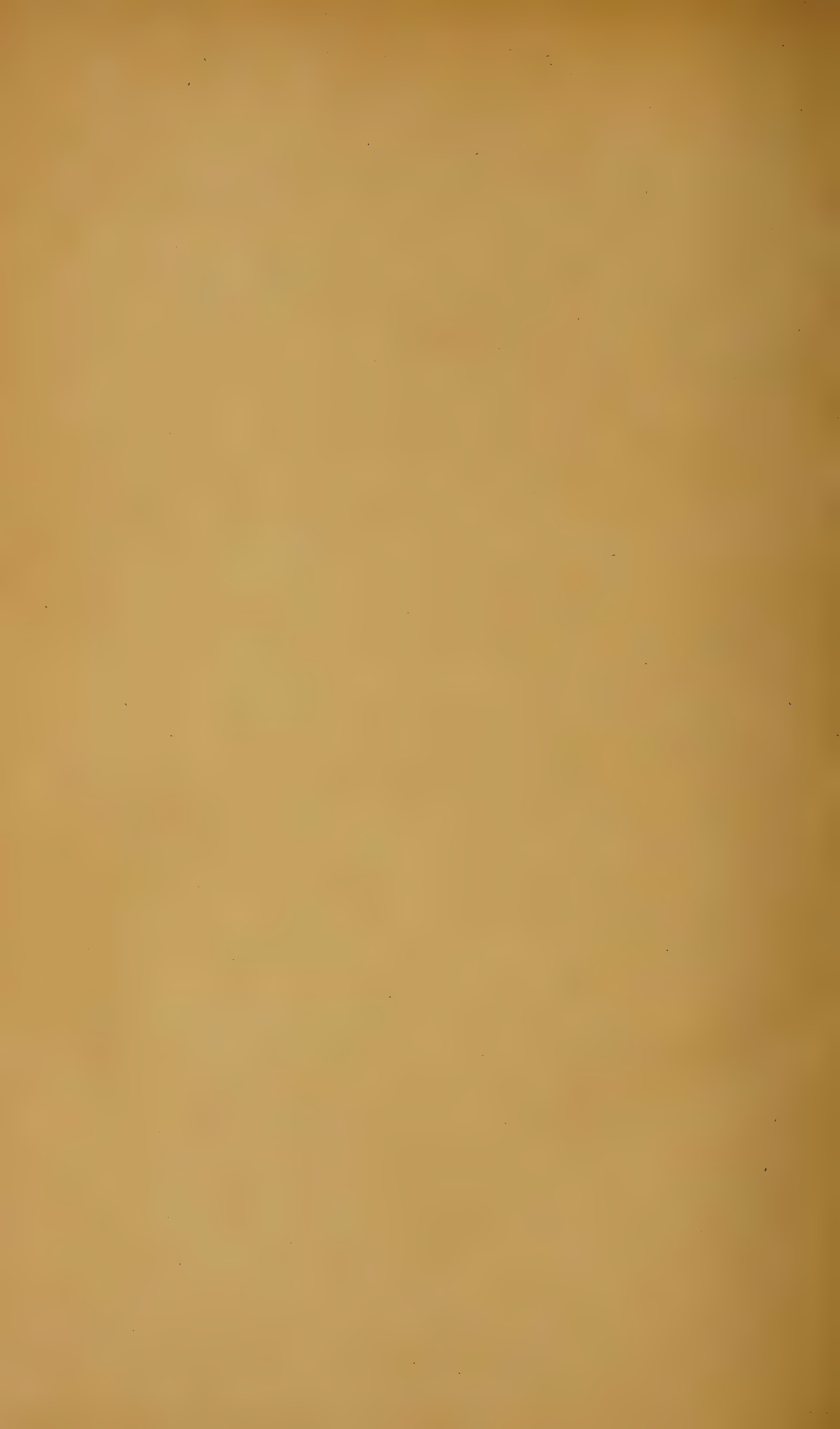
Der Kampf um die Freiheit und die unabhängige Bestimmung des Gewissens auch in äusseren Verhältnissen des Lebens, gegen kriegerische, politische, militärische, staatliche, wirtschaftliche und berufliche Unterdrückung.

GEGEN KASERNIERUNG UND PROSTITUTION

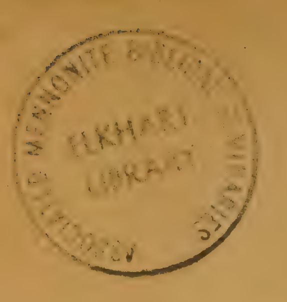
Die kulturlose Wohnungsenge als Schmutzquelle der Entwürdigung der Leiber. Die verborgene Ursache der Verkäuflichkeit und Entartung der Körper. Der Irrwahn aller Zwangsmassnahmen gegen diese dunklen Unterströme.

DER GOTT MAMMON

Enthüllung der Urwurzel aller Bosheit, des Besitzwillens und seiner teuflischen Steigerung in Gross-Kapitalismus und Wucher. Die jetzige Krisis des Weltkapitalismus als Stunde der Einsicht und der Umkehr.






ELKHART
LIBRARY

